SEMINARIUM SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
CONDITUM AD 1916
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit.

II. Jahrgang. 1908.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1908.

V. 2
1908

75358

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen.

Seite

P. Wernle: Wir heißen Euch hoffen 1
L. Ragaz: Von der Erlösung der Arbeit 33, 65
Josephine E. Butler: Menschen von morgen 129
R. Liechtenhan: Natürlichkeit und höhere Natur 193
Dr. Joh. Müller: Zwei Briefe 219

II. Religiöse Probleme.

R. Liechtenhan: Wie offenbart Jesus den Vater? 6
„ Von den heidnischen Religionen 85
B. Hartmann: Religiöser Freisinn 130
R. Liechtenhan: Gottes Heimkehr (Geschichte eines Glaubens von R. Kabisch) 246
B. Hartmann: Revolution oder Reformation? (Die Revolution des Christentums von H. Kutter) 299
L. Ragaz: Die Menschwerdung Gottes. Eine Weihnachtsbetrachtung . . . 354
B. Hartmann: Heidenmission 359
R. Liechtenhan: Gleichnisse und Symbole 367

III. Ethische Fragen.

R. Ragaz: Nachfolge Pestalozzis 13, 46, 113
K. W. Kambli: Zur Sittlichkeitsfrage 37
O. Lauterburg: Der Streik 196
L. Koehler: Der nächste Schritt 241
R. Liechtenhan: Sind wir verantwortlich? 257
L. Koehler: Persönlichkeit 274
L. Ragaz: Der Sozialismus und die persönliche Freiheit 266, 304
R. Liechtenhan: Recht und Sittlichkeit 321

IV. Apologetisches, Weltanschauung.

P. Häberlin: Leib und Seele 97
„ Zur Entwicklungslehre 225

V. Historisches, Biographisches.

Seite

R. Liechtenhan: Entdeckungsfahrten im Lande der Armut 57
L. Ragaz: Konrad Furrer † 155
B. Hartmann: Tolstoi 234, 277
O. Huppert: Pius X. und der Modernismus 340
R. Liechtenhan: Das Urchristentum und die untern Schichten 375

VI. Kirchliches.

A. Barth: Ein Katholik über seine Kirche und Religion 27
F. Manatschal: Staat und Kirche in Graubünden 51
F. W. Klaßen: Was ist von der innern Mission zu halten? 150
A. Keller: Die Kirchenorganisation in Genf 170
J. Schneider: Monistische Sekten 183
P. Wernle: Von unsern kirchlichen Parteien und dem letzten Wahlkampf in Basel 289

VII. Pädagogisches.

A. Barth: Die Schule in unserer Demokratie 71
R. Liechtenhan: Zur Schulreform 121
A. Barth: F. W. Foerster 134
F. W. Foerster: Entgegnung 177
B. Hartmann: Konfessionsloser Religionsunterricht 313
M. Jéquier de Montet: Eltern und Kinder 345

VIII. Soziales.

Frau D. S. und Ph. Hasfinger: Zwei Stimmen über Sozialismus, Arbeiter und Pfarrer 22
M. T. Schaffner: Die Frau und die neue Versicherungsvorlage . . 80, 106
Strähl-Imhoof und R. Liechtenhan: Zum sozialistischen Pfarrer 92
M. T. Schaffner: Die Heimarbeit 161
Es war einmal oder was ein liberaler Staatsmann (F. Bernet) vor 40 Jahren über die Arbeiterbewegung sagte 186, 214
O. Lauterburg: Die soziale Käuferliga 216
L. Ragaz: Der christliche Arbeiter und die Arbeiterbewegung 251
E. Tischhauser: Christentum und Klassenkampf 330

IX. Gedichte.

G. Bohnenblust: Individuation 183
A. Tennyson (übersetzt von Dr. H. Byland): Durch die Brandung 313
H. Luther: Am Abend vor Allerheiligen 340
Nach Tauler: Es kommt ein Schiff 353
G. Bohnenblust: Nach der Schöpfung 366
G. Bohnenblust: Mut 366

X. Lesefrüchte.

Seite

Seite 29, 125, 219, 318, 320, 384.

XI. Umschau.

Kann der Pfarrer auch Mensch sein? 30
Auch eine soziale Arbeit 30
Hans Wegener: Wir jungen Männer 63
Geschworenengericht 95
Die einzige Religion 126
Zum Kampf gegen den Alkoholismus in der Arbeiterschaft 157
Die religiös-soziale Konferenz 158
Sehende Menschen 159
Absinthinitiative 189, 255
Immoralitäts-Fexerei 189
Eine tendenziöse Phrase 190
Grundlinien eines Reformplanes der Volkserziehung 222
Schulzeugnis 223
Der Fall Wassilieff 253
Deutsche Trinksitten in amerikanischer Beleuchtung 286
Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat 287
Zur Basler Pfarrwahl 319
Zustände am Kongo 348
Recht und Sittlichkeit 349
Aus der anglikanischen Kirche 349
Soziale Religion 349
Anwachsen des Eisenbahnnetzes 350
Aus Konstantinopel 350
Verteilung von Bibelteilen an die Soldaten 379
Unser deutsches Nachbarvolk 380
Die Stellung des freien Protestantismus zur Sozialpolitik 380
Die religiös-sozialen Pfarrer 381

XII. Vom Büchertisch.

König, Zwischen Kopf und Seele (R.) 31
Schweizer Heim-Kalender (R.) 32
Gschwind (Peregrinus): Lebenserinnerungen (L.) 63
Baars, Vorträge (L.) 64
Spanuth, Monatsblätter für den evang. Religionsunterricht (B. H.) . . . 95
Merx, Die Bücher Mose und Josua (L. K.) 127
Karpenter, Die Schöpfung als Kunstwerk (O. Huppert) 191
Wernle, Joh. Hinr. Wichern (A. B.) 191
Religiös-soziale Litteratur (R.) 192
Im Kampf des Glaubens (L.) 224
Philosophische Bibliothek (P. H.) 255
Flatt, Der Unterricht im Freien auf der höhern Schulstufe (R.) 256

Seite

Oeser, Zweistimmen (B. H.) 287
Kautzsch, Die heilige Schrift des Alten Testamentes (A. B.) 288
Ragaz, Gottesdienst und Parteidienst (E. T.) 320
Jülicher, Paulus und Jesus (L.) 351
Holl, Modernismus (L.) 351
Becker, Christentum und Islam (L.) 351
Schmiedel, Richard Wagners religiöse Weltanschauung (L.) 351
Mehlhorn, Die Blütezeit der deutschen Mystik (L.) 351
R. Liechtenhan, Soziale Religion (L. R.) 380
L. Ragaz, „Dein Reich komme" (L.) 381
Morgenandachten (L.) 381
W. Herrmann, Offenbarung und Wunder (L.) 381
J. Wendland, Monismus in alter und neuer Zeit (L. R.) 382
Joh. Hauri, Die Welträtsel und ihre Lösung (B. H.) 382
H. Bauer, Manneswürde und Mädchenehre (L.) 383
H. Luther, Gottesgaben (L.) 384

XIII. Berichtigungen.

Seite 320, 384.

XIV. Redaktionelle Mitteilungen.

Seite 32, 160, 192, 224, 288, 352 384.

XV. Anzeigen.

Seite 127.

Wir heissen Euch hoffen!

Die Hoffnung Jesu auf ein Gottesreich auf Erden ist einem großen Teil der Christenheit lange Jahrhunderte entschwunden gewesen und fängt jetzt an, ihnen wieder aufzugehen wie ein neues großes Licht. Die alte Orthodoxie hatte ihr ganz den Abschied gegeben, sang ihre Lieder vom Jenseits und von der Auferstehung und erwartete für diese Erde nichts als den Antichrist mit der Entfesselung alles Bösen und hernach den lieben jüngsten Tag. Der Pietismus hatte wohl wieder Reichsgotteshoffnung und Reichsgottesarbeit gebracht, aber er dachte dabei an die Bekehrung der Heiden und Juden zum christlichen Glauben und an ein geistliches Wirken und Erleben im Gegensatz zum Natürlichen und zur Welt. Da ist es wieder unter uns wie eine neue Offenbarung geworden, als wir in den alten Evangelien lasen, welche gewaltige Hoffnung für diese Erde Jesus selbst erfüllt hat. Wunderbar freilich sah das Gottesreich aus, wie er es erwartete: Die auferstandenen Gerechten, ja die Engel und Gott selbst sollten sich darin zusammenfinden, der Tod würde nicht mehr sein, auch kein Leid und keine Sünde, und wunderbar hat er sich auch das Kommen dieses Reiches vorgestellt: durch furchtbare Katastrophen und eine allgemeine Weltverwandlung würde es hereinbrechen. Aber im Mittelpunkt seiner Sehnsucht stand ein einfaches, allen Menschen verständliches, alle erhebendes Ziel: die völlige Herrschaft Gottes und des Guten in unsern Menschenherzen und menschlichen Verhältnissen auf dieser Erde, in die uns Gottes Schöpferwille gestellt hat.

Ich weiß wohl, welches Heer von Bedenken, Zweifeln, Fragen in uns lebendig wird, sobald jemand heute uns vom Reich Gottes auf Erden spricht. Wir sagen uns in strenger Ehrlichkeit, daß erstens dies Gottesreich, wie Jesus es in nächster Nähe erhoffte, nicht kam, bis heute nicht gekommen ist, daß zweitens sein Wunderglaube unsrer Erkenntnis aller Gesetze und Bedingungen des irdischen Lebens Unmögliches zumutet, daß drittens ein Menschenleben ohne Leid und Tod und wenigstens ohne Kampf mit dem Bösen über unsere

Fassungskraft geht, daß viertens — das sagt sich jeder, der real von Menschen denkt — an eine reine Herrschaft des Guten schon deshalb nicht zu denken ist, weil mit jedem neuen Menschenkind erfahrungsmäßig Böses, Sinnliches und Selbstisches zur Welt kommt. Wohl kennen wir eine Reihe überzeugter Christen, die sich über alle diese Bedenken kühnlich hinwegsetzen und sie auf die Rechnung unseres Unglaubens setzen. Aber diese Christen imponieren uns nicht, weil sie nicht sehen und hören, was Gott durch die Wirklichkeit seit den Tagen Jesu zu uns geredet hat. Wenn wir uns nicht selber täuschen wollen, so müssen wir sagen: so, wie Jesus das Gottesreich erwartet hat, als ein ganz Wunderbares und Absolutes, das doch auf dieser Erde sich verwirklichen soll, können wir es heute nicht mehr erhoffen, selbst wenn wir wollten.

Aber das heißt nicht, daß wir die Gottesreichshoffnung Jesu für diese Erde aufgeben und uns nun, wie das alte Christentum tat, an der Erde verzweifelnd, dem Himmel zuwenden. Das mögen frühere Geschlechter gekonnt haben. Heute *kann* das nicht, wer Jesus kennt. Wenn etwas klar an seiner Gottesreichsbotschaft ist, so ist es dies, daß diese Erde, der Schauplatz unserer Arbeit, unsres Kampfes, unsrer Siege und Niederlagen *Gott gehören* soll, daß in diesem Chaos der Kräfte, diesem verwirrenden und betäubenden Zusammenprall von Sinn und Unsinn, Gut und Böse, Zufall und Notwendigkeit Gottes starker Liebeswille die Oberhand über alles behalten soll. Der Himmel Gott und diese Erde dem Teufel, dem Schicksal, dem Naturgesetz? — Das *kann* nicht glauben, wer zu Gott nur einmal wenigstens die Bitte „Dein Reich komme“ mit Verstand gebetet hat. Es will uns nicht in den Sinn, daß dies ganze irdische Leben und Wirken *nur* Vorübung auf ein himmlisches Dasein sein soll; wir glauben, daß ein tieferer Sinn in der Geschichte liege, ein Aufsteigen der Menschheit, nicht gradlinig, wie naiver Fortschrittsjubel es denkt, aber doch nach einem uns selbst verborgenen Plan Gottes und wir glauben das Ziel dieses Plans zu kennen, eine neue Menschheit wie sie in Jesus uns aufgeleuchtet ist, nicht durch ein plötzliches Wunder geschaffen, aber in harter geduldiger, jahrtausendlanger Arbeit Gottes und der Menschen dem rohen widerstrebenden Stoff abgerungen, in den doch die göttliche Anlage hineingelegt ist. Es ist das schlichter Glaube, der sich niemals beweisen läßt, der wider den Schein von verwirrenden Tatsachen der Oberfläche und des Augenblicks geht wie jeder rechte Glaube. Gleichwohl entbehrt er nicht der Gründe, er hat auch seine Tatsachen auf seiner Seite, für die er nur offenes Auge verlangt. Zwei dieser Gründe seien hier genannt: Der eine ist die *christliche Kirche*, die trotz allem und allem, was an ihr auszusetzen ist, in der ganzen Welt das Bild Jesu, damit aber auch seine Hoffnung und seinen Mut ausgebreitet hat, sodaß an ihrem Jesus die ganze von der Kirche umfaßte Menschheit das Hoffen und das Arbeiten auf Hoffnung lernen kann und muß, sodaß es überall nur eines Appells an diesen Jesus-

glauben und eines Ernstmachens mit Jesus bedarf, wenn in der ganzen Christenheit ein neues Vorwärts auferstehen soll. Der andere Grund ist die von der Kirche entfremdete, ihr feindliche Welt; die zum teil im Gegensatz zur Kirche sich just in das Erbe der Hoffnung Jesu gesetzt hat, so heute in der sozialistischen Bewegung, zum teil dagegen, wo sie diese Hoffnung abgeschüttelt hat im entschlossenen ausschließlichen Augenblicks- und Gegenwartsgenuß, gerade auf dem Wege ist, uns die Unerläßlichkeit einer starken großen Hoffnung durch ihre eigene Verödung und Versumpfung zu demonstrieren. Aber wozu bedarf es überhaupt der Aufzählung der Gründe! Wer unter den Jüngeren unter uns hat es nicht erlebt, daß wir in einer Zeit neuer Hoffnung stehen, daß ein neuer Lebenshauch stürmisch, wie die Frühlingswinde, über uns gekommen ist. Es ist nicht überall, oft nicht von ferne Reichsgotteshoffnung im Sinne Jesu, was so keck und laut an unsere Fenster pocht. Es ist oft nur eine verworrene Ahnung, daß ein Neues, Größeres in der Menschheit durchbrechen will, daß Gott nicht umfaßt ist im alten heiligen Buch und in der alten heiligen Geschichte, sondern daß er heute lebt und zu uns reden will. Wer Jesus kennt und liebt, der freut sich darüber, denn er sieht in solchem gegenwärtigen Lauschen auf das Kommende die Vorbedingung für ein neues Eingehen in den vorwärts treibenden Gotteswillen, die Bereitsamkeit zur Arbeit für das Gottesreich, die ohne ein tapferes und frohes Vorwärtsschauen der Größe des ihr begegnenden Widerstandes einfach nicht gewachsen ist.

Weil aber ein solches Erwachen der Hoffnung durch unsere Zeit geht, darum soll uns gerade die Art der Hoffnung Jesu wichtig sein. In solchen Zeiten wie der unsrigen geht viel unter dem Namen der Hoffnung herum, das uns auf den ersten Blick überaus liebenswürdig anmutet und doch nicht viel mehr ist als eine flüchtige träumerische Schwärmerei, welche die erste Enttäuschung aus dem Feld schlägt. Glaubten wir zuerst darin Verständnis, Bundesgenossenschaft und eigene Kräftigung zu finden, so zerstiebt sie im ersten härtern Strauß von unsrer Seite und läßt uns selbst schwächer, verzagter zurück, als wir, allein auf Gott und uns gestellt, gewesen wären.

Die Evangelien erzählen uns, daß auch Jesus Augenblicke schwärmerischer Hoffnung erlebt hat. Er glaubte einmal, daß in seinen Heilungen Geisteskranker, die für ihn lauter Siege über die Dämonen bedeuteten, das Gottesreich real auf Erden angebrochen sei. Ein anderes Mal sah er den Satan wie einen Blitz vom Himmel herabfallen; seine Herrschaft schien für immer gebrochen. Und den Boten des Johannes, die ihn fragten, ob er der kommende Erlöser sei, gab er die Antwort durch den Verweis auf seinen Erfolg: Blinde sehen, Lahme gehen; seht Ihr nicht, wie das Reich der Wunder begonnen hat? Diese Worte Jesu, so kühn sie klingen, sind uns doch menschlich überaus verständlich; wer so die Geister durch seine Liebe und sein Vertrauen bezwang, dem mußte es vorkommen, als breche die Macht

des Bösen durch sein Wort zusammen und lasse sich der Himmel auf Erden nieder. So war es wieder, als durch Cromwells Heerscharen die „Heiligen“ Englands mit einem Mal aus Erniedrigung und Verfolgung an die Spitze der englischen Weltmacht erhoben wurden, so war es, als in des alten Blumhardts Gemeinde sich Christus an einer Geisteskranken als Sieger erwies und durch das ganze Dorf eine neue Geistesausgießung ging. Und so glaubt heute mancher, der in der sozialen Bewegung Gottes Sache erkennt, in diesem und jenem Fortschritt des sozialen Empfindens und der sozialen Gesetzgebung etwas von einem Anbruch des Gottesreiches in unserer Zeit erleben zu dürfen.

Das Beispiel Jesu verbietet uns, solche überschwenglichen Hoffnungen in unsrer und andrer Zeit leichthin zu verurteilen; aus großem Glauben an Gott herausgeboren, verdienen sie unsre Sympathie. Allein hätte Jesus nichts als diese hochgespannte Hoffnung gehabt, sein Lebenswerk wäre zusammengebrochen, sobald der Fortgang der Geschichte ihn davon belehrt hätte, daß das Gottesreich so rasch, so auf einmal nicht gekommen ist. In Wirklichkeit besteht die Stärke Jesu gerade darin, daß er den Widerstand des Bösen und die unaufhörlichen Enttäuschungen, die dieser der Hoffnung bereitet, ganz klar erkannt, und dennoch gehofft hat.

Alle seine Reden sind durchzogen von dunkeln, fast schwermütigen Prophezeiungen. Er gab sich über die Art seiner jüdischen Landsleute keiner Täuschung hin; sie gleichen eigensinnigen Kindern, die immer just „das andere“ wollen. Johannes ist ihnen zu asketisch, Jesus zu weltlich; keiner macht es ihnen recht. Auf's Wetter verstehen sie sich, aber nicht auf den Ernst der letzten Stunde; sie wollen in den Tag hinein leben und sich das Interesse und den Genuß des Augenblickes nicht stören lassen. Die, welche im Namen Gottes ihnen ein ernstes Mahnwort sprechen, beschimpfen, verleumden und verjagen sie. Deshalb hat er seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe ausgesandt und sie zum voraus hart gemacht für ihre Aufnahme in der Welt. Ihm selber blieb die bittere Erfahrung eines fruchtlosen Wirkens, sobald er auf das Ganze sah, nicht erspart. Daher die ungeheure Nüchternheit seiner Gleichnisse. Gewiß, das gute Ackerfeld mit dreißig, sechzig, hundertfältiger Frucht ist da und im Blick darauf geht der Säemann an sein Tagwerk. Aber wie ausführlich das Gleichnis zuerst bei dem nutzlos ausgestreuten Samen verweilt, wie es ein Gebiet zum andern hinzufügt, das unsere Erwartung bloß hervorlockt, um sie zu täuschen, das gibt uns einen Einblick in Jesu Lebensgeschichte und ihren Ertrag in seinem Geist. Goethe hat einmal — am Schluß seines Ilmenaugedichts — geglaubt, diesen Säemann korrigieren zu müssen; sein Säemann geht nicht schwankend hin, wie der Jesu, sondern streut mit männlich steter Hand den Segen aus auf ein geackert Land. Allein man braucht sich nicht lang zu besinnen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Und so sieht Jesus neben dem Weizen das Unkraut auf-

wachsen, schaut die faulen Fische zusammen mit den guten im Netz gefangen und weiß, wie einmal von der Hochzeitstafel ein geladener Gast weggejagt wurde, weil er unfestlich erschienen war. Lauter Erfahrungen, die ihm selbst unter seinen Anhängern begegneten, reden durch solche Worte zu uns. Eine besondere Klasse sind ihm die Begeisterten, die Herr Herr rufen, die Wunder erleben und Wunder tun in ihrer Begeisterung und die in der Stunde der Krisis umfallen wie das Haus, das auf den Sand, statt auf Felsen gebaut ist. Und das Schlimmste hat er gerade an solchen erlebt, die ein Wunderbares, eine plötzliche Heilung oder Bekehrung unter seinem Eindruck erlebt hatten; solche wurden, als die erste Begeisterung vorüber war, sieben mal ärger als zuvor; sie hatten zu ihrer frühern Erbärmlichkeit noch ein Maß Verbitterung und Haß gegen das Göttliche in sich aufgenommen; die Geschichte aller Erweckungen weiß gerade von solchen Erfahrungen zu erzählen.

Das alles sind schreiende Widersprüche zum Kommen des Gottesreiches auf Erden, Widersprüche auch zu den eigenen Worten Jesu, daß es jetzt, eben jetzt mit Macht im Anbruch sei. Man hat solche Widersprüche schon dadurch beseitigt, daß man die einen Worte auf eine frühere, die andern auf eine spätere Zeit in Jesu Wirken verlegte. Daran mag etwas richtig sein, allein wer den Menschen kennt, wird viel starke Widersprüche sogar gleichzeitig in ihm zusammen zu denken geneigt sein. Wer so beständig mit Gott lebt und auf ihn lauscht, wie Jesus, in dessen Herzen hat es sicher durch den Widerspruch der Erfahrungen ungestüm genug auf- und abgewogt. Sein Zug nach Jerusalem zeugt von einer gewaltigen Hoffnung, daß jetzt der Entscheid komme, da Gott sich vor aller Welt durch Taten zu seiner Sache bekennt. Und doch haben ihn Todesahnungen begleitet. Die Jünger sucht er vorzubereiten auf den Kelch, den auch sie trinken sollen. Zuletzt geht es dann in grausige Nacht auch mit seiner Hoffnungsfreudigkeit; es ist schwer, in dem Angstruf des Psalmisten: Mein Gott warum hast du mich verlassen? viel von Hoffnung herauszuhören. Und doch liegt in dieser Angst Jesu für uns der allergrößte Trost. Kein hoffender Mensch hat sich seitdem seiner gänzlichen Verzagtheit zu schämen; er darf klagen und schreien zu seinem Gott, da ihm Jesus darin vorangegangen ist.

Bei all dem ist keinem der beiden Evangelisten, welche uns dies angstvolle Wort Jesu erzählen, auch nur von ferne der Gedanke gekommen, Jesus habe seine große Hoffnung am Kreuz aufgegeben; sie hätten ja sonst sofort eine Entschuldigung oder Beschönigung hinzugefügt. Aber sie waren so ganz und gar erfüllt von Recht und Kraft der Hoffnung Jesu, daß sie selbst diese vorübergehende Verzagtheit Jesu im Gedächtnis treu bewahrten und im Psalmwort sogar geweissagt fanden, daß der Gottessohn in solche Tiefen der Anfechtung herabsteigen müsse. Deshalb war er ihnen doch der Urquell aller Hoffnung, dessen ganzes Leben bis zur letzten Mahlzeit im Jünger-

kreis ihnen das große Vermächtnis auf die Seele band: es kommt. Das Reich Gottes ist nahe, war der Missionsruf der ältesten Christen lange nach Jesu Tod, und „Dein Reich komme!“ die erste, die Hauptbitte im täglichen Gebet. Nirgends aber haben sie die Eigenart der Hoffnung Jesu, ihre Verbindung von Schlichtheit und Majestät, Gottesgeduld und Gottesmut so treu überliefert wie in den Gleichnissen von der von selbst wachsenden Saat, vom Senfkorn und vom Sauerteig. Bescheidener kann keiner sein Wort einschätzen, als es Jesus hier tut: die allerunbedeutendsten Anfänge, ein Auswerfen des Samens und weiter nichts! Aber welch' anderes Bild, wenn man aufs Ende schaut! und wie ist das zugegangen? von selbst wächst es ohne Bemühen und Jagen der Menschen. Wenn sie nur warten könnten! Gottes schaffende Kraft treibt es in der Stille zu seiner Zeit der Vollendung zu. Man kann diese Worte Jesu gar nie ausschöpfen. Es ist eine eigentümliche Stille und Gelassenheit darin, ein Verzicht auf allen lärmenden, hastenden Enthusiasmus, auf alle Reichsgottestreiberei. Nicht Müßiggang und Arbeitsscheu — tue dein Tagewerk, wie es deine Pflicht ist, aber dann warte, überlaß es sich selbst, wolle es nicht mit Augen wachsen seh'n von Stund' zu Stunde. Was kann ein Mensch Besseres tun als arbeiten und wieder schlafen darüber! Aber inzwischen vertraue dem Gott, der in der Stille an der Arbeit ist, der auf das kleine Tagewerk des Menschen wunderbaren Segen legen kann, in dessen gewaltiger Hand nichts verloren ist, alles mit Gott Vollbrachte wächst und seiner Zeit — wann? sollen wir gar nicht fragen — zum Vorschein kommt. Aus dem von keinem zeitgenössischen Schriftsteller bemerkten und der Aufzeichnung wert gehaltenen Wirken eines galiläischen Wanderpredigers ist die größte Weltumwälzung hervorgegangen, welche die Geschichte kennt.

Paul Wernle.

Wie offenbart Jesus den Vater?

Offenbaren ist ein theologischer Fachausdruck. Der Laie redet etwa von Gottes Hand, die er gespürt, seiner Stimme, die er vernommen. Erst wenn wir in die Kirche kommen oder in den theologischen Hörsaal eintreten, tönt uns überall das Wort Offenbarung entgegen. Aber die Sache, die damit bezeichnet wird, muß jedem Christen wichtig sein.

Es handelt sich allerdings um ein Problem, das den naiven religiösen Menschen noch nicht beunruhigt. Diesem ist Gott eine selbstverständliche Realität, in der er atmet und deren er sich freut, ohne sich Rechenschaft zu geben, wie er zur Gewißheit davon kommt — gerade wie er sich am Sonnenschein wärmt und sich seines Glanzes freut, ohne sich drum zu kümmern, wie die Strahlen von der Sonne

zu ihm gelangen und wie in seinem Gehirn ein Eindruck davon entsteht. Diese naiven Frommen, deren es auch heute noch viele gibt, sind in mancher Hinsicht zu beneiden, aber man kann unmöglich von Allen verlangen, daß ihnen der Zweifel eine so unbekannte Sache bleibe. Es sind nicht die Schlechtesten, denen Gott oft ein verborgener Gott ist und die nun fragen: Wo sind die Stellen, da Gott aus seiner Verborgenheit heraustritt, so deutlich, daß auch die dunkeln Strecken erhellt werden? Theologisch gesprochen: Wo finde ich Gottes Offenbarung?

Die Christenheit antwortet: In Jesus Christus. Dort liegt wohl nicht die einzige, aber die entscheidende Offenbarung, die uns festen Grund gibt in unsern Zweifeln, Ruhe in der Angst, Trost im Leiden, Kraft im Kampf und Hoffnung über den Tod hinaus. Jesus selbst verkündete allerdings nicht einen neuen Gott; sein himmlischer Vater war ja der „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs"; deshalb tritt bei ihm das Bewußtsein, Gott zu offenbaren, mehr zurück, wenn es auch nicht fehlt (Matth. 11, 27: Niemand kennet den Vater als der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren). Sobald aber seine Jünger das Evangelium zu den Heiden trugen, stand im Vordergrund die Botschaft, daß Jesus den wirklichen, wahren Gott sicher offenbare. Und jedesmal, wenn der christliche Gottesglaube starke Anfechtung erfuhr, trat dieser Satz wieder in den Mittelpunkt der Diskussion.

Wir sagen mit alledem nicht, daß Jesus der einzige Ort sei, an dem Gott aus seiner Verborgenheit heraustritt. Jeder kann in der ihn umgebenden Welt und im eigenen Leben Spuren von Gottes Wirken finden. Dem Einen gibt die Beobachtung der wunderbaren Ordnung der Natur die Gewißheit eines höhern Willens, der über der Welt waltet. Andere bekennen mit Kant, daß sie nichts mit größerer Ehrfurcht erfülle, als der gestirnte Himmel über ihnen und das Sittengesetz in ihnen. Zu Manchen redet Gott durch die Fügung ihrer Geschicke, indem sie gerade das, was die Menschen Zufall nennen, erkannten als einen weise gefügten Plan zu ihrem Besten. Oder daß wir uns in der Welt nicht befriedigt finden, daß wir uns als etwas Besseres fühlen, denn bloß als Stück dieses vergänglichen Daseins, daß wir die Freude am Schönen, den Trieb zum Wahren, die Sehnsucht nach dem Vollkommenen in uns tragen, daß wir nach einem Sinn und Ziel des Lebens und der Welt fragen müssen, all das bestätigt uns das Wort Augustins: „Du hast uns auf Dich hin geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir."

Doch all diese Erwägungen schaffen erst Erkenntnisse, noch nicht Religion. Sie sagen uns, daß ein Höherer über der Welt steht. Sie sagen uns erst, *daß* er etwas will, aber noch nicht, *was* er will. Zu wissen, daß ein Gott ist, macht uns noch nicht ruhig; wir möchten seine Absichten kennen, damit wir uns ihnen einordnen können. Wir vermögen uns der einzelnen Kundgebungen Gottes erst zu freuen, wenn wir imstande sind, sie zu beziehen auf ein höheres Endziel.

Ein Vergleich soll uns helfen. Ein Wilder schaut einem Uhrmacher bei seiner Arbeit zu. Das Getriebe der Räder, der Gang der Zeiger, das Spielen des Schlagwerks erfüllt ihn mit Bewunderung und er ist vielleicht geneigt, den Uhrmacher als ein göttliches Wesen zu verehren. Aber es ist noch ein verständnisloses Staunen, die Uhr ist für ihn ein undurchdringliches Geheimnis. Wenn er nun ein denkender Mensch ist, so fragt er: wozu das? Jetzt lehrt ihn der Uhrmacher auch den Gebrauch der Uhr, und mit einem Schlag ist Alles von neuem Licht übergossen; erst jetzt hat die Uhr für ihn einen wirklichen Wert. Das Geheimnis ist gelöst, aber die Ehrfurcht vor dem Künstler ist deshalb nicht geschwunden, sondern im Gegenteil gewachsen. So wie der Wilde der Uhr, so stehen die Menschen zuerst der Welt gegenüber; sie zweifeln vielleicht nicht, daß sie das Werk eines göttlichen Künstlers sei, aber sie ist ihnen noch ein banges, undurchdringliches Geheimnis, bis ihnen ihr Sinn und Ziel, die Absicht und Gesinnung des Schöpfers enthüllt, offenbart ist.

Und nun behauptet die Christenheit, daß ihr Jesus Christus diese Offenbarung gebracht habe. Wie ist denn das geschehen?

Man hat früher recht einfach gesagt: Jesus ist aus höhern Himmelssphären auf diese Erde heruntergekommen, um uns die jenseitigen Dinge, besonders Gottes Liebesabsichten, zu lehren. Daß er der glaubwürdige göttliche Lehrer sei, suchte man dadurch zu beweisen, daß in ihm die alttestamentlichen Weissagungen erfüllt seien und daß er Wunder getan habe. Diese Beweise überzeugen unser Geschlecht nicht mehr. Es ist mehr als fraglich, ob die Voraussagen der Propheten so gemeint waren, wie sie von Jesu Jüngern verstanden wurden. Jesus ist mehr — Größeres — als was die Seher prophezeit. Ebenso schlimm steht es mit den Wundern. Man steckt zwar heute die Grenzen des Möglichen nicht mehr so zuversichtlich ab wie vor zwanzig Jahren. Aber das, was wir nicht einfach ins Gebiet der Legende verweisen, hat der Analogien genug auf außerchristlichem Boden und eignet sich nicht mehr als Beweis für Jesu überragende Würde und göttliche Natur. Ueberhaupt dürfen wir nicht erwarten, daß uns Jesus den Vater auf dem Weg der Belehrung nahe bringe. So entsteht nur Autoritätsglaube, nicht Religion.

Jesus demonstriert uns ebensowenig Gottes Absichten mit wissenschaftlichem Beweis. Solche Beweise kann man ja nur führen auf dem Gebiet des Sichtbaren und Greifbaren, des Wäg- und Meßbaren, dessen was in die kontrollierbare Kausalität der konkreten Dinge einbegriffen ist, in dem Reich der Dinge, die einst in Staub zerfallen. Wenn Gott dahin gehörte, so hätte Haeckel recht, wenn er spottet, der Christengott müßte ein gasförmiges Wirbeltier sein. Gott steht über dieser Welt, seine Gesinnung läßt sich nur erfassen durch Deutung der von ihm ausgehenden Wirkungen, und zwar derjenigen, die auf dem über den wäg- und meßbaren Dingen stehenden Gebiet des geistigen Lebens liegen. Man überzeugt sich von Gottes Gesinnung

nicht wie man sich von sichtbaren Dingen, sondern wie man sich von geistigen Realitäten überzeugt. Jesus offenbart uns Gott nicht, indem er uns über ihn belehrt, sondern indem er uns ihn erleben läßt.

Dieser Verzicht auf wissenschaftlichen Beweis erscheint Vielen als Verzicht auf Erkenntnis überhaupt. Ist aber denn der logische Schluß der einzige Weg, auf dem wir Erkenntnisse gewinnen? Gerade das Beste, die geistigen Werte, erreichen wir auf diesem Wege nicht. Beweise einmal jemandem, daß Raffaels sixtinische Madonna, Goethes Faust, Bethovens Symphonien unübertreffliche Kunstwerke seien! Wenn er sich darauf versteift, Plockhorst über Raffael oder den Vater Nägeli über Beethoven zu stellen, so wird ihn kein wissenschaftlicher Beweis seines Unrechts überführen; die Darlegungen des Aesthetikers werden eine wohlbegründete Ueberzeugung aussprechen, aber sie werden sich vom mathematischen Beweis dadurch unterscheiden, daß sie sich auf Erlebnisse berufen, zu denen man niemand zwingen kann, die aber nichts destoweniger volle Realität besitzen. Ebenso steht es aber auch mit den religiösen Erlebnissen. Es sind nicht Alle gleich dazu disponiert; das ist aber kein Grund, ihre Wahrheit zu bestreiten. Auch meinen wir nicht, wenn wir, soweit menschliche Sprache es vermag, zu sagen suchen, worin solche Erlebnisse bestehen, so sei das der einzige Weg. Wir können keinen Weg als den allein richtigen bezeichnen; höchstens können wir von dem oder jenem sagen, daß er zur Selbsttäuschung führt oder nicht an das Ziel leitet, wo man Gottes froh wird.

Denen, die unsern Gedanken zu folgen willens sind, müssen wir zuerst zumuten, die fable convenue von der Gleichheit aller Menschen hinter sich zu werfen. Es sind nicht Alle gleich fähig, Gott zu erfassen, etwa wie Alle das Einmaleins lernen können. Die grundlegende Voraussetzung für alles verständige Reden von Religion ist die Unterscheidung von Propheten und Gläubigen, den in besonderer Weise von Gott Ergriffenen, und denen die Sinn und Auge haben für das Göttliche, das in diesen Ergriffenen zu Tage tritt.

Propheten sind die eigentlichen Bahnbrecher in der Geschichte, sie bewirken, daß es einen Ruck vorwärts geht, vorwärts nicht in kultureller oder politischer oder wissenschaftlicher Beziehung, sondern in einer innerlichen Weise: sie bringen eine tiefere Lebensauffassung, eine Konzentration des Strebens von den Nebensachen auf die Hauptsachen hin, eine Entfaltung höherer Kräfte, eine Loslösung von niedern und vergänglichen Zielen und Bindung an höhere und ewige; sie bringen nicht nur eine Umwertung bisher geltender Werte, sondern tragen neue Werte in ihre Zeit hinein, heben ihr Volk auf eine höhere Stufe und geben dem Leben einen tiefern und wahreren Sinn. Nicht allein fordern sie das Neue, Bessere; sie tragen es in kraftvollster Gestalt in sich selbst und strömen es von sich aus mit ansteckender Gewalt. Sie reden und handeln dabei nicht im eigenen Namen, sondern sie wissen sich getrieben von einer höhern Macht. Sie müssen; „der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten; der Herr redet, wer sollte es nicht ver-

künden?" sagt der Größten einer, Amos. Die Erfüllung ihrer Aufgabe bringt ihnen Leiden und fordert Opfer — das beste Zeichen, daß sie nicht aus Liebhaberei oder Wichtigtuerei handeln, sondern aus innerem Zwang. Von ihnen gilt: „Das Größte tut nur, wer nicht anders kann."

Wie sie zum Bewußtsein dessen kommen, was Gott durch sie fordert, das wissen wir nicht; wir gewöhnliche Menschen sind nicht imstande, eine Psychologie des Propheten aufzustellen. Daß sie selbst von Visionen erzählen, in denen ihnen der göttliche Auftrag wurde, kommt unserer Zeit fremd vor. Die Vision ist jedenfalls nur äußere Form, begleitender Umstand; wie der Prophet von Gott ergriffen wurde, bleibt Geheimnis; genug, daß wir in Ehrfurcht auf ihn schauen und bekennen: hier ragen göttliche Kräfte in unsere arme Welt hinein und wollen auch uns ergreifen und emporheben.

Unter all diesen Gesandten Gottes ist Jesus der Größte. Wir vermögen nicht zu beweisen, daß kein Fortschritt über ihn hinaus mehr möglich sei, aber wir sind nicht imstande, uns Vollendeteres zu denken.

Jesus wollte das Reich Gottes vorbereiten und die Menschen dafür tüchtig machen. Das Reich Gottes, das ist der Zustand, wo allein Gottes Wille geschieht und Gottes Wille ist für ihn nichts Anderes als das Gute. Alles Aeußerliche, Gesetzliche, Ceremonielle stellt er auf die Seite, allein dem Guten sollen die Menschen dienen, allein die Liebe zum Guten, Wahrheit, Liebe, Demut, Treue und Geduld soll ihre Herzen beherrschen; nicht mehr für Essen und Trinken, Ehre und Macht, Glück und Behagen sollen sie da sein, sondern für das Gute, für Gott allein. Die gute Gesinnung in ganzer Reinheit, Gehorsam und Vertrauen soll Ziel ihres Lebens sein. Gottes Wille, das Gute, ist das einzig Wertvolle und alle Dinge werden daran gemessen, wie sie dem Guten dienen. Jesus hat die Dinge in ihrem wahren Wert erkannt.

Diese richtige Schätzung der Dinge und Konzentration auf die eine Hauptsache hat Jesus der Menschheit nicht allein gebracht durch seine Worte, sondern vor Allem durch die eigene Person. Bei ihm finden wir nicht den Zwiespalt zwischen Tat und Erkenntnis, zwischen Wollen und Können. Ihm ist auch einzig das wahrhaft Wertvolle wichtig, ihm ist wirklich Gott die eine große Hauptsache und die eigene Person Nebensache, sein Leben ist restlose Hingabe an Gottes Sache. Er bewährt den vollkommensten Gehorsam, so schwer er ihm wurde, und das kindlichste Vertrauen, so hart es erprobt ward. Er hat den neuen innern Wert, den er als Aufgabe vor die Menschen hingestellt, selbst in sich getragen.

Auch er tritt nicht auf im eigenen Namen, auch auf ihm liegt der innere Zwang des Propheten. Aber bei ihm ist die volle Harmonie zwischen Gottes Auftrag und dem eigenen Willen erreicht. Wir meinen nicht, diese Einigung sei ohne Versuchung und Kampf zu Stande

gekommen; seine Größe wäre gar nicht dieselbe, wenn sie nicht errungen, sondern ihm von selbst in den Schoß gefallen wäre und er wäre uns kein Trost, wenn er nicht den Weg hätte gehen müssen, der uns vorgezeichnet ist. Aber bei ihm ist doch nicht das fortgesetzte Ringen der Seele mit Gott, das uns z. B. bei Jeremia so ergreifend begegnet; sondern es ist eine abgeklärte Ruhe, eine überlegene Selbstverständlichkeit, als könnte es nicht anders sein. Die Ergriffenheit von Gott und Vertrautheit mit ihm ist die innigste, die sich denken läßt, verbunden mit einer innern Ruhe und Freudigkeit ohne gleichen.

Von ihm strömt eine umwandelnde Kraft aus, daß den von ihm Berührten die Dinge in einem neuen Lichte daliegen, daß ihnen klein wird, was ihnen vorher wichtig war und erwünscht, was sie vorher fürchteten, daß sie lieben, was er wollte, und hassen, was er bekämpfte, daß neue Sehnsucht, neuer Mut, neues Vertrauen durch ihr Herz wogt und sie sich stärker fühlen als vorher. So bewährt sich das Wort, daß wer Jesus kennen gelernt hat, nicht mehr ganz gleich bleiben kann, wie bisher.

Auf zwei Wegen gehen diese Wirkungen von ihm aus. Wir stehen in dem Strome drin, der von Jesus her durch diese Welt zieht; auch die nichts von ihm wissen wollen, sind von diesem Strome getragen, die Einen mitgerissen im vollen Lauf, die Andern nur leise von ihm bespült. Unsere Kultur verdankt Vieles von ihrem Besten ihm, und durch sie nehmen wir es in uns auf, seit wir bewußt in die Welt blicken. Die ersten starken religiösen Eindrücke erhalten wir von Frommen unserer Umgebung; aber später erfahren wir, daß sie ihr inneres Leben Jesu verdanken.

Der andere Weg ist derjenige der Betrachtung seiner Person. Wohl trennen uns von ihm Abstände der Zeit und der Kultur, und die Forschung der letzten Jahrzehnte hat uns dieses Trennende besonders stark zum Bewußtsein gebracht. Aber nicht das, worin er ein Kind seiner Zeit war, macht seine Größe aus und wirkt noch, sondern das, worin er über seine Zeit hinausragt und was über dem Wechsel der Zeit steht, das Zeitlose, Ewige, nie Veraltende. Und wenn die Forschung manche Einzelheiten des evangelischen Jesusbildes in Frage stellt, so nimmt sie uns doch nicht seine Gesinnung, die aus seinen Worten und Taten zu uns spricht und sich auch in den Legenden widerspiegelt, mit denen er umkleidet worden ist; sie wird auch sichtbar in dem Bild, das er seinen Jüngern aufgeprägt hat. Seine Größe bleibt dieselbe im unkritischen und im kritisch gereinigten Jesusbilde.

Vor ihm nun, sagten wir, können wir das Erlebnis machen, daß uns Gottes Absicht mit der Welt aufgeht. Dabei ist die erste Vorbedingung, daß wir in Ehrfurcht vor ihm niedersinken und überlegene, göttliche Kraft in ihm spüren. Dann werden wir ihm auch Recht geben, wenn er sich von einem himmlischen Vater gesandt und getragen weiß. Bleiben wir schon im Anblick der sichtbaren Welt voll staunender Ahnung eines weisen und gütigen Schöpfers stehen, wie

viel mehr vor diesem Größten, das er geschaffen; und diesem Wertvollsten muß des Schöpfers eigene Art entsprechen. Nichts läßt uns Gott so deutlich erkennen wie der Größte, den er in die Welt gesandt.

Jesus ist aber mehr als die wunderbarste Wirkung, die von Gott auf die Welt ausgegangen. Wir spüren, daß Gott durch ihn uns etwas sagen will und auf uns wirkt. Durch ihn vernehmen wir, was Gott von uns fordert. Nicht daß wir zu Gott in dasselbe Verhältnis treten sollen, wie es zwischen Jesus und seinem himmlischen Vater bestand, denn so innig können wir nicht mit ihm verbunden werden; wir bleiben Zeitlebens Geführte, nicht Führer. Wir sollen ihn auch nicht nachahmen, denn seine Aufgabe war unendlich viel größer als die unsrige. Aber seine Gesinnung, wie wir sie vorhin beschrieben, seine konzentrierte Hingabe an Gottes Willen, seine Liebe, Festigkeit und Geduld tritt vor uns hin und es geht uns auf: Das ist, was dem Leben Sinn und Wert gibt, dafür leben wir, das soll uns keine Ruhe mehr lassen und unser Ziel werden, und jedes Leben ist vergeblich, das sich nicht dieses Ziel stellt. Durch Jesus weckt Gott in uns die Freude an diesem höchsten Wert des Lebens und die Sehnsucht, ihn zu erringen. Jetzt lernen wir Gott kennen als die Macht, die nicht nur Wirkungen an Ursachen kettet, die nicht nur diese Welt leitet als ewigen ziellosen Wechsel von Werden und Vergehen, vergleichbar einem Rade, das sich, ohne eine Maschine oder einen Wagen zu treiben, unaufhaltsam um die eigene Achse dreht. Nein, wir lernen ihn kennen als die Macht des Guten, die ein Reich reiner, vollendeter Geister will und schafft, welche die Menschheit emporhebt und ihr die Welt gegeben hat als Sprungbrett, von dem sie sich in höhere Sphären emporschwingen soll.

Wir schauen durch Jesus aber nicht allein den Gott, der Hohes von uns fordert, sondern der uns auch zu Hilfe kommt, der uns Kraft spendet und Mut einflößt. Jesus, der auch im Verkommensten den schwachen Funken des Höhern ehrt und zu entfachen trachtet, der seine Liebe verdoppelt, wo ihm der Haß entgegentritt, ist uns ein Zeuge des Gottes, auf den wir über den Tod hinaus hoffen.

In Jesus den finden, durch den Gott zu uns redet und uns zu sich zieht, das ist christlicher Glaube. Er bleibt ein Wagnis, denn beweisen können wir nicht, daß der innere Wert, den Jesus in die Welt gebracht, der höchste sei, und daß der Gott, welcher das Ringen nach diesem Wert von uns fordert, auch die Macht über die Welt sei. Aber Glauben, Vertrauen heißt immer auf etwas bauen, das man nicht sieht. Wir vermögen es nur, weil unser Gewissen an das gebunden ist, was uns Jesus gebracht hat. Dieser Glaube löst auch nicht alle Rätsel; es bleiben genug Stellen, wo uns Gott verborgen bleibt, wo uns der Weltlauf brutal und gleichgiltig gegen alle innern Werte vorkommt. Dann kann es einzig uns helfen, wenn das, was Gott durch Jesus zu uns redet, uns so unwiderstehlich gepackt hat, daß wir allen Unbegreiflichkeiten des Augenscheins zum Trotz daran festhalten.

Daß uns Jesus zu Gott führt, das ist die Hauptsache und Alles, was er gewollt hat. Eine Lehre über seine Person hat er uns nicht aufgedrängt. Natürlich werden wir ihm Ehrfurcht und Dankbarkeit bewahren und dieselbe wird leise mitschwingen, auch wenn wir uns Gott direkt nahen. Begreiflich ist auch, daß die Christen nachgedacht haben über Jesu Verhältnis zu Gott und ihn zu ehren glaubten, wenn sie allen Abstand leugneten. Wir werden solche Gedanken, ja auch die direkte göttliche Verehrung Jesu ehren, wenn sie eigen und echt sind und wirklich von Herzen kommen. Wir werden sie aber ablehnen, wenn man eine Lehre und ein Gesetz draus machen will. Denn wie Jesus das geworden ist, als was wir ihn verehren, bleibt ein Geheimnis und alle Deutungsversuche sind ein unzulängliches Stammeln. Warum sollten wir aber dieses Geheimnis nicht können stehen lassen, wenn uns Jesus nur zum Vater hinführt! Dieses Hindurchdringen zu Gott freilich kann kein Mensch dem andern abnehmen, das kann auch keine Lehre über Christus erzwingen und keine Beschreibung des Erlebnisses, selbst wenn sie hundertmal tiefer wäre als die, welche wir eben versucht haben. Menschen können uns Führer sein, das entscheidende Wort aber redet Gott mit uns allein.

R. Liechtenhan.

Nachfolge Pestalozzis.

II. Pestalozzi und die soziale Frage.

Darf man Pestalozzi und die soziale Frage in einem Atemzuge nennen, ohne sich jener Art von Heldenverehrung schuldig zu machen, die bei ihrem Helden Antworten auf alle Fragen der Gegenwart sucht und findet? Der bloße Hinweis auf Pestalozzis Leben, seine Armenanstalt auf dem Neuhof und „Lienhard und Gertrud", seine bekannteste Schrift, genügt, um dieses Bedenken zu beseitigen. Sein enges praktisches Verhältnis zur sozialen Frage liegt klar am Tage. Er gehört in die erste Reihe derer, die mit Einsetzung von Gut und Leben mit der sozialen Not gerungen haben.

Weniger bekannt ist, wie vielseitig und gründlich sich Pestalozzi in seinen Schriften mit sozialen Problemen beschäftigt hat. Ich überlasse es dem Leser, aus den weiter unten mitgeteilten Proben zu urteilen, ob dieser Teil der Lebensarbeit des einzigen Mannes nicht mehr Beachtung verdient, als sie ihm bisher im allgemeinen zuteil geworden ist.

Die soziale Frage erscheint heute freilich vielfach in ganz anderen Formen als zu Pestalozzis Zeiten. Er sah nur die ersten Anfänge der gewaltigen Entwicklung der Technik und Industrie. Fragen, die heute im Vordergrund stehen, spielen bei ihm keine große Rolle. Die

Lohnfrage, in der für viele die ganze soziale Frage besteht, wird in seinen Schriften kaum erwähnt. Von Arbeiterorganisationen, Streiks und anderen wichtigen Erscheinungen des heutigen sozialen Lebens hört man bei ihm natürlich nichts. Wir werden das nicht so sehr bedauern. Die soziale Frage ist keine vorübergehende Zeitfrage und kein Monopol unserer Zeit. Man macht sich das Verständnis der unendlichen Bedeutung dieser Frage selber unmöglich, wenn man sie mit ihren jeweiligen zeitlichen Erscheinungsformen verwechselt und sie nur nach diesen beurteilt. Wenn sich heute auch viele wohlmeinende und hilfsbereite Menschen durch einzelne widerwärtige Begleiterscheinungen der sozialen Bewegung die Freude an ihr verderben lassen, so könnte sie das Beispiel Pestalozzis eines Besseren belehren. Seine Größe besteht vor allem darin, daß er bei den Symptomen nicht stehen blieb, sondern die Quelle der sozialen Not zu finden suchte. Er tat es in jahrelanger, heißer Gedankenarbeit, mit einem Ernst, den keine Mühe bleichte. Wenn er seine Gedanken gern Träume nennt, so ist das nicht so zu verstehen, daß er sich bloß in seinem Kopfe und auf seiner Studierstube etwas ersonnen und zurechtgelegt hätte. Seine sozialen Gedanken erwuchsen aus der engsten Berührung mit dem Elend des Volkes und aus seiner Arbeit an den Geringsten seiner Brüder. Befruchtend und anregend auf sein soziales Denken und Forschen wirkte ferner die Lektüre Rousseaus und der Verkehr mit Fichte, vor allem aber eines der gewaltigsten sozialen Ereignisse aller Zeiten, die französische Revolution.

Man tut ihm also Unrecht, wenn man ihn einen lebens- und wirklichkeitsfremden Träumer nennt, wie es nur zu oft geschehen ist. Wahr ist freilich, daß er mit seinen Gedanken nicht bei dem Elend seiner Umgebung und nicht bei dem vielfach jämmerlich engen und niederdrückenden Verhältnissen der damaligen Schweiz stehen blieb. Sein Geist machte sich mit siegreicher Kraft von dem Elend seiner Zeit und seines Lebens los und schwang sich in Höhen hinauf, in denen Not und Elend ihre Macht verlieren. Sein Träumen war Schauen. Er schaute und gestaltete wunderbare Bilder schönster, durch Not und Schuld in ihrer reinen Entfaltung nicht gehemmter Menschlichkeit. Diese Bilder, wie sie sich namentlich in „Lienhard und Gertrud“ und in „der Abendstunde eines Einsiedlers“ finden, zu schauen, tut schon heute wohl, auch wenn man weiß, daß die Jahrhunderte an ihrer Verwirklichung zu arbeiten haben werden.

Die größte soziale Gefahr war ihm die Unterdrückung und Verstümmelung des wahren Menschentums. Die einzige gründliche Hilfe sah er in der Weckung und Bildung der Grundkräfte der menschlichen Natur.

Dies zur Einleitung! Pestalozzi soll nun vor allem selber zu Worte kommen.

Wer das Große in der heutigen sozialen Bewegung sehen kann und mag, der wird in ihr mit Freuden ein Erstarken des Bruder-

sinns entdecken, ein Ernstmachen mit den so lange gepredigten Worten, daß wir alle Brüder seien. In Pestalozzis Schriften findet das Gefühl der heiligen Verantwortlichkeit für das Schicksal der Geringsten unter unsern Brüdern ergreifenden Ausdruck.

„Nein, wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig (als sie in die Fabriken zu senden). Wie klein, wie wenig ist der Unterschied vom Großen hinab bis zum Bettler am Wege, wie wesentlich sind sie sich gleich! Warum wissen wir das nicht mehr? War es immer so, oder ist unser Jahrhundert mit seinem ewigen absondernden Kreisen, mit seinem ewigen Empormodeln zur Unempfindlichkeit mehr als alle Jahrhunderte schuldig, daß unser Herz tot, und wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unseres Knechts lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet. Nein, der Sohn des Elenden, Verlorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! Dafür ist er nicht da! Mißbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz! Daß doch mein letzter Atem meinen Bruder noch sehe und keine Erfahrung von Bosheit und Unwürdigkeit das Wonnegefühl der Liebe mir schwäche!"

(Aus den Briefen an Tscharner.)

Wie sehr er es vermochte, in jedem Menschen den Bruder zu sehen, das zeigt besonders schön eine „Aus dem Tollhause" überschriebene Skizze aus dem „Schweizerblatt". Er schreibt dort unter anderm: „Das Bild des Menschen in seiner tiefsten Entstellung ist auch gut, so würdig dem Menschenforscher vorgestellt zu werden, als das Bild der Menschheit in seinen seltenen Höhen, und ich liebe überhaupt, die Menschheit ohne Flügel und ohne Hörner kennen zu lernen, und der Kranke und Schwache hat gemeiniglich beides dieses am wenigsten. — Wenn etwas zu hoch über mir ist, so sehe ich nicht einmal gern zu ihm hinauf, es blendet alles so sehr, was in der Höhe; aber in Tiefen, die vor mir liegen, hinab zu sehen, ist mir natürlich und ein wahres Bedürfnis."

Auch im Verbrecher sieht er den Bruder, der Liebe und Hilfe verdient. In seiner Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord" weiß er sich mit einer bewundernswerten Kraft des Mitgefühls den Seelenzustand einer unglücklichen Mutter zu vergegenwärtigen, die Hand an ihr Kind legt. Von allen, denen es um wirkliche Hilfe zu tun ist, verlangt er, daß sie den Hilfsbedürftigen persönlich nahe treten.

„Die liebende Menschenseele ist doppelt beim Armen und Elenden, wenn er ihm mit seinem Auge und mit seiner Seele zusammen nahe steht. — Der Geist des Christentums führt den Menschenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders; aber die, wahrlich in dieser Rücksicht unchristlichen Zeitsitten scheuchen ihn von den Gelegenheiten und Oertern weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine sein Herz zu einer wahren Hilfe zu bewegen fähige Weise in die Augen fallen würde". (Cristoph und Else.)

Pestalozzi weiß sehr wohl, daß die Armen und Elenden oft ihr hartes Los zum Teil selber verschuldet haben, aber weder diese Beobachtung, noch die üblen Erfahrungen, die er selber vielfach mit den Armen machte, vermochten die Kraft seines Mitgefühls irgendwie abzuschwächen. Er macht es in folgenden Worten den oberen Ständen zur Pflicht, die Fehler der unteren so weit als immer möglich zu entschuldigen. „Das innere heilige Band, das diese Stände vereinigt, geht wesentlich aus der Zartheit der Rücksichten der höheren Stände auf die Lage und die Bedürfnisse der niedern hervor, und man darf sicher annehmen, die Kunst, das Herz der niedern Stände an sich zu fesseln und ihre Fehler zu mindern, gehe wesentlich aus dem Edelmut und der Weisheit der oberen Stände, die Fehler der unteren, so weit es mit Wahrheit und Liebe geschehen kann, zu entschuldigen, hervor, sowie in allen Ständen die Kunst, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, wesentlich im Verstehen und Gönnen und Geben dessen besteht, was einem jeden rechtmäßig gehört." (Christoph und Else.)

Er macht es den Geistlichen zum schweren Vorwurf, daß sie so gern die unteren Klassen beschuldigen und die oberen entschuldigen.

Er selber nimmt es ruhig auf sich, wenn man ihn der Parteilichkeit für das Volk beschuldigt, obwohl oder weil er weiß, daß er der Wahrheit getreu ist und keiner Partei.

Die folgende Stelle gehört wohl zu den interessantesten in seinen Schriften.

„Ich gehe noch weiter und denunziere mich selbst als parteiisch für's Volk. — Ich mag nichts weniger als unter zweideutigem Stempel der so geheißenen unparteiischen Schriftsteller hier und dort durchschlüpfen. — Ich bin also parteiisch. Ja Leser! mein ganzes Herz hängt an der Hoffnung, daß die Welt nicht endlich dahin kommt, zu fragen, was ist das Recht des Volkes? und zu behaupten, es sei keines unter der Sonne, und der Mond habe noch nie keines beschienen — — (Aus der Schrift Ja und Nein oder über die Ursachen der französischen Revolution.)

Mit aller Schärfe betont er in derselben Schrift, „der Heiland habe nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemanden getan hätte, so wäre es für diejenigen geschehen, denen er zugerufen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Die niederen Hände bedürfen des Trostes und die oberen haben Einschläferung so wenig nötig, als je."

Heute wird oft die Unzufriedenheit der unteren Klassen besonders streng getadelt. Sie erscheint vielen als die Hauptursache des sozialen Kampfes. Man könnte hie und da meinen, es wäre alles gut und recht, wenn nur die Arbeiter zufriedener sein wollten. Die Rede von der Unzufriedenheit der unteren Stände ist aber durchaus nicht neu. Schon Pestalozzi hat sie sehr gut gekannt und sich mehrfach mit ihr auseinandergesetzt. Auch ihm ist die Unzufriedenheit eines der größten Uebel der Zeit, und er hat kein größeres Anliegen,

als Mittel und Wege zu suchen, um das Volk in seinem Innersten zu beruhigen und zu befriedigen. Er findet nur bei den oberen Klassen mindestens ebensoviel Unzufriedenheit, als bei den unteren. Er läßt keinen Zweifel darüber, daß es wenig hilft, dem Volke Zufriedenheit zu predigen. Es gelte vor allem, die Ursachen der Unzufriedenheit aufzudecken, „denn nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wo von Wirkungen die Rede ist."

So geht er denn, namentlich in der Schrift: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" mit ganzem Ernst daran, diesen Ursprung des großen Kampfes zwischen den oberen und unteren Klassen klarzulegen. Er findet ihn in dem Mißbrauch der den besitzenden und regierenden Klassen verliehenen Macht. Der Kampf der unteren Klassen ist ihm weniger ein Kampf um Lohn und Brot, als ein Kampf um Selbstständigkeit und Recht. Immer wieder betont er, es sei in dieser Sache mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnaden zu tun.

Er anerkennt durchaus die Berechtigung des Kampfes um einen Anteil am Grund und Boden. Er leugnet den Wert des Eigentums nicht, aber er verlangt entschieden, daß es den Menschen, und zwar allen Menschen, dienen müsse und daß die Ansammlung großer Güter in einer Hand diesem Zweck nicht entspreche.

„Es (das Eigentum) ist", sagt er, „durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer tierischen Natur gibt, das große Hindernis des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf dem Rücken trägt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding zersplittert." (Aus „Meine Nachforschungen.")

In der Anhäufung großer Vermögen an Gut und Geld und in der Loslösung der Mehrzahl vom festen Grund und Boden erblickt er eine der schlimmsten Quellen des Verderbens.

„Gehört diesen unseren Mitmenschen, die, mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Gesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine die Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? Und weiter: Der Menschenanspruch an Nahrung und Decke d. i. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfange befriedigendes Dasein ist von Gottes- und Christentumswegen höher als alles Eigentums- und alles Herschaftsrecht. Der niedere, der Selbstsucht hingegebene Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich mit aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befinde, sonst geht die Erde zugrunde. Und doch, dächte ich, das Eigentum ist um des Menschen willen da und der Mensch nicht um des Eigentums willen."

(Lenzburgerrede.)

Das Wort Kapitalismus kommt in keiner seiner Schriften vor, aber mit merkwürdiger Klarheit hat er die Gefahr, die in dem großen und schnellen Geldgewinn der Industrie liegt, gesehen und geschildert. Er warnt vor „dem trügerischen Flor des Geld- und Gewaltspiels unserer Industrie, die mitten im größten Flor ihrer anscheinenden großen Geldabträglichkeit dasteht wie eine hochlodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnismäßigen Entfernung ob ihr emporstehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, samt und sonders ihre Finger verbrennen macht, und sie dann, wenn sie mit verbrannten Fingern fortfliehen, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt." Man kann den Mißbrauch, den man mit den Menschen treibt, indem man sie als Mittel zum schnell reich werden benutzt und dann ihrem Schicksal überläßt, wohl nicht vernichtender verurteilen, als es in diesen Worten geschieht.

Aber auch mit hohen Löhnen wäre den Arbeitern nicht genug getan. Schlimmer als der Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen ist in Pestalozzis Augen der zwischen Herrschenden und Untertanen, Privilegierten und Rechtlosen. Das Ringen nach Selbständigkeit steht ihm viel höher als das Verlangen nach Besitz. Dieses Ringen darf um keinen Preis unterdrückt werden, es ist ein heiliger Kampf. Eine soziale Pflicht, sich der Macht zu unterwerfen, kennt er nicht, ausgenommen den Fall, daß die Macht selber sittlich sei und das sei sie, wenn sie ihre Stärke im Dienen sehe. Das sei aber ein seltener Fall. Von Natur habe die Macht den Trieb, sich auszuleben, ohne sich viel um Gesetz und Recht zu kümmern. Es liege darin eine gewisse Naturnotwendigkeit. „Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Tiere und der kindische Wahn, sie hätten mich zum Löwen gemacht?" (Meine Nachforschungen.)

Wer im Besitz der Macht ist, vergißt leicht, was er denen schuldig ist, die ihm dazu verholfen haben. Das Gefühl, viele unter sich zu haben, bringt ihn leicht auf die Meinung, er sei höheren Geschlechts.

Pestalozzi schildert den Herrenmenschen und seine Aussprüche sehr drastisch, ist aber weit davon entfernt, in ihm eine höhere Art Mensch zu bewundern, sagt vielmehr offen heraus, es sei das Tier im Menschen, das sich in solchem Gebaren und in solchen Ansprüchen äußere. „Ewig sagt der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da, und spielt dann über die geseilten Scharen derselben, wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten; so viel Männer im Lande sind, so viel hat er ja Saiten; so viel ihrer zerspringen, so viel wirft er weg, und so viel er wegwirft, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes, klimperndes Brett, es sind ja nur Saiten — ha, es sind Menschen!

Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären, sie wissen gar nicht, was das murrende Tier will, das auf ihren Vieren steht, aber sie klammern sich fest in das Eingeweide eines jeden, gegen den es brummt u. s. w." (Meine Nachforschungen.)

Mit großer Schroffheit führt er aus, daß das bloße Leben in der Gesellschaft und der Anteil an ihren Formen das Tier im Menschen nicht zu bändigen vermöge. „Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Krieges aller gegen alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber um deßwillen nicht mit weniger Leidenschaft geführt wird, im Gegenteil, der Mensch führt ihn mit der ganzen Schiefheit und Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur."

(Meine Nachforschungen.)

Es gebe eine barbarische und eine zivilisierte Tyrannei. Die letztere sei weit gefährlicher. Sie verberge ihre wahre Gestalt, indem sie die Menschen in ihrer Weise zu beglücken, in Wahrheit aber zu entkräften suche, um sie dann umso sicherer beherrschen zu können. Dagegen wehrt sich Pestalozzi im Namen des Volkes mit aller Kraft. Die soziale Frage ist mehr als eine Magenfrage, der Anspruch auf Selbständigkeit darf um keinen Preis aufgegeben werden. Und wenn es zum Aufruhr kommen sollte, so sei selbst dieser mit all seinen Gefahren weit besser als der Zustand der Erschlaffung, in der der Mensch nichts mehr sei als ein gesättigtes Tier, dem Recht und Freiheit leere Worte seien. Der Trieb nach Recht, Freiheit und Selbständigkeit sei mit dem Besten in unserer Natur so eng verbunden, daß man ihn nicht unterdrücken könne, ohne den Menschen aufs Tiefste zu erniedrigen und ihm seine Würde zu rauben. Darüber spricht sich Pestalozzi in folgenden Worten in seiner derben aber treffenden Art so aus: „Ich bin vermöge desselben (des Selbständigkeitstriebs) kein trauliches, kraftloses Haustier, das unter den Füßen eines andern ruhig gaukelt und frißt, im Gegenteil, ich gehöre viel mehr zu den gewaltsamen, unruhigen, die Sicherheit (Freiheit) selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldtieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbständigkeit wird durch meine Trägheit und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt, und es ist unstreitig, man kann mich durch sicheren Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichen Haustier umbilden, aber von Natur bin ich kein solches, ich will ja lieber herrschen als dienen."

Das freiwillige Dienen und das freiwillige Verzichten ist, wie Pestalozzi wohl weiß, eine ganz andere Sache, aber der Staat und die Gesellschaft haben nach seiner Ueberzeugung kein Recht, es zu verleugnen, weil sie auch die Kraft dazu nicht geben können.

„Im bürgerlichen Leben ist alles Tun und Lassen des gesellschaftlichen Menschen ein ewiges Haschen nach Selbständigkeit, freilich

ein ohnmächtiges und fast immer mit der Kränkung des Fehlgreifens gebrandmarktes Haschen. Es läßt sich nicht leugnen, es gelingt ihm in diesem Zustand selten, von Gesetzen abzuhängen, die auf dem Recht ruhen, das in seiner Brust schlägt und das er sich selber gegeben."

„Armes Geschlecht", ruft er aus, „das höchste Ziel deiner Gesetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Weltteil lobt seine Weisheit, wenn du von diesem Futter nur fett wirst."

(Meine Nachforschungen.)

Ich glaube, diese Ansichten Pestalozzis sind trotz der großen Fortschritte, die seither im Staat und in der Gesetzgebung gemacht worden sind, doch noch recht zeitgemäß. Es wird ja heute wieder vielfach versucht, durch den Hinweis, daß für die Arbeiter so viel getan werde, die Berechtigung ihres Kampfes zu bestreiten. Zum Teil sind ja die Arbeiter freilich auch dafür verantwortlich, wenn ihr Kampf fast nur als ein Kampf um Lohn und Macht erscheint. Das soll uns nicht hindern, die höheren Kräfte zu erkennen, die in der sozialen Bewegung wirksam sind, so wenig wie die Auswüchse der französischen Revolution Pestalozzi verhindert haben, ihre Größe zu würdigen. Ein Blick auf seine Stellung zur großen Revolution dürfte vielleicht etwas dazu beitragen, uns die richtige Stellung zu den revolutionären Erscheinungen unserer Tage finden zu helfen. Heute machen es revolutionäre Erscheinungen (Streiks, Antimilitarismus, anarchistische Tendenzen) vielen schwer oder geradezu unmöglich, die Größe der sozialen Bewegung zu erkennen.

Man sieht wohl gar in der ganzen Unruhe, die durch unsere Zeit geht, das Werk einiger herrschsüchtiger Agitatoren oder im besten Fall unklarer Träumer und Schwärmer und meint, es wäre alles in Ordnung, wenn sie nicht beständig die Unzufriedenheit im Volke schüren würden. Genau so urteilten viele über die französische Revolution. Das ist bekannt, weniger aber, wie unbefangen und vorurteilslos Pestalozzi über die durch die große Revolution hervorgerufene Beunruhigung der europäischen Menschheit geurteilt hat. Bekanntlich haben sich die Größten unter seinen Zeitgenossen, Klopstock, Schiller und Goethe nach der Hinrichtung des Königs mit Abscheu von der Revolution abgewandt. Schiller hat unter dem peinlichen Eindruck der Schreckenstaten der Revolutionsmänner, den im Munde des größten Sängers der Freiheit etwas sonderbar klingenden Vers gedichtet: „Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Pestalozzi dagegen schrieb nach der Hinrichtung des Königs an einen Freund: „Solche Zufälle sind momentan — laßt uns unsern Weg ruhig gehen und auf alles, was nicht in unserer Gewalt ist, ruhig hinblicken und nie vergessen: Was ist unter hundert Millionen Menschen ein Mensch?" Daß das Volk seinen Kampf um Freiheit und Recht nicht mit mehr Würde führe sei sehr bedauerlich, könne uns aber an der Notwendigkeit dieses Kampfes nicht irre machen.

„Man muß seine Augen von allem, was geschieht, abwenden, um für das, was sollte geschehen, in sich selbst ein reineres Gefühl zu erhalten." (Natorp: Pestalozzi I.)

In seiner Schrift Ja und Nein oder „Ueber die Ursachen der französischen Revolution" setzt er sich gründlich mit der Behauptung auseinander, daß die Zeitaufklärung an der allgemeinen Unsicherheit der Verhältnisse schuld sei. Er bestreitet entschieden, daß philosophische Ideen allein die Kraft haben könnten, die große Anhänglichkeit an das gewohnte Alte im Volke zu zerstören. „Sonst sucht der Mensch so wenig als ein Vogel ein neues Nest, wenn ihm im alten wohl ist — er hat sicher Anhänglichkeit an den Baum, wo er Jahre lang schlief und wachte — an den Ast, von dem er ausflog, für sich und seine Jungen Nahrung zu suchen; aber wenn du ihm allen Flaum aus seinem Neste nimmst, und Dornen darein legst, daß er sich daran ritzt und seine Jungen daran sterben, dann verläßt er freilich den Baum und den Ast, der ihm so lieb war und sucht sich eine Stelle im Dickicht, wo keine Menschen sind, die allen Flaum ansprechen und allen Flaum brauchen."

Die wahren Urheber der Revolution sind nicht unten, sondern oben zu suchen. Der Absolutismus hat den Völkern „die Dornen in ihr Nest gelegt und allen Flaum daraus genommen." Er wollte die Völker zwar in seiner Weise beglücken, aber eben in seiner Weise. Er wollte nicht freie Bürger, sondern Untertanen, nicht Menschen, sondern Soldaten und Beamte, alles sollte in eine Uniform gesteckt werden. Diesem Zustand ist sogar die Anarchie vorzuziehen. Da heute wieder das Bangemachen vor der Anarchie sehr beliebt ist, verdient das Urteil Pestalozzis über diese Erscheinung alle Beachtung.

„Und wenn sie auch die Folgen der Volksverirrungen alle eingestanden und besonders die Greuel der Anarchie mit wahrem Abscheu betrachteten und gern zugaben, die Anarchie sei eine tausendfache Verstärkung aller obrigkeitlichen Verirrungen durch die Uebertragung ihres Unsinns ans Volk, so bemerkten sie denn doch, sie sei ein keiner anhaltender Dauer fähiger Zustand, sie daure in Vergleichung der Uebel des Despotismus nur eine kleine Zeit und wirke nicht wie dieses von Geschlecht zu Geschlecht auf Jahrhunderte zur Abschwächung der Nation in einem fort, sie sei vielmehr bei allen Schrecknissen ihrer Wirkungen gar oft die Geburtsstunde einer besseren Ordnung der Dinge, sie mache mitten im Tumult ihrer Leidenschaften der menschlichen Natur würdigen Gefühlen und Wahrheiten wieder Luft, die der Despotismus Jahrhunderte unterdrückt, und die Ströme des Bluts erheben den menschlichen Geist mitten in den Greuelszenen ihrer Verirrungen wieder zu männlichen Tugenden der Selbsthilfe und Selbstsorge, diesem vom Despotismus immer untergrabenen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft."

Die Geschichte hat dem mutigen Glauben Pestalozzis recht gegeben, sie wird auch denen recht geben, die in unserer kampf- und

unruhvollen Zeit, die Geburtsstunde einer „neuen, besseren Ordnung der Dinge“ erblicken. Was könnte tröstlicher und ermutigender sein als dieser sieghafte, durch keine noch so schlimme Erfahrung im Geringsten erschütterte Glaube an die Kraft der Wahrheit und des Rechts? Wir finden diesen Glauben in derselben Kraft in dem Gedanken Pestalozzis über Mittel und Wege der Rettung und Hilfe, von denen ich nun noch einige der wichtigsten und zeitgemäßesten wiedergeben will. (Fortsetzung folgt.) Rageth Ragaz.

Zwei Stimmen über Sozialismus, Arbeiter und Pfarrer.

1. Ein bescheidener Einwurf.

Welche sittlichen Elemente im Sozialismus schlummern, ja bereits am Tage liegen und wie stark die religiöse Macht seines Vordrängens und seiner Ziele ist, hat Kutter so glänzend dargetan, daß ich mir weitere Worte erspare“, so schreibt Herr Pfarrer Hartmann in seiner tüchtigen, scharf gedachten und abgeklärten Arbeit: „Religiöse Kultur.“

An diesem Satze möchte ich meine immer wieder aufsteigenden Zweifel und Verneinungen anknüpfen, wie an einem Haken. Ich bin mit Herrn Pfarrer Hartmanns Aussage, daß die Sozialdemokratie eine notwendige, gottgewollte Lebenserscheinung unsrer Zeit ist, die sich eingliedern und einwirken muß in unser Kulturbild im Großen und im Einzelnen voll einverstanden, ja ich bin überzeugt, daß die Gedanken, die wie Auswüchse an der ganzen Bewegung erscheinen, für den Einzelnen zu einer innern Bereicherung werden können; es bleibt mir nur immer beim Wort „sittlich und religiös“ ein großes Seufzen zurück.

Unser ganzes Leben lang lebten wir mit den Arbeitern und unter den Arbeitern. Wir lebtens in herzlicher Liebe nnd warmem Interesse. Wir kennen solche, die dreißig und zwanzig Jahre unsern täglichen Verkehr bildeten, mit denen wir in einem warmen Verhältnis stehen. Es sind nur noch wenige; gute, treue Veteranen. Was neu anrückt, das kommt nicht mit der Absicht, treu auszuharren, sondern heut zu arbeiten und morgen zu überlegen, ob man übermorgen noch arbeiten will. Diese Gesichter tauchen auf und wechseln. Man hat nicht Zeit, die Züge fest zu halten. Die Namen zu lernen ist ein vergebliches Mühen. Sie werden stets durch andre verdrängt. Ein Verhältnis zu gestalten, ist ganz unmöglich. Der Arbeiter will es nicht, und der Meister kann es nicht. Jener kommt, beschaut sich die

Arbeit; gefällt sie ihm, so tut er sie so lange sie ihm behagt; geht sie aus dem amüsanteren Stadium über in ein beschwerlicheres, so legt er das Arbeitszeug hin und zieht von dannen. Die innere Stellung zur Arbeit ist eine ganz andere geworden. Damit scheint mir, sei ein wundervoller ethischer Kulturwert geschieden.

Was ist uns die Arbeit? Das Schönste am Leben. Ich wollte wahrlich nicht leben, wenn die Arbeit nicht wär. Sie ist die Leuchte meiner Morgen, das freundliche Licht am Abend. „Was will ich heute tun?" begleitet mich in den Tag. „Was habe ich heute tun dürfen?" schließt mir den Abend ab. Alle Lebensnot, alle Sorge, alle Kränklichkeit, alle Verdrießlichkeit begräbt sich im Arbeitendürfen und Arbeitenkönnen.

„Ich weiß nichts Besseres, als daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit," sagt die Weisheit der alten Schrift. Dies Wort leuchtet uns von unsrer Hauswand herunter und ist unsre tiefste Ueberzeugung. „Warum machst du das?" „He, weils mich freut?" „Bekommst du Geld dafür?" „O nein, aber Freude?" so lautet so oft unser Zwiegespräch. Freude an der Arbeit haben, das ist ein goldener Wert im Tageslauf, ein Jauchzen der Seele in froher Kraft. Mit der Arbeit hört für uns das Leben auf; Arbeit ist Leben an sich.

Kennen das unsere Arbeiter noch? Schau ihnen zu auf den Baustellen! (Ich kenne nur diese genau.) Wie anders ist das geworden gegen früher. Der Frohsinn ist fort. Es sind lauter verdrossene Zwangsarbeiter geworden. Man schleppt den Pflasterkübel weil man muß; man trägt die Backsteine, weil man nicht anders kann, man schwingt die Axt, weil sie nicht von selbst sich bewegt; man hebt das Brett so langsam als möglich; man macht Pausen, so lang als es irgend geht; man füllt die Stunden mit etwas aus und hofft, es sei bald Mittagszeit. Wozu schaffen? Wozu arbeiten? Arbeiten unsre Arbeiter für sich? — O nein, sie arbeiten für Arbeitgeber, die sie gemalt bekommen in greulichen Farben. Die Hetze unsrer Redner hat das Bild verzerrt, den Arbeitsbegriff verdorben.

„Sahst du uns jemals zittern
Selbst auf dem höchsten Turm;" —

so sang früher der Zimmermann, wenn er die Grat-Sparren in schwindelnder Höhe aufstellte. Es war sein Stolz, das zu dürfen und zu können. Jetzt verlangt er eine bestimmte Lohnzulage, wenn sein Beruf ihn in eine Höhe führt, die 25 Meter übersteigt. Nicht der frohen Ehre zu lieb klimmt er empor, nein, weil er muß und dafür brauchts Lohn.

„Kein König und kein Edelmann,
Den Zimmermann entbehren kann,"

hieß ein andrer Spruch. Darin drückt sich das Gefühl der freien Größe, der Gleichgestelltheit aus, dem man in seinem Können, seiner Handwerkskunst überlegen ist. Niemandes Knecht — in seinem Können ein König, — das hob die Brust des Arbeiters in stolzem Mut. Wo

sind diese Empfindungen? Zertreten, geknickt liegt das alles unter dem Einfluß des elenden Geldes, als machte das Geld den Reichen frei und den Arbeiter, ihm nachjagend, auch frei.

Und doch gibt es keine Sklaverei, die härter drückt und enger schnürt, als wenn man sich in die Dienstbarkeit des Geldes begibt. Frohsein in seiner Arbeit; ein Herr sein in seinem Können, stolz sein in seiner Lebenserfüllung, das macht glücklich.

Ich habe schon oft mit Arbeitern gesprochen, die im Banne der modernen Gedanken liegen. Sie sind alle gedrückt und unfroh. „Ja, ja, Sie haben schon recht, 's wär schon besser so!" sagen sie und wie ein leiser Schimmer von Sehnsucht nach dieser „kindlichen" Lebensauffassung gleitet über ihr Gesicht.

So lange eine Lebensbewegung so groß und so stark wie die Sozialdemokratie, dem Menschen das Königsgefühl nimmt und den Sklavendruck aufnötigt, so lang sie ihm die Arbeit zur Last und nicht zur froh gewollten Tat erniedrigt, so lang sie ihm die Zufriedenheit des Gemütes zertritt, zermalmt, zerknickt und ihm die Bitterkeit einpumpt, daß ihm der Himmel dunkel und die Erde schwer wird, so lange ist sie für mich noch ein Bleigewicht an der Kulturentwicklung und ist das Gegenteil von „Sittlichkeit". D. S.

---

2. Zum sozialistischen Pfarrer.

Von einem Arbeiter.

Durch den Artikel „Zum sozialistischen Pfarrer" im letzten Hefte der „Neuen Wege" angeregt, möchte ich mir hiermit als Arbeiter aus dem Leserkreise obiger Zeitschrift gestatten, meine zwar unmaßgebliche Meinung über den Sozialismus darzulegen. Es zeugt im allgemeinen von einer ganz minimen, kurzsichtigen Urteilskraft der Gegner des sozialistischen Gedankens, wenn sie immer nur die in den untern Volksschichten an der Oberfläche haftenden trüben Erscheinungen beurteilen, und sich auch nicht die geringste Mühe geben, den Quellen solcher Erscheinungen nachzuforschen. Denn würden sie den ernsten Willen, die Gerechtigkeitsliebe und die sittliche Tatkraft besitzen, solche Zustände beseitigen zu helfen, so könnten sie unmöglich dem Sozialismus feindlich gegenüber stehen. Sie, deren ökonomische Lage es gestattet, sich ein angenehmes Heim, ein geordnetes Familienwesen zu schaffen, denen die Türe zu allen Bildungsanstalten, zu allen geistigen und kulturellen Genüssen offen steht, die in der Lage sind, die Erziehung ihrer Kinder in geordnete Bahnen zu leiten, sie wollen natürlich nicht daran erinnert zu werden, ob die heutige materielle Lage der Arbeiter es ihnen gestattet, sich auch nur die allernotwendigsten Lebensmittel anzueignen; noch viel weniger wollen sie vor die Frage gestellt sein, ob es überhaupt möglich ist, auf Grund derselben ein sittliches Glied der Gesellschaft heranzubilden.

Ich muß es einer berufeneren Feder überlassen, all das Elend und den Jammer und die daraus mit Naturnotwendigkeit hervorgehenden widersittlichen Eigenschaften der untern Klassen zu schildern. Nur darauf hinweisen möchte ich, daß dort in der finstern, kalten Nacht des Elends die herrliche Gottespflanze nicht gedeihen kann. Man wird ihr doch zuerst ein besseres Gewächshaus bauen müssen, wo sie genügend Nahrung, wo sie Licht und Wärme in sich aufnehmen kann, dann wird sie auch Licht und Wärme von sich geben können. Nicht aber der heutige Arbeiter, der auf der Straße groß wird, dem jedes Familienleben mangelt, weil die Mutter, der meistens selbst schon infolge einer mangelhaften Erziehung die nötigen Charaktereigenschaften abgehen und die dem Erwerbe nach muß, das Familienwesen nicht leiten kann. Dieser Arbeiter tritt dann unter dem heutigen, nur durch den allein maßgebenden Faktor der entsetzlichen Geldgier geleiteten Wirtschaftssystem in ein widersittliches Arbeitsverhältnis, wo jede Beziehung von Mensch zu Mensch ausgeschaltet ist, und wo man ihn, wenn die Arbeitskraft ausgenutzt ist, als nicht mehr genügendes Mittel zur Erzeugung von Profit achtlos auf die Seite wirft. Ganz wenig Ausnahmen geben hier ein besseres Beispiel.

Und doch sieht man täglich, daß noch so viel Geld und auch die zweifelhaften Güter, die Ehre und Ansehen heißen, den Menschen nicht glücklich und zufrieden machen. Diese Faktoren treiben immer mehr dem sittlichen Verfall einer Gesellschaft entgegen, in der Glaube und Treue, edle Gesinnungsart, Lauterkeit des Charakters schließlich ganz unbekannte Begriffe werden. Würde man heute nicht jemand, der aus Wahrheitsliebe sich einen Geschäftsgewinn entgehen ließe, als einen einfältigen, blöden Menschen belächeln? In dem heutigen Wirtschaftssystem, im ganzen Handel und Wandel sind Heuchelei, Charakterlosigkeit, Entstellung der Wahrheit so notwendig, daß man das Gegenteil hiervon nicht selten als den Ausfluß einer sentimentalen Phantasie brandmarkt. Und so geht es auch mit dem Sozialismus, worunter man keineswegs die Ansicht irgend eines in seinen Begriffen und sittlichen Empfindungen beschränkten Arbeiters, oder was ein selbstzufriedenes Pharisäertum ihm andichtet, zu verstehen hat. Auch der einsichtige Sozialist ist sich wohl bewußt, daß in dem Zukunftsstaate die Menschen keine Engel sein werden, sondern daß er nur die Grundlage gibt, auf der sich Menschenwürde und Seelenzufriedenheit entwicklen können.

Und an einem solchen Gebilde sollte der heutige Pfarrer nicht arbeiten helfen dürfen? Einen solchen Standpunkt kann man nur einnehmen, wenn man der Ansicht ist, daß der Pfarrer ein Werkzeug sei, um mit leeren Worten und schönen Redensarten die Armen und Schwachen zu trösten und ihnen aus der Religion eine Kette zu schmieden, an der man sie als Knechte führen kann. Die Geschichte und insbesondere die heutige Zeit beweist es, daß die Arbeiter selbst nicht bloß aus harter Notwendigkeit arbeiten wollen, sondern sich nach

einem edleren Verhältnis zu ihrer Arbeit sehnen und daß man daher ihrem Emanzipationskampf behilflich sein muß, durch den sie nach und nach auf ein höheres Niveau gehoben werden und durch den sie mehr und mehr den sittlichen und veredelnden Wert der Arbeit im Leben des Menschen schätzen lernen. Freilich kann dies aber nur recht geschehen in einer Gesellschaft, wo man auch den geringsten Arbeiter als gleichwertiges Glied der Menschenfamilie achtet und es hieße den Menschen den tierischen Organismen gleichstellen, wenn man ihm die sittliche Tatkraft hierzu absprechen wollte. Was man auch gegen den Sozialismus einwenden mag, es verbirgt sich nichts dahinter als die selbstsüchtige Angst vor einer Gesellschaftsform, in der der Starke den Schwachen nicht mehr als Mittel zum Zweck gebrauchen kann. Und deshalb ist es die schönste Aufgabe des Pfarrers, dahin zu wirken, die rohen und ungerechten Vorurteile der unselbständig denkenden blinden Masse beseitigen zu helfen und dem sozialistischen Gedanken immer mehr Eingang in die weiten Massen des Volkes zu verschaffen, so daß immer bessere Einsicht in die Schichten des Volkes dringt für die hehren, großen Ideale der sittlichen Menschheit. Wenn man heute auch noch vielfach glaubt, daß der Götze Mammon ein unüberwindlicher Fels und Hort sei, an dem alles Gute und Wahre, alles Reine und Edle abprallen würde, man wird ihn doch in das Grab legen müssen, und nicht den alten Jehova, den man schon entront glaubt.

Denn es müßte nicht etwas Göttliches, nicht das Gesetz seiner Würde im Herzen eines jeden Menschen geschrieben stehen, wenn man ihm nicht mehr diese Kraft zutrauen wollte, ihm, der die unüberwindlich scheinende, kulturhindernde Macht des Papsttums gebrochen, vor dem Könige und Kaiser im Staube gelegen, der die Sklavenketten der alten Zeit zerrissen, daß er nicht auch die Kette des heutigen Arbeitssklaven zersprenge. Und welche Kräfte sollen nun zu Bauneistern berufen werden an dem neuen Bau? Sie heißen: Nächstenliebe und Solidarität. Und da darf man heute schon mit stolzer Genugtuung auf die moderne Arbeiterbewegung hinweisen, wo bei Arbeitseinstellungen der besser gestellte Arbeiter oft großen materiellen Verlust erleidet, nur daß der schwächere einen etwas besseren Lohn erziele. Ich kann mir nun nicht denken, daß dieses Solidaritätsgefühl nicht ein Stück jener Nächstenliebe sei, die der Dornengekrönte auf Golgatha uns gelehrt.

Wenn man ein halbes Jahrtausend weiter zurückgeht in der Geschichte, so findet man schon bei dem klassischen Altertum den Hinweis auf die Nächstenliebe. Und so sagt auch heute Häckel z. B.: „Will der Mensch in Zufriedenheit die Früchte der Kulturarbeit genießen, so hat er nicht nur sein eigenes Wohlergehen, sondern das der ganzen Menschenfamilie anzustreben." Ich habe hier soeben Häckel genannt. Dessen Welträtsel habe ich vor einiger Zeit gelesen; ich will und muß hier aber trotzdem bekennen, daß ich deshalb meinen Gott nicht verloren habe. Denn wenn Häckel in seinen Schlußbetrachtungen zugiebt, man stehe dem

innersten Wesen der Natur heute noch ebenso fremd und verständnislos gegenüber wie Kant und Göthe vor 100 Jahren, oder was als Ding an sich hinter den erkennbaren Erscheinungen verborgen ist, wisse man nicht, so darf auch heute noch der gesunde Menschenverstand an einen Gott glauben, der die Menschheit in ihrem Werdegang bis hierher geführt hat und sie auch weiter führen wird auf die Höhe wahren Menschentums.

Ph. Hasfinger.

Ein Katholik über seine Kirche und Religion.

Man redet und liest jetzt viel von der Richtung in der katholischen Kirche, die gerne die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft und das Denken des 19. Jahrhunderts der alten Kirche und ihrer Lehre einordnete. Pius X. hat diese Richtung unter dem Schlagwort „Modernismus" im Syllabus und in zwei Encycliken verdammt. Uns Protestanten aber sind diese „modernen" Katholiken, die einerseits in vielen grundlegenden Dingen genau so denken wie wir selbst und dennoch an der katholischen Kirche festhalten, oft nur schwer verständlich. Und doch bilden sie eine lange Reihe hoher und wahrheitssuchender Geister von Ignaz Döllinger bis auf Schell in unsern Tagen.

Unter sie zählt, ohne Theologe zu sein, auch der Reichskanzler Chlodwig von Hohenlohe, in dessen Denkwürdigkeiten zwei Briefe an seine protestantische Cousine Elise von Hohenlohe ein helles Licht auf diese Doppelseitigkeit vieler Katholiken werfen. Denn Hohenlohe ist hierin nicht etwa ein alleinstehender Geist, sondern wie meist die Fürsten in geistigen Dingen der Durchschnittstypus einer bestimmten Bildungsschicht.

Straßburg, 4. September 1885.

„Ich glaube, wir unterscheiden uns in unsern Anschauungen darin, daß Du keine Religion anerkennst, die nicht auf das Wort der Schrift gegründet ist und daß ich mein religiöses Bewußtsein ohne diese Grundlage zu bewahren suche. Wie soll ich es auch anders machen? Ihr Protestanten haltet Glauben und Ueberzeugung für eins, für identisch. Wir Katholiken betrachten das Dogma als etwas außer uns Stehendes, das wir nicht angreifen, von dessen Wahrheit wir aber nicht im innersten Herzen überzeugt sind. Ja, wenn ich den Glauben der Kreuzfahrer hätte und überzeugt wäre, daß in der Monstranz auf dem Altar Christus ist, so käme ich nicht mehr aus der Kirche heraus, sondern läge den ganzen Tag vor dem Allerheiligsten auf den Knien und würde Mönch der strengsten Observanz. Solche Gläubige gibt es aber heutzutage gar nicht mehr. Ebenso fehlt mir die Anbetung des „Wortes

Gottes." Wenn Du mir Stellen der Heiligen Schrift zitierst, so kann ich mich daran erfreuen. Aber bei alledem überkommt mich der unheimliche Gedanke, daß denn doch die Evangelien erst hebräisch gesprochen, dann griechisch niedergeschrieben, dann ins Lateinische und Deutsche übersetzt worden sind und daß doch ursprünglich manches anders gelautet haben könnte. In meinem Innern, in einem gewissen dunkeln Gefühl glaube und hoffe ich. Daneben geht aber die Vernunft, und bald hat diese, bald hat jenes die Oberhand. Ich wäre bereit, mich bekehren zu lassen. Ich beneide diejenigen, die Deinen Glauben haben, aber ich kann mir ihn nicht schaffen, und das große Rätsel des Daseins: Woher kommen, wohin gehen wir? bleibt für mich eine ungelöste Frage."

Donaueschingen, 16. April 1889.

„Ich komme wieder darauf zurück, was ich Dir damals in Schillingsfürst sagte, daß bei Dir der Glaube gleichbedeutend ist mit Ueberzeugung, bei den Katholiken ist er die Annahme des von der Kirche Vorgeschriebenen. Der Katholik glaubt, wie ich, wenn ich ein homöopathisches Mittel nehme. Ich schlucke den Akonit, obgleich ich die Ueberzeugung habe, daß er mir nichts nützt. So nimmt der Katholik das Dogma an, wenn er sich auch kein Kopfzerbrechen über das ihm unverständliche Dogma macht. Und die Jesuiten gehen so weit, immer unsinnigere, von ihnen selbst als solche betrachtete Dogmen aufzustellen, weil sie es für heilsam halten, wenn die Menschheit sich auch dem unsinnigsten unterordnet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Mensch kann auch ohne diesen Glauben zu dem Zustande der freiwilligen Entsagung, der Resignation und der wahren Gelassenheit gelangen und die Heftigkeit des Wollens, worin der Keim alles Bösen liegt, durch die Verneinung des Willens besiegen. So ist dann, wie dies die Mystiker zeigen, der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, so arm, so freudlos und voll Entbehrungen sein Zustand von außen gesehen auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des lebenslustigen Menschen ausmachen, sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor Augen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können, indem wir ihn sogleich als das allein Rechte, alles andre unendlich Ueberwiegende anerkennen, zu welchem unser besserer Geist und das große,

sapere aude*) zuruft. Wir fühlen dann wohl, daß jede der Welt abgewonnene Erfüllung unsrer Wünsche doch nur dem Almosen gleicht, welches den Bettler heute am Leben erhält, damit er morgen wieder hungere, die Resignation dagegen dem ererbten Landgut: es entnimmt den Besitzer allen Sorgen auf immer."

Die beiden Briefe sprechen für sich selber. Zur Verdeutlichung bedarf es darum nur weniger Worte: Charakteristisch ist für beide Briefe, die scharfe, unserm protestantischen Empfinden durchaus widersprechende Trennung von Dogma und Kirchenlehre einerseits, persönlicher Ueberzeugung anderseits. Daneben steht im ersten Briefe eine unbefangen geschichtliche Auffassung der Bibel, wie man sie manchen protestantischen Theologen nur ebenso wünschen möchte. Und schließlich zeigt uns der zweite Teil des folgenden Briefes ebenso rein die Lebensstimmung der besten unter den Katholiken.

Zum Teil ist damit die Frage: „Warum treten denn solche Katholiken nicht auf die Seite des Protestantismus oder wenigstens des Altkatholizismus?" schon beantwortet. Der Fürst hat sich aber auch selber über diesen Punkt ausgesprochen, unmittelbar nach dem vatikanischen Konzil von 1870, auch hier wohl der Repräsentant für viele deutsche Katholiken jener Tage:

Aus einer Aufzeichnung vom Jahre 1871.

„Was mich betrifft, so will ich, daß die katholische Kirche sich aus sich selbst reformiere. Das kann und wird sie nur unter Mitwirkung ihrer Bischöfe. Diese Mitwirkung wird aber erst dann eintreten, wenn der Zeitpunkt gekommen sein wird, wo ein wahres ökumenisches Konzil zusammentritt. Ist das eine leere Hoffnung, so ändert es nichts an meiner jetzigen Haltung. In diesem Falle ist die katholische Kirche dem Untergange geweiht, und dann werden sich andere Religionsformen bilden, über die wir jetzt nicht zu diskutieren haben! Vorläufig habe ich diese Hoffnung, und deshalb warte ich ab. Deshalb bleibe ich in der Kirche, ohne zu den Ultramontanen überzugehen. Dies zur Begründung meines persönlichen Standpunkts." A. Barth.

Gottes Liebe ist kein Vorrecht der Gläubigen. Das Vorrecht der Gläubigen ist, seine Liebe fühlen und sich ihrer freuen — und in ihrem Namen das Unmögliche möglich machen zu können.

Björnson.

---

*) Wage es, weise zu sein.

Umschau.

Kann der Pfarrer auch Mensch sein? In No. 48 der „Christl. Welt" sagt ein Artikel, überschrieben: „Kann der Pastor auch wohl Mensch sein, nur Mensch, wenn er vor den Leuten steht?" uns Pfarrern manche beherzigenswerten Wahrheiten. Es ist hier nicht der Ort, dieselben zu wiederholen; es sind Ausführungen des Grundsatzes, daß der Pfarrer nur dann wirken kann, wenn er nur als Mensch zu den Menschen kommt und mit ihnen redet. Wir wissen wohl, daß wir das nicht so können, wie wir möchten, und daß dieses Unvermögen zum Teil unsere eigene Schuld ist. Aber nur zum Teil. Die Leute machen es uns oft furchtbar schwer. Zwar gibt es heute nur noch wenige, die mit verhaltenem Atem zuhören, wenn „der Herr Pfarrer" etwas sagt und die zu unsern Füßen sitzen möchten wie Maria von Bethanien zu den Füßen des Heilandes. Solchen Leuten können wir nicht nahe kommen, weil sie gar nicht begehren, daß wir menschlich mit ihnen verkehren. Aber auch Viele, die nicht zu dieser verschwindenden Sorte der unbedingt an die Pfarrer Glaubenden gehören, treten uns entgegen in der Voraussetzung, daß wir nicht Menschen, sondern Amtspersonen seien. Sie geben sich vor dem „Geistlichen" nicht, wie sie sind, sie setzen ein besonderes Gesicht auf und geben ihrer Stimme einen besondern Ton, in welchem so etwas liegt wie: „So, jetzt ist ein feierlicher Augenblick, jetzt will ich mir eine Dosis Seelsorge applizieren lassen." Oder die unbewußte Angst vor dem Glaubensrichter — sie ist fast ein Beispiel von Vererbung erworbener Eigenschaften — hindert sie, mit ihrer Meinung herauszurücken. Die Meinung des Pfarrers über sie ist ihnen doch noch wichtiger als die Meinung irgend eines andern Menschen, und deshalb möchten sie besonders vor ihm etwas Anderes scheinen als sie sind.

Die Seelsorge wird in der Tätigkeit des Pfarrers immer wichtiger. Es gibt Menschen, denen sie mehr Eindruck macht, wenn sie amtlichen Charakter hat. Aber bei den Meisten ist das Gegenteil der Fall und doch erschweren sie selbst so sehr die Seelsorge von Mensch zu Mensch. So lange sie uns behandeln und sich uns gegenüber geben, als wären wir etwas Anderes als Menschen, die menschliches Mitgefühl, menschlichen Trost, Rat und Zuspruch, menschliche Leitung beim Suchen der Wahrheit geben wollen, machen sie es uns so schwer, ja fast unmöglich, uns ihnen gegenüber rein als Menschen zu geben und alle pastorale Steifheit abzulegen. Wenn die Laien wollen, daß wir ihnen mehr sein können, müssen sie uns selbst dazu helfen. L.

Auch eine soziale Arbeit. Eine Gemäldeausstellung — aber nicht eine für den geistigen Luxus der beati possidentes, sondern für das Volk! Keine blöden oder sentimentalen Oeldrucke oder schlechten Kupferstiche mehr mit Wasserfällen, Sennerinnen, Romanszenen — in

leuchtenden Farben grüßen uns vielmehr der Frühling, das niedersächsische Dorf, die Schwarzwaldtanne, eine Gruppe blühender Kastanien- oder schneeiger Apfelbäume, ein Juradorf, die Laufenburger Stromschnellen, ein Hochgebirgssee im ersten Strahl der Morgensonne, das Märchen vom Schneewittchen, der Knecht Ruprecht, der Rückzug der Schweizer von Marignano, kurz, die wirkliche Welt, die einfache, alltägliche und doch so schöne, traute, reiche, liebe! Und alles sind Originale und die Künstler heißen Thoma, Volkmann, Kampmann, Biese, Hodler, Mangold u. s. w., die besten Namen, die man sich hier wünschen kann. Auf Tischen ausgebreitet aber liegt allerlei Volks- und Jugendliteratur, Lieder, Mährchen, Geschichten, Schwänke, alte und neue. Alles gut und echt, alle Schundware ausgeschaltet, alles waldfrisch. Es singt und klingt und lacht, das Wanderlied ertönt, das Jägerhorn ruft, die Zwerge schaffen in Bergesnacht, die Nixe lauscht im Quell, Rübezahl schleicht durch den Wald, der Einsiedler füttert die Rehe — wie das leuchtet von Farbe und echter Jugendpoesie! Es ist eine Freude zu leben! Und was für eine Freude wäre es, jetzt ein Kind zu sein und aus diesem Brunnen zu trinken! Mit was für Zeug haben wir einst unsern Hunger und Durst nach Lebensschönheit stillen müssen! Aber wir wollen froh sein, daß es so gekommen ist. Das ist nun ein Stückchen neue Welt, schönere Welt. Was für ein edles Stück Poesie und Schönheit bringt ein solches Bild, das für 2, 5 oder 10 Fr. zu haben ist (mit Rahmen) oder solch ein frisches Märchenbuch in eine öde Arbeiterwohnung hinein! Das ist manchmal fast so viel wert als eine Lohnerhöhung. Die Ausstellung, die ich meine, ist vom Basler „Verein für populäre Kunstpflege" veranstaltet worden. Aehnliches geschieht wohl auch anderwärts oder sollte doch geschehen. Hier ist ein sehr großes Arbeitsfeld für mehr ästhetisch geartete Menschen, wo sie soziale Arbeit bester Art tun können, ohne in den lauten und manchmal wüsten sozialen Kampf zu treten.

L. R.

Büchertisch.

Zwischen Kopf und Seele. Von Karl König. Verlag von Eugen Diederichs in Jena 1907. Preis 2 Mark.

Dieses Buch, dessen Titel etwas seltsam klingt und als verfehlt zu betrachten ist, hätte ich gern schon lange mit Freuden unsern Lesern angezeigt. Ich glaube, daß es über die Feiertage für manchen eine herrliche seelische Erquickung gewesen wäre. Es ist das religiöse Bekenntnis eines jüngeren Theologen (der Verfasser ist Pfarrer in Bremen), dem aber die Theologie den Dienst geleistet hat, den sie leisten soll: daß sie ihn von der Theologie frei gemacht. Er ist durch und durch ein „Moderner" (sonst hätte Diedrichs sein Buch nicht verlegt) und ein Sucher, an dessen Seele alle Bewegungen der Zeit anpochen und ehrlich gehört werden, ein Freier, der sich gleich Christopher nur dem Stärksten ergibt; der Stärkste war ihm aber der persönliche Gott, der Vater der persönlichen Geister. Er ist ein Ringer, der um das Recht des Geistes, des eigenen Ich, und damit um Gott gerungen hat mit allen Riesen und Unholden, die ihm den Weg versperren wollten. Als solche begegnetem ihm der Intellektualismus: die Anmaßung des logischen Denkens, den Sinn und die Tiefe der Wirklichkeit erschöpfen zu können, verkörpert in einer mechanistischen Wissenschaft; der Aesthetizismus, der das Leben in Genuß und Spiel auflöst; der Monismus, der den Unterschied zwischen Natur und Geist und damit die sittliche Persönlichkeit aufhebt; die Theologie, die an Stelle der Religion zu treten und damit Leben durch Theorie zu verdrängen droht. Gegen diese Zeitgewalten zieht König siegfridhaft aus und man muß ihm gestehen: siegreich. Denn er versteht, was sie wollen, besser als sie selbst und weiß ihnen darum zu sagen, an was es ihnen fehlt. Er steigt durch allen Schutt und alles Dorngestrüpp der Theorien zu den Quellen des ursprünglichen Lebens selbst und

findet hier Gott, Seele, Geist, Persönlichkeit, Religion. Und das alles nicht in trockenem Ton oder gelehrter Schreibweise, sondern in dramatischem Ringkampf, in einer Sprache voll Kraft, Anschaulichkeit und Jugendblüte. Das strömt wie frische Bergbäche von den Höhen herunter und tut Geist und Gemüt bis auf den Grund wohl.

Ich glaube nicht zu übertreiben. Mir ist das Buch aus der Seele geschrieben. Den Schluß, der die „Modernen" zum Eintritt in der Kirche einladet, wünsche ich weg, weil er Mißtrauen erweckt und ablenkt. Das ist aber auch mein einziger Einwand von wesentlicher Art. Ich halte das für ein Buch, das nicht gelesen zu haben wirklich ein Verlust ist. Es ist nicht für jedermann, es setzt modernes Suchen und Bekanntschaft mit modernen Geistesstimmungen voraus, aber vielen, besonders jungen Menschen in der Periode der größten geistigen Gärung, wird es eine Hilfe, vielleicht eine Epoche sein. L. R.

Schweizer Heim-Kalender. Volkstümliches Jahrbuch für 1908. Verlag von Arnold Bopp, Zürich.

Die rastlos und in einem guten Geiste tätige junge Verlagsbuchhandlung von Arnold Bopp in Zürich hat einen Kalender herausgegeben, der jedenfalls zu den allerbesten gehört. Er schüttet ein wahres Füllhorn über den Leser aus, neben dem, was jeder echte und rechte Kalender enthält: als Kalendarium, Wetterregeln, Planetenstand u. s. w., noch eine ganze Menge von Gedichten, Novellen, kurzen Aufsätzen über allerlei aktuelle Themata; das meiste Schweizergewächs, fast alles gut, nichts schlecht, das ganze durch ein reiches Gebinde von Sentenzen und Lesefrüchten garniert, ein gut gewähltes Bild von Welti nicht zu vergessen. Da steckt viel Arbeit und Liebe drin.

Es gibt noch manches Haus, wo Kalender und Gesangbuch etwa neben einem Roman vierten Ranges (die Bibel darf man wohl kaum mehr nennen) die ganze Hausbibliothek bilden. Desto besser, wenn der Kalender, wie dieser, selbst eine kleine Bibliothek darstellt. Auch der Kalender ist ein Stück Heimatkunst und wer sich seiner annimmt, tut ein so gutes Werk, als wer die Kinderbücher, die Schulbücher und den Wandschmuck des Hauses umgestaltet. Er verdient Dank und Ermunterung.

L. R.

Bitte an unsere Leser.

Der Uebergang vom ersten zum zweiten Jahrgang ist für eine junge Zeitschrift erfahrungsgemäß besonders kritisch. Wir möchten darum alle Leser und Mitarbeiter, denen am Bestehen und Gedeihen der „Neuen Wege" etwas liegt, recht herzlich bitten, uns über den schwierigen Punkt hinüberzuhelfen durch Werbung von Abonnenten, Ausfüllung der Nr. 12 beigelegten Adreßlisten, Anzeige der „Neuen Wege" in einer Zeitung oder Zeitschrift. Probenummern stehen zur Verfügung. Ueber den Inhalt der nächsten Hefte orientiert das auf dem Umschlag gedruckte Programm. Wir dürfen allerlei Gutes versprechen.

Es hat gerade in letzter Zeit nicht an Anerkennung für die von den „Neuen Wegen" geleistete Arbeit gefehlt. Besonders wertvoll ist uns die in der neuesten Nummer der „Christlichen Welt" enthaltene, deren Herausgeber sogar die gewiß seltene Hochherzigkeit besitzt, den süddeutschen Lesern seines Blattes den Abfall zu uns nahezulegen. Auch aus der Schweiz ist uns allerlei Ermunterung zu Teil geworden. Diese muß sich aber in Hilfe umsetzen, damit das Kindlein leben und sich entfalten könne. Besonders dankbar sind wir denen, die uns helfen, die Lehrerkreise zu erreichen, mit denen wir gerne zusammen arbeiten möchten.

Den Helfern unseren herzlichen Dank zum voraus und den alten und neuen Lesern einen Neujahrsgruß zu frischer, gemeinsamer Arbeit!

Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Von der Erlösung der Arbeit.

Einige Gedanken zur Verinnerlichung.

I.

Es gibt für alle Arbeit des Menschen im Grunde nur zwei Orientierungen: sie wird entweder für das Ich oder für Gott getan. Dabei hat, wie immer, das Ich den Vorsprung.

Die Arbeit, die dem Ich dient, geht entweder auf materiellen Erwerb oder auf Ehre und Macht — in beiden Fällen auf den äußeren Erfolg aus. Dadurch gerät sie, namentlich wenn sie mehr geistiger Art ist, unter einen harten Herrn, der seine Diener demoralisiert. Der Geist der Konkurrenz kommt in das Schaffen hinein und erfüllt es mit seiner Aufregung; es verliert alle Ruhe, Naivität und kindliche Freudigkeit. Man schielt über die Schultern nach dem Tun und Erfolg des andern; es beginnt das Horchen auf Beifall und Tadel, die Abhängigkeit von dem Reden der Leute, der „öffentlichen Meinung" oder dem Spiel der eigenen Stimmungen; der Erfolg berauscht, der Mißerfolg lähmt. Die Arbeit kann nicht mehr gesund sein, denn ihre Quelle ist unrein. Sie verzehrt den Menschen viel mehr, als echte Arbeit täte, denn sie ist nicht wie diese der freudige und bei aller Leidenschaft des Wirkens im Grunde doch ruhige Ausfluß des schöpferischen Verlangens in uns. Da sie ihr Ziel außer sich selbst hat, reißt sie auch uns selbst mit und raubt uns damit den Grund aller Freiheit und fröhlichen Selbsterhaltung: das Ruhen in unserem Zentrum. Allen bösen Geistern ist die Türe geöffnet, dem Neid, dem Schein, ja der Lüge. Es ist furchtbar, wie viele Seelen durch diesen Dienst des Erfolges ruiniert werden. Hochbegabte Naturen werden durch dämonischen Ehrgeiz getrieben, wo sie vielleicht selbst meinen, Gott zu dienen, geraten von der Wahrheit der Dinge ab und werden bei allem Glanz des Erfolges doch bei weitem nicht das, was sie hätten werden können. „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren." Auch feinere Naturen verderben sich selbst schmerzlich oft mit der Frage nach dem Erfolg und

zerquälen sich am Mißerfolg. So kommt Knechtschaft und Unwürdigkeit, kommt der alte Fluch in die Arbeit hinein. Kurz, es ist ein Elend um die Arbeit, die für das Ich getan wird!

Aus diesem Elend erlöst uns die Parole: Für Gott arbeiten! Es möge keiner stutzig werden! Ich denke nicht an „geistliche" Arbeit: Predigen, Missionieren, Bekehren, kurz, an das, was man in „frommen" Kreisen gewöhnlich „für Gott arbeiten" nennt. Und wenn ich „Gott" sage, so habe ich hier nicht einen bestimmten Gottesbegriff im Auge, namentlich nicht etwa den Kirchen-, Theologen- oder Dogmengott, sondern etwas sehr Großes und ganz Freies. Auch der „Ungläubige" kann auf seine Weise unsere Losung annehmen. Gott ist uns hier zunächst der Gegensatz zum Ich und für Gott arbeiten heißt, die Arbeit aus der Engigkeit des Ich herausnehmen und ins Weite hineinstellen. Wer irgend einer Sache dient, die größer ist als sein Ich, der dient Gott, heiße er kirchlich oder unkirchlich, Theist, Pantheist, Atheist, heiße diese Sache Wissenschaft, Erziehung, Sozialismus, Abstinenz oder sonstwie. Allerdings müssen diese Bestrebungen, wenn sie nicht als Parteisache oder Dogma von neuem zu Ichdienst, nur in etwas weiterem Rahmen, werden und so die erlösende Kraft verlieren sollen, eingeordnet werden in ein Größeres und Allergrößtes: ein Reich des Geistes, dem alles angehört, was wahr und gut ist, seis klein oder groß. Wer durch seine Arbeit, in seiner Arbeit, seine Seele hinausgezogen fühlt in diese Weite, seine Seele verbunden fühlt mit dieser Welt, der arbeitet nicht mehr für sich selbst, sondern für Gott. Das kann selbstverständlich auch mit der alltäglichsten Arbeit geschehen. Denn wie zum stofflichen Universum nicht nur die Sonnen gehören, die leuchtend durchs Weltall ziehen, sondern auch die Sonnenstäubchen, die in der Luft schimmern und die Blutwellen, die durch unsere Adern kreisen, so sind dem geistigen Universum nicht nur die großen Gedenken und Werke wichtig, deren Bedeutung in die Augen springt, sondern auch die kleinen, scheinbar bedeutungslosen. Vor ihm gibt es nichts kleines. Weil alles an ihm Teil hat, ist alles groß. Ob großes oder kleines, ob „geistliches" oder „weltliches" Werk — für Gott arbeiten, heißt überall einfach, aus den dumpfen Gelassen des Ichdienstes herauskommen und das Herz weiten in der freien Luft des Alls, das aus Gott und in Gott ist und an jeder Stelle unendlicher Werte voll.

Es heißt aber doch noch etwas mehr: Im Auftrag arbeiten! Dabei denken wir gewöhnlich an die schöpferischen, prophetischen Geister, die im großen Stil Gottes Werk tun. Aber auch wer nicht einen prophetischen Auftrag hat, arbeitet für Gott, wenn er etwas von dem versteht, was Gott in einer bestimmten Zeit oder Lage will, und sich ihm zur Verfügung stellt. Davon können „Ungläubige" oft mehr ergriffen sein, als „Gläubige"; sie dienen dann dem unbekannten Gott. Auf das Ergriffensein kommt es an, wobei allerdings zugestanden werden muß, daß ein bewußtes Verhältnis zur der schaffenden Macht,

ein Verhältnis, das, menschlich geredet, eins von Persönlichkeit zu Persönlichkeit ist, die stärkere Kraftquelle bildet, als ein unbewußtes oder unpersönliches. Auch hier wird das Kleine nicht vergessen. Gott braucht Architekten, aber auch Bauleiter, Maurer und Handlanger. Wer sich Gott zur Verfügung stellt, bekommt seinen Auftrag. Gott will keine Müssigen, er schaut sehnsüchtig nach Arbeitern aus; in der Weltordnung herrscht nie Arbeitslosigkeit.

Hier ist nun aber die Erlösung für unsere Arbeit gefunden. Sie bekommt eine große Tiefe, denn sie wird Mitarbeit an Gottes Schaffen; sie verliert das Willkürliche, das so schrecklich ermüdend wirkt, denn sie ist Auftrag, freie Notwendigkeit; sie ist nicht mehr ein Fremdes, denn sie fließt aus dem Weltzweck, der unser Zweck geworden ist; sie braucht nicht vor dem Mißerfolg Angst zu haben, denn ihr Erfolg ist verankert in der Macht Gottes. Von diesem Grunde her fließt ihr ein befreiender Strom von Geduld zu, sie bekommt vollen Atem. Es ist darum für die Arbeit eines Menschen doch gar wichtig, was er vom Sinn der Welt denkt, was er (das Wort im freiesten Sinne verstanden) für einen *Glauben* hat. Wem das Weltall ein mechanisches Spiel sinnloser Kräfte ist, für den muß, wenn er konsequent denkt und *fühlt* (was überhaupt selten geschieht!), auch die Arbeit sinnlos sein; fröhlich arbeiten kann nur, wer an einen Zweck des Weltverlaufes, ein Reich sittlicher, persönlicher Werte, glaubt. Darum ist von jeher ernste Arbeit die Pflanzstätte dieses Glaubens, während ein eitles Leben zum Pessimismus führt und umgekehrt. Rechte Arbeit stammt aus der Tiefe und führt zur Tiefe. Weil sie aber ihre Krönung erreicht, wenn sie bewußtes Schaffen mit Gott ist, darum ist das *Verständnis Gottes* eine entscheidende Lebensbedingung aller Arbeit großen Stils. Wer, sein Ich mit Gott verwechselnd, meint, Gottes Weg gehe da hinaus, wohin seine Dogmen oder Neigungen weisen, gerät aus dem Lebensstrom hinaus und leicht kommt etwas von Leerheit, Lähmung, Bitterkeit in sein Tun. So sehen wir da und dort treffliche Menschen sich fast fruchtlos abarbeiten, weil sie Gottes Schaffen nicht mehr verstehen. Wer aber sein Ich immer wieder von Gott mitnehmen läßt, den trägt aus jeder Stagnation eine frische Welle hinaus und er schöpft aus einem tiefen Brunnen seine Freude.

Hier hört alle Qual des Ichdienstes in der Arbeit, die wir geschildert haben, auf. Diese Art Arbeit verzehrt nicht mehr, sondern erquickt und erhält, weil sie erst die reicheren Quellen des Lebens erschließt. Das Brennen des *Ehrgeizes* löscht aus. Aus der Arbeit für Gott strömt uns eine Würde zu, die uns die Flitterkronen oder gar Narrenkappen der Welt entbehren läßt. Jetzt erst *adelt* die Arbeit; jetzt erst werden wir aus Sklaven Freie, aus Menschen und Ichknechten Söhne Gottes. Es bewährt sich wieder einmal die Ordnung, die überall gilt: das Ich wird durch Sterben lebendig, durch Verlieren reich. Es braucht nicht Ehre von außen her zu erwarten,

es hat sie schon. Für Gott arbeiten ist immer groß, auch wenn das Werk noch so unbedeutend schiene. Es trägt in sich etwas von der inneren Fülle und unendlichen Bedeutsamkeit des Alls. Der vergiftende Geist der Konkurrenz ist ausgeschieden; wir haben es nicht mit den „Andern", sondern mit dem Gott zu tun, „der ins Verborgene sieht." Wir brauchen uns nicht mehr mit der Erfolgsrechnung zu quälen; Gott dienen ist Erfolg in sich selbst. Auf das allein kommt es Gott an, daß Geister reif werden, mit ihm zu arbeiten. Jetzt entrinnen wir der Gefahr, um der Menschen willen für den Schein zu arbeiten; wer für die Ewigkeit arbeitet, ist treu und nimmt sich Zeit. Jetzt ertragen wir es, ganz im Stillen und Verborgenen zu schaffen, zu kämpfen, das Schwerste zu tun, ohne Anerkennung, ohne Lohn, ohne daß ein Mensch nur davon wüßte; wir stehen in Gottes Lohn, das heißt, wir sind vom Lohngedanken frei geworden. Wir geben dann Gott, statt immer zu nehmen und Geben ist seliger denn Nehmen. Ja selig, wer nicht Menschenlohn erhält, dann erhält er den größten Lohn: keinen Lohn, aber die selige Freude der freien Mitarbeit des Gotteskindes am Werke der Schöpfung. Jetzt können wir uns auch in das Schwerste finden; keine gewöhnliche Arbeit tun zu dürfen, weil wir krank oder alt sind. Wir wissen, daß wir mit der Seele schaffen können und zwar Großes. Denn jeder Gedanken der Liebe und Güte, jeder siegreich ausgefochtene Kampf mit gottwidrigen inneren Gewalten ist eine Mehrung seines Reiches, ein Sieg Gottes. Alle kleinsten Beiträge zum Vorrat des Guten stärken insgeheim die Kraft des Guten, die am Kommen des Gottesreiches arbeitet, sie fließen zu der Flut, die Gottes Sache vorwärts treibt. Hier waltet in Gottes Welt ein Geheimnis, das eigentlich sehr offenbar sein sollte, weil es der Oekonomie entspricht, die überall waltet: nichts geht verloren! Wer weiß, ob nicht das Stillste, Innerlichste, Verborgenste, was in der Welt getan wird, wessen wir uns selbst nicht einmal bewußt sind, mehr wirkt als alle lauten Werke, die auf dem Markte getan werden und die ihren sittlichen oder religiösen Marktwert haben?

Welch ein Aufatmen in Freiheit und Freude, wenn unsere Arbeit diese Orientierung bekäme! Die Meinung ist selbstverständlich nicht, daß wir uns beständig auf dieser Höhe halten könnten, aber es löst die Seele von Qual, wenn wir nur einen Hauch davon in unser Tun hineinbringen. Es ist ein hohes Ziel, aber nur in der Bewegung zu ihm hin liegt die Erlösung der Arbeit. Leonhard Ragaz.

Eines Mannes Religion besteht nicht in den vielen Dingen, an denen er zweifelt und die er zu glauben versucht, sondern aus den wenigen, deren er versichert ist und die zu glauben es für ihn keiner Anstrengung bedarf. Carlyle.

Zur Sittlichkeitsfrage.

Wir begrüßen es als ein Zeichen neu erwachenden sittlichen Ernstes, daß in der Presse immer lauter Stimmen sich hören lassen, welche davor warnen, daß die Zeitungen in alle Details gehende Berichte über Gerichtsverhandlungen, die scheußliche Verbrechen, besonders solche sexueller Art, betreffen, mit einer gewissen Vorliebe bringen, und werden uns darum wohl hüten, in einer Zeitschrift, die, wie die „Neuen Wege", auch in die Hände der Jugend kommen darf und soll, auf solche Themata allzu einläßlich einzutreten. Eine ganz andere Frage ist es freilich, ob es das beste wäre, über die sittlichen Fragen, soweit sie in's geschlechtliche Gebiet einschlagen, in der Presse einfach stillschweigend hinwegzugehen. Bei der für das leibliche und geistige Wohl des Einzelnen und für die Zukunft unseres Geschlechtes geradezu den Ausschlag gebenden Entscheidung in der Stellung zu diesen Problemen halten wir es indessen geradezu für sittliche Pflicht, auf ihre öffentliche Erörterung einzutreten, unter taktvoller Vermeidung alles dessen, was die wirkliche Schamhaftigkeit, die von Prüderie nichts weiß, verletzen könnte. Dennoch würden wir hier nicht das Wort ergreifen über ein so schwieriges Thema, wüßten wir nicht, welch' ganz enorme Verbreitung gegenwärtig Schriften finden, welche nach unserer Ueberzeugung die einen mit bewußter böser Absicht, die andern ohne daß ihre Verfasser es wollen, die Grundsätze geschlechtlicher Reinheit und Ehrbarkeit untergraben; würde uns nicht von solcher Seite, wo man es wissen kann, versichert, daß solche Schriften auch in weiteste Kreise der männlichen und der weiblichen Jugend eingedrungen seien und mit Begier verschlungen werden. Gegenüber diesen Schriften und den im mündlichen Verkehr immer lauter werdenden Stimmen, die ungescheut der sogenannten freien Liebe das Wort reden und damit bald in roher, brutaler, bald in verfeinerter, raffinierter Weise die bisherigen Schranken der Sitte niederzureißen drohen, halten wir es für geboten, auf die wichtigsten anderen Schriften hinzuweisen, die in populärer Darstellung die sittlichen Anschauungen und Forderungen des Christentums auf diesem Gebiete geltend machen. Wir freuen uns, daß wir dabei nicht bloß Werke von Geistlichen, denen so leicht zugetraut wird, ihr Beruf rede eben aus ihnen, sondern auch solche hervorragender Laien anzuführen haben.

Ohne irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, in Beschränkung auf das, was uns in letzter Zeit erreichbar war, nennen wir:

„Das Geschlechtsleben des Menschen, vom Standpunkte der natürlichen Entwicklungsgeschichte". Vortrag von Dr. Alb. Heim, Professor. Zürich, A. Müller, 1901.

„Sinnlichkeit und Sittlichkeit". Vortrag von Professor Dr. Paul Christ. Zürich, A. Müller, 1904.

„Der Kampf gegen die Unsittlichkeit und der Entwurf des Schweiz. Strafgesetzbuches." Dem Schweizerischen Frauenverein gewidmet von Mentor. Zürich, E. Speidel, 1895.

„Kunst und Sittlichkeit", von Henry Thode. Heidelberg, Karl Winter, 1906.

„Wir jungen Männer!" Von Hans Wegener. Düsseldorf und Leipzig. K. T. Langewiesche, 1906.

„Sexualethik und Sexualpädagogik". Eine Auseinandersetzung mit den Modernen von Dr. F. W. Foerster. Kempten und München, Jos. Kösel, 1907.

Nur über das letztgenannte Buch wollen wir hier auf eine nähere Besprechung eintreten. Es treibt uns dazu in erster Linie der Wunsch, weiteste Kreise auf die wirklich vortrefflichen Ausführungen Dr. Foersters hinzuweisen, dann aber auch das Bedürfnis, seinen katholisierenden Anschauungen entgegenzutreten und zu zeigen, wie die Wahrheiten, für die er eintritt, dieser vermeintlichen Stützen nicht bedürfen.

Als „eine Vorfrage" stellt er hin: „Anarchie oder Autorität im ethischen Denken?" und entscheidet sich in einer Weise, die wir als katholisierend bezeichnen müssen, für die Autorität. Wenn er dies täte in dem Sinne, daß er Vernunft und Gewissen als Mächte erklärte, die, hoch über menschliche Willkür erhaben, unbedingte Beugung unter ihre Forderungen verlangen, also autoritäre Macht beanspruchen, so würden wir ihm unbedingt beistimmen. Wir sind mit ihm der Ueberzeugung, unser Gewissen und — fügen wir hinzu: unsere Vernunft — bestehe gerade darin, daß hier etwas Unpersönliches, unsere subjektive Befangenheit korrigierendes mitten in unserem Innern zu Worte komme und unserer Willkür Halt gebiete. Uns, wie ihm, ist nicht ein einseitiger Individualismus, dem die arme individuelle Vernunft des Einzelnen als letzte Instanz erscheint, das Höchste. Auch wir sind seiner Ansicht, Vernunft und Gewissen seien herrliche Dinge, aber sie bedürfen erst der Erziehung, Reinigung und Befreiung; aber während Dr. Foerster die römische Kirche als Autorität hinstellt, als „die unbestechliche und unbeirrte Bewahrerin der großen christlichen Geheimnisse, die nicht jedem kleinen Menschlein gestattet, die christliche Wahrheit in seinen engen Fassungskreis herunter zu reißen", und in der „Tradition" mit andern Worten: in der endgültig abgeschlossenen römischen Kirchenlehre, sowie im Dogma von Christus als dem Gottmenschen die höhere Weisheit, unter die jeder sich zu beugen habe, erblickt, der Philosophie aber vorwirft, daß sie nur „aus abstrakter Gedankenhöhe rede", weisen wir dagegen darauf hin, daß Vernunft und Gewissen in der Menschheit in stets fortschreitender Entwicklung begriffen sind. Aus dieser Ueberzeugung erwächst uns die Pflicht, ihre geschichtliche Entwicklung bis in die Gegenwart und in alle Zukunft hinaus zu verfolgen und von ihr zu lernen. Wir geben zu, daß die Kompetenzbedingungen für durchdringende Kenntnis

der wirklichen Lebensmächte und unbestechliche Freiheit des Geistes nur in der Persönlichkeit Christi vollkommen erfüllt gewesen seien, aber wir bestreiten Foersters Behauptung, daß sie „annährend nur durch die großen Heiligen der alten Kirche erfüllt worden". Bei der demütigsten Beugung unter die Autorität von Vernunft und Gewissen verweigern wir das Opfer des Intellekts und fordern, daß sie ihre Uebermacht in uns selber geltend machen. Wir sind himmelweit davon entfernt, den Einzelnen als letzte Instanz anzuerkennen, auch nicht den unfehlbaren Papst, der die Tradition festlegt. Diese Bemerkungen mußten wir vorausschicken, um festzustellen, unter welchem Vorbehalt wir den Ansichten von Dr. Foerster, auf die wir im Folgenden eintreten, zustimmen.

* * *

Von ganzem Herzen stimmen wir Dr. Foerster bei, wenn er sagt: „Die Religion ist die unersetzlichste sexualpädagogische Macht aller Zeiten; selbst die denkbare höchste Geisteskultur kann nicht den Triumph der Materie aufhalten, wenn nicht die Wahrheit von oben die Fesseln menschlicher Knechtschaft löst". „Wer die Psychologie der sexuellen Gefahr genau beobachtet, der wird wissen, daß der einzig wirksame Schutz hier darin besteht, daß die Versuchung überhaupt nicht die Vorstellungswelt erobert. Nur die Religion aber dringt so tief und mannigfaltig in die ganze Seele ein und vermag auch das gefährdetste Gebiet, die Phantasie, so rein zu halten, zu erziehen und zu erfüllen, daß die sinnliche Versuchung überhaupt keine psychologische Macht gewinnt. Wo solche Religion wahrhaft erzieherisch gewirkt hat, da bewahrt sie den Menschen von vornherein davor, daß ihm bestimmte Dinge überhaupt auch nur einfallen. Die von der Gegenwart Gottes geweihte Seele gewinnt eine ähnlich unbewußte Abwehr, wie sie die Augenlider gegenüber dem Straßenstaube haben".

Freudig bekennen wir uns mit Foerster zu der Ueberzeugung: „Ohne Glauben an die geistige Welt gibt es auf die Dauer keinen wahren Mut des Geistes zu sich selber — jener Glaube, entzündet am Lebensfeuer Christi, erweckt diesen großen Mut erst wahrhaft zum Leben und entflammt ihn zu immer höherer Kraft und Sicherheit." Dagegen müssen wir ihm mit größtem Nachdruck widersprechen, wenn er behauptet, nur die „Jenseitsreligion mit ihrem Ewigkeitshorizonte" vermöge ein Gegengewicht zu geben gegenüber der Welt des Genusses. Foerster redet mit Recht von der „Hygiene der Phantasie"; kennt er aber nicht die Verheerungen, welche die auf katholischem Boden erwachsene, aber auch in den protestantischen Pietismus hinüber gedrungene Höllenfurcht und höchst sinnliche Himmelssehnsucht, die nach Vereinigung mit Jesus als dem Seelenbräutigam und nach Wohlleben, um nicht zu sagen: nach Wollust, im Jenseits schmachtet? Da erinnern wir denn doch an die schönen Worte, die Heine in seinen Reisebildern, Bd. IV pag. 70, geschrieben hat. „Schon als Knabe,

wenn ich den Plutarch las, gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens schritt, in der einen Hand einen Wasserschlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend und den Menschen zurief, daß sie mit dem Wasser die Hölle auslöschen und mit der Fackel den Himmel in Brand stecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlassen und das Gute nicht mehr aus Begier nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unsere Handlungen sollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorsprudeln, gleichviel, ob es eine Fortdauer nach dem Tode gibt oder nicht." Der sittliche Schwerpunkt unserer Religion liegt im Diesseits, nicht im Jenseits. Daß ich das religiöse Fühlen, Denken und Streben gleichwohl nicht vom Ewigen ablenken und auf's Irdische beschränken möchte, davon wird sich überzeugen, wer meine Schrift: „Die sittliche Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens" (St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung, 1893) liest, deren Schluß lautet: „Unser Geschlecht zehrt noch von dem ihm überlieferten Schatze der Religion der Vergangenheit; aber dieser Vorrat gehet zu Ende. Sorgen wir dafür, daß er noch zur rechten Stunde erneuert werde, daß in geläuterter und vertiefter Form auferstehe, was in seiner alten Gestalt abgestorben ist. Möge es mir gelungen sein, zu zeigen, daß mit dem Unsterblichkeitsglauben steht oder fällt der Glaube an den unendlichen Wert der Menschenseele, an die ewige Bestimmung der Menschheit, an die Liebe Gottes und seine ausnahmslose Güte gegen alle Menschen, der Glaube an eine gerechte, vollkommene Vergeltung ... Die Frage nach der Unsterblichkeit ist noch eine offene und keineswegs in verneinendem Sinn entschieden ... Welches wird unser praktisches Verhalten sein, so lange wir am Unsterblichkeitsglauben als an einem sittlichen und religiösen Postulate festhalten? Wir werden uns von Gott getragen und besorgt fühlen im Jenseits wie im Diesseits, und darum unsere ganze Lebensaufgabe im Licht der Ewigkeit auffassen. Den Schwerpunkt unseres sittlichen und religiösen Lebens werden wir nicht in Spekulationen über das Jenseits verlegen. Es wird unser Grundsatz sein, was Konrad Ferdinand Meyer seinen Hutten bekennen läßt:

Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit,
Dann bin ich gern zu neuem Dienst bereit.
Gewährt der Schöpfer mir ein größer Leh'n,
So hoff' ich wieder meinen Mann zu steh'n.

Unser höchstes Streben wird dahin gehen, uns ewig zu fühlen in jedem Augenblick der Zeit." Noch viel schärfer spricht Friedr. Albert Lange das aus in seiner Schrift „Die Arbeiterfrage", S. 65, mit den Worten: „Die Verweisung auf das Jenseits ist eine Verheißung, ein Gleichnis, ein Glaubensartikel; die Vollendung im Fleisch ist die Erfüllung, die Auslegung, das Schauen."

In höchst verdienstlicher Weise bekämpft Foerster mit Nachdruck die sogenannte „Auslebetheorie". Er bezeichnet dies Sichausleben, dies schlaffe Sichgehenlassen als moralische Degeneration, welche das

Auswachsen jedes pathologischen Keimchens im Menschen befördert, den Willen auflöst, den Menschen zur wehrlosen Beute aller von außen kommenden Dinge macht und dadurch sein Nervensystem zerstört. „Was wollt ihr eigentlich ausleben?“ fragt er die Anhänger dieser Theorie, „den höhern Menschen der Seelengröße und der geistigen Kraft oder den Philister des sinnlichen Genusses? Was versteht ihr eigentlich unter eurer sogenannten Lebenssteigerung? Kennt ihr denn die wahre Gesundheitslehre der Lebenskraft? Wißt ihr, daß Beherrschung, Konzentration und Ueberwindung die wahre Hygiene der Lebenskraft ist?“ Das Witzeln über das Erdrosseln und Abtöten der Triebe weist er zurück mit der Hinweisung darauf, daß gerade dies Sichausleben die Persönlichkeit erdrosselt, indem es die Welt der äußern Dinge Macht gewinnen läßt über den inwendigen Menschen. Das Ausleben nach unten kann man in Wahrheit nur überwinden durch das Ausleben nach oben.

Mit großem Ernst wendet sich darum Dr. Foerster gegen das Zugeständnis von Ausnahmen im Sinne außerehelicher Freiheit für ungewöhnlich begabte Menschen. Er wendet sich zunächst gegen Ellen Key, er hätte aber mit gleichem Recht sich gegen den päpstlichen Abbé Franz Liszt wenden können, der das geflügelte Wort, das seinen Weg selbst in einen Abreißkalender gefunden, geschrieben hat: „Vom Künstler ist es unmöglich, das Gelübde der Enthaltsamkeit und der Armut zu verlangen, daß er der Liebe in irgend einer Form entsage, sei es der sinn- oder seelenbewegenden, der asketischen oder mystischen. Seine Phantasie lebt notwendig in den Mannigfaltigkeiten der verschiedensten Formen.“ Diesen Anschauungen gegenüber kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß solche Ausnahmen die Regel zerstören und ihr jede Autorität rauben. „Denn, wenn doch einmal Ausnahmen gelten — wer möchte sich dann nicht hier das Recht der Ausnahme zubilligen? Wer möchte sich nicht zu den erlesenen Seelen rechnen, deren eigenartiges Erleben die enge Form sprengen darf? . . . Die ganz Großen und Starken haben sich niemals Vorrechte zugebilligt, sondern stets durch das Beispiel heroischer Selbstüberwindung den Schwachen die Hand gereicht, statt ihnen durch ein verwirrendes Vorbild den Glauben beizubringen, der große Stil im Leben lasse sich nicht mit zartester Gewissenhaftigkeit vereinigen.“ Diese ganz Großen und Starken, die „stets“, wie Foerster sagt, die Kraft zu solcher Selbstverleugnung gefunden, mögen selten genug sein, das aber ließe sich bis zur Evidenz nachweisen, daß auch die Großen und Starken durch die außereheliche Freiheit, die sie sich erlauben, für sich und ihre Werke nichts gewinnen, sondern ja das Edelste verlieren. Unbegreiflich ist, wie Ellen Key verlangen kann, daß der Mensch den Mut habe, für seine „erotische Lebenssteigerung“ andere zu opfern. „Die feste Monogamie“, nennt Foerster mit Recht „eine Erziehung zur Stäte, zur Konzentration des Willens und der Gefühle. Von ihr geht sozusagen ein Zuschuß von Charakter und Verantwort-

lichkeit in alle menschlichen Beziehungen hinein. Es ist darum auch unbegreiflich, daß man neuerdings im Interesse der Rassenverbesserung polygamische Ausnahmen sanktioniert sehen will, als ob es bei der Rassenverbesserung auf möglichste Fleischproduktion ankäme und nicht die Steigerung und Befestigung der Geistesherrschaft über das Fleisch das Fundament aller Rassengesundheit wäre, und als ob nicht gerade aus der ethischen Verwahrlosung und Verflachung stets die allergefährlichste Rassendegeneration entstanden wäre." Ganz folgerichtig wendet sich Foerster gegen die Behauptung von Carpenter und Ellen Key, daß der Gedanke und das Gelübde der Treue etwas Unwürdiges, Unmögliches und Unwahres sei. „Lebenslängliche monogamische Treue ist nicht etwas Künstliches und Unwahres, sondern eine große Charaktermacht, die dem irdischen Eros den vornehmen und bildenden Umgang mit dem himmlischen Eros vermittelt." „Gerade die Verfeinerung des Gewissens hat ganz unmittelbar auch die Zartheit des Liebensempfindens erhöht."

So freudig und unbedingt wir diesen Anschauungen Foersters zustimmen, so ernsten Widerspruch müssen wir erheben gegen seine Verherrlichung des Cölibats. Wir sind mit ihm der Ueberzeugung, das Cölibat sei nicht eine physiologische Unmöglichkeit, die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht eine Naturwendigkeit, aber das Leben in der Ehe ist doch für weitaus die Mehrzahl der Menschen das Natürlichere und darum das Wünschbarere (1 Korinther 7, 9). Wir sind nicht Foersters Meinung, Religion sei „Uebernatur in jedem Sinn". Völlig unbegreiflich ist es uns, wie ein Mann, der die Kulturgeschichte kennt, wie Foerster, der weiß, zu welch scheußlichen Ausschweifungen die erzwungene Ehelosigkeit der Mönche und Nonnen und der katholischen Pfarrer schon geführt hat und wie gerade in der Gegenwart die Edelsten unter ihnen nach Aufhebung dieses Zwanges rufen, pag. 53 das Wort schreiben kann: „Das Cölibat ist der größte Schutz der Ehe." Wie werden die Ultramontanen diesem durch und durch unwahren Wort zujubeln. Man wende nicht ein, Foerster rede nicht vom erzwungenen Cölibat der katholischen Geistlichkeit, sondern von der freiwilligen Ehelosigkeit und sexuellen Abstinenz; das Wort Cölibat hat nun einmal den von der römischen Kirche ihm aufgeprägten Sinn. Aber nicht nur das: wir halten es auch für sittlich gefährlich, ja für ein schweres Unrecht, begangen am weiblichen Geschlecht, in unserer Zeit, da die Eheschließung immer schwieriger wird, der freiwilligen Ehelosigkeit das Wort zu reden. Wir betrachten die Ehelosigkeit nicht als eine Tugend, auch nicht als ein Unglück, sondern als ein Schicksal, das unzähligen weiblichen Wesen, die gleichwohl doch ihre höchste Bestimmung erreichen können, auferlegt ist und auch einzelnen Männern und zwar solchen, die zu hohem Berufe bestimmt sind; aber als einen Lebenszustand, den niemand willkürlich erwählen soll. In diesem Sinn fassen wir auch die Worte Jesu, Matthäus 19, 12, auf. Wir halten es darum für ganz verkehrt, der

protestantischen Ethik, die sich gegen das Cölibat erklärt, „große Unsicherheit und Halbheit auf diesem Gebiete" vorzuwerfen. Uns erscheint es als sittliche Pflicht, zur Ehe aufzufordern, wo irgend die naturgemäßen und sozialen Bedingungen dazu vorhanden sind. Mit voller Ueberzeugung stimmen wir Hans Wegener zu, der in seiner Schrift „Wir jungen Männer" pag. 92 sagt: „Wo nicht ernste Pflichten es verbieten, zu heiraten, da sündigt der Mann, der allein bleibt nicht nur an seinem Geschlecht, sondern er bringt sich auch um das herrlichste Gut, das ihm die Erde bietet." Mit gleichem Ernste, spricht sich F. Naumann aus, wenn er schreibt: „Die Ehe ist ein Beruf für die Menschheit, eine Erziehung für die Personen, ein Rechtsverhältnis, eine Brunnenklause, aus der die ewige Jugend rinnt, die Grundform, die Urquelle des Gemeinschaftslebens und der wirklichen Arbeit. Du sollst heiraten, wenn du nicht bestimmte persönliche Gründe dagegen vorbringen kannst. Diese persönlichen Gründe können sehr äußerlicher und sehr innerlicher Natur sein; sie unterliegen nur deiner eigenen Beurteilung, und du hast ein volles Recht, dich kühl und steif vor jedem abzuschließen, der dir in dieses Gebiet hineinreden will. Du bist es, der sich lebenslang binden soll, du und nicht dein Vater, nicht deine Mutter! Die Heirat ist ein Entschluß, den man selbst für sich gefaßt haben muß, da niemand bereit ist, dir die Folgen abzunehmen. Nur sollst du dich selbst einmal prüfend vor die Pflicht der Ehe gestellt haben. Es gibt Leute, die ohne Entschluß warten und immer warten, gern möchten, nie zugreifen, selber mit sich unzufrieden und schließlich vereinsamt bleiben. Ihnen gilt der Ruf, den die Bibel in die einfachen Worte faßt: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde! Es war ein Ideal von Familienzuwachs, das Israel groß gemacht hat, ein Ideal, das alle Völker haben müssen. Gott will, daß die Völker sich vervielfältigen wollen. Wo sie diesen Willen aufgeben, da versinken sie in böse Sinnlichkeit und verlieren die Kräfte zum Kampfe ums Dasein." Wegener weist darauf hin, daß unter den heutigen sozialen Umständen es erst 6, 8 oder 10 Jahren nach der geschlechtlichen Vollreife möglich ist, in die Ehe zu treten, in der sich unter gesunden Verhältnissen das Geschlechtsleben fast von selbst regelt. Er hebt aber hervor, daß, ehe wir die Umstände anklagen, es eine Sache der Gerechtigkeit ist, zu fragen, wie viel wir selbst zu ihnen beigetragen haben; ob nicht die Ansprüche, die wir an das häusliche und an das gesellschaftliche Leben stellen, oder ob nicht etwa die wenig haushälterische Art, in der wir bisher mit unsern Kräften und Mitteln umgegangen sind, uns die Ehe erschweren. „Ich bin überzeugt, schreibt er, daß der starke individualisierende Zug, der die Bewegungen unserer Zeit beherrscht, endlich auch in dieser Richtung sich reformierend durchsetzen wird. Wenn der unverheiratete junge Mann erst die Unvollkommenheit seines Zustandes merkt und den Wert der Ehe darin zu erblicken gelernt hat, daß sie ihn vollkommen mache, dann wird der Wille zur Ehe ein stärkerer

werden; und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg .... Nicht der äußere Zwang, der uns geschlechtlichen Umgang unmöglich macht, nicht äußere Disziplin und Vorsichtsmeierei, die mit philisterhaftem Naserümpfen an den geschlechtlichen Dingen überhaupt vorübergeht, kein Cölibat, keine Ordensregel, kein Gelübde macht uns rein. Der Wille ist es zuerst und zuletzt, der unserem Kampf seinen Wert und seinen Sieg bietet."

Auf Stärkung des Willens zu reiner Sittlichkeit dringt mit großer Energie auch Foerster. Mit seiner stark nach rückwärts schauenden, romantischen Richtung steht dagegen offenbar im Zusammenhang, daß er in seiner Sexualpädagogik so oft und so stark an die sogenannte Ritterlichkeit appelliert. Wenn er darunter die Pflicht der Starken, die Schwachen zu schonen und zu beschützen versteht, so stimmen wir ihm vollständig bei, daß diese Tugend zu pflegen sei, aber wir nennen das nicht Ritterlichkeit, wir erkennen darin nicht bloß eine männliche, sondern eine allgemein menschliche Pflicht und verweisen darauf, daß in sexueller Hinsicht die Frauen das sittlich stärkere Geschlecht sind, als die Männer. Sehr mit Unrecht wird die Achtung vor den Frauen als Ritterlichkeit bezeichnet. Der höfische Minnedienst der Ritter war ein unwahres, erkünsteltes Verhältnis, das den Ritter nötigte, sehnsüchtig klagend nach der Gunst einer verheirateten Frau zu begehren, frei nach dem Musterbeispiel der romantischen Liebe zwischen Tristan und Isolde. Der Minnesang war eine Standespoesie des Adels. Ritterlichkeit setzt immer Standesunterschied und Geschlechtsunterschied voraus.

Wir halten nun aber mit John Stuart Mill dafür: „Die einzige Schule einer edleren moralischen Gesinnung ist der Verkehr zwischen Gleichstehenden ... Das Sittengesetz der ersten Jahrhunderte beruhte auf der Verpflichtung sich der Gewalt zu unterwerfen; das der folgenden Jahrhunderte auf dem Rechte, das die Schwachen auf die Nachsicht und den Schutz der Starken hatten.... Wir hatten die Moralität der Hörigkeit und die Moralität der Ritterlichkeit und der Großmut; jetzt ist die Zeit für die Moralität der Gerechtigkeit gekommen." „Die Ritterlichkeit in ihrer idealen Gestalt ist der höchste Gipfel des Einflusses der weiblichen Empfindungen auf die moralische Veredlung des menschlichen Geschlechts, und müßten die Frauen wirklich in ihrer hörigen Stellung verharren, so wäre es sehr zu beklagen, daß nur die Gesetze der Ritterlichkeit verloren gegangen sein sollten, denn sie allein wären im Stande, den demoralisierenden Einfluß jener Stellung zu mildern. Die in der allgemeinen Lage der Menschheit vorgegangenen großen Veränderungeu machen es jedoch unvermeidlich, ein total anderes Ideal der Sittlichkeit an die Stelle des ritterlichen Ideals zu setzen. Die Ritterlichkeit war der Versuch, moralische Elemente in einen Zustand der Gesellschaft einfließen zu lassen, wo alles, Gutes wie Böses, abhängig war von persönlicher Tapferkeit unter dem sänftigenden Einfluß individuellen Zartgefühls

und persönlicher Großmut. In der modernen Gesellschaft werden alle Dinge nicht durch persönliche Anstrengungen, sondern durch die vereinten Anstrengungen größerer Maßen entschieden, während die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft jetzt nicht mehr im Fechten und Kämpfen, sondern in Handel und Industrie besteht. Die Anforderungen des modernen Lebens schließen die Tugenden der Großmut so wenig aus, wie die des alten, aber es beruht nicht mehr gänzlich darauf. Die hauptsächlichste Begründung des moralischen Lebens der Neuzeit muß Gerechtigkeit und Klugheit sein; die Achtung eines jeden vor dem Rechte jedes andern und die Geschicklichkeit eines jeden, für sich selbst sorgen zu können. Die Ritterlichkeit tat keiner von allen Formen des Unrechts, welche die Gesellschaft durchaus ungestraft beherrschten, gesetzlichen Einhalt, sondern ermutigte nur durch die Mittel, welche sie zum Ausdrucke des Preises und der Bewunderung wählte, einem lieber Recht als Unrecht zu tun. . . . Die moderne Gesellschaft ist im Stande in allen ihren Schichten und Verhältnissen das Böse zu unterdrücken durch eine zweckmäßige Anwendung der höhern Kraft, die ihr die Zivilisation verliehen hat, und auf diese Weise die Existenz der schwächern Glieder der Gesellschaft, die nun nicht länger wehrlos sind, sondern unter dem Schutze des Gesetzes stehen, erträglich zu machen, ohne sich auf die ritterlichen Gefühle derer verlassen zu müssen, welche vermöge ihrer Stellung tyrannisieren könnten. Dem ritterlichen Charakter bleibt seine ganze Schönheit und Erhabenheit, aber das Recht der Schwachen und das allgemeine Behagen des menschlichen Lebens beruht jetzt auf einem viel sicherern und zuverlässigern Halt." (Die Hörigkeit der Frau von John Stuart Mill, übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin. F. Leopold. 1869. pag. 74 u. f., pag. 148—151.) Die Theorie der Ritterlichkeit setzt einen Ständeunterschied voraus, den wir mit aller Macht bekämpfen müssen. Das Ideal einer patriarchalischen Fürsorge ist unhaltbar, auch das weibliche Geschlecht soll gerade, wo es sich um den Schutz seiner weiblichen Ehre handelt, nicht unter die Schirmgewalt männlicher Großmut gestellt werden. „Unter der Gewalt jemandes zu stehen, ist jetzt, allgemein gesprochen, statt wie früher die einzige Bedingung der Sicherheit, die alleinige Lebensstellung, welche schwerem Unrecht aussetzt. Die sogenannten Beschützer sind gegenwärtig die einzigen Personen, gegen welche unter gewöhnlichen Umständen ein Schutz erforderlich ist. Die Gesetze sollen alle schützen."

Von hohem sittlichem Wert ist der gewaltige Ernst, womit Dr. Foerster auf die entscheidende Wichtigkeit der vorbeugenden Tätigkeit in der Sexualpädagogik hinweist und verlangt, daß sie in allererster Linie Willenspädagogik sei. Als die beste Sexualpädagogik bezeichnet er die, welche nur das Allernotwendigste direkt über sexuelle Dinge redet, dagegen alle diejenigen Charakterkräfte und Gewohnheiten zu wahren versteht, welche die jungen Menschen von selbst in die richtige geistige Haltung gegenüber den erwachenden Trieben setzen.

Die beste sexuelle Erziehung ist eine richtige Gesamterziehung. Das sexuelle Verhalten eines jungen Menschen ist das Produkt seiner ganzen Erziehung. Auch auf die pädagogische Bedeutung der körperlichen Arbeit und ihre in sexueller Beziehung vorbeugende Macht, weist Foerster mit großem Nachdruck hin, sowie darauf, daß der Geschlechtstrieb eine Hausordnung vorfinden muß, in die er sich ohne weiteres einzufügen hat.

Wenn er gerade die höheren Schulen und die höchsten Bildungsstätten als „nur zu oft wahre Pflegestätten sexueller Laster und sexueller Charakterlosigkeit" bezeichnet, so müssen wir es ihm überlassen, diese furchtbar schwere Anklage näher zu begründen, damit sie nicht verwechselt werde mit dem päpstlichen Bannfluch über alle moderne Wissenschaft. Da seine Entrüstung wohl doch auf ganz bestimmten von ihm gemachten Beobachtungen beruht und nicht bloß aus der Luft gegriffen ist, so hielten wir es für wirksamer, wenn Dr. Foerster statt dieser allgemein gehaltenen Beschuldigung einige der Tatsachen, auf die sie sich gründet, konstatieren und den Kampf dagegen eröffnen würde. Daß dazu geradezu unerhörter Heldenmut erforderlich wäre, wollen wir nicht verschweigen; aber doch schiene uns das einzig Richtige: entweder solch vernichtende Anklagen nicht erheben, oder sie durch Konstatieren von Tatsachen beweisen. Daß nicht menschliche Unvollkommenheit, gegen die mit Ernst angekämpft werden muß, auch höheren und höchsten Bildungsstätten anhaftet, wird kaum jemand in Abrede stellen wollen.

Als eine der schwersten sexuellen Versündigungen bezeichnen wir die unbestreitbare Tatsache, daß Eltern aus allen auch den höchsten Bildungskreisen die Lektüre ihrer halbwüchsigen Söhne und Töchter so wenig überwachen, daß sie Schriften lesen können, die unfehlbar ihre Phantasie vergiften.

Ernster Kampf gegen die sexuellen Gefahren ist auch auf literarischem Gebiete dringend nötig, doch erwarten wir den Sieg nicht vom Zurückgreifen auf katholische und mittelalterlich romantische Ideen, sondern von kühnem Vorwärtsschauen und Vorwärtsdringen auf neue Wege.

K. W. Kambli (Kilchberg b. Zürich).

Nachfolge Pestalozzis.

III. Pestalozzis Hilfe.

Ebenso gründlich und vielseitig wie über die Ursachen der sozialen Not hat Pestalozzi über die Möglichkeiten der Hilfe nachgedacht. Es können hier aus der fast unerschöpflichen Fülle seiner Gedanken über Mittel und Wege der Hilfe natürlich nur einige wenige, besonders zeitgemäße hervorgehoben werden. Sie dürften einen nicht un-

interessanten Beitrag zu dem Meinungsaustausch bilden, der in den letzten zwei Heften der „Neuen Wege“ begonnen hat. Seine Lösung des gewaltigen Problems ist freilich sehr einfach, gar zu einfach, könnte es vielen scheinen, die in der wirren Gährung der Zeitfragen fast den Glauben an eine befriedigende Antwort verloren haben. Pestalozzi zweifelte nicht daran, daß es eine gründliche Hilfe gebe und daß sie nur aus einem Quell fließen könne. Mit kraftvoller Einseitigkeit hat er immer wieder auf das eine, das not tue, hingewiesen. Das Wort von dem einen, das not tut, kann allerdings bei uns zunächst ein gewisses Mißtrauen erregen, denn es muß nur allzuoft als ein bequemes Mittel dienen, um den Blick von sehr realen Nöten abzulenken und sehr berechtige Forderungen zum Schweigen zu bringen. Bei Pestalozzi ist das Wort vor jedem Mißtrauen ohne weiteres gesichert. Er hat wie wenige alle wirklichen Nöte seiner Mitmenschen in seinem Herzen mitempfunden, und er ist für alle berechtigten Forderungen der emporstrebenden Klassen ohne Scheu und Rücksicht eingetreten. Er kannte nur eine Lösung, weil er im Grunde auch nur eine Not kannte. Die größte, ja die einzig schlimme, gefährliche Not war ihm die Unterdrückung und Verstümmelung des wahrhaft Menschlichen im Menschen. Wenn er auf die Verstümmelung und Verkrüppelung der Menschennatur und diejenigen, die daran schuld sind, zu sprechen kommt, erhebt sich seine Sprache zu prophetischem Zorn. Schonungslos deckt er die Gefahren auf, die in den Höhen nicht weniger als in den Niederungen der Menschlichkeit drohen. Alles, was nicht dem wahrhaft Menschlichen im Menschen dient, ist für ihn Sünde oder er verweist es ruhig ins Reich des Tierischen, auch wenn es die glänzendste und feinste Zivilisation wäre. So erblickt er denn das Heil auch einzig und allein in der Entfaltung und Bildung der wahrhaft menschlichen Kräfte und Anlagen. Das Wort Bildung, das im vergangenen Bildungsjahrhundert durch tausendfachen Mißbrauch leider vielfach entwertet und seines besten Inhalts beraubt worden ist, hat bei ihm einen vollen, schweren Klang und einen tiefen, umfassenden und beglückenden Sinn. Eifriger als der Goldgräber nach den Goldadern des Gebirgs sucht er nach den Quellen und Mitteln der wahren Menschenbildung. Die Schule ist ihm nur eines dieser Mittel und nicht einmal das wichtigste. Wenn er in der zweiten Hälfte seines Lebens seine Hauptaufmerksamkeit auf die Verbesserung der Schule und des Unterrichts richtete, so war das eine allerdings notwendige Beschränkung. Daß er auch in dieser Zeit seinem Lieblingsgedanken von der bildenden Kraft der Wohnstube und der Mutterliebe- und Sorge treu blieb, beweist auch seine pädagogische Hauptschrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ In fast allen seinen Schriften sucht und findet er die Quellen der wahren Menschenbildung in der ganzen Weite des Volkslebens. Wir wollen einige der wichtigsten Bildungsmittel wie auch einige der gefährlichsten Hemmnisse der Entwicklung aus seinen Schriften anführen.

Ein Bildungsmittel ersten Ranges ist für Pestalozzi die Arbeit und zwar die Handarbeit mindestens eben so sehr wie die Kopfarbeit. Er ist überzeugt, daß die rechte Arbeit eine Freude ist. Was frohe Arbeit ist im Gegensatz zur erzwungenen, mühseligen Lohnarbeit, zeigt er besonders schön an dem Bilde der Wohn- und Kinderstube der Gertrud.

„Auch das ist eine Eigenheit in der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinne für alles Schöne und Gute, das in ihrer Umgebung stattfindet, haben und mitten in ihrer ununterbrochenen Tätigkeit herzliche und freie Teilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer leiblichen Bewegung so leicht und frei wie der Fisch im Wasser und so froh wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller singt." (Lienhard und Gertrud, III. T.)

Ein großer Teil der sozialen Not besteht darin, daß so viele Arbeiter in Verhältnissen arbeiten müssen, in denen sie sehr schwer, ja fast unmöglich Freude an ihrer Arbeit finden können und gezwungen sind, zu taglöhnern mit Leib und Seele. Pestalozzi hat bloß die Anfänge der Fabrikarbeit erlebt nnd doch ihre Gefahren sehr klar gesehen. Er spricht es an mehr als einer Stelle aus, daß der Mensch auch ein Opfer seiner Arbeit werden könne.

„Der einförmige Druckerbursch, das Mädchen, das nur Blumen in der Musselin ausschneidet, und der Spinner, der sonst nichts tut, kurz alle Arbeiter, die jahraus und jahrein sich mit einem einzigen einförmigen Handgriff beschäftigen, werden sehr natürlich flatterhafte, gedankenlose, schwache Leute, item werden sie eben so natürlich hiedurch dem Essen, Trinken und aller Sinnlichkeit besonders ergebene Menschen." (Aus dem Schweizerblatt.)

Die Gefahr, ein halber, verkrüppelter Mensch zu werden, sei übrigens in den sog. höheren Ständen und Berufen nicht kleiner als in den untern. „Die große Mehrheit der Menschen sowohl in ihrer Masse als in ihrer repräsentativen und konzentrierten Erscheinung ist eben wie die große Mehrheit der Erzeugnisse in allen Reichen der Natur gemein und schlecht; das Vollkommene und Edle ist auch unter den Menschen selten und steht gar oft wie ein Licht unter dem Scheffel da. Der tierische Mensch erkennt das reine, hohe Wesen der wahren Menschlichkeit nicht, und da ist es gleich viel, ob er in diesem Unvermögen innerlich verkrüppelt auf einem Richterstuhl sitze und Recht spreche oder gefesselt mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den Schranken dieses Rechts stehe, ob er mit stolzem Haupt als Herr seiner Umgebungen dahergehe oder mit gebogenem Rücken sich zwischen den Lücken seiner Umgebungen durchschleiche. Das alles ist gleich viel."

(An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters.)

„Ob der Mensch will oder nicht, er ist im Joch des gesellschaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leib und die Kraft der Seele, auf die ihm sein Brot und sein Haarpuder im gesellschaftlichen Zustand angewiesen sind, vorzugsweise und zum Nachteil aller seiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen. Das geht so weit, daß sich viele Regenten auf solche Fundamente Register machen lassen, aus welchen zu ersehen, was für Subjekte aus ihren Untertanen als vorzüglich gute Ohren, als vorzüglich gute Mundstücke, als vorzüglich gute Schreibmaschinen, als vorzüglich gute Blasbälge u. s. w. zu gebrauchen sind. Zwar ist dann freilich auch gar oft so ein Brauchstück einer solchen Duodezmenschlichkeit an seinen übrigen Organen ganz lahm, dieses aber achtet man im gewöhnlichen Dienstleben unseres alternden Weltteils denn weiter auch gar nichts. Diese Nichtachtung kann freilich auch Folgen auf die Grundkräfte unserer Natur haben, indem wir gezwungen werden, aus unserer Nase, aus unserem Mund, unseren Ohren und wohl auch aus unserm Hammer, aus unserem Ellenstab u. s. w. alles in allem zu machen. Die allgemeine Schiefheit der Menschen in allen bürgerlichen Verhältnissen und ihre allgemeine Verhärtung im gesellschaftlichen Zustand ist eine Folge der inneren Verstümmelung der Naturkräfte unseres Geschlechts in diesem Stand." (Meine Nachforschungen.)

Zum Schönsten und Tiefsinnigsten, was je über die Arbeit gesagt worden ist, gehört die Ausführung in „Christoph und Else" über die äußere und innere Arbeit.

„Der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und eine äußere. Wenn die äußere im Dienst seiner innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äußeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst seiner äußeren steht, so ist die innere Sorge für sich selbst allen sinnlichen Reizen des äußeren Erfolgs seiner Arbeit unterworfen und wird dadurch zu einer Quelle alles sinnlichen Verderbens unserer Natur und aller ihrer Gelüste. — — Die Arbeit ist die äußere Erscheinung des inneren Menschenlebens, sie soll dieses innere Leben nicht nur darstellen, sie soll es auch fördern. Sie soll den Menschen stark, aber nicht roh, bedächtig, aber nicht eigensüchtig, sorgfältig, aber nicht einseitig, kleinlich und ängstlich machen; sie soll die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens durch die Folgen ihrer Anstrengung erhöhen. Aeußere Arbeit ist ohne innere, menschenfreundliche Zwecke nicht Menschenarbeit; sie ist ohne dieselben nichts mehr als das Lauschen der Katze, die auf Mäuse paßt, und als das Jagen des Hundes, der seinen Hasen fangen will. Das ist so wahr, daß, wenn die Folge des Nichtarbeitens nicht als die Quelle alles bösen menschlichen Tuns angesehen werden müßte, man beinahe sage dürfte, das Nichtarbeiten wäre besser als das Arbeiten, das keine menschenfreundliche und seelerhebende Zwecke zur Grundlage hat — — — Das Arbeiten in der Wohnstube, mitten im Kreise geliebter Kinder und Hausgenossen ist ein heiliges Arbeiten, es wird mit Umgebungen

unterstützt, die das Menschenherz von allen Seiten zu menschenfreundlichen und seelerhebenden Gefühlen und Gesinnungen hinlenken. Allenthalben, wo Vater, Mutter und Kinder unter einem Dach beieinander wohnen, da wirst du allgemein ein besseres, christlicheres, vernünftigeres Hausleben finden, als wo die Wohnstube verödet und die Menschen haufenweise den Tag über in Fabrikstuben oder im Felde leben, auf dem sie eigentumslos in Frohn- und Lohndiensten den Tag über zusammen arbeiten. Es ist unglaublich und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine häusliche Leben für bildende Kräfte für die Menschheit hat und wie sehr der Mangel dieses gesicherten häuslichen Lebens das Menschengeschlecht im Wesen seiner Bildung zurücksetzt."

Pestalozzi hat es übrigens ausgesprochen, und das ist wohl für die Gegenwart besonders interessant, daß auch die Fabriken den hohen Zwecken der Bildung und Erziehung dienen sollten und könnten.

„Der Mensch ist unter allen Umständen und bei allen Arbeiten der Leitung zum Guten gleich fähig, die Unsittlichkeit der Arbeiter in Fabriken, deren einziger Endzweck und einziger Gesichtspunkt der Gewinn ist, läßt nicht aufs allgemeine schließen. Man lasse einmal Erziehungs- und Sittlichkeitsendzwecke die festgesetzten ersten Endzwecke einer Fabrikanstalt sein, sie werden wie in jeder andern Anstalt erzielt werden. Absicht, fester, ernster Endzweck ist hierin wesentlich. Mit dem Herzen allein wird das Herz geleitet. Unendlich vieles von der Erziehung für die Sittlichkeit scheint wesentlich und ist nur Modifikation des äußern Kleids. Dieser feste, ernste Vorsatz, dieses Wollen der Sittlichkeit wird sie im Fabrikhaus, wie im Schulhaus erhalten. — Spinnen oder Grasen, Weben oder Pflügen, das wird an sich weder sittlich noch unsittlich machen. Die Anstelligkeit des Wiedertäufers im Landbau ist mit aller Sittlichkeit verbunden. Die Herrenhuter haben Fabrikanstalten, deren Emsigkeit mit aller Sittlichkeit und dem wahren Geist der Industrie verknüpft ist. Daß der Unternehmer diese Endzwecke wolle, sie weder durch Nachlässigkeit verfehle noch anscheinenden, aber gewiß verblendenden Gewinnsendzwecken aufopfere, das ist wesentlich, und wenn er das wahre Interesse seiner Anstalt kennen wird, so wird dieses selbst ihm auffallende Gründe an die Hand geben, für die Sittlichkeit seiner Anstalt zu wachen und überhaupt in Führung derselben solche Grundsätze zu befolgen, die zur wahren Ausbildung des Armen geschickt und zugleich dem Bedürfnis der zu ganz befriedigenden Menschheit genugtuend sein werden."

(Aus den Briefen an Tscharner.)

Rageth Ragaz (Maladers b. Chur).

(Fortsetzung folgt.)

Staat und Kirche in Graubünden.

In Nr. 10 der „Neuen Wege" hat Herr Pfarrer Lichtenhan auf das Verhältnis von Staat und Kirche in der Ostschweiz hingewiesen, um daraus den Nachweis zu schöpfen, daß die evangelische Kirche auch ohne Unterstützung aus Staatsmitteln, wie sie anderwärts ihr zufließen, eine ausreichend gesicherte Existenz führen kann.

Diese Bemerkung hat den Verfasser dieses Artikels veranlaßt, an zuständiger Stelle zunächst darüber Nachfrage zu halten, ob eine zusammenfassende Darstellung besonders der Organisation der bündnerischen evangelischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat der Redaktion der „Neuen Wege" und ihrem Leserkreis etwa erwünscht wäre.

Die Antwort fiel bejahend aus und so hoffen wir, daß der Beantworter obiger Frage sich nicht geirrt hat; dies zwar einzig aus dem Grunde, weil die Organisation der evangelischen Landeskirche Graubündens ein Gebilde darstellt, wie man es wohl nirgends auf der ganzen Welt findet.

Bevor wir aber dieses Thema anschneiden, müssen wir einige Bemerkungen über das Verhältnis von Staat und Kirche in Graubünden im allgemeinen vorausschicken.

Der Staat hat im vorigen Jahrhundert eine Reihe von Verordnungen aufgestellt, die seine Superiorität über die Kirchen dokumentieren. Abgesehen von denjenigen über die Klöster und über das Bistum Chur, waren es beispielsweise: Die „provisorische" Verordnung gegen den Proselytismus vom Jahre 1826; die großrätliche Verordnung über die Prüfung kirchlicher Erlasse von 1850 (Placet); diejenige betreffend die Maturitätsausweise der Theologiestudierenden und die Befähigung fremder Ordensgeistlicher vom Jahre 1856 u. a. m. Obige Verordnungen sind heute noch in Rechtskraft.

Was aber die Gegenstände ausschließlich konfessioneller Natur anbelangt, so überließ die Kantonsverfassung von 1854 die Behandlung derselben den Großratsmitgliedern des betreffenden Glaubensbekenntnisses, die sich in ein Corpus reformatum und in ein Corpus catholicum schieden und also in allen konfessionellen Angelegenheiten, die nicht auf Grund der erwähnten oder anderer Gesetze und Verordnungen der Aufsicht der politischen Behörden unterstellt waren, für diese die Aufsicht zu führen hatten. So sorgten der evangelische Große und Kleine Rat unter anderm für die Bestellung des politischen resp. staatlichen Assessorats bei der Synode und beim Kirchenrat.

Einige andere kirchenpolitische Bestimmungen der Verfassung von 1854 gingen dahin, daß bei der Bestellung der Administrativbehörden und der Ständeräte die sogenannte „Parität", d. h. das richtige Vertretungsverhältnis der Konfessionen in denselben einzuhalten war.

Demnach mußten in der Regierung, in der Standeskommission und im Erziehungsrat die Reformierten mit zwei Dritteln, die Katholiken mit je einem Drittel der Mitglieder vertreten sein, und bei der Wahl der beiden Ständeräte waren zwei Jahre nacheinander je ein reformierter und ein katholischer Ständerat, in jedem dritten Jahr aber zwei Protestanten zu wählen. Im Erziehungsrat hatten die beiden konfessionellen Sektionen alle ins kirchliche Gebiet einschlagenden Schulangelegenheiten getrennt von einander und „ohne Einmischung der andern" (wie es in der betreffenden Verordnung hieß) zu behandeln.

Diese Paritätsvorschriften kamen im Jahre 1874 infolge der neuen Bundesverfassung in Wegfall. Im übrigen dauerte dieses staatskirchliche Verhältnis, das, wie man sieht, lediglich die beiden anerkannten christlichen Konfessionen resp. Landeskirchen beschlug, bis zum Inkrafttreten der Kantonsverfassung von 1881. Durch diese wurde das Verhältnis von Staat und Kirche folgendermaßen geregelt (Art. 11):

„Die Gewissens-, Glaubens- und Kultusfreiheit ist gewährleistet.

„Die bisher bestandenen zwei Landeskirchen werden als öffentliche Religionsgenossenschaften anerkannt.

„Die Bildung neuer Religionsgenossenschaften ist zulässig insoweit solche nicht der öffentlichen Ordnung und der Sittlichkeit widerstreiten. Mit Rücksicht auf dieses Erfordernis kann die Staatsbehörde ihre Genossenschaftsstatuten zur Einsicht und Prüfung abfordern.

„Die Religionsgenossenschaften ordnen ihre inneren Verhältnisse (Lehre, Kultus ꝛc.) und verwalten ihr Vermögen selbständig. Das Oberaufsichtsrecht des Staates im allgemeinen, und namentlich zum Zwecke der Erhaltung und richtigen Verwendung des Vermögens der als öffentlich anerkannten Religionsgenossenschaften bleibt vorbehalten.

„Den Kirchgemeinden steht das Recht zu, ihre Geistlichen zu wählen und zu entlassen.

„Dem Staate bleiben jederzeit die erforderlichen Maßregeln gegen Eingriffe der Kirchgenossenschaften oder ihrer Organe in seine Rechte vorbehalten."

Von einer Verquickung von Staat und Kirche im früheren Sinne war nicht mehr die Rede und Staatsbeiträge an die Ausgaben der Kirchen waren auch bisher nicht geleistet worden. Die Kirchen sind innerhalb des Rahmens der allgemeinen Staatsgesetze vom Staate auch ökonomisch unabhängig, sie verwalten, wie es oben hieß, ihr Vermögen selbständig, decken ihre Kirchenbedürfnisse aus den Erträgnissen ihres Vermögens und greifen zu Steuern, wenn dieselben nicht ausreichen.

Die beiden Landeskirchen genießen vor den anderen Religionsgenossenschaften ein Vorrecht, das aber inbezug auf die Verwaltung

und Verwendung ihres Vermögens, wenn man so will, theoretisch wenigstens, als ein minderes Recht gegenüber den andern Religionsgenossenschaften sich darstellt, weil jene sich hier eben das staatliche Oberaufsichtsrecht gefallen lassen müssen. Die ratio dieser Bestimmung ist einfach die, daß der Gesetzgeber die mißbräuchliche Verwaltung und Verwendung des oder der Kirchenvermögen verhindern und so den Kirchen im Grunde doch wieder eine Wohltat erweisen wollte, während er sich gar nicht darum kümmert, was andere Religionsgenossenschaften mit ihrem Vermögen machen. Und auch in einer anderen Beziehung haben die Landeskirchen einen Vorzug vor den andern, indem sie ihre internen Streitigkeiten, wie Steueranstände u. a. m. als anerkannte, öffentliche Religionsgenossenschaften auf dem Rekursweg vor die zuständigen Staatsbehörden bringen können, während die nicht öffentlichen Religionsgenossenschaften hier nicht Gehör finden, sondern sich auf den Prozeßweg begeben müssen.

Dies im allgemeinen über das Verhältnis von Staat und Kirche in Graubünden. Wie aus dem obzitierten Verfassungsartikel ersichtlich ist, können die Religionsgenossenschaften ihre inneren Verhältnisse selbständig ordnen. In diesem Satz ward der Wille des Gesetzgebers dahin präzisiert, daß von nun an — im Gegensatz zur früheren Verfassung, welche die Besorgung der rein konfessionellen Gegenstände den Groß- und resp. den Kleinratsmitgliedern des betreffenden Glaubensbekenntnisses übertragen hatte — die Fürsorge der politischen Behörden beziehungsweise deren konfessioneller Organe aufhören und auch die Landeskirchen ihre Organisation selber schaffen und durchführen sollen. Wie dies zu geschehen habe, das war ihre eigene Sache.

So nahmen denn die beiden Landeskirchen ihre Angelegenheiten in die eigene Hand. Mit der katholischen haben wir uns hier nicht zu befassen. Die evangelische machte sich die Sache sehr leicht. Die Gelegenheit wäre günstig gewesen, um eine ganz neue, von politischen Gebilden ganz freie und unabhängige Organisation zu schaffen. Man hat aus verschiedenartigen Gründen darauf verzichtet und sich einfach an den bisherigen Zustand angelehnt, indem man den evangelischen Mitgliedern des Großen und Kleinen Rates durch die neue Kirchenverfassung ungefähr dieselben Funktionen übertrug, die sie bisher teils auf Grund der Staatsverfassung, teils allerdings auch kraft der bisherigen Kirchenverfassung hatten. Im übrigen ließ man die bisherige Geistlichkeitssynode und die nur aus Geistlichen zusammengesetzten Colloquien weiterbestehen, ebenso natürlich auch die Kirchgemeinden und ihre Kirchenvorstände.

Dem evangelischen Großen Rate liegt die allgemeine Leitung der evangelischen Landesangelegenheiten ob und zwar im besonderen: Wahl der drei politischen Assessoren zur evangelisch-rätischen Synode, Genehmigung aller Beschlüsse der Synode, die als Dekrete Gesetzeskraft erlangen sollen oder die als Gesetzesvorlagen oder Verfassungsänderungen ans evangelische Volk auszuschreiben sind; Oberaufsicht

(kirchliche) über die Verwaltung und Verwendung der evangelischen Kassen und Stiftungen, Genehmigung der Statuten derjenigen frommen Stiftungen der Synode, welche diese selbst in Verwaltung hat. Dem evangelischen Großen Rate steht ferner, wie auch den kirchlichen Behörden, die Initiative zum Erlaß neuer Gesetze und Verordnungen, zu Verfassungsänderungen 2c. zu, die er aber zur Vorberatung an Kirchenrat und Synode weisen muß.

Der evangelische Kleine Rat wählt den politischen Assessor beim evangelischen Kirchenrat, er vermittelt den Verkehr von Synode und Kirchenrat mit dem evangelischen Großen Rat, sowie mit den Staatsbehörden anderer Kantone und Staaten; er führt die unmittelbare Aufsicht über die Verwaltung des evangelischen Vermögens, er wacht über die Ausführung und Handhabung der konfessionellen Gesetze, und er untersucht Klagen und Anstände inbezug auf Pfrundgehalte, Verwaltung des Pfrundvermögens der Gemeinden oder evangelischen Stiftungen 2c.

Die Synode, bestehend aus den evangelischen Geistlichen und den drei oberwähnten weltlichen Assessoren, wählt ihre Organe, darunter auch den Kirchenrat, wacht über dessen Amtsführung und diejenige der Colloquien, über die Synodalen und deren Amtsführung und Wandel, prüft die zur Aufnahme angemeldeten Kandidaten und entscheidet über deren Zulassung oder Abweisung, sorgt für Liturgie, Gesangbuch und religiöse Lehrmittel und berät die Beschlüsse vor, die dem evangelischen Großen Rate zur Genehmigung zu unterbreiten sind. Die Synode versammelt sich in der Regel jährlich einmal, was jedesmal an einem anderen Orte des Kantons geschieht.

Der Kirchenrat besorgt die laufenden Geschäfte, vollzieht die Aufträge und Beschlüsse der Synode, berät die Geschäfte für diese vor, überwacht die Colloquien, Pfarrer und Kirchenvorstände in ihrer Wirksamkeit, bestätigt die Pfarrwahlen der Gemeinden, schlichtet Streitigkeiten zwischen Amtsbrüdern, wenns verlangt wird und der Streit nicht gesetzlich auf anderem Wege ausgetragen werden muß, er erteilt die Erlaubnis zu pfarramtlichen Verrichtungen, führt in der Regel die Korrespondenz der Synode, sowohl mit auswärtigen Ministerien, als auch mit den Colloquien, Pfarrern und Gemeinden und vermittelt den Verkehr zwischen den politischen Behörden und der Synode u. a. m.

Die Colloquien endlich sind bezirksweise eingerichtete Versammlungen der Geistlichen. Sie sorgen für die Ausführung der Beschlüsse von Synode und Kirchenrat im Colloquialbezirk, überwachen die Pfarrprovisionen und erledigen die ihnen vom Kirchenrat zur Beratung überwiesenen Gegenstände.

Das ist in Kürze die Organisation der rätisch-evangelischen Kirche. Einen schwachen Ansatz zu einer Volkskirche, wie sie anderwärts besteht und auch in Graubünden schon vor nahezu 60 Jahren und seither auch ab und zu angestrebt wurde, weist sie nur in den Gemeinden und deren Kirchenvorständen auf. Im übrigen ist sie

wesentlich Geistlichkeitskirche und in ihren Spitzen, dem evangelischen Großen und Kleinen Rat, besitzt sie als Inhaber des Kirchenregiments Staatsmänner *ohne kirchliches Mandat*.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Aufsatzes, an der Organisation der evangelisch-rätischen Kirche Kritik zu üben. Aber die Tatsache darf und muß hervorgehoben werden, daß die Konstruktion des ganzen Gebäudes eine recht mangelhafte ist. Wie aus Vorstehendem zu ersehen ist, hat das Laienelement, welches doch — bei aller Achtung vor den Herren Geistlichen darf das gesagt werden — den Hauptfaktor in der evangelischen Kirche bildet, in der Synode, im Kirchenrat und in den Colloquien keinerlei Vertretung, mit Ausnahme der weltlichen Assessoren bei den beiden erstgenannten Behörden. Das Laienelement, also die weltlichen Kirchgenossen, haben zur ganzen Verwaltung der Kirchenangelegenheiten, die jenen Behörden anvertraut sind, nichts zu sagen, anders als wenn Verfassungs- oder Gesetzesvorlagen dem evangelischen Volk zur Annahme oder Verwerfung unterbreitet werden, was höchst selten geschieht. Das Laienelement ist somit fast ausschließlich auf die Beteiligung an den *Kirchgemeinde*angelegenheiten angewiesen. Doch nicht! Wird man sagen: die Mitglieder des evangelischen Großen und Kleinen Rates sind ja auch Laien! Ja wohl, sogar beinahe ausschließlich Laien, da sich ein Geistlicher nur äußerst selten in den Großen Rat verirrt. Aber *weder die Mitglieder des Großen noch diejenigen des Kleinen Rates haben jemals ein Mandat zur Besorgung kirchlicher Angelegenheiten von ihren Kirchgenossen erhalten*, womit zugleich gesagt ist, daß letztere das Recht *nicht* besitzen, die Mitglieder ihrer obersten Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörden selber zu bestellen. Die Mitglieder des Großen Rates werden in den 39 *politischen* Kreisen zur Erledigung der *staatlichen* Angelegenheiten gewählt; ihre Wähler sind Protestanten *und* Katholiken. Das gleiche gilt von den Mitgliedern der Regierung, die das Volk in *einem* Wahlkreise wählt, aber ebensowenig wie die des Großen Rates mit irgend einem *kirchlichen* Mandate ausstattet. Sie alle haben daher weder den Beruf noch die Verpflichtung, im Corpus reformatum und im evangelischen Kleinen Rat die Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu besorgen, am wenigsten diejenigen, welche etwa in mehrheitlich oder ganz katholischen Kreisen, wie das auch schon vorgekommen ist, in den Großen Rat gewählt werden. Wenn sie es dennoch mit mehr oder weniger Eifer tun, so geschieht es aus persönlichem Interesse für die Sache oder aus Gefälligkeit gegenüber ihrer Kirche und aus Respekt vor der Kirchenverfassung, die ihnen das Vertrauen schenkt. Wollen sie sich aber darauf nicht einlassen, so bleibt ihnen das völlig freigestellt, sie stehen hier *nicht unter dem Eid*, der ihnen als Mitgliedern der Staatsbehörden auferlegt ist.

Man wird sagen, es seien diese konstitutionellen Bedenken gegen eine derartige Organisation mehr theoretischer Natur und es ist dem

in gewisser Beziehung auch so, namentlich dann, wenn man nur darauf Gewicht legt, überhaupt jemanden zu haben, der auf billige Weise sich mit den evangelischen Kirchenangelegenheiten befaßt, und darauf verzichtet, diese durch Männer besorgen zu lassen, die speziell mit einem Kirchenmandat ausgestattet sind.

Aber dieser Organisationsfehler der evangelischen Kirche Rätiens kann auch unliebsame praktische Konsequenzen haben. Wir wollen nicht an den oft sehr schwachen Besuch der Sitzungen des evangelischen Großen Rates und an die manchmal recht flüchtige Abwicklung der Geschäfte in denselben hinweisen. Hingegen ist hervorzuheben, daß vor Jahren einmal die evangelischen Mitglieder des Kleinen Rates infolge ernstlicher Meinungsdifferenzen mit dem evangelischen Großen Rate einfach ihre Tätigkeit in evangelischen Kirchendingen einstellten und sich darauf beriefen, daß sie nicht zu diesem Zwecke ihr Mandat als Regierungsräte erhalten hätten. Was konnte der evangelische Große Rat dagegen tun? Nichts! Er mußte sich also dazu bequemen, eine besondere Kommission einzusetzen, welche die dem evangelischen Kleinen Rat zugeschiedenen Geschäfte besorgte. Später kam dann der Wagen wieder ins alte Geleise.

Man wird nun wohl auch nach den Gründen fragen, welche zur Aufstellung gerade dieser Kirchenorganisation führten und gegen die Einführung der Volkskirche mit gemischter Synode und von den Kirchgenossen oder ihren Delegierten selbst gewählten Kirchenbehörden sprachen. Es wurde schon oben angedeutet, daß diese Gründe verschiedener Natur waren. Einmal spielte der Kostenpunkt eine bedeutende Rolle. Als die Kirchenverfassung erlassen wurde, waren die Völker Bündens noch nicht so zusammengerückt, wie es jetzt der Fall ist. Das Netz der Rätischen Bahn war noch nicht weit ausgebaut und auch jetzt sind die peripherisch gelegenen Täler noch immer recht weit abgelegen. Die finanziellen Mittel der evangelischen Kirche erlauben wohl die Entschädigung der 50—60 Geistlichen, die in der Regel zur Synode gehen, sowie des Kirchenrates ꝛc., und die Mitglieder des Großen und des Kleinen Rates kosten so wie so der Kirche nichts, sie werden vom Staate bezahlt und erledigen die Kirchengeschäfte immer während der politischen Großratssessionen. Müßten die Gemeinden Delegierte an die gemischte Synode entsenden, so würden ihnen bedeutende Kosten erwachsen. Darum findet man die jetzige Organisation bequemer und billiger.

Sodann herrscht in weiten Kreisen, zumal bei den Geistlichen, die Befürchtung, es käme bei einer Volkssynode wenig anderes heraus, als jetzt; die Pfarrer, die sich naturgemäß intensiver mit Kirchendingen beschäftigen, als die Laien, würden doch tatsächlich dominieren. Anderseits aber würde das ohnehin so seltene trauliche Beisammensein der Amtsbrüder und ihr Gedankenaustausch in bedenklicher Weise Abbruch erleiden. Bei manchen Staatsmännern mochte und mag auch jetzt noch der Gedanke wegleitend gewesen sein und noch vorherrschen, daß

es nur von gutem sei, wenn die in das Gesetzemachen und Verwalten eingeübten Elemente das Heft in der Hand behalten und es nicht an ein Parlament von Geistlichen und Laien ausliefern, dessen Zusammensetzung in unheimliches Dunkel gehüllt sei.

Endlich — und das wäre allerdings das bedenklichste — mag auch vielfach der Indifferentismus in Kirchendingen dazu geführt haben, daß auch nach Erlaß der Kantonsverfassung von 1881 alles beim Alten blieb und die evangelische Kirche die Gelegenheit nicht benutzte, um sich eine Verfassung zu geben, die geeignet wäre, beim evangelischen Volk das Interesse an den Angelegenheiten seiner Kirche zu wecken, das kirchliche Leben reicher zu gestalten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Kirchgenossen zu stärken.

F. Manatschal, a. R.-R. (Chur).

Entdeckungsfahrten im Lande der Armut.

Man braucht heutzutage nicht in fremde Weltteile zu gehen, um unbekanntes Land zu entdecken. Schon öfters hat man es erlebt, daß Menschen nur im eigenen Land in eine tiefere Volksschicht hinunterstiegen, und was sie dann von den dabei gemachten Erlebnissen berichteten, klang wie die Kunde aus einer unbekannten Welt und riß Viele in erschütternder Weise aus ihrer Ahnungslosigkeit. An einzelnen Berührungen hat es ja nie gefehlt, Pfarrer, Lehrer, Aerzte wußten von unsäglich traurigen Verhältnissen zu berichten. Aber es ist doch etwas anderes, wenn Menschen für kürzer oder länger ganz in jene unbekannte Welt eintauchen, ihre Not am eigenen Leibe erleben und in das innere Leben jener Schichten einzudringen vermögen. So war es für Viele eine Entdeckung, als Paul Goehre für drei Monate Fabrikarbeiter wurde und seine Beobachtungen aus dieser Zeit schilderte. Wenn seit etwa zwei Jahrzehnten das soziale Interesse der Gebildeten wesentlich gestiegen ist, so hat Goehres Buch einen nicht unwesentlichen Anteil an der Entstehung dieser Bewegung.

Ergreifend waren auch die von Goehre bei Eugen Diederichs in zwei Bänden herausgegebenen Erinnerungen eines Arbeiters (Karl Fischer). Bei aller Unbeholfenheit im Ausdruck besitzt der Verfasser neben einem erstaunlichen Gedächtnis eine plastische Erzählungskunst, die durch ihre unverbildete Urwüchsigkeit dem Leser einen aesthetischen Genuß verschafft, zugleich aber lebendige Teilnahme weckt. Nur führen uns Fischers Erzählungen in der Hauptsache in eine vergangene Welt, in die Zeit des ersten Aufstieges der Industrie. Von neueren Entdeckungsfahrten möchte ich heute erzählen.

In Hamburg, der zweiten deutschen Großstadt, lebt ein Theologe Walter Classen. Er ist angestellt von der Gesellschaft „Volksheim“,

welche Lehrlinge und Gesellen sammelt, um ihrem Bildungs- und Geselligkeitsbedürfnis in gediegener Weise zu genügen und einen erziehlichen Einfluß auf sie auszuüben. Das ist keine neue, wenn auch eine viel zu sehr vernachlässigte Aufgabe. Ausgezeichnet ist aber Classen durch seine Gabe, den Jungen wie ihresgleichen zu werden, ihr rückhaltloser Freund, der alle pastoralen Prätentionen abgelegt hat und ihr volles Vertrauen genießt. Deshalb hat er auch besser als Andere tiefe Einblicke in ihr geistiges Leben gewonnen und gibt davon Proben in einem Büchlein: Großstadtheimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolks (Hamburg, Gutenberg-Verlag, Fr. 5. 35). Classen ist Dichter, nicht in dem üblen Sinne, daß er seine Beobachtungen recht pikant zurechtzustutzen wüßte, sondern in dem wahren Sinn, daß er die Gestalten, die er geschaut, vor unsern Blicken wieder aufleben läßt. Ihn interessiert vor allem das religiöse und politische Denken, die Gemüts- und sittlichen Qualitäten des Großstadtvolkes. Er sieht wundervolles Menschenmaterial in der Großstadt heranwachsen; aber in wie vielen Fällen sieht er es verkümmern oder mit verständnislosem Haß dem gegenüberstehen, was seinem Leben Wert und Inhalt geben könnte. Es sind zwar von Anfang an nicht brave, zufriedene Leutlein, die allen kirchlichen Maßstäben und Ansprüchen des ruhigen Bürgers genügen, aber es sind Menschen voll Zukunftskraft, es ließe sich etwas aus ihnen machen, wenn mehr hingebende Liebe und Opferwilligkeit bei den beati possidentes — im geistigen Sinne — vorhanden wäre. Die bisherigen Mittel versagen, aber wo ein Wille ist, da wird sich auch ein Weg finden.

Das zweite Buch, von dem ich reden möchte, stammt von einer Engländerin. Olive Christian Malvery ist in Indien aufgewachsen und hat indisches Fürstenblut in ihren Adern. Zwanzigjährig kam sie nach einer in glücklichen Verhältnissen verlebten Jugend nach London, um sich an der Musikakademie auszubilden. Während dieser Zeit unternahm sie ihre Entdeckungsfahrten im dunkelsten London. Meist von einem gesinnungsverwandten Freunde begleitet, mietete sie von Zeit zu Zeit Zimmer in den ärmsten und verrufensten Quartieren, um mit ihren Bewohnern eine Zeit lang Kleidung, Lebensweise und Arbeit zu teilen. Ihre Erzählungen sind in deutscher Uebersetzung erschienen bei R. Voigtländer in Leipzig unter dem Titel: „Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau (Olive Chr. Malvery) im Lande der Armut." (Fr. 2. 70.) Sie ist als Straßenmusikantin durch London gezogen, hat in den Nachtasylen übernachtet, hat sich bei armen Familien einquartiert und ist mit ihren Töchtern in verschiedene Fabriken gegangen, ist Gemüse verkaufend umhergezogen, hat sich als Kellnerin der Proletarierviertel verdungen, hat ihre Erfahrungen gemacht als Ladenfräulein und als Lehrtochter in Putzmacherei- und Konfektionsgeschäft, ja sie ist vorübergehend sogar in die eigentlichen Verbrecherhöhlen gegangen, um das Leben jenes Volkes kennen zu lernen; sie hat allen Ekel überwunden, allen Entbehrungen

und Anstrengungen auf sich genommen, hat sich den größten Gefahren für Gesundheit und Leben ausgesetzt, um am eigenen Leibe das Leben ihrer erbarmungswürdigsten Mitmenschen zu erfahren. Und davon erzählt sie nun in schlichter, sachlicher Weise, ohne alle Renommisterei, aber auch ohne Beschönigung. Sie enthüllt Zustände, die man nicht für möglich gehalten hätte, Zustände, die ein blutiger Hohn sind auf unsere christliche Zivilisation. Sie kennt auch das Leben der vornehmen Gesellschaft, sie vermag den ganzen Kontrast zwischen diesen beiden Welten voll zu ermessen. Kein Wunder, daß sie sagt: „Mehr als einmal bin ich so fast gerade aus irgend einer eleganten Gesellschaft heraus mitten in die Stätten des Elends hineingekommen und dann bin ich zuweilen von einer furchtbaren Angst befallen worden. Eines Tages muß eine schreckliche Abrechnung erfolgen."

Ist man Miß Malverys Schilderungen gegenüber versucht anzunehmen, solche haarsträubende Zustände seien nur in London möglich, so versagt diese Ausrede gegenüber dem Büchlein von Schwester Henriette Arendt: „Menschen, die den Pfad verloren" (Stuttgart, Max Kielmann. Fr. 2. 70). Die Verfasserin ist Polizeiassistentin in Stuttgart und hat in dieser Eigenschaft den ins Polizeigefängnis eingelieferten und von dort oder aus dem Zuchthaus entlassenen Weibspersonen Beistand zu leisten. Sie erzählt mit derselben ungekünstelten und gerade darum so eindrucksvollen Sachlichkeit wie Miß Malvery; daß sie uns etwas zu sagen hat, geht schon daraus hervor, daß ein Mann wie Friedrich Naumann ihrem Buch ein Vorwort voranschickt. Schwester Arendt hat in ihrem Beruf hauptsächlich mit Prostituierten zu tun und lernte dabei unsäglich traurige Menschenschicksale kennen. Diese Menschen, die den Pfad verloren, rekrutieren sich aus verschiedenen Kreisen. Es sind teilweise solche aus gesunden Verhältnissen, die durch Ueberredung, Leichtsinn und Vergnügungssucht auf Irrwege geraten sind. Teilweise sind sie in unglückliche Verhältnisse hineingeraten, konnten sich nicht wieder emporarbeiten und litten so Schiffbruch. Zu einem großen Teile sind es erblich Belastete und psychisch Minderwertige. Von allen diesen Klassen werden uns einzelne Beispiele vorgeführt. Schwester Arendt hat diese Personen in Rettungshäuser oder in geordnete Stellung verbracht oder ihren Eltern wieder zugeführt. Die männliche Polizei in ihrer ganzen herzlosen Unpersönlichkeit hat so durch liebevoll beseelte Frauenhand eine glückliche Ergänzung gefunden; natürlich hat auch diese oft erfolglos gewaltet.

Ein äußeres und inneres Elend tritt in diesen Büchern vor uns, von dem die in geordneten Verhältnissen Lebenden kaum eine Ahnung haben, sehr oft gar nicht haben wollen. Und wo wir drauf gestoßen werden, da wenden wir uns von Brutalität und Verkommenheit so gern pharisäisch ab, um über diese Tiefen der Menschheit leichthin den Stab zu brechen. Aber eben davon halten uns diese Bücher ab; sie enthüllen uns in Riesengröße die Gesamtschuld der Gesellschaft. Ich will nun nicht nochmals von den sozialen Zuständen reden und von

ihrer demoralisierenden Wirkung. Wer das, was wir darüber gesagt haben (S. 313), als graue Theorie bezweifelt, lese diese Bücher, und er wird bekehrt sein. Ich möchte jetzt andere Punkte hervorheben.

Eine solche Schuld ist die Gleichgiltigkeit der Konsumenten gegenüber den Verhältnissen der Produktion. Die Mode- und Konfektionsgeschäfte, in denen Miß Malvery arbeitete, schrieben großartig aus, daß man gegen 50 Pfund Lehrgeld bei ihnen eine dreimonatliche Lehrzeit durchmachen könne. Diejenigen, die darauf hereinfielen, wurden bloß zu Handlangerdiensten verwendet und nach Ablauf der drei Monate entlassen, und in diesen Geschäften kauften die Damen der „Gesellschaft". Die Verhältnisse in der Fabrikation von Fleisch- und Fruchtkonserven spotten jeder Beschreibung; es sind die wahren Reinkulturen aller Krankheitsstoffe. Man sage nicht, solche Verhältnisse herrschten bloß in England. Wäre die Gleichgiltigkeit der Käufer gegen die Lage der Produzierenden und die Produktionsbedingungen nicht so groß, so wäre manche empörende Ausnützung einfach nicht mehr möglich. Die sozialen Käuferligen sind hier eine Wendung zum Bessern. Hoffentlich tut uns auch die bevorstehende Heimarbeitausstellung die Augen auf.

Groß ist die Gesamtschuld auf dem Arbeitsgebiet von Schwester Arendt. Sie beschreibt den Weg, den viele Mädchen gehen. Sie treten zuerst in einen Dienst. Dort mangelt es aber ganz an persönlichem Interesse für sie, auch wenn man sie nicht ausnutzt. Sie gehen darum lieber in die Fabrik, werden daneben an den Sonntagen Aushilfskellnerinnen und finden so den Weg zum Kellnerinnenberuf. In dieser Stellung werden sie vom männlichen Geschlecht als vogelfrei angesehen und der Weg zur Prostitution ist die natürliche Folge. Die Behandlung des weiblichen Dienstpersonals in den Wirtschaften ist ein trauriges Kapitel. Oder ein anderer Fall: Ein Dienstmädchen wird in Abwesenheit der Frau vom Herrn mißbraucht. Sie erzählt es der Frau und wird sofort auf die Gasse gestellt, um dort in ihrer Hilflosigkeit der Prostitution anheimzufallen. Ueberhaupt, man kann das Buch der Schwester Arendt nicht lesen, ohne in Zorn zu geraten über die Männerwelt, die doppelte Moral der Gesellschaft auf dem sexuellen Gebiet und über die Einseitigkeit der von den Männern gemachten Gesetze. Das Buch ist keine erbauliche Lektüre, aber ein mächtiger Weckruf könnte es mit seiner ehrlichen Entrüstung werden und den Kampf, der hier namentlich von mutigen Frauen geführt wird, verstärken.

Zu der Gesamtschuld gehört auch die Lieblosigkeit der Menschheit, die Teilnahmlosigkeit gegenüber ihrem leidenden Teil. Henriette Arendt erzählt von einem Mädchen, das sich wie im Himmel fühlte, als es aus seinem scheußlichen Heim fortgelaufen war und in einer Wirtschaft von einem Verführer mit einer ganzen Wurst und einem ganzen Glas Bier bewirtet wurde! Und von einer andern, ganz verkommenen Person, die im Spital, wo sie durch ihr störrisches Benehmen und unflätiges Reden Alle entsetzte, von ihr besucht wurde.

Schwester Arendt hatte gerade eine Rose in der Hand und schenkte sie der Kranken. „In diesem Moment verklärte sich ihr Gesicht. Sie schaute mich ungläubig an. „Eine Rose", rief sie dann, „für mich eine Rose, das habe ich doch nicht verdient. Ich war doch immer so frech zu ihnen. Wie soll ich das vergelten! Mir hat noch niemand in meinem Leben eine Blume geschenkt." Sie konnte sich gar nicht satt sehen, sie strahlte förmlich vor Glück. Ich sagte, sie solle mir ihre Freude beweisen, indem sie in meiner Gegenwart ihre Medizin einnehme (die sie sonst hartnäckig zurückwies). Sie folgte ohne Widerstand. Mehrere Stunden soll sie sich dann ganz ruhig und manierlich benommen haben, dann verfiel sie wieder in ihr altes Wesen und zwei Tage später starb sie." Ja, welches Leben, wo das der einzige Strahl der Liebe war, der in es hineinleuchtete! Daß das unter der Christenheit vorkommen kann! Man lese auch, was Henriette Arendt vom Schicksal der unehelichen Kinder erzählt und von den Personen, welche solche Kinder aufnehmen. Sie erzählt, wie sie einem scheinbar menschenfreundlichen Inserat nachging und entdeckte, daß sein Urheber diese unglücklichen Geschöpfe bloß aufnahm, um Material für unsittliche Zwecke zu erhalten. Man wird sich nicht wundern, wenn sich aus ihnen das niederste Proletariat der Gasse rekrutiert. Oder Miß Malverys Erzählungen von den Straßenverkäuferinnen, die fremde Kinder mieten, um bei den Passanten mehr Mitleid zu erregen. Und wie viele Ehepaare in geordneten Verhältnissen gibt es, die sich über ihre Kinderlosigkeit grämen und gar nicht auf den Gedanken kommen, einem dieser Enterbten ihre Liebe zuzuwenden. Wie arm ist die Christenheit an Liebe!

Eine schwere Menge von Reformen möchte man vorschlagen, wenn man diese Bücher liest. Ich will nur Weniges nennen. Vor allem die Einführung der weiblichen Polizei nach dem Muster von Schwester Arendt. Sie selbst wie auch Naumann im Vorwort betont, daß der Staat schon im eigenen Interesse, ganz abgesehen von der christlichen Liebe, sich dazu entschließen sollte. Ich weiß wohl, daß solche Arbeit von freiwilligen Kräften auch schon geleistet wird. Aber würde ihnen eine offizielle Anstellung nicht mehr Gewicht geben und die freiwilligen Kräfte für andere Arbeit frei machen?

Reform des Wirtschaftswesens, Kellnerinnenfürsorge, Förderung der Berufsorganisation der Kellnerinnen, von der sich Schwester Arendt am meisten verspricht. Strenge Beaufsichtigung des Kostkinderwesens, Berufsvormunde für die unehelichen Kinder. Jugendgerichtshöfe, Reform der Zwangserziehung und des Strafvollzugs. Es soll ja auch bei uns vorkommen, daß jugendliche Erstverurteilte mit alten Gewohnheitsverbrechern zusammengesperrt werden. Größere Torheit kann man sich kaum denken und eine Ersparnis ists erst recht nicht.

Wie viel mag über die vergangenen Festtage *) geredet worden

*) Der Artikel wurde ursprünglich für die Januarnummer geschrieben.

sein von dem Licht der christlichen Liebe, das in das Dunkel des Elends und der Selbstsucht hineinstrahlt! Diese Bücher zeigen, wie wenig solches Rühmen noch am Platz ist, und bringen einen häßlichen Mißton in das Fest- und Friedensgeläute. Die Christenheit möchte ihn lieber nicht hören, und sobald einer von dem redet, was noch zu tun bleibt, wird er gescholten, daß er geringschätze, was schon getan wurde, und die beleidige, die schon viel getan haben. Ich bin überzeugt, daß nicht diese sich beleidigt fühlen, sondern diejenigen, deren christliches und soziales Gewissen unsanft gerüttelt worden ist. Warum auch immer rühmen, was erreicht ist! Dadurch kommt nichts vorwärts. Bloß der Faule brüstet sich für eine Tat, die der Fleißige nebenbei, im Handumdrehen erledigt, ohne ein Wort drüber zu verlieren. Wirkliche christliche Liebe verlangt nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen zu können.

So wirken diese Mißtöne schließlich mehr als die schönen Festklänge im Sinne dessen, dem wir die Kerzen angezündet haben. Sie tun es, wenn sie Mitgefühl und Hilfsbereitschaft wecken. Und schließlich verkünden auch sie die Macht der Liebe, die Jesus in der Welt entzündet hat, der Liebe, die stellvertretend leidet, um Andere zu erlösen, der Liebe, die alles hofft, alles glaubt, alles duldet. Alle unsere Verfasser, die doch so tiefe Blicke in die Not der Menschheit getan, sind doch nicht verzweifelt; sie haben die Lust zum Helfen nicht verloren und nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Menschheit, ja gerade in diesen dunkeln Tiefen erleben sie den schaffenden Gott. „Wir suchen Glauben, aber wir werden ihn nicht finden, wenn wir ihn nur für uns suchen. Das ist der Segen in unsern sozialen Nöten und Krisen, daß wir nicht einmal unsere stillsten Herzenssorgen mit uns allein erledigen können, sondern die Antwort nur finden sollen, wenn wir an unsere Brüder denken und unser Leben von dem ihren nicht trennen. Nicht auf dem Philosophenweg irgend einer malerischen deutschen Kleinstadt, nicht in der babylonischen Abteilung eines Museums, nicht im Salon einer geistreichen frommen Dame, sondern wo die Schlote rauchen und die Dampfpfeifen heulen, wo der Arbeiterstrom im Werktagskleid sich drängt, wo die Warenballen gewälzt und die Werte getauscht werden, da sollen wir die höchste Gottesgewißheit erleben.“ (Classen.)

Nein, nicht stumme Resignation soll uns erfassen angesichts dieser Entdeckungsfahrten, als seien die Hindernisse unbesiegbar, sondern Freude über die Größe der Aufgabe, die uns winkt und das Zutrauen, daß die große Not ein Mittel in Gottes Hand sein wird, auch große Kräfte zu wecken.

R. Liechtenhan.

Von der Erlösung der Arbeit.

Einige Gedanken zur Verinnerlichung.

II.

Die Arbeit ein Gottesdienst — das ist die Losung, die den Weg aus der sklavischen zur freien Arbeit weist. Sie hilft ohne weiteres, so lange wir uns auf dem Gebiete der individuellen Tätigkeit befinden, besonders wenn sie mehr geistiger, innerlicher Art ist, wenn sie mit der Seele getan wird, aber sie scheint sofort zu versagen, sobald das Feld der sozialen, der gemeinschaftlichen Arbeit beginnt, besonders diejenigen, die wir die industrielle und kommerzielle nennen und die den Zweck hat, die Güter der Erde zu verarbeiten und zu verteilen. Hier scheint die Möglichkeit, für Gott zu arbeiten, die Arbeit zum Gottesdienst zu gestalten, sofort aufzuhören, weil hier alle die Faktoren, die die Arbeit von Gott wegdrängen, allmächtig zu sein scheinen.

Unerlöst ist die Arbeit, die dem Ich dient. Sie gerät damit unter die Sklaverei des Erfolges, des Macht- und Ehrtriebes. In noch viel härteren, roheren Formen als im industriellen Tun, tritt diese Knechtung der Arbeit auf dem sozialen Gebiete ein, insbesondere, wie schon angedeutet wurde, in der Arbeit, die dem Handel und der Industrie gilt. Warum wird hier gearbeitet? Der Erfolg tritt hier in einer Doppelgestalt auf: als Lohn und als Profit. Der Arbeiter (worunter in diesem Zusammenhang jeder verstanden werden darf, der in abhängiger Stellung auf diesem Gebiete tätig sein muß) arbeitet um des Lohnes willen, weil er davon leben muß, der Unternehmer um des Profites willen, weil sein Kapital sich vermehren soll. Dieses Doppelprinzip beherrscht die heutige soziale Arbeit, soweit sie der bezeichneten Kategorie angehört. Wohl mögen im einzelnen Falle noch andere Motive einfließen, Arbeitseifer, Pflichttreue, auch etwa Rücksichten auf die Gemeinschaft, aber die Orientierung ist durch dies genannte Prinzip gegeben. Damit ist aber

die wahrhaft schreckliche Entartung, der unsere Arbeit verfallen, die Gottesferne und Gottverlassenheit, in die sie geraten ist, schon ganz deutlich gezeichnet. Sie wird also, um es kurz zu sagen, vom Geld beherrscht, also von derjenigen Macht, die nach der Einsicht der tiefer-schauenden Geister aller Zeiten Gott und der Seele am meisten entgegensteht, die die Seele am traurigsten knechtet. Wie sollte sie da noch Gott dienen können? Es gilt doch auch von der Arbeit, daß sie nicht Gott dienen kann und dem Mammon.

Damit vollendet sich aber auch der Ichdienst in der Arbeit, nur daß das Ich, dem die Arbeit gilt, hier selbst schon ein geknechtetes, erniedrigtes Ich ist, das bloße tierische Ich, das leben will, beim Arbeiter, das, sei's der Geldgier oder, wie in den meisten Fällen, einfach dem Mechanismus der kapitalistischen Ordnung der Gütererzeugung und -Verteilung verkaufte Ich beim Unternehmer. Der Egoismus hat hier gleichsam gesellschaftliche Form angenommen. Auf ihm ruht unser ganzes Arbeitssystem. Jeder sucht durch seine Tätigkeit möglichst viel für sich herauszuschlagen, sei's möglichst viel Lohn, sei's möglichst viel Profit. In der modernen Konkurrenz verkörpert sich der gottlose Geist dieses Systems. Es ist ein wilder, rastloser, unbarmherziger, vielfach schmutziger, unsittlicher Kampf, jedes Hand gegen den andern, und dies Chaos streitender Egoismen nur durch ein Band mühselig zusammengehalten: den Zwang der Not. Nein, solche Arbeit ist sicherlich nicht Gottesdienst, mindestens nicht freiwilliger; denn daß Gott auch dadurch für seine Zwecke schaffen kann, ist freilich gewiß, gehört aber nicht hieher. Solche Arbeit kann auch in einem gewissen Sinne für Gott getan sein, sie ist dann aber noch immer sklavische, unerlöste Arbeit.

Zu den genannten gesellt sich noch ein anderes, verwandtes Moment, Gott aus der Arbeit zu vertreiben. Wir sahen, daß für Gott arbeiten im höchsten Sinne bedeute: im Auftrag arbeiten, mit Gottes Schaffen zusammen schaffen. Also soweit sie schöpferisch ist, wird die Arbeit Gottesdienst. Nun wissen wir, daß durch die Maschine, den entscheidenden technischen Faktor der modernen Arbeit, dieser das Schöpferische im weitgehendsten Maße entzogen worden ist. Es ist auf die Maschine übergegangen. Statt daß der Arbeiter mit seiner Hand Sinnvolles schaffte, ist er selbst zur „Hand" geworden. Er tritt im Arbeitsprozeß hinter der Maschine zurück, er ist das unwichtigere der Arbeitsmittel, ein Stück „variables Kapital", weiter nichts. Diese Sache ist so bekannt, daß sie nicht weiter ausgeführt werden muß. Es leuchtet ein, daß ein Mann, der nichts anderes zu tun hat, als jahraus jahrein Gummiringe auf Velozipedräder zu streifen, nicht das Gefühl haben kann, in solcher Arbeit Gott zu dienen. Noch weniger kann man das der Arbeiterin zumuten, die für vornehme Damen Kleidungsstücke von sündhaftem Luxus herstellen muß, während sie weiß, wie viele Frauen es gibt, die kein anständiges Sonntagskleid haben; von der Herstellung unsittlicher Dinge im engeren

Sinne zu schweigen. Fromme Schablone mutet zwar auch diesen Arbeitern zu, ihr Werk als Gottesdienst zu betrachten und zu behandeln, dadurch, daß sie in die Arbeit, der sie nun einmal nicht entgehen können, alle Treue hineinlegen. Das kann man ja sagen, wenn's ehrlich und freundlich gemeint ist und nicht Heuchelei, die die Armen mit frommen Redensarten abspeisen will, aber es wäre doch ein Gottesdienst nicht in der Arbeit, sondern trotz der Arbeit und ein trauriger Notbehelf. Nur starke Seelen hielten ihn aus. Erzieherisches läge nichts darin, sondern eine Tendenz zur Erniedrigung. Es ist doch ein rechtes Kunststück, Gott und dem Teufel gleichzeitig zu dienen. Wir kommen auch hier um das Zugeständnis nicht herum, daß durch die moderne Entwicklung das Königsrecht des Menschen, über die Erde und ihre Kräfte zu herrschen, verloren gegangen ist. Die Naturgewalten beherrschen ihn, nicht er sie.

So sieht heute unsere Arbeit aus. Hat es sich früher anders verhalten? Ich glaube bis zu einem gewissen Grade Ja. In der patriarchalischen Zeit, die hart vor dem jetzigen Stadium liegt, war die Arbeit nicht so ausschließlich vom Lohn- und Profit-Prinzip beherrscht. Sie war noch mehr organisch, noch mehr im Zusammenhang mit der Gemeinschaft. Kaufmann und Handwerker waren gleichsam die Beauftragten des Gemeinwesens. Sie hatten dafür zu sorgen, daß es diesem an der Herstellung oder Ein- und Ausfuhr der nötigen Güter nicht fehle. In den Zünften verkörperte sich dieser soziale Sinn der damaligen Arbeit. Etwas davon ging auf jeden Lehrling oder Gesellen in der Handwerkerbutik über. Die Konkurrenz im heutigen Sinne war nicht in nennenswertem Maße da. Zugleich trug das patriarchalische Verhältnis dazu bei, den bloßen Lohngedanken niederzuhalten. Der Meister war für den Arbeiter, der Herr für den Angestellten verantwortlich. Er erwies ihm Treue und empfing sie von ihm zurück. Der Mensch stand noch, wo jetzt prinzipiell nur Lohn und Profit steht. Damit sollen jene Zustände nicht idealisiert werden; ich sage nur: damals konnte die Arbeit noch Gottesdienst sein. Das alles ist zusammengebrochen und damit die Arbeit verwüstet. Sie ist dadurch unfroh geworden. Niemand darf sich darüber wundern. Eine Zeitlang hielt die alte Orientierung, hielten die alten Seelenkräfte, die aus der früheren Arbeit emporgewachsen waren, noch vor, aber dieses Kapital ist fast aufgebraucht. Die Arbeit ist freudlos geworden, weil sie die Seele verloren hat. Wenn man den tiefsten Grund suchen will, warum der moderne Arbeiter nicht mehr so gern, so treu, so fröhlich arbeitet wie der einstige (die Tatsache selbst sei zugegeben, trotzdem sie nicht so einfach liegt!*) und auch diejenigen Empfindungen und Motive berücksichtigt, deren der Arbeiter sich nicht bewußt ist, so

*) Die Frage, ob denn der moderne Arbeiter durchwegs weniger treu und fleißig arbeite als der einstige, möge einmal besonders untersucht werden. In einigen Punkten wird man das Gegenteil nachweisen können. Das alte Handwerk war vielfach recht eine Pflanzschule der Faulheit und Nachlässigkeit geworden.

kommen wir zu dem Ergebnis: der Arbeiter spürt in der Tiefe seiner gottentstammten Seele, daß er durch seine Arbeit nicht Gott dienen kann. Es quillt ihm nicht aus seinem Schaffen die Freude des Mitschaffens an dem Werke Gottes zu. Gerade der Umstand, daß sein ganzes Arbeitsverhältnis vom Geld reguliert, daß der Mensch ausgeschaltet ist, erfüllt ihn mit Schmerz und Groll. Denn der Mensch bleibt eben doch Mensch und wenn er nicht als Mensch behandelt wird, so empört er sich im Tiefsten und es kann das Schlimmste in ihm erwachen. Die Seele grollt gegen keine Macht so sehr, wie gegen des Geldes Macht und sie hat Recht, denn es handelt sich hier um die Seele selbst, die Wurzel der sittlichen Freiheit und persönlichen Würde. Das alles fühlt der Arbeiter wohl, denn er hat eine Menschenseele so gut wie wir. Er kann es aber nicht sagen; wenn er redet, sagt er vielleicht andere Dinge, rohe, törichte Dinge, weil er seine tiefsten Gefühle nicht auszusprechen vermag — darum müssen wir es für ihn sagen.

Aber auch der Unternehmer leidet, er leidet seelisch wohl eben so stark als der Arbeiter. Viele Edleren unter ihnen leiden sogar unsäglich. Denn auch sie haben Menschenseelen, so tief und so zart, wie irgend wer. Unser heutiges System lastet auf dem besseren Teil derer, die davon den äußeren Vorteil haben, als ein rechter Fluch. Auch sie fühlen das Unrecht, die Entwürdigung, die darin liegt, die gestörte Beziehung von Mensch zu Mensch, den Schmutz, der sich dem modernen Erwerb anhängt. Ihr Gewissen lehnt sich auf gegen allerlei Dinge, die sie als Geschäftsleute doch nicht gut unterlassen können. Wenn sie religiös denken, so steigert dieses Gefühl sich für sie bis zur heftigen Empfindung der Gottlosigkeit solcher Zustände. Auch sie möchten ihre Arbeit als Gottesdienst tun können — aber wie können sie das, umringt von rücksichtsloser Konkurrenz, vom wilden Kampf der Selbstsucht? Auch sie harren auf eine Erlösung der Arbeit.

Gibt es eine solche? Wie ist hier zu helfen? Ein bloßer Entschluß genügt hier nicht, denn hier müssen Verhältnisse geändert werden. Aber der Weg scheint mir doch ganz deutlich zu sein. Auch die soziale Arbeit muß eine andere Orientierung bekommen. Das Lohn- und Profitprinzip muß einem andern weichen und dieses heißt zunächst: der Mensch. Die Arbeit muß dem Menschen, seinen leiblichen Bedürfen und seiner Seele dienen. Das kann sie nur als solidarische. Daher muß an Stelle des jetzigen Kampfes der vielen Egoismen das Zusammenarbeiten, das Arbeiten für einander treten, aus einem Schlachtfeld ein Bauplatz werden, wo man gemeinsam und planvoll an dem Tempel der menschlichen Gesittung und Lebensschönheit arbeitet. Die Erzeugung und Verteilung der Güter wird so ein gemeinsames Ringen mit der Not, eine gemeinsame Anspannung zur Unterwerfung und Beherrschung der Natur für den Dienst des Geistes. Je mehr sie das wird, desto mehr strömt von ihr wieder Würde und Freude aus und teilt sich dem Geringsten der Mitarbeiter mit. Von

selbst treten bei dieser Orientierung die menschlichen Beziehungen wieder in ihr Recht: Treue, Diensteifer, Anhänglichkeit, williger Gehorsam. Die Arbeit wird innerlich frei, auch wenn sie äußerlich gebunden bleibt oder für viele noch gebundener wird. Das Joch des Lohn- und Profitgedankens ist von ihr genommen und der Stecken des Treibers, die Konkurrenz, zerbrochen. Sie kann aufatmen, kann gut, gesund und froh werden.

Dieser neue und doch zugleich uralte Sinn der Arbeit leuchtet als hohes, fernes Ziel in unsere heutigen Zustände herein, eine bessere Ordnung der Menschenwelt verheißend. Diese neue Orientierung ist es, die, vielen bewußt, vielen unbewußt, in der sozialen Gährung der Gegenwart arbeitet. Eine neue Organisation der Arbeit und damit der ganzen Gesellschaft ist im Werden. Der Mensch will wieder Herr und Mittelpunkt werden auch in der Arbeit. Er soll nicht der ihrige, sondern sie die seinige werden. Er will sie für seine Seele wieder erobern. Die Gemeinschaft, die Solidarität soll wieder zu ihrem Rechte kommen, wo so lange der individuelle Egoismus fast allein das Wort führte. Nicht mehr im Bannkreis des Ich soll sie bleiben, sondern sich einordnen in ein Größeres, ein Gesamtschaffen, nicht mehr dem Mammon verkauft sein, sondern Gott in den Brüdern dienen. Diese ganze revolutionäre Unruhe ist eine Bewegung ins Weite, Hohe, also Gott entgegen.

Auch das schöpferische Moment der Arbeit kann auf diesem Wege zu neuer und höherer Geltung gelangen. Wenn die Maschine nicht mehr bloß Erzeugerin von Profit ist, wenn sie ein Werkzeug wird, dem Menschen, der menschlichen Gemeinschaft zu dienen, die Natur zu unterwerfen, und der Mensch wieder als die Hauptsache gilt in der Arbeit, dann erst, dann ist die Maschine selbst gerade ein höchster Triumph menschlicher Schöpferkraft. Sie hebt den Menschen eine Stufe höher in seiner Herrschaft über die Natur. In der Erfindung immer neuer, immer feinerer Maschinen betätigt sich ein Stück seiner Gottebenbildlichkeit. Die Arbeit der Maschine befreit ihn von den rohesten Verrichtungen, sie richtet seinen gekrümmten Rücken auf. Entlastet von der allzuschweren Mühe kann sein geistiges Leben sich freier regen, Kraft frei werden für seelische Arbeit größeren Stils. Frohe Arbeit wird dann wieder kommen. Es wird eine Zeit kommen, wo der freie Arbeiter viel allgemeiner als jetzt stolz und dankbar auf diese Maschinen blickt, die dann aus Herren Sklaven geworden sind, in diesem Gefühl seiner gottebenbildlichen Würde, die sich im Triumph des Geistes über den Stoff offenbart. Im Zusammenhang damit wird auch die wahre Schönheit wieder aus der Arbeit aufleuchten. Dafür ist der neue Frühling der ästhetischen Bewegung, die mit Ruskin angehoben hat und bei uns unter dem allzu engen Namen „Heimatschutz" verheißungsvoll einsetzt, ein Beweis und eine Verheißung.

Das alles wirkt in der Bewegung der Zeit, die viele so sehr quält. Wir wollen es nicht im einzelnen ausführen, sondern fassen

es in ein Wort zusammen: was wir vor sich gehen sehen in Sturm und chaotischer Gärung, ist eine Wiedergeburt der Arbeit. Das ist Ursache zur Freude. Noch stehen wir erst am Anfang. Nur in großen Umrissen liegt die neue, bessere Ordnung vor uns. Noch kennen wir nicht alle einzelnen Wege, die von allen Seiten her zum Ziele führen müssen, aber hoch und herrlich ragt das Ziel in unsere Welt hinein und das macht die Seelen, die es einmal recht geschaut, schon frei und froh. Sie wissen den Weg Gottes; daß es nun noch Arbeit und Kampf gilt und das Ziel fern und hoch ist, schreckt sie nicht, es reizt sie und schenkt ihnen stets neue Jugend.

Und nun leuchtet uns beim Abschluß dieses Gedankenganges eine Erkenntnis auf, die uns völlig froh macht. Wir sehen ein, daß die ganze schwere Entwicklung, die wir geschildert haben, ein Weg war, der auf eine höhere Stufe führen sollte. Das alte patriarchalische System war gut in seiner Art, aber nicht das letzte Wort. Es war von Anfang an mehr nur eine Andeutung des Größeren und Besseren, ein Knospenzustand, ein erster, unvollkommener Versuch der Organisation der Arbeit; zuletzt aber war es ganz faul geworden. Es mußte die Maschine kommen, der Zusammenbruch der alten Ordnungen; die Menschen mußten zu neuen Organisationen zusammengeballt werden; sie mußten in der Not erkennen lernen, daß sie zusammengehören, so eindringlich wie sie es vorher nie gelernt hatten, mußten in der Schule des modernen Großbetriebs und Weltverkehrs erzogen werden zur gesellschaftlichen Zusammenarbeit in großem Stil; in dieser gewaltigen Krise mußten die alten Ideale zusammenbrechen, mußten Egoismus, Brutalität, Mammonismus riesengroß werden, bis aus der Gärung ein neues Ideal des Menschenlebens emporstieg, das größer ist als alle früheren. Wahrlich ein gewaltiges Walten und Schaffen Gottes!

Hier mit hellem Auge und tapferer Hand mitschaffen, heißt in großem Stil für Gott arbeiten. Und das ist in aller Not doch frohe Arbeit. Noch leben wir unter dem Druck der alten Ordnungen, das ist das Los, das wir tragen müssen, aber wer das Neue sieht und an seinem Orte zu seinem Kommen hilft, ist in der Arbeit schon erlöst, auch in der sozialen Arbeit. Alles Irdische ist erlöst, wenn es zu Gott in richtige Beziehung tritt. Christen sollen Erlöste sein in allen Dingen und dann Erlöser anderer. Wohlan alle, die ihr euch Gott zur Verfügung stellen möchtet — ihr seid mit heller Stimme gerufen auf das große neue Arbeitsfeld des Herrn der Geschichte. Leonhard Ragaz.

Die Schule in unserer Demokratie.

I.

Die Schule jedes Landes ist in hohem Grade abhängig von den Gemeinurteilen und Vorurteilen seiner Bewohner; heute, da die Schule meist Staatsschule geworden ist, darf man auch sagen, von der ganzen Eigenart eines Staatswesens. Das ist durchaus begreiflich, denn bei seiner Jugend will jedes Volk und jedes Geschlecht das verwirklichen, was ihm als vorbildlich und wertvoll erscheint. In Frankreich wird seit alter Zeit ein verstandesmäßiges Wissen über alles geschätzt. Französische Kinder werden daher nach unsern Begriffen mit ganz unsinnigen Anforderungen in diesem Punkte geplagt. Der vielwissende, durch das Sieb der Examina erprobte Lehrer, der Agrégé, genießt darum dort eine Achtung und soziale Stellung, wie nirgends in Europa. Man belastet einen solchen Lehrer höchstens mit 15 Schulstunden in der Woche. In England ist der Mann von gutem Benehmen, der Gentleman, das Ziel der Erziehung. Wehe daher dem Lehrer, der es wagen wollte, auch nur in der Kleidung nach deutscher Weise gleichgiltig zu sein; sein erzieherischer Einfluß wäre von vornherein lahmgelegt. Im übrigen ist dort das Erziehen ein Geschäft wie jedes andere, das sich eben in bezug auf Frömmigkeit oder Spiele und Leibesübungen nach den jeweiligen Anforderungen des guten Tones, wie die verschiedenen Eltern ihn verstehen, zu richten hat. Auch Amerika ist ein Land der Privatinitiative in Schulsachen, dazu das Land unbegrenzter Versuche auf allen Gebieten, nicht zum mindesten dem der Schule. Kein Wunder, daß gerade dort Versuche eines Schulstaates, d. h. einer demokratischen Teilnahme der Schüler am Schulregiment gemacht werden.

Preußen und in seinem Gefolge das uns zunächst liegende Deutschland zeigt schon in der Organisation seiner Schulen eine durchsichtige, monarchische Gliederung und ständemäßige Abstufung. Vom Kultusminister und Unterstaatssekretär, durch die mit genau bestimmten Decernaten ausgestatteten Mitglieder der Provinzialschulkollegien bis zu den Direktoren weiß jeder genau, was er zu tun und wem er sich zu verantworten hat, wieweit er Handlungsfreiheit und wieweit er gebundene Marschroute hat. Volksschullehrer und Oberlehrer sind zwei gänzlich getrennte Gruppen von Beamten. Daß dabei gelegentlich auch in Gesinnungsfragen militärischer Gehorsam verlangt und geleistet wird, ist bekannt. Der erklärte Atheist, der wie alle andern seine Schulandacht hält, ist eine aus manchen Schulromanen oder Schulkomödien bekannte Figur. Doch ein Korrektiv dagegen liegt in dem Bestreben des deutschen Lehrerstandes, mehr und mehr die ganze Schulhierarchie mit Leuten aus dem Lehrerstande zu besetzen, anstatt mit Theologen und Juristen. Günstlings- und Vettern-

wirtschaft aber und die Bevorzugung der jeweiligen landesüblichen Gesinnungstüchtigkeit vor der persönlichen Brauchbarkeit sind weder speziell monarchisch noch demokratisch, sondern das leidige Anhängsel kleiner und beschränkter Staatswesen, während in großen Staaten doch mehr die bureaukratische Schablone, gestützt auf staatliche Examina und Berechtigungen ausschlaggebend ist. Und — was auf den ersten Blick uns merkwürdig erscheinen will — innerhalb dieser Organisation sind die im Wesen einer vernünftigen Erziehung liegenden Momente keineswegs erstickt durch die nebensächlichen, der Sache fremden Einflüsse. Es herrscht in Erziehungsfragen ein Kampf und ein reiches, vielumfassendes Leben, wie wir uns dessen in der Schweiz kaum rühmen können. Der deutsche Idealismus macht sich wie immer in scharfer Kritik einerseits*) und andererseits in wertvollen Versuchen, neuzeitliches Denken mit der Erfahrung der Jahrhunderte auch im Schulwesen zu vereinigen, geltend. Vor allem sucht man dem Reichtum des Lebens und seiner Formen auch die Organisation der Schule anzupassen und mit der Schablonenhaftigkeit und Einseitigkeit zu brechen. Trotz aller Angriffe und zum Teil gerade wegen der Angriffe auf die deutsche Schule, sieht man überall die Anzeichen einer tüchtigen Vorwärtsbewegung. Die ganze straffe Organisation erweist sich dabei nicht als allzugroßes Hindernis.

So besteht überall eine *starke Abhängigkeit* nicht nur der äußern Schulorganisation, sondern auch des innern Schullebens, *von den Staatseinrichtungen und von den bevorzugten Kulturwerten eines Landes*. Diese Abhängigkeit von Faktoren, die ihrer Natur nach der Schule fremd sind, wirkt bald fördernd, bald hemmend auf die Schule ein. *Das eigentliche Gedeihen einer Schule* und ihr wahrer Wert jedenfalls *ruht auf ganz andern, rein menschlichen Dingen*, die eine Schulorganisation niemals schaffen, denen sie aber die Existenz- und Lebensbedingungen entziehen kann. Niemand wird in der Theorie den Satz anfechten wollen, daß eine Schule genau soviel wert ist, als ihre Lehrer und in zweiter Linie als ihr Leiter. Also gute Lehrer her, lautet der Schluß. Es ist nun sehr einfach und beliebt, alle die Eigenschaften aufzuzählen, die der Lehrer „selbstverständlich" haben soll: Präsenz des Wissens, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Verständnis und Wohlwollen für die Jugend u. s. w. Im Lehrbuch der Pädagogik macht sich das schön, in der Wirklichkeit sind aber die Lehrer auch Menschen und zerfallen in drei natürliche Gruppen: 1. die geborenen Pädagogen, die unter jeder Organisation und in jedem Milieu sich durchschlagen; 2. die Unfähigen und Schwachen, die jeden Beruf in

*) 1. L. Gurlitt, Der Deutsche und sein Vaterland; der Deutsche und seine Schule. 2. Arthur Bonus, Vom Kulturwert der deutschen Schule. 3. Kalthoff, Schule und Kulturstaat. Man vergleiche dem gegenüber Wilhelm Münch: Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart.

Mißkredit bringen; 3. die große Masse derer, die in der Mitte stehen und die unter guten Bedingungen Gutes leisten können, unter schlechten Bedingungen aber verkümmern. Die Bedingungen zu schaffen, das menschlich Brauchbare, die Energie, die Freude am Unterricht, das Interesse an eigener Arbeit in einem Lehrer nicht zu hindern, das ist wohl die bescheidene, aber doch außerordentlich schwere Aufgabe jeder Organisation. Sie darf um alles in der Welt diese Dinge nicht ersticken.

Vor allem eines kann heute bei dem großen Anwachsen der Schülerzahlen nicht genug betont werden: Eine Schule ist keine Fabrik und kein Bureau, sondern ein Wirken von Mensch zu Mensch und dieses steht unter eigenen, ihm allein angehörigen Gesetzen. Das Geheimnis dieses Wirkens aber scheint mir immer und überall dasselbe zu sein: eine Wirkung ist umso vollkommener, je mehr der Lehrende von seinem Stoff innerlich gepackt ist und dieser Stoff ein Teil seines eigenen Ich geworden ist, je mehr er anderseits auch an dem Schüler als einem wachsenden und sich entfaltenden Menschen ein inneres Interesse hat. Sie wird umso geringer, je mehr sie zur bloßen Routine, zur unlustigen, äußern Pflichterfüllung oder gar zu bloß konventionellem Ausfüllen der Stunden herabsinkt. Dann aber ist sie Fabrikarbeit und damit das direkte Gegenteil von ersprießlicher Schularbeit, auch wenn sie die schönsten Examenerfolge aufweist. Leute, die der Schule ferne stehen, ahnen gar nicht, was es heißt, bei einer Schularbeit von 30 und mehr Stunden per Woche sich dieses fabrikmäßigen Betriebes zu erwehren. Manchen Lehrern dagegen ist es bekannt, was für ein bedrückendes und erstickendes Gefühl über sie kommt, wenn sie spüren, daß diese Verknöcherung ihre Hand auch nach ihnen ausstreckt und wie sie vom Maschinenbetrieb einfach erfaßt werden, ohne sich mehr wehren zu können, wie nach und nach ihre Freude an eignem Forschen, Suchen und Vorwärtskommen durch stumpfsinnige Korrekturenberge erdrückt wird, wie ihnen durch den möglichst raschen Wechsel und durch die Anzahl der ihnen gleichzeitig übertragenen Klassen der wachsende, und darum interessante Mensch im Schüler zur bloßen Nummer herabsinkt. Die Natur hat schon reichlich und überreichlich dafür gesorgt, daß mit den Jahren jeder stumpfer wird, die Schulorganisationen brauchen nicht noch mitzuhelfen, daß dieser Prozeß beschleunigt wird, dadurch daß sie dem Lehrer, der noch aufnahmefähig ist, die Möglichkeit eines geistigen Freibleibens trotz der Schule und zum Nutzen der Schule kürzen. Es gibt vollends nichts Unerfreulicheres im ganzen Schulleben, als wenn eine ganze Schule in dieses Fahrwasser eines gedanken- und energielosen Weiterwurstelns gerät und wenn alle neu hinzutretenden Elemente schließlich vor diesem Moloch kapitulieren. Hier liegt das Ur- und Grundübel in allem Schulbetrieb und jede Schulverbesserung, die nicht daran greift, hier immer wieder die Bedingungen zu bessern, sondern an Aeußerlichkeiten und Scheinwesen hängen bleibt, ist bloße Spiegelfechterei.

II.

Man ist bei uns in der Schweiz sehr leicht geneigt, die Leistungen unserer Schule ganz gewaltig zu überschätzen. Etwas von dem Pochen auf die tapferen und wackeren alten Eidgenossen, das sich so gerne bei festlichen Anlässen breit macht, ist auch in die Beurteilung unserer Schulverhältnisse eingedrungen. „Wir haben Abraham zum Vater" heißt es oft auch in der Schule, nur daß unser Schulabraham Pestalozzi heißt. Wir sind leicht der Meinung, wir marschierten auch im Schulwesen immerzu an der Spitze der Nationen. Dabei ist sehr bezeichnend, daß bei allen Fragen der Schulverbesserung stets das Zauberwort „Demokratisierung der Schule" auf den Schild gehoben wird, als ob das ganz selbstverständlich eine Verbesserung, ja die einzig mögliche Verbesserung der wirklichen Werte bedeutete. Und zudem ist es ein offenes Geheimnis, daß sich bei diesem Schlagwort jeder wieder etwas anderes vorstellt: der eine die Einheitsschule bis zum 16. Jahr, der andere Palastbauten für die Volksschule, der dritte eine Herabdrückung jeder Bildung genau auf sein persönliches Kulturniveau. Aber Demokratisierung muß es heißen und etwas Besseres als alles andere muß es sein.

Diese Ansicht ist ebenso verbreitet als unwahr. Wir haben auch hierin, so wenig als in allen anderen Punkten das absolute Vorrecht vor den übrigen Völkern der Erde. Auch die Demokratie und demokratische Gesinnung, so hoch man sie im übrigen schätzen mag und so tief sie in einem mag Wurzel geschlagen haben, ist nicht das Allerwelts Heilmittel für die Schule und für die Erziehung. Sie bringt uns ihre Nachteile und kann uns ihre Vorzüge bringen. Für die Schule gilt es, bei uns genau so wie überall, die der Erziehung und dem Unterricht selbst innewohnenden Gesetze den unerfreulichen und schädlichen äußern Einflüssen entgegenzustellen.

Die Punkte, die ich im folgenden hervorheben werde, sind natürlich in erster Linie den mir zunächst liegenden Verhältnissen entnommen, aber sie werden sich anderwärts im Vaterlande vielfach wiederholen. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß in einer vernünftigen, sachgemäßen Anwendung demokratischer Motive auf das Schulwesen einzelne Kantone und Gemeinwesen uns Baslern weit voraus sind. Ich bin auch hier wie sonst der Meinung, daß eine offene, rückhaltlose Aussprache über die Wirklichkeit, wie sie mir erscheint, das einzig Richtige und in letzter Linie für die Schule das einzig Ersprießliche sei, wenn auch diese Offenheit nicht jedem unmittelbar in den Kram paßt.

In unserm Volke lebt eine an sich berechtigte, starke Forderung nach unbedingter Gleichheit und Gleichstellung aller, die freilich recht oft einen sehr spießbürgerlichen, krämerhaften Anstrich hat.

In Gesetzgebung und Organisation der Demokratie macht sich dieser Gleichheitsdrang natürlich stark geltend. Das zeigt sich vor allem in einer stiefmütterlichen Behandlung der sogenannten höhern

Schulen, die zu den studierten Berufen führen, namentlich der Universitäten. Es ist der einzigartige Vorzug Basels, daß es vollangestellte Professoren der Universität unter Umständen schlechter bezahlt als Volksschullehrer. Natürlich: sie erteilen auch nur 7 oder höchstens 10 Stunden Unterricht in der Woche, während der Volksschullehrer bis 40 erteilen kann. Daß diese Gleichheit hier und anderwärts oft nur eine rein papierene ist, und mit Gerechtigkeit rein gar nichts zu tun hat, davon will man im ganzen nichts hören. Und der Effekt ist so undemokratisch als möglich: um Universitätslehrer zu werden, muß einer von Haus aus vermöglich oder doch finanziell gesichert sein, sonst hält er's eben einfach nicht aus.

Und auch für die Arbeitszuteilung an die Lehrer hat diese geschäftsmäßige, papierene Gleichheitssucht ein System entdeckt, auf das der Erfinder stolz sein kann: die Besoldung nach Wochenstunden. „Was hat eine solche Frage mit diesem Blatt zu tun?" Der Einwurf wird jedem kommen. Gewiß an sich gar nichts, wenn jenes System nicht direkt einen Krebsschaden für die Schulen und einen Appell an die gewöhnlichsten — wenn auch oft durchaus begreiflichen — Instinkte im Lehrer bedeutete. Ich kann beim besten Willen an diesem System keinen Vorteil sachlicher Art entdecken, außer daß es einzelnen erlaubt, es für ihren persönlichen Vorteil auszubeuten. Für eine Schule — am meisten vielleicht eine mit Fachlehrersystem — aber bedeutet es in jeder Beziehung einen schweren Schaden. Wo das System besteht, eröffnet es eine ganz unwürdige Jagd nach vielen Stunden. Man wird kaum annehmen dürfen, daß wir Schweizer so unendlich leistungsfähigere Lehrer seien, als die anderer Länder, aber bei diesem da und dort noch üblichen System, ist es möglich, daß ein Lehrer einer als „höher" bezeichneten Schule 30, ja bis 35 und an einem Orte in der Schweiz gelegentlich bis 40 Stunden in der Woche erteilen kann, während in Deutschland, wo für einen Lehrer einer höheren Schule (Gymnasium, Realgymnasium, Realschule) 24 Stunden als das Maximum, 20—22 als Durchschnitt gelten, das noch von einsichtigen Schulmännern als zuviel für einen straffen Unterricht bezeichnet wird. Es bleibt da nur ein Entweder — Oder: entweder sind wir als Nachkommen der alten Eidgenossen unendlich viel nervenkräftiger als jene Bewohner der Ebene oder aber wir leisten bei uns nur quantitativ viel, während die Qualität zu wünschen übrig läßt. Jeder Lehrer weiß zu unterscheiden zwischen einer Stunde, die er mit voller Aufmerksamkeit und voller Lebendigkeit erteilt, und einer, die er eben noch geben muß, damit etwas zu geschehen scheine. Ein System also, das den Lehrer antreibt, seine Stunden zu vermehren, so viel er kann, heißt nichts anderes, als die staatliche Aufforderung zu flauen und matten Unterrichtsstunden. Tendiert aber das ganze System darauf hin, diese Art von Schulhalten zu befördern, so erzeugt es in der Summierung seiner Wirkungen eine ganz beträchtliche Minderleistung

gegenüber den Schulen anderer Länder. Das kann aber auf die Dauer gar nicht ohne Wirkung auf die Leistungsfähigkeit eines Landes bleiben, wenn schon in den Schulen, darin die spätern Leiter des Landes sitzen, ein flauer Betrieb herrscht. — Und was für eine unwürdige Stellung nimmt bei jenem System ein Lehrer gegenüber einem Vorgesetzten ein, der ihn im Notfalle mit Verkürzung der Stundenzahl und damit der Besoldung strafen kann. Speziell für die Schulen mit Fachlehrersystem kommt hinzu, daß auch der Stundenplan in erster Linie nicht auf den Nutzen für Schule und Schüler, nicht auf die Eignung eines Lehrers für ein Fach, sondern auf die Frage muß aufgebaut werden: durch welche Kombination kann man dem einen Lehrer 30, dem andern 28, dem dritten 32 Stunden herausbringen. Auch das richtet als Massenwirkung innerhalb eines Systems ganz unmeßbaren Schaden an. Durchweg verdrängen bei diesem System die pekuniären Fragen die im besten Sinne pädagogischen. Und doch gilt dieses System vielfach für etwas Heiliges, Umumstößliches, Demokratisches, an dem nicht gerüttelt werden dürfe. Bei Lichte besehen aber, ist es nichts anderes als die reifste Blüte eines falschen, papierenen Gleichheitsprinzips. Es ist geeignet, ein ganzes Schulwesen nicht von heute auf morgen, aber mit den Jahren völlig zu korrumpieren und auf verderbliche Bahnen zu bringen.

Man mache doch lieber einmal von Staatswegen den ehrlichen Versuch, das sogenannte höhere Schulwesen eingehen zu lassen und an seine Stelle eine achtklassige Einheitsschule mit aufgesetzten Fortbildungsschulen für Postbeamte, Mediziner, Eisenbahnangestellte, Schulmeister u. s. w. zu setzen, anstatt alle Schularten dem Namen nach beizubehalten, und tatsächlich ihnen durch ein schlechtes und unwahres System die Lebensader abzuschneiden, wobei dann jeder über die mangelhaften Leistungen dieser höhern Schulen schimpfen zu können glaubt.

Eine zweite speziell schweizerisch-demokratische Einrichtung hat ebenfalls Anwendung auf unser Schulwesen gefunden: Unsere Demokratie hat im Gegensatz zu andern republikanischen Staatwesen durchweg vermieden in einer Person große selbständige Machtbefugnisse zu vereinigen und hat daher alle Gewalt in die Hände von Kollegien vom Bundesrat abwärts bis zu den tausenden von Kommissionen gelegt. Wer schon irgend einer solchen hohen oder niedern Kommission angehört hat, wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß diese Einrichtung neben einer ungeheuren Zeit- und Kraftvergeudung auch noch den Uebelstand im Gefolge hat, daß jedes Mitglied vom andern vertrauensvoll erwartet, jenes werde schon die Arbeit tun, daß, wenn einer solchen Kommission etwas gelingt, jedes Mitglied bereit ist, seinen Anteil möglichst hoch einzuschätzen, im Falle des Mißlingens ist natürlich ein anderer Schuld daran. Kurz gesagt: dieses Kommissionenwesen untergräbt — ohne daß der einzelne dafür etwas kann — alles und jedes persönliche Verantwortungsgefühl. Man findet bei

uns in der Schweiz so selten Männer, die den einfachen Mut haben, eine Dummheit, einen mißlungenen Versuch auf ihre eigenen Schultern zu nehmen. Es sind ja immer noch andere dabei gewesen. Dieses schweizerische Erbübel wirkt auch auf die Schulverhältnisse so verderblich als möglich. Ueber das Wohl und Wehe jeder Schule beraten 5—7 Leute, deren einzige Kenntnis der Schule vielleicht in der Erinnerung an die eigene oft fünfzig Jahre zurückliegende Schulzeit besteht. Ueber der ersten Kommission waltet eine zweite und dann meist darüber noch eine dritte. Da hat tatsächlich kein Mensch mehr eine Verantwortung, selbst wenn er die besten Absichten besäße. Was da — lobenswerte Ausnahmen zugegeben — verschleppt, verwurstelt und verbummelt wird, ist mit Worten gar nicht zu sagen. Alles Neue und Bessere hat den hundertfachen passiven Widerstand zu überwinden gegenüber deutschen Verhältnissen mit ihrer geregelten Fachaufsicht.

Wieviel ursprüngliche, junge Schaffenslust der Lehrer in solchen Kommissionen ein stilles Begräbnis findet, das ist nicht auszurechnen. Anderseits sind auch die größten Nachlässigkeiten und Pflichtversäumnisse eines Lehrers niemals und nirgends zu fassen. Nichts aber ist mehr geeignet als diese zum System erhobene Organisationslosigkeit, in einem Lehrer aller Freude und allen Sinn für das Ganze und das Ziel seiner Schule zu zerstören. Man wickelt eben sein Fach auf seine Weise ab, hält seine Methode und seine Art schließlich für die allein richtige, und ahnt nicht mehr, daß man mitten im großen Schlendrian mitschlendert.

Und die Kehrseite: Alle Geschichte lehrt, wie nahe Anarchie, Mangel jeder klaren Ordnung und Tyrannei eines einzelnen starken Willens zusammenwohnen. Findet sich innerhalb solcher Kommissionen einmal ein Willensmensch, der auch die Arbeit auf sich nimmt, so ist er vollkommener Herr der Situation und hat — wie einst Napoleon im Großen, so hier im Kleinen — bloß den Schein der Konstitution zu wahren. So vereinigt gar manche Schule bei uns die Nachteile der Anarchie mit denen der Despötleinwirtschaft. Wer sich darauf versteht, in geeigneter Stellung die Staatsmittel für sein Ressort, für seine Schule, für sein Institut rücksichtslos zu gebrauchen oder zu mißbrauchen, der darf sich sehr viel mehr erlauben als ein entsprechender deutscher Beamter. Wer gewissenhaft oder ängstlich ist, und erst fragt, bevor er handelt, für den lautet die Antwort stets: „Wir sind nicht in der Lage“ oder: „Wir haben nicht die Mittel.“

Diese absolut unklaren Verantwortlichkeitsverhältnisse mit dem Worte „Freiheit“ zu bezeichnen, ist doch wohl ein schlimmer Mißbrauch. Wenn wir ehrlich sind, so müssen wir uns eben eingestehen, daß sie nur ein Deckmantel sind für alle mögliche menschliche Bequemlichkeit und Feigheit.

Ein drittes schließt sich diesen zwei speziellen schweizerisch-demokratischen Uebelständen an. Alle demokratischen Staaten haben das Bedürfnis, weithin allem Volk sichtbare Erfolge zu

zeigen; nur das beweist in den breitesten Schichten die gute Fürsorge der Leiter. Feinere, mehr innerliche Züge an Menschen und ihren Taten zu würdigen, das ist stets das Vorrecht einzelner Menschen gewesen. Dieser vielleicht allgemein menschliche, bei uns aber besonders stark ausgeprägte Zug der Wirkung in die Ferne hat ebenfalls auf unser Schulwesen abgefärbt. Mehr als anderwärts wird bei uns die Blüte einer Schule nach ihrer Schülerzahl abgeschätzt. Jedes Jahr hundert neue Schüler, was für einen bessern Beweis gibt es für den Fortschritt einer Schule! Schulhäuser, denen man die Schulfreundlichkeit einer Stadt von weitem ansehen kann, womöglich an den Türmen, beweisen natürlich mehr als alles, was im Innern vorgeht. Diese weitverbreitete Neigung, in erster Linie mit dem nebensächlichen Schein zu fechten, zieht sich bis in alle Kleinigkeiten hinein, in Schulhefte und in die Paradevorstellungen der öffentlichen Examina, die ich übrigens, wenn sie nicht als letztinstanzliche Zeugnisse für die Tätigkeit und Fähigkeit eines Lehrers genommen würden, für recht harmlos ansehen würde. Auch der Lehrer wird so zur Einübung solcher Fernwirkungen erzogen, denn auch seine Kommission, die — löbliche Ausnahmen abgerechnet — nur am feierlichen Paradetag des Examens hinter einem grünen Tische thronend sichtbar ist, die ein Urteil über einen Lehrer im Ganzen doch nur aus Schülergeschwätz gewinnen kann, ist für ihn Ferne; und in größern Städten ist auch der Rektor meist zu einem Verwaltungsbeamten geworden, der gar nicht mehr den innern Gang der Schule überwachen kann, während man in Deutschland seit längerer Zeit das Prinzip verfolgt, die Schulen zu trennen, bevor sie zu groß geworden sind, damit der Direktor in erster Linie die pädagogische Leitung behalten soll.

Unsere stolze Idee, die besten aller Schulen zu besitzen, würde also vor einer objektiven Prüfung kaum standhalten können. Mit bloßen Schlagwörtern wie „Demokratisierung" ist nicht zu helfen. Eine wirkliche innerliche Besserung scheint mir die drei Anforderungen nicht umgehen zu können: 1) Die Wertung geistiger Arbeit nach einem passenderen Maßstab als dem der Fabrik- und Bureauarbeit entnommenen Stundenprinzip. 2) die Schaffung klarer Verantwortlichkeitsverhältnisse und damit auch klarer Pflichtverhältnisse. 3) Die Schaffung einer wirklich pädagogischen Leitung der einzelnen Schule, durch deren Verkleinerung resp. Teilung. — Menschlichkeiten werden unter allen Verhältnissen vorkommen und gerade in unsern engen Verhältnissen wird es kaum ein Mittel gegen ein gewisses Maß von Vettern- und Günstlingswirtschaft geben, allein manches läßt sich bessern, wenn man nicht sich dem Wahne hingibt, im Ganzen schon das Beste zu besitzen.

III.

Das wird man um so mehr hoffen dürfen, als gerade auch in unserer Demokratie Motive liegen, deren Anwendung auf die Schule für sie eine Förderung bedeuten. Daß

durch die völlige Unentgeltlichkeit auch unserer höhern Schulen, mit der wir in einzelnen Schweizerkantonen ziemlich allein dastehen, den studierten Kreisen stets ein neues, junges Blut zugeführt wird, kann der Schule im weitesten Sinne nur von Nutzen sein. Daß trotzdem in Schulen mit größeren Anforderungen stets nur die Kinder derjenigen Eltern, die sich mit ihren Kindern beschäftigen, ein leichtes Fortkommen haben, ist wohl durch kein System zu ändern, wenn man nicht überhaupt zum großen Schaden der Schulen die Anforderungen auf ein wertloses Maß herabschraubt. Aber man vergißt eben in unserer Demokratie so gern die alte, uns ungeduldigen Menschen so unangenehme Wahrheit, daß das Aufsteigen zu höherer und tieferer Bildung zumeist gar nicht das Werk einer einzigen Generation sein kann, sondern bei Bevölkerungen wie bei einzelnen Familien stets die lange Arbeit strenger Selbstzucht und entsagungsvoller Erziehungsarbeit mehrerer aufeinanderfolgender Geschlechter ist. Das ist oft hart für den einzelnen, der heute glaubt alles selber erreichen zu können; und doch: manche, die aufgestiegen sind, verdanken das fast ausschließlich ihren Eltern und Erziehern, die für sie Entsagungsarbeit geleistet haben. Wir sind nicht so isolierte Wesen, wie wir uns heutzutage oft gerne vorstellen. Das gilt — zum Troste vieler darf es gesagt sein — für das Aufsteigen genau so wie für das Niedersteigen. Solange daher höhere Schulen, z. B. Gymnasien bestehen, solange wird der Prozentsatz der Schüler aus eigentlichen Arbeiterfamilien darin klein sein. Viel größer ist sicher die Zahl derer, deren Großväter und Urgroßväter noch ganz kleine Leute gewesen sind. Mehr als eine freie Bahn für alle kann auch die Demokratie nicht schaffen. Die Zeitdauer des Aufstiegs ist für die Durchschnittsverhältnisse wie von einer Art Naturgesetz festgelegt. Aber die möglichst freie Zugänglichkeit aller zu einer weitern und tiefern Bildungsmöglichkeit, und die möglichste Unabhängigkeit dieses Zuganges von einem größern oder kleinern Geldbeutel, wird immer der Stolz unserer Demokratie bleiben müssen. Wir können uns gar nicht erschöpfen in Versuchen, wirkliche Begabung in jedem Stande zu ermutigen. Nur das erhält uns frei von einem falsch-wissenschaftlichen Kastendünkel, wie er etwa in kleinen deutschen Universitätsstädten so kraß blüht, wo die Bürger eine ganz andere Menschensorte darstellen als die akademischen Kreise. Wenn einmal dort ein Akademischer sich herabläßt, vor der Menge zu sprechen, so hält er oft gerade das Trivialste und Schlechteste für gut genug. Davor sollte uns ein möglichst freies Aufsteigen zu jeder Bildungsmöglichkeit für jeden — nicht zu verwechseln mit einem Herabdrücken der Anforderungen an die Schüler höherer Schulen — bewahren, und uns so ein Stück demokratischer Eigenart geben, um die uns größere monarchische Bildungszentren beneiden können.

Ein weiteres demokratisches Merkmal ist, oder sollte doch sein, eine völlige *Klarheit und Durchsichtigkeit des Betriebes*, das Fernhalten unkontrollierbarer, halbdunkler Einflüsse. Wenn das

klar durchgeführt würde, so wäre gar nicht einzusehen, warum nicht, wie dies übrigens in wirklich demokratischen Kantonen schon der Fall ist, auch Lehrer als Nächstbeteiligte den Kommissionen angehören sollten, die über Wohl und Wehe einer Schule beraten, wäre es auch nur, um tatsächliche Unrichtigkeiten festzustellen und über interne Schulfragen, wie z. B. über Schulbücher, welche die Lehrer doch in erster Linie verwenden sollen, ihre Ansichten zu vertreten. Es ist ein widernatürlicher Zustand, wenn Leute, die noch nie ein Lehrbuch zum Unterricht verwandt haben, über solche Dinge allein entscheiden sollen. Ferner sollte man annehmen, daß auch die Eltern der Schüler, die in erster Linie ein Interesse an der Schule haben, Gelegenheit haben sollten, sich über ihre Erfahrungen punkto Wirkung der Schule auf die Kinder zu äußern oder sich über die innern Ursachen dieser oder jener Schulmaßregel aufklären zu lassen. Aber vielfach scheint es, als ob jedes auch noch so vernünftige Mitredenwollen der Eltern, wenn es auch ihre Kinder angeht, als Anmaßung zu behandeln wäre. Unbequem mag ja so etwas dem Lehrer oft sein und törichte Forderungen könnten gar nicht ausbleiben, im Ganzen aber könnte ein reges Interesse der Eltern am Gang der Schule und irgendeine Form der Organisation dieses Interesses, wie es in Deutschland da und dort versucht wird, nur zum Nutzen der Schule sein.

Weder Monarchie noch Demokratie bieten also an sich die Garantie für ein gutes Schulwesen, sondern nur ein Zusammennehmen aller guten Kräfte, die in der einen oder andern Staatsform für die Schule liegen. Eine Schule kann nicht einfach auf einen großen und noch so großen Pädagogen eingeschworen und dann mechanisch wie ein Uhrwerk laufen gelassen werden, sondern sie verlangt von jeder Zeit ein neues Aufraffen, eine Konzentrierung auf ihre wahren Bedürfnisse und Kräfte und ein Zurückweisen aller peripherischen Einflüsse. Wir brauchen nicht den Ruf, den Namen und den Schein eines guten Schulwesens, sondern innerlich gesunde, von aller Lüge und allem Schein freie Schulen.

A. Barth.

Die Frau und die neue Versicherungsvorlage.

Das neue eidgenössische Gesetz betreffend die Kranken- und Unfallversicherung harrt der Erledigung und wird demnächst von unsern Landesvätern endgültig durchberaten werden. Wenn wir uns klar werden wollen über den Wert und über die Notwendigkeit dieses Gesetzes, von dem wir für das Wohl unseres Schweizerlandes so viel Gutes erwarten, so müssen wir vorerst versuchen, uns dessen historische Entwicklung zu vergegenwärtigen. Ehe wir uns jedoch mit den nationalen Versuchen beschäftigen, die gemacht worden sind, um das Versicherungswesen zu regeln, wollen wir die Entwicklung der

Krankenversicherung, der Krankenkassen in dem kleinen Gemeinwesen unserer Stadt in Betracht ziehen.*)

Die Anfänge der Basler Krankenkassen stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert; so existierte die jetzt noch bestehende Krankenkasse der Küfer seit 1554, die Krankenlade der Buchdrucker seit 1661, diejenige der Schuhmacher seit 1668. Diese Uranfänge der Kranken- und Begräbnisversicherung verdankten ihre Entstehung dem Zunftwesen. Jeder Geselle war gehalten, sich in die Krankenlade seiner Zunft aufnehmen zu lassen, um nicht im Krankheitsfalle dem Meister oder den Zunftbrüdern zur Last zu fallen. Im Laufe der Zeit lernten auch die nichtzünftigen Arbeiter den Wert einer Krankenversicherung einsehen und gründeten unter sich Unterstützungskassen. Erst durch die Bundesverfassung von 1874, welche, nach bereits früher erfolgten vorbereitenden Verfügungen, die unbeschränkte Gewerbefreiheit einführte, wurde das zopfige Zunftwesen endgültig aufgehoben. Dadurch kamen die Krankenkassen in die Selbstverwaltung der Gesellen, und der Versicherungszwang, den die allmächtigen Zünfte früher auf ihre Zunftgesellen ausübten, wurde aufgehoben.

Um das Versicherungswesen, das oft auf planlose und unzuverlässige Art eingeführt worden war, einigermaßen zu regeln, suchte seit 1844 die Gemeinnützige Gesellschaft Einfluß auf die Verwaltung der einzelnen Kassen auszuüben. Im Jahre 1878 standen 19 Kassen mit über 4000 Mitgliedern unter dem Patronat dieser Gesellschaft. Frühe schon wurden auch von maßgebender Seite die großen Mißverhältnisse erkannt, die dem Versicherungswesen durch die Gründung allzuvieler und allzukleiner Krankenkassen erwuchsen, und man war bestrebt, eine Zentralisation der kleinen Kassen anzubahnen.

Die Leistungen der verschiedenen Krankenkassen waren ebenso ungleich, wie die Jahresprämien und die Eintrittsgelder; die in Krankheitsfällen ausbezahlten Taggelder schwankten zwischen 80 Cts. bis Fr. 2. 50, das Begräbnisgeld zwischen 10—80 Fr., das Eintrittsgeld von 1—40 Fr., die Jahresbeiträge von Fr. 3. 60—15. 60. Alle diese Kassen nahmen bloß Einzelversicherungen vor, der Arbeiter war versichert, seine Frau vielleicht ebenfalls, wenn sie als Fabrikarbeiterin tätig war und einer Fabrikkasse beitrat; die Hausmütter aber, die keinen Verdienst hatten, und die Kinder blieben unversichert. Kehrte nun Krankheit ein in eine Familie, so bezog zwar der Vater seinen Lohn oder, wenn er selber der Erkrankte war, sein Taggeld, das reichte aber kaum für gesunde, geschweige denn für kranke Tage. Mit der Krankheit kroch zugleich die Sorge in die Wohnung ein. Um ängstlich die großen Kosten der Arzt- und der Apothekerrechnung zu vermeiden, wurde nur im äußersten Notfalle, und deshalb meist zu

*) Die obigen Ausführungen waren ursprünglich für einen Basler Verein bestimmt. Da die Verhältnisse an manchen Orten ähnlich lagen, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie doch viele unserer Leser interessieren werden. D. R.

spät, ärztliche Hilfe in Anspruch genommen. Dadurch wurde besonders den gefährlichen ansteckenden Krankheiten erheblich Vorschub geleistet; durch Verschleppung und Verheimlichung der Krankheitsfälle wurde die Ansteckungsgefahr erhöht und der Seuchenherd verbreitet. Als in den fünfziger und sechziger Jahren die Cholera unser Land heimsuchte und unzählige Opfer forderte, erwies sich die Unzulänglichkeit der bestehenden Krankenkassen, und es wurde nach besseren Hilfsmitteln Aussehen gehalten. So wurde im Jahre 1863 die Allgemeine Krankenpflege in's Leben gerufen, die durch ihre stete Fortentwicklung zu einem sehr ausgedehnten Versicherungswerk geworden ist. Die Allgemeine Krankenpflege will in erster Linie nicht nur der Einzelversicherung dienen, sie will die Familienversicherung aufnehmen und fördern. Weil dieses Institut meistens von solchen Einzelpersonen und Familien benützt wird, deren Gesundheitszustand öfteres Kranksein befürchten läßt, war und ist die Morbidität stets eine anormal hohe. Aus diesem Grunde ist trotz der Zuwendungen der Ehrenmitglieder, trotz der Legate, welche dem Reservefonds zugewiesen werden, die Lage der Allgemeinen Krankenpflege stets eine sehr mißliche.

Ueberzeugt von der Unzulänglichkeit der vorhandenen Versicherungskassen, sowie von der Wünschbarkeit und Notwendigkeit der Krankenversicherung für einen bedeutend erweiterten Kreis der Bevölkerung, stellte im Jahre 1868 Herr Staatsschreiber Bischoff folgenden Antrag im Kleinen Rat:

> „Der Kleine Rat wird eingeladen, untersuchen zu lassen und zu berichten, ob nicht das obligatorische Anhalten einzelner Klassen unserer Bevölkerung zu einer Versicherung für Krankheitsfälle sowohl im allgemeinen sanitarischen, als in ihrem besondern Interesse liegt, und ob es nicht durch Verordnung eingeführt werden kann."

Der Antrag wurde dem Staatskollegium überwiesen mit dem Auftrag, sich mit den Behörden und Anstalten in Beziehung zu setzen, und die Herren Ratsherr Christ und Staatsschreiber Bischoff wurden mit der Aufgabe betraut, die Frage eingehend zu prüfen und zu begutachten. Wie eingehend diese Herren dem Auftrage nachkamen, ersehen wir daraus, daß ihr Gutachten erst nach fünf Jahren, Ende 1873 erschienen ist. Der Kleine Rat wird eingeladen dem Großen Rat einen Gesetzesentwurf vorzulegen, dahin gehend:

> „daß alle im Kanton wohnenden Aufenthalter polizeilich zu genügender Versicherung anzuhalten seien."

Ein solcher Gesetzesentwurf wurde aus Auftrag des Großen Rates ausgearbeitet und nach gründlicher Durchberatung und Umänderung durch eine Spezialkommission den Räten vorgelegt in der Fassung

> „daß alle Dienstboten, Gesellen, Lehrlinge, Fabrik- und sonstige Arbeiter beiderlei Geschlechts, welche in Basel wohnhaft und bei hiesigen Einwohnern in Arbeit sind, gleichviel ob Bürger, Niedergelassene oder Aufenthalter, versicherungspflichtig sind."

Nach allgemeiner Beratung wies 1881 der Große Rat diese Vorlage zurück an eine Kommission, mit dem Auftrage zu beraten:

„ob es wünschbar wäre die obligatorische Versicherung auf alle Bürger und Einwohner auszudehnen."

Diese Kommission entschloß sich die allgemeine obligatorische Versicherung zu befürworten und gab in diesem Sinne ein Gutachten ab. Nationalrat Göttisheim arbeitete sodann einen Entwurf aus, der, leider auf allzu optimistischer Grundlage, die allgemeine obligatorische Versicherung vorsieht. Ein zweiter Entwurf, der auf mittlerweile gemachten gründlichen Erhebungen fußte, wurde dem Rate 1884 vorgelegt. Auf dieses Projekt, das eine beschränkte obligatorische Versicherung vorsah, wurde zur Zeit nicht eingegangen, dafür erhielt Basel als Entschädigung eine erweiterte Poliklinik. Im Jahre 1887 kam sodann der Große Rat auf den Entwurf von 1884 zurück und erhob ihn zum Gesetz. Sofort wurde jedoch das Referendum dagegen ergriffen, und das Gesetz, das eine, wenn auch beschränkte, obligatorische Versicherung gebracht hätte, wurde verworfen. Schon ein Jahr später wurde ein neues Obligatorium ausgearbeitet, das sich auf die Dienstleute und auf diejenigen Arbeiter und Angestellten erstreckte, die weniger als 2200 Franken Jahreseinkommen haben. Auch dieses Gesetz wurde vom souveränen Basler Volk verworfen. Bis heute stehen wir auf kantonalem Boden noch immer auf dem primitiven Standpunkt der ungenügenden freiwilligen Krankenkassen und Käßlein. Mit der Annahme eines der besprochenen Projekte einer allgemeinen oder einer beschränkten obligatorischen Versicherung hätte unser Gemeinwesen sich in einem gesunden Staatssozialismus betätigen können; durch den Willen der Majorität sind wir davor bewahrt geblieben, uns auf diesem Gebiete irgendwie vorbildlich hervorzutun.

Auf nationalem eidgenössischem Boden war bereits im Jahre 1881 ein Versicherungsgesetz erlassen worden, das für die Arbeiterschaft von erster Bedeutung war, das Haftpflichtgesetz, das die Arbeiter vor dem Schaden sicher stellt, der ihnen aus Unfällen im Fabrikbetrieb erwächst. Im Jahre 1885 stellte Klein im Nationalrat die Motion: „das Haftpflichtgesetz auszudehnen und die Frage zu untersuchen, ob nicht eine allgemeine obligatorische Arbeiterunfallversicherung anzustreben sei." Im Jahre 1887 wurde die Erweiterung des Haftpflichtgesetzes beschlossen und eingeführt, um die Haftpflicht auf möglichst viele Betriebe auszudehnen und die Wohltat dieses Gesetzes größeren Kreisen zukommen zu lassen. Im Jahre 1889 wurde die Bundesverfassung dahin ergänzt, daß dem Bunde die Befugnis erteilt wird, eine obligatorische Unfallversicherung einzurichten und ihm zugleich das Recht zugesichert wird, über das Krankenversicherungswesen gesetzliche Bestimmungen zu schaffen, um für sämtliche Lohnarbeiter den Beitritt zu einer Krankenkasse obligatorisch zu erklären.

Schon auf dem Arbeitertage in Olten im Jahre 1890 war das Postulat einer allgemeinen unentgeltlichen Krankenpflege aufgestellt

und verfochten worden. Als sodann im Jahre 1893 Bruchstücke des Entwurfes, die Krankenversicherung betreffend, bekannt wurden, so erhoben sich im Arbeiterlager sehr viele Stimmen dagegen, daß die Arbeitgeber die Hälfte der Prämien zu zahlen hätten und dadurch in der Verwaltung und in der Organisation der Krankenkassen eine maßgebende Stimme erhalten würden. Dem Arbeitertag in Biel, Ostern 1893, unterbreitete deshalb Arbeitersekretär Greulich folgende Anträge:

1. Die Beiträge zur Krankenversicherung (auf Krankengeld) werden ausschließlich von den versicherten Arbeitern selbst getragen, unter deren Selbstverwaltung die Kassen stehen.

2. Die Fürsorge für unentgeltliche Krankenpflege (ärztliche Hilfe, Heilmittel und nötige Spitalverpflegung) geschieht durch den Bund unter Mitwirkung der Kantone.

Der Arbeitertag nahm einstimmig diese Anträge an und am außerordentlichen Zürchertag, November 1893, wurde beschlossen, die Volksinitiative für unentgeltliche Krankenpflege in's Leben zu rufen. Die notwendigen Mittel dazu sollte die Einführung des Tabakmonopols verschaffen. Innert der gesetzlichen Frist waren aber nicht die erforderlichen 50,000 Unterschriften erhältlich, weshalb diese Initiative zu keinem Ziele führen konnte. Hauptursache dieses bedauerlichen Resultates war jedenfalls die Unzulänglichkeit der vorgeschlagenen Finanzierung; das Tabaksmonopol hätte keineswegs genügt, die Kosten einer unentgeltlichen Krankenpflege zu decken. Trotz diesem negativen Resultate hat diese Initiative dennoch viel dazu beigetragen den Gedanken einer eidgenössischen obligatorischen oder beschränkten Krankenversicherung zu popularisieren, und die große Masse des Volkes dafür zu interessieren, Stimmen für und wider zu wecken hüben und drüben.

Im Jahre 1895 wurden den eidgenössischen Räten die Entwürfe betreffend die Unfall- und Krankenversicherung vorgelegt, deren Redaktion Nationalrat Forrer besorgt hatte. Nach langen Beratungen und nach Umarbeitung der Entwürfe, denen sich inzwischen noch die Militärversicherung angeschlossen hatte, wurde beschlossen, die drei Vorlagen in eine einzige zu verschmelzen. Der Entwurf, der aus dieser Verschmelzung hervorging, sah eine beschränkte obligatorische Versicherung vor, die dem Bunde eine jährliche Ausgabe von zirka $7\frac{1}{2}$ Millionen Franken gebracht haben würde. Am 5. Oktober 1899 wurde diese Vorlage von den Räten angenommen und zum Gesetz erhoben. Doch alsbald erhob sich der Referendumssturm und im Mai 1900 wurde das Gesetz in der Volksabstimmung verworfen.

Einen deutlichen Beweis, daß das Volk nicht Feind jeder Versicherungsvorlage ist, bilden die vielen Eingaben, die nach Verwerfung des Forrer'schen Entwurfes den Räten eingesandt worden sind, um einen neuen Entwurf zu verlangen und zu befürworten. Aus diesen vielen Eingaben wollen wir nur zwei hervorheben, die für uns Frauen speziell in Betracht kommen:

a) Die Eingabe des Frauenkomites Bern vom Jahre 1902, die sich auf die Berücksichtigung von Frauen und Kindern in einem neuen Gesetz bezieht.

b) Die Petition des Bundes schweizerischer Frauenvereine, der, auf Anregung der ihm angehörenden Arbeiterinnenvereine, verlangt:

1. daß die Frauen mit gleichen Rechten und Pflichten wie die männlichen Versicherten als Kassenmitglieder aufgenommen werden;
2. daß die Wöchnerinnen in die Kassen aufgenommen und versichert werden in der Weise, daß die Dauer der Kassenleistungen für sie den Bestimmungen des eidgenössischen Fabrikgesetzes entspreche.

M. T. Schaffner.

(Schluß folgt.)

Von den heidnischen Religionen.

Von Alters her gingen in der Christenheit zwei widersprechende Betrachtungsweisen des Heidentums neben einander her. Schon Paulus redete einerseits davon, daß auch die Heiden aus der Schöpfung Gottes ewige Kraft und Gottheit erkannt hätten, anderseits betrachtet er die Heidengötter als Dämonen, d. h. den Menschen überlegene aber feindselige Geistwesen. Später machte diese letztere Anschauung der Ansicht Platz, daß die Heidengötter bloße Phantasiegebilde seien, die aller Wirklichkeit entbehren. Aber es blieb der Widerspruch, daß man einen Gottesbeweis „aus der Uebereinstimmung der Völker" führte, d. h. die Allgemeinheit der Gottesvorstellung für ihre Wahrheit zeugen ließ, zugleich aber das Heidentum als Finsternis, Irrtum und Sünde beurteilte. Dabei konnte die allgemeine Religionsgeschichte wenig mehr als eine die Neugier befriedigende Kunde von allerlei Kuriositäten werden. Erst die Mission und der historische Sinn haben Wandel geschaffen.

Während aber die Mission durch ihre Schilderungen den Zweck verfolgte, das Erbarmen mit den armen, in grausigem Aberglauben befangenen Heiden zu wecken und darum möglichst düster malte, suchte der historische Sinn in erster Linie Verständnis für die fremdartigen Erscheinungen. Er fragte, wie die Heiden zu ihren Gottesvorstellungen und ihrer Gottesverehrung gekommen sind und wollte psychologisch begreifen. Die Erklärung, das Heidentum sei entstanden durch Abfall von einer vollkommenen Uroffenbarung an Adam und Noah, entbehrte des wissenschaftlichen Beweises. Denn ihre biblische Grundlage wurde durch die historische Kritik in Zweifel gezogen; wo man aber bei sonst tief stehenden Völkern neben krassem Aber-

glauben Ahnungen von einem höchsten Gott entdeckte, hatte man für eine solche Ableitung aus einer Uroffenbarung keine Anhaltspunkte. Man konnte also nur die religiösen Erscheinungen möglichst weit zurück bis auf ihre Wurzeln verfolgen. Als solche Wurzeln ließen sich der Glaube an Naturgeister und die Ahnenverehrung bloßlegen. Die Erlebnisse, auf denen sie beruhen, suchen wir beispielsweise so zu rekonstruieren:

Unter einem primitiven Volk lebt ein Mensch, der mehr denkt und tiefer blickt, als die Andern. Während Alles im tiefsten Schlafe liegt, tritt er hinaus in die dunkle Nacht. Tausende von Sternen strahlen hernieder, fern im Osten zeigt sich am Himmel ein heller Streif. Dieser wird immer breiter, immer deutlicher treten Bäume, Felsen, Hütten aus dem Dunkel hervor, die Sterne erbleichen, blutig rot färbt sich der Himmel, ein Lüftchen fängt an zu wehen, im nahen Wald schüttelt ein Vogel sein Gefieder und stimmt sein Lied an, überall wird's lebendig. Nun zeichnet sich der ferne Berg im Osten mit goldig glänzendem Saum, einen Augenblick nachher tritt die Sonne hervor, das Auge erträgt ihren Glanz nicht, sie übergießt die Welt mit Licht und Wärme, bis sich die Menschen vor ihr flüchten. Am Abend aber nimmt sie wieder mit sich, was sie gebracht hat. Ueberwältigt von solchem Schauspiel sinkt dieser Tieferblickende nieder und kündet es den Andern: Welch mächtiges Wesen ist diese Sonne! Wie viel mehr vermag sie als wir! Was wären wir ohne sie! Wie verdanken wir doch Alles ihr! Ihr gebührt Ehrfurcht und Dankbarkeit! Sie regiert unser Leben! Sie ist unsere Herrin! Verehret sie, ruft sie an um ihre Hilfe, bringt ihr Geschenke! Und der ganze Stamm verehrte die Sonne als seinen Gott.

Solche Erlebnisse wiederholten sich auch vor andern wunderbaren, überwältigenden Naturerscheinungen, vor den Lichtern der Nacht, vor dem Sturm, der über die Erde braust, vor dem Gewitter mit seinen Schrecken, vor dem Meer mit seinen endlos rollenden Wogen, vor dem unheimlichen Rauschen des Waldes, dem ewig sprudelnden Quell, dem lebendigen Feuer, das man sieht und doch nicht greifen kann, während es selbst ergreift und verzehrt, vor Geburt und Tod, vor der uralten „Mutter Erde", die so viele Geschlechter kommen und gehen sah, sie trug und überlebte. Kurz, wo der Mensch sich überlegenen Mächten und Kräften gegenübersieht, Vorgängen, die er nicht erklären, nicht selbst hervorbringen kann, und von denen er sich abhängig fühlt; wo das Geheimnisvolle, Schauer der Ehrfurcht Erregende seinem Blick begegnet, da findet er seine Götter. Wie in seinem eigenen Körper eine Seele wohnt, die ihn regiert, so stellt er sich auch vor, daß hinter diesen unerklärlichen Erscheinungen eine seiner Seele analoge Kraft stecke, nur eine weit überlegene, und er sucht nun Berührung mit dieser Seele, er hofft sie zu beeinflussen, daß sie seine Unternehmungen fördere. Der Glaube an die Naturbeseeltheit kann sich so gestalten, daß jeder beliebige Gegenstand als Sitz eines Geistwesens

angesehen und verehrt werden kann (Fetischismus), er kann sich aber auch höher entwickeln bis zu Ahnungen von einem höchsten Wesen, das hinter allen diesen Naturerscheinungen steht und sie als Werkzeuge in seiner Hand hält.

Als zweite Wurzel der Religionen nannten wir den Ahnendienst. Die Kinder haben ihrem Vater, die Stammesgenossen ihrem Häuptling, so lange er lebte, Ehrfurcht und Gehorsam entgegen gebracht. Nun schließt der so Verehrte die Augen im Tode. Primitive Völker denken nun keineswegs: „so, jetzt ist Alles aus." So wenig sie sich einen absoluten Anfang vorstellen können — weshalb sie die ungeborenen Kinder irgendwo im Schoß der Mutter Erde verborgen sein lassen — so wenig ist ihnen ein absolutes Ende vorstellbar. Das, was in diesem nun starren Leibe bisher noch vorhanden war, muß doch noch irgendwo sein, wenn man's auch nicht mehr sieht; oder doch, im Traum hat der Sohn den Vater noch mehrmals gesehen, mit ihm gesprochen, er muß also noch da sein. Man kann sich nicht einmal denken, daß sein Schicksal von dem des Leibes unabhängig sei; ohne ehrliches Begräbnis findet er keine Ruhe; wenn man den Leichnam mit dem Kopf voran aus dem Hause trägt, muß der Geist immer wieder zurückkehren. Der Geist kann sogar Speise genießen, man stellt solche auf das Grab oder an den leer gelassenen Platz des Verstorbenen am Tisch. Er wacht darüber, daß der Sohn den väterlichen Gebräuchen treu bleibt, daß er den alten Familienbesitz nicht veräußert — daraus ist z. B. der Eigensinn des Naboth dem Kaufangebot des Königs Ahab gegenüber zu erklären (1. Kön. 21.) — Reste dieses Ahnendienstes, der ja in China und Japan am meisten zu Hause ist, finden wir auch noch bei uns in allerlei abergläubischen Gebräuchen bei Todesfällen, in der Furcht vor Friedhofgespenstern, im Grabesschmuck, im Gebet auf dem Grab der Angehörigeu, das wohl aus einem ursprünglichen Gebet zum Geist des Verstorbenen entstanden ist.

Verehrung von Naturmächten und Ahnengeistern hat ihre Stätte bei noch wenig zivilisierten Volksstämmen. Wo sich aber die einzelnen Stämme zu Völkern zusammenschließen, wo sie zu höherer Kultur emporsteigen und zusammen Geschichte erleben, da wissen diese Völker in ihren gemeinsamen Erlebnissen, die Wirkung einer höheren Macht zu spüren; es ist der Nationalgott, der seinem Volk im Kriege voranzieht und die Werke seiner Kultur fördert. Mit dem Kulturleben entwickelt sich auch eine höhere Sittlichkeit, der Einzelne merkt, wie er im Dienste des Ganzen seine unmittelbaren Triebe eindämmen, manchem Gegenstand seiner Begierden entsagen muß; ohne Wahrheit und Treue im Verkehr, ohne Hingebung des Einzelnen an das Ganze, kann das Volk nicht gedeihen, und eine verborgene Stimme in der Brust sagt dem Volksgenossen, daß er diese sittlichen Güter heilig halten müsse, selbst um den Preis der Opferung materieller Güter. In dieser Stimme, die mit Macht zu ihm redet, erkennt er das Wort des Gottes, der über dem Wohl des Volkes wacht, dem es mißfällt, wenn der Einzelne

sich auf Kosten des Ganzen auslebt und der den Frevel an der geheiligten Volkssitte ahndet. Der Gott sendet wohl auch etwa Propheten, welche das Unrecht strafen, seine Forderungen einschärfen und vertiefen, neue Gebote verkünden, die Zukunft entschleiern und das Volk zu neuer Begeisterung für seinen Gott entflammen. Solche Propheten heben die Religion auf die sittliche Stufe, und der sittliche Kern, den sie jetzt aufnimmt, ist der Keim zu Universalismus und Monotheismus.

Die heidnischen Frommen möchten mit diesen Göttern in persönliche Berührung kommen, sie machen ihnen Geschenke und richten an sie ihre Bitten, um nun auch von ihnen Erfüllung ihrer Wünsche zu erlangen. Sie setzen dabei ganz naiv voraus, daß die Götter an denselben Dingen ihre Freude haben, wie die Menschen. Wie man einen Besuch nicht im schmutzigen Arbeitsgewand, sondern im Feierkleid abstattet, so erscheint man auch vor dem Gott gereinigt und geschmückt. Man darf eine Zeit lang vorher nichts berührt haben, was dem Gott ein Greuel ist, man muß sich etwa der Speise oder des geschlechtlichen Verkehrs enthalten haben. Man darf nicht mit leeren Händen kommen, wie man an eine Hochzeit auch nicht ohne Gabe für die Brautleute kommt, d. h. man muß ein Opfer bringen, aber nicht eine wertlose Gabe, keine alte Kuh, die keine Milch mehr gibt, sondern ein junges, ungebrauchtes Rind. Je wertvoller dem Menschen die Gabe war, um so größere Freude bereitet er auch dem Gott; darum opfern sogar Eltern ihre eigenen Kinder (Phönizien, auch Israel; vgl. Micha 6,7) oder den Gott, der den Sieg geschenkt, erfreut man damit, daß man den Kriegsgefangenen das zuckende Herz aus der Brust reißt und auf dem Altar opfert (Mexiko). Den Göttern der menschlichen Fruchtbarkeit wird gedient, indem Jungfrauen im Tempel ihre Jungfräulichkeit preisgeben — eine namentlich bei semitischen Völkern häufige Sitte. — Man muß auch dem Gott ein würdiges Haus bauen, der Tempel ist ganz buchstäblich seine Wohnung; er wird an der Stelle gebaut, wo der Gott Bevorzugten im Traum oder der Vision erschienen ist, oder wo jemand die gewöhnlichen Menschen unsichtbare Leiter gesehen hat, die das Land mit Gottes himmlischem Wohnsitz verbindet (so stand in Israel, an der Stelle, wo Jakob die Himmelsleiter geschaut — nicht bloß geträumt — haben sollte, der hervorragende Tempel von Bethel). Je schöner man dem Gott sein Haus ausstattet mit goldener und silberner Zier, Votivbildern und -Geschenken, um so größer das Wohlgefallen, mit dem er auf sein Volk niederschaut. Er hört auch gern die Lieder, die man ihm singt, er schaut dem Tanz, dem Wettkampf und dem Schauspiel zu, die man zu seinen Ehren aufführt (Griechenland). Auf höhern Stufen der Religion gehört dann bestimmtes sittliches Verhalten zu der Gottesverehrung, Unterwerfung unter die Volkssitte, aber auch etwa, wie in Indien, schauerliche Selbstpeinigung.

Sowohl in Gottesvorstellungen als in Gottesverehrung können

Elemente aus niedern Stufen neben solchen von höhern her zusammen bestehen, wie ja auch in unserm christlichen Volk sich mancherlei Aberglaube und alte, meist unverstandene Sitte aus dem Heidentum her bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

* * *

Wir müssen es uns versagen, auf weitere Details einzugehen; wir fragen, wie wir über diese Erscheinungen urteilen. Ist es richtig, darin lauter Irrtum und Sünde zu erblicken?

Wir werden uns nicht scheuen, in den geschilderten Gottesvorstellungen manche Wahrheitsmomente zu erblicken. Die Heiden haben den wirklichen Gott gemeint, als sie ihre Naturgeister verehrten. Sie haben sich ganz unzureichende Vorstellungen von ihm gemacht, ihn auseinandergerissen in viele Einzelwesen, das Geschöpf an Stelle des Schöpfers gesetzt, aber die überlegene Macht, die sie gespürt, bewundert und verehrt haben, war die Macht des wirklichen Gottes. Weniger klar scheint das beim Ahnendienst. Aber auch er beruht auf der richtigen Vorstellung, daß dem Kind in seinen Eltern eine überlegene Macht begegnet; ihnen verdankt es das Leben und Alles, was es hat, von ihnen hat es Alles gelernt, was es kann; ihre Autorität hat es geleitet und regiert, ihre Liebe ist das größte Geschenk, das es weniger als irgend etwas missen möchte. Aus kindlicher Ehrfurcht und Dankbarkeit ist der Ahnendienst erwachsen, er kann schon darum nicht ganz aus dem Argen stammen. Es ist wirklich Gottes Macht, die sich der Eltern als ihrer Werkzeuge bedient, um das Leben der Kinder zu schaffen und ihre Seele zu bilden; die Kinder haben das Werkzeug statt des Meisters verehrt; aber sie haben im Grunde den wirklichen Gott gemeint.

Vollends wo wir den Aufstieg zur Nationalreligion und zur sittlichen Religion beobachten, wird uns trotz vielen unvollkommenen und abenteuerlichen Anschauungen dieses Zugeständnis nicht mehr schwer fallen. Es war wirklich der wahre Gott, welcher der Völker Geschicke leitete und durch das Gewissen zu ihnen sprach; wir stehen darum nicht an, die Führer dieses Aufstieges, z. B. Zarathustra, Sokrates, Mohammed als Gesandte Gottes zu ihrem Volk anzuerkennen.

Dieses Zugeständnis wird uns noch leichter, wenn wir sehen, wie auch auf niedern Stufen die Religion eine Macht gewesen ist, welche die Menschen emporhob. Wir haben die Verirrungen nicht verschwiegen, in die sie öfters geraten ist; aber sie heben die Wahrheit nicht auf, daß die Religion die Mutter der Sittlichkeit gewesen ist. Es handelt sich zwar oft um scheinbare Aeußerlichkeiten, um Reinlichkeit, um vorübergehendes Maßhalten in Essen, Trinken und Geschlechtslust; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir da bei ersten Anfängen der Sittlichkeit stehen, und da war eben die Religion die treibende Kraft, welche den höhern Regungen über die niedern den Sieg gab, welche den Menschen sich erheben ließ, über die bloße Natur, welche

ihn aus seiner Isolierung löste und an seinesgleichen band; in ihrem Namen haben dann Propheten neue, tiefere sittliche Erkenntnis gepflanzt und den neuen Geboten ihre Autorität verliehen. Die Religion hat ja lange nicht alle natürliche Rohheit gebändigt, aber man darf das, was sie schon geleistet hat, nicht vergessen über dem, was ihr noch zu leisten übrig bleibt.

Kurz, wir können nicht mehr festhalten an der Anschauung, die allein in der biblischen Religion Offenbarung, überall sonst Finsternis findet; allein dort Wahrheit, überall sonst Irrtum; allein dort Gottes Reich, überall sonst Sünde. Aber wenn wir die Wahrheit zu besitzen glauben, ist denn dann nicht Alles, was davon abweicht, falsch? Wenn wir wissen, was recht ist, ist dann nicht alles Andere unrecht? Deshalb wirft man uns auch genug vor: bei eurer Anschauung verliert man ja alle Zuversicht zur Wahrheit des eigenen Glaubens, zur Richtigkeit der eigenen Sittlichkeit; ihr verliert alle absoluten Erkenntnisse, Alles wird relativ.

Diese Vorwürfe wären zutreffend, wenn es sich in der Religion in erster Linie um Erkenntnisse handelte. Es handelt sich aber um ein persönliches Verhältnis des endlichen Menschen zum unendlichen Gott. Das ist eine Einsicht, die uns nichts so klar gemacht hat wie die Vertiefung in die allgemeine Religionsgeschichte; sie heilt uns von der Verwechslung der Religion mit Weltanschauung. Bei einem persönlichen Verhältnis fragt man nicht: ist es wahr oder falsch? sondern: ist es innig oder lose? Wir kennen und verstehen unsern intimsten Freund genau und sagen einem, der ihm fernersteht: Du kennst ihn noch schlecht und solange du ihn nicht besser kennst, hast Du noch nicht viel von seiner Freundschaft. Wir sagen aber deshalb nicht: Du weißt gar nichts von ihm und stehst zu ihm in gar keinem Freundesverhältnis. So sagen wir auch dem Bekenner einer heidnischen Religion: Du kennst Gott noch schlecht, du machst dir von ihm ein ganz unzutreffendes Bild, und darum ist dein Vertrauen so schwach, deine Liebe so lau. Aber wir sagen ihm nicht: Du weißt gar nichts von ihm und stehst zu ihm in gar keinem Verhältnis. Wir werden uns umsomehr davor hüten, als wir zwar durch Jesus Gott so nahe kommen, als es uns Menschen überhaupt möglich ist, aber zugleich uns bewußt sind, daß auch unser Erkennen Stückwerk ist, solange es an unsere leiblichen Sinne gebunden bleibt. Ebenso steht es mit der Erkenntnis des Guten. Wir sind Alle noch weit entfernt von der Vollkommenheit. Sind wir derselben durch Jesus näher gebracht worden als die Heiden, so dürfen wir ihnen sagen: ihr seid noch weit zurück! aber nicht: bei euch ist Alles verkehrt!

Ist es aber nicht herzlich gleichgiltig, was wir über das Heidentum denken? Doch nicht, denn unsere Anschauung beseitigt ein peinvolles Rätsel. Man konnte es doch nie recht begreifen, warum Gott einen so großen Teil der Menschheit im Stich gelassen habe. Die Antwort: Der Abfall von der vollkommenen Uroffenbarung ist eine

schwere Schuld der Heiden, konnte nicht befriedigen, ganz abgesehen davon, daß diese Uroffenbarung eine sehr fragliche Sache ist. Es bleibt ja immer noch unbegreiflich genug, warum Gott die Völker auf so verschiedenen Wegen und in so ungleichem Tempo vorwärts geführt hat. Aber wir sehen doch, daß er überall seine Hand walten ließ, daß er überall etwas von seiner Herrlichkeit kundtat und dadurch die Menschen emporhob. Nun ist uns die Einsicht auch nicht mehr erschreckend, daß unser heutiges Christentum außer den rein jüdisch-christlichen auch babylonische, persische, griechische und noch andere Elemente in sich aufgenommen hat; das ist ja nicht ein Einfluß von Sünde und Greuel her, sondern von einer Geschichte Gottes unter den Menschen.

Die frühere Isolierung der biblischen Religion von aller übrigen war doch auch gefährlich. Man erklärte dieselben religiösen Erscheinungen für Realität, wo sie auf biblischem, für Illusion und Gaukelspiel, wo sie auf außerbiblischem Boden vorkamen. Wie nahe lag da der Schluß: wenn bei den Heiden alle diese Dinge Schwindel sind, so wird's bei den Christen nicht besser stehen! Sind die heidnischen Wunder Legende, so sind's auch die christlichen; sind die heidnischen Visionen Teufelsspuk, so sind's auch die christlichen. Man konnte dieser Konsequenz entgehen, so lange man durch äußere Merkmale — Inspiration, Wunder- und Weissagungsbeweis — die Giltigkeit der biblischen Offenbarung zu beweisen sich getraute. Sobald aber das Zutrauen zu diesen Beweisen zusammensank, war man wehrlos, sofern man eben nicht zugeben mochte, daß alle die bunte Fülle religiöser Erscheinungen außer der Bibel nicht nur aus krankhaften Bildungen besteht. Wir wollen den alten Gottesbeweis „aus der Uebereinstimmung der Völker" nicht auffrischen. Aber wir stehen, ob wir nun wollen oder nicht, vor dem weiten Gebiet der Religion der Menschheit, heidnischer und biblischer, und haben sie vor uns als eine unter sich verwandte Gesamterscheinung. Und wir fragen: ist diese Gesamterscheinung eine in der Wirklichkeit begründete notwendige Funktion des menschlichen Wesens oder ist sie eine Kinderkrankheit der Menschheit? Das ist nun einmal die gegenwärtige geistige Situation, der wir uns nicht entziehen können. Wir werden um Christi willen die erste dieser beiden Möglichkeiten bejahen, aber wir brauchen deshalb Christus nicht aus dem Zusammenhang der religiösen Menschheitsgeschichte herauszureißen. Der Glaube an den Gott, der durch Christus redet, wäre ungeheuer erschwert, wenn dieser eine Erscheinung ohne Analogie wäre. Erst auf diesem Hintergrund der allgemeinen Religionsgeschichte, deren Spitze und reifste Frucht er ist, gewinnt Jesus recht seine überzeugende Kraft.

Eitel ist die Befürchtung, daß bei dieser Anschauung das Christentum seine Ueberlegenheit verliere. Die Religionsgeschichte zeigt uns, wie das Christentum wirklich gebracht hat, was die Völker in ihren Religionen gesucht haben. Während die heidnischen Religionen die

Götter in den Dienst der Menschen, zur Erfüllung ihrer Wünsche nach materiellen Gütern gestellt haben, stellt es die Menschen in den Dienst Gottes zur Verwirklichung geistiger, innerer Güter. Dieser Vorzug giebt uns das Recht, das Christentum als die vollendetste Religion zu erklären.

Aber, wendet man ein, dann hat die Mission kein Recht mehr. Nun, wenn es auch so wäre, so würde doch diese Einwendung nicht beweisen, daß unsere Anschauung falsch ist. In Wirklichkeit steht es aber gar nicht so. Zwar das eine Missionsmotiv verliert seine Kraft, nämlich daß es gelte, verlorene Brüder vom ewigen Verderben zu erretten. Aber wenn Gott uns die Gabe der vollendetsten Offenbarung geschenkt hat, so stellt er uns damit auch die Aufgabe, sie den Andern mitzuteilen. Hat er uns an die Spitze gestellt, so sollen wir die Andern führen. Gott will die Menschheit vorwärts und aufwärts führen, das sagt uns die Religionsgeschichte. Dabei will er aber als Werkzeuge diejenigen brauchen, die er zuerst bei der Hand genommen hat; die Mission ist ein Dienst an Gottes Sache.

Diese Auffassung der Religionsgeschichte nimmt nichts weg von unserm christlichen Glauben. Sie löst nicht alle Rätsel, aber sie erhellt doch manches Dunkel. R. Liechtenhan.

Zum sozialistischen Pfarrer.

Gestatten Sie mir, einige Worte der Entgegnung zu den Einsendungen, die auf meinen Artikel erschienen sind. Dem Herrn Pfarrer Liechtenhan erlaube ich mir folgendes zu antworten: Wenn ich Einwendungen gegen den ausgesprochenen, im Parteigetriebe stehenden, sozialistischen Pfarrer machte, so geschah es nicht deshalb, weil ich fand, daß er nicht in guten Treuen handelte, sondern im Gegenteil, meine ganze Darstellung zeugte ja davon, daß ich die Lauterkeit seiner Gesinnung anerkenne. Ich muß aber dabei beharren, daß ich die Kirche und ihre Vertreter nur ungern mit politischen Parteien verflochten sehe, sei Altar und Priestertum nun mit sozialdemokratischen, ultramontanen oder andern politischen Interessegruppen verbunden. Fehler und Einseitigkeiten jeder Partei werden durch solche Verbindungen von der Kirche angenommen oder sie wird doch wenigstens dafür verantwortlich gemacht. Sie wird ferner dem Einflusse von politischen Größen preisgegeben und mischt sich in Dinge, die sie nichts angehen, verfeindet sich aus politischen Rücksichten und verliert deshalb nach fast allen Richtungen. Die Kirche und ihre Vertreter sollen auf der Warte der Neutralität stehen können. Nach Herrn Pfarrer Liechtenhan scheinen dies auch einige sozialistische Geistliche erfreulicherweise zum Teil einzusehen.

Aber soll denn der Pfarrer gar nicht sozial empfinden, soll er gar kein Herz haben, wo Tausende darben? Freilich, so viel als möglich, aber es geziemt ihm seine soziale und kulturelle Arbeit auf dem Boden der Freiwilligkeit und nicht auf dem einer politischen Partei und auf der des Zwanges zu leisten. Er soll die Herzen vorbereiten, das aus innerem Drange zu tun, was vielleicht einmal der Staat zwangsweise verlangen kann. Wahrlich nur durch Gewalt und durch starre Gesetze zwingt ihr nie die Geister zu höheren Staatsformen. Soziale Gesetze sind erst möglich, wenn die Menschen dazu erzogen werden und die wirtschaftlichen Mehrheitsinteressen sie fordern. Das erste zu tun ist Sache der Kirche und das zweite wird auf dem Boden der Vernunft kommen.

Der Einsenderin D. S. verdanke ich bestens ihre Hilfe. Sie bestätigt, was ich angedeutet habe und zeigt, wie ein einseitiger Parteikampf eine tiefe, unheilvolle Spaltung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zeitigte, sie beschreibt ferner, wie die frühere Arbeitslust zur Arbeitsunlust wurde und wie aus dem belebenden Trunke der Arbeitsfreudigkeit bittere Galle entstand. Nun muß man allerdings zugeben, daß wenn die Arbeiterführer den Arbeitern eine bessere Stellung erringen wollen, sie die Zufriedenheit der Arbeiter mit ihrem Schicksalslose nicht pflegen dürfen, ansonst sie schwieriger eine Besserstellung erreichen würden, aber es ist doch nicht Sache der Pfarrer, die Unzufriedenheit noch vergrößen zu helfen. Die beteiligten Kreise tun dies genügend.

Nun bleibt mir noch übrig, Herrn Hassinger einige Worte zu entgegnen. Zuerst begrüße ich ihn als Arbeiter und kann ihm versichern, daß ich kein Gegner des sozialen Fortschritts bin, wenn ich mir auch erlaubt habe, die Stellung des Geistlichen im wirtschaftlichen Kampfe etwas einzuengen und zu präzisieren. Den Arbeitern verargt es gewiß kein loyal denkender Mann, wenn sie sich sammeln und ihre Interessen vertreten. Ich begrüße dies, nur sehe ich Grenzen der sozialistischen Entwicklung, mit deren Ueberschreitung der wirtschaftlich Schwächere, d. h. der Arbeiter, gerade am meisten leiden würde und zuerst um sein Brot käme. Ich will kurz das Gebiet jenseits dieser Grenzmark schildern.

Wenn die Güterproduktion einst durch zu übermäßige Löhne, wie jetzt durch Ringe gehemmt würde, wenn durch eine zu sehr in den Vordergrund tretende Nivellierung aller Belohnungen für geleistete Arbeit der Ansporn zur Erzielung des Besten und Vollkommensten fehlen würde, wenn durch Verstaatlichung der Betriebe eine bureaukratische, viele Kräfte in Anspruch nehmende und freiheitsraubende Kontrolle eingeführt werden müßte, wenn ferner jeder Anreiz zur Erringung von großen, wirtschaftlichen Zielen und zur Erwerbung der Selbständigkeit fehlen würde, wenn die Freiheit der Bewegung und des Wollens durch die in ein festes Getriebe eingekeilte Menge gefesselt würde und dadurch die Apathie des Todes über ein solches Volk käme, indem nur Mißgunst und leidenschaftliche Führer Leben und Streit brächten, wenn die Besten und Wägsten durch zu weitgehende Solidarität mit allen schwachen Charakteren und allen minderwertigen Elementen keine Belohnung und keinen Antrieb mehr erhielten, wenn man alle und jede Not als Erzieherin des Menschengeschlechts abschaffen wollte, dann würde in einem solchen Staate die Bevölkerung dem Hunger und Elend erst recht in die Arme getrieben. An Export, zum Eintausch von notwendigen Gütern, wäre nicht mehr zu denken, denn die Güterproduktion würde enorm sinken, es gäbe nicht genügend Brot und mit dem Mangel aller notwendigen Artikel käme das Massenelend. Hier sind also die Grenzen der sozialistischen Entwicklung überschritten.

Auf der andern Seite weiß ich wohl, wie monotone und harte Arbeit viele stumpf und elend macht und daß da, wo der Hunger grinsend vor der Türe steht, die feineren Gefühle ersticken müssen und der Mensch nicht in Höhenluft wandern kann. Bei solchen Zuständen hat der Arbeiter meine volle Sympathie, wenn er sich durch Solidarität hilft, aber auch das eigene kluge, wirtschaftliche Gebahren darf er dabei nicht vergessen.

Ich weiß ferner, wie durch den Massenbetrieb der heutigen Produktionsweise die Selbständigkeit von Tausenden untergraben wird, aber dies würde nicht besser durch den Staatsbetrieb, aus der allmächtigen Faust des Staates gebe es erst kein Entrinnen mehr. Errichtet doch die Fabriken mehr auf dem Lande und ermöglicht den Arbeitern, dort eigene Heimstätten zu erwerben, wo sie ihr eigener Herr und Meister sind und für etwas sorgen und ringen müssen. Einige Quadratfuß Erde, ein eigenes Stück Land, geben auch dem Fabrikarbeiter das Herrenbewußtsein und das Heimatgefühl. Statt dessen wohnt er jetzt vielfach verloren in den Mietskasernen großer Städte, ohne Eigentum, oft ohne höhere geistige Anregung und ohne die Selbstanerkennung, die der Freie für seine freie Tat empfindet, im Gegenteil fühlt er sich stets nur als kleines unbedeutendes Glied eines komplizierten Mechanismus, als niederer Lohnsklave, der in das traurige Joch einer nicht aus innerer Notwendigkeit zu erfüllenden Pflicht gestellt ist. Wenn man dann

noch das neidische Gefühl des Armen dazu rechnet, der in den breiten Straßen einer großen Stadt Reichtümer und Ueppigkeit zu reichlich ausgebreitet findet, so hat man ein Bild davon, wie es in der Seele eines unzufriedenen Arbeiters einer Großstadt nur zu oft aussehen muß. Doppelt und dreifach unglücklich wird er eben erst, wenn man ihm dies alle Tage vorjammert.

Die Verpflanzung des Fabrikarbeiters in natürliche und gesunde Verhältnisse auf das Land ist begreiflicherweise noch lange nicht die ganze Lösung dieser wichtigen Frage. Freundlicher wird sich sein Los erst gestalten, wenn durch intensiveren maschinellen Betrieb die Güterproduktion eine noch größere wird, dann stehen ihm mehr Mittel zur Verfügung und er wird mehr übrige Zeit haben um Geist und Gemüt und eigene Initiative zu pflegen und er wird sich seiner verlorenen Freiheit wieder freuen, nach der wir Schweizer uns mit ganzer Seele sehnen.

Meine andern Wünsche zum sozialen Fortschritt habe ich bereits früher bemerkt. Man ist ja allerorten an der Arbeit. Darum finde ich es nicht recht, wenn Herr Hassinger in seinen Anschuldigungen der heutigen Zeit zu weit geht und schreibt, daß in dem jetzigen Wirtschaftssystem, im ganzen Handel Heuchelei, Charakterlosigkeit, Entstellung der Wahrheit unbedingt notwendig seien. Diese Meinung ist das getreue Spiegelbild der stattgefundenen Verhetzung. Nach dieser Ansicht sind alle, die es zu etwas bringen konnten, zum mindesten Lügner und charakterlose Menschen. Das ist einfach nicht wahr. Sparsamkeit, Fleiß, Wissen, Organisationstalent und zähes Festhalten an Zielen sind hier ausgeschaltet als Mittel zum Erfolg. Belohnt sie nicht mehr in eurem Zukunftsstaate und seht dann, was daraus entsteht! Von einem solchen einseitigen Standpunkt wollte ich eben in guten Treuen die sozialistischen Pfarrer bewahren.

Manchmal, wenn man jetzt so mitten im Lärm und Streit der Parteien steht, möchte man den Leuten die Worte des Confucius ans Herz legen, der seine Landsleute lehrte, alle Extreme zu meiden, vermittelst der Weisheit und der Tugend. Wie viel Streit und Zank könnten wir dadurch hindern. Nur durch Vermeidung von verderblichen Extremen schafft man die Grundlage für eine lang währende Kultur und hilft mitbauen an einer hoffentlich schöneren und edleren Zukunft des Menschengeschlechts; denn was wir alle wollen ist nicht der Herrenmensch, sondern ein Herrenvolk, wo sich jedes Glied des Volkes seines vollen Menschentums bewußt wird. Das walte Gott!

Straehl-Imhoof.

Schlußbemerkung der Redaktion. Der Herr Einsender hatte selbstverständlich das Recht, nochmals gehört zu werden. Aber auf eine Beantwortung im Einzelnen wir verzichten zu können. Wir müßten früher Gesagtes wiederholen und anderes hoffen wir bei späteren Gelegenheiten ausführen zu können. Nur folgende kurze Bemerkungen seien angefügt:

1. Zum Sozialismus werden wir eben getrieben, weil wir mit der Arbeit „auf dem Boden der Freiwilligkeit" der Nöte niemals Herr zu werden hoffen.

2. Die Grenzen der sozialistischen Entwicklung zu erörtern halten wir für überflüssig, solange wir jedenfalls von diesen Grenzen noch weit entfernt sind. Unsere Enkel haben vielleicht einmal dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

3. Baut Fabriken auf dem Land! Sehr schön, und wir hoffen, daß die leichtere Beschaffung elektrischer Kraft in dieser Richtung Fortschritte bringt. Wenn nur aus den paar Quadratfuß Land etwas wird und der Vorteil der geringern Ansprüche der Landbevölkerung und der billigern Wohnverhältnisse sich nicht bloß als Geschäftsgewinn materialisiert. Man hat in letzter Zeit merkwürdige Dinge erfahren aus dem „Königreich Wunderli-von Muralt" in Windisch, also auf dem Land. Ich lese eben eine Zeitungsnotiz, wonach 1906 die Zahl der Aktiengesellschaften um 195, ihr Kapital um 270 Millionen gewachsen ist. 271 Neugründungen und 117 Umwandlungen aus Privatgesellschaften stehen 196 Auflösungen gegenüber; d. h. der wohlwollende Arbeitgeber, bei dem des Einsenders Appell Eindruck machen kann, räumt seinen Platz immer mehr den unpersönlichen Gesellschaften, in deren Generalversammlungen die sentimentale Begeisterung für die paar Quadratfuß Land wohl kaum große Orgien feiern wird.

4. Confucius war sicher ein braver Mann, aber immer haben die einseitigen, leidenschaftlichen Geister die Menschheit am meisten vorwärts geführt. Die nüchterne Wirklichkeit sorgt dann schon dafür, daß ihre Bestrebungen mit Kompromissen endigen.

5. Zu der Einsendung von Frau D. S. vergleiche man den Artikel „Zur Erlösung der Arbeit." L.

Umschau.

Den „Reformblättern" entnehmen wir folgenden Fall: „Vor den Schranken des **Geschworenengerichts** von Delsberg standen dieser Tage, wie die Blätter melden, zwei altbewährte Kunden der bernischen Strafjustiz und wurden wegen eines Einbruchsdiebstahles, bei dem sie sich Wein, Käse und Tabak im Wert von ca. 90 Fr. angeeignet hatten, zu 3½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Einen Tag später stand vor den Schranken desselben Gerichts ein Italiener, der zwei kleine Mädchen auf die Seite gelockt und, nachdem das ältere ihm entflohen, das jüngere, ein 8 Jahre altes Kind, zu vergewaltigen gesucht. Er behauptete, betrunken gewesen zu sein und sich an nichts mehr zu erinnern. Die Geschworenen erklärten ihn unter Zubilligung mildernder Umstände schuldig und die Kriminalkammer verurteilte ihn zu 1½ Jahren Zuchthaus, abzüglich 2 Monate Untersuchungshaft. Wieder einen Tag später erschien vor den Geschworenen desselben Bezirks ein Berner, der ebenfalls einem 8jährigen Mädchen Gewalt anzutun versuchte und dessen Vater bedroht hatte. Der Angeklagte, der bereits vor 3 Jahren wegen ähnlicher Vergehen gegenüber 4 Mädchen 11 Monate Korrektionshaus erhalten hatte, wurde, ebenfalls unter Zubilligung mildernder Umstände, zu 2½ Jahren Zuchthaus, abzüglich 4 Monate Untersuchungshaft verurteilt." — Unsere Leser mögen sich den Kommentar dazu selbst machen. L.

Büchertisch.

Zum Religionsunterricht. Mit besonderem Vergnügen berichten wir den Fachleuten unter unsern Lesern, Geistlichen und Lehrern, vom Erscheinen einer Fachzeitschrift, die den Titel trägt: Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht und zum Preis von 6 Mark jährlich bei Bomdenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheint. Herausgeber ist Heinrich Span-

nuth, Oberlehrer in Hameln. Ihrem Untertitel nach will die Zeitschrift Schule, Kirche und Haus dienen. Wir sind vollkommen zufrieden, wenn es ihr gelingt, Schule und Kirche langersehnte Dienste zu leisten, dringt sie dann da und dort auch noch in eine Familie, dann umso besser.

Daß sie die ersten zwei Drittel ihrer Aufgabe mit großem Mut anfaßt, beweist schon die erste Nummer, die uns vorliegt. Da weiß man sofort, wo man hinauswill, und daß man entschlossen ist, Ernst zu machen mit dem Programmpunkt „ohne eine geschlossene theologische Schule zu bilden, dem Religionsunterricht innerhalb der Gegenwart zu dienen." „Wir wollen einen Unterricht, der die Ergebnisse der historischen theologischen Wissenschaft als verbindlich anerkennt", „der Unterricht hat die Religion als gegenwärtige Größe, als Lebensmacht für den Einzelnen darzustellen", „der Religionsunterricht, als Unterricht und Glied der gesamten Bildungsarbeit, muß sich seine höchsten Gesetze von der Pädagogik geben lassen". — Das sind so einige Sätze aus dem Einleitungswort, denen wir mit stürmischer Freude zustimmen.

Und nun folgen einige Artikel. Zuerst eine noble Würdigung des viel geschmähten D. F. Strauß aus der Feder von Prof. J. Weiß-Marburg. Dann führt Dr. Meltzer-Zwickau gleich hinein an einen der Orte, wo gegenwärtig der Kampf um den Religionsunterricht auch bei uns in der Schweiz am heftigsten ist. Er schreibt über Geschichtlichen Religionsunterricht. Endlich — und das danken wir dieser Probenummer am wärmsten — verbreitet sich Sem. Direktor Lic. R. Kabisch über die brennende Frage der Lehre von der heiligen Schrift in der Volksschule, oder, damit wir die schwere Sache schärfer benennen: Ist's am Platz, die Bibelkritik im Schulunterricht offen auszusprechen? Wer selbst mit Angst und Bangen, manchmal belächelt und manchmal auch scharf angefochten, seit Jahren die geschichtliche Kritik an biblischen Berichten und Gestalten in den Volksschulunterricht verflicht und stets das so beliebte Auskunftsmittel der Symbolisierung als halbe Wahrheit verworfen hat, atmet einfach auf, hier einem Gesinnungsgenossen aus dem fernen Norden Deutschlands zu begegnen, der unter viel schwierigeren Umständen, als unsere schweizerischen, dieselben Gedanken und Grundsätze verficht.

Wir würden gerne über Kabisch's Arbeit unseren Lesern, und diesmal nicht nur den Fachleuten, sondern allen, eingehender berichten, so wichtig erscheint sie uns in ihrem ernsten Mut und ihrer feinen Beweisführung. Aber wir werden ja im Laufe dieses Sommers unsere Gedanken über die Bibel in der Schule eingehender auseinandersetzen und dann selbstverständlich in Kabisch einen neuen Bundesgenossen zitieren. Heute begnügen wir uns, die zwei nachfolgenden wichtigsten Sätze des Referenten zu nennen. 1. Unser Volksgeist, und damit auch der Schulkinder Geist, ist bei weitem nicht mehr der alte autoritative. Er ist viel beweglicher geworden. Wir können nicht mehr auskommen mit einer unbedingten Autorität der heiligen Schriften, ohne von Anfang an eine Scheidewand zwischen uns und den Kindern — natürlich sind die älteren gemeint — aufzurichten. 2. Es ist eine falsche Aengstlichkeit, die den Schulkindern nicht ein Unterscheidungsvermögen zutraut für Göttliches und Menschliches in einer kritisch gelesenen Bibel. Die Beweise dafür, die Kabisch anführt, könnten wir aus mehrjähriger Praxis vermehren.

Doch genug vorläufig über diese erfreuliche Zeitschrift, die nun gekommen ist einfach, weil sie kommen mußte. Wir können uns nur freuen, daß sie sichtlich in sehr gute Hände geraten ist. Daß sie außer größeren Artikeln auch noch eine Chronik und eine geräumige Literaturecke enthält, fügen wir noch bei. Als schweizerische Mitarbeiter werden vorläufig die Professoren Arnold Meyer in Zürich und Paul Wernle in Basel aufgeführt. Wir nehmen aber an, es werden noch mehrere hinzukommen, denn daß es nicht konvenieren wird, auf Schweizerboden ein ähnliches Blatt ins Leben zu rufen, ist klar. B. H.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Leib und Seele.

Für die naive Weltbetrachtung sind auch heute noch Leib und Seele zwei von einander unterschiedene Wesen, jener stofflich, diese mehr oder weniger unstofflich gedacht, als ein Hauch, ein unsichtbares Etwas, das mit dem Körper zwar zeitweilig verbunden, aber doch nicht unter allen Umständen an ihn gebunden ist. Im Tode, glaubt man, löse sich die Seele vom Leibe und existiere dann entweder rein für sich oder mit einem neuen Leibe verbunden irgendwo und irgendwie fort. An diese Auffassung knüpfen sich weiter sinnvolle oder unsinnige Spekulationen, die gewöhnlich im Zusammenhang mit religiösen Ueberzeugungen oder andern Ansprüchen des Gefühles stehen.

Wenn wir hier über das ungemein schwierige Thema sprechen, so wollen wir alle derartigen Spekulationen und Theorien — auch die naive Ansicht ist eine Theorie — vorläufig beiseite lassen und uns ganz nüchtern an die gegebenen Tatsachen halten.

Wodurch unterscheidet sich zunächst, soviel wir davon wissen, ein lebender menschlicher Körper von einem toten? Der lebende kann sich bewegen, funktioniert als ungeheuer mannigfaltiger Apparat, indem er Stoffe aufnimmt und verarbeitet, andere ausscheidet und so sich selber stetsfort erhält; eine Nebenerscheinung dieses Prozesses ist die im Tode fehlende Körperwärme. Allein noch mehr hat der lebende Körper vor dem toten voraus: Er empfängt, wie man sagt, durch die Sinnesorgane Eindrücke, verarbeitet auch diese, „reagiert" in der wechselvollsten Weise darauf und steht so in beständiger Beziehung zu der Welt außer ihm.

Zweierlei hört also mit dem Tode auf: die sogenannten organischen Funktionen, die imgrunde alle der Erhaltung des Körpers dienen — und diejenigen Vorgänge, die wir als Bewußtsein zusammenfassen. Die naive Anschauung versteht jene beiden unterscheidenden Merkmale als Einheit und faßt sie zusammen als „Leben" oder „Seele"; denn beide Ausdrücke werden oft für dieselbe Tatsachengruppe verwendet.

— Bedeutsamer ist, daß man diese Gruppe von Vorgängen am lebenden Körper — organische Funktion zusammen mit Bewußtsein — personifiziert, d. h. in diesem Falle nicht mehr als Funktion auffaßt, sondern als selbständiges Wesen, das dem toten Körper gegenüber eine Sonderexistenz führen kann. Zu dieser Auffassung liegt eine wirkliche Veranlassung nicht vor; sie ist wohl zustandegekommen unter dem Einfluß von Traumerscheinungen Verstorbener oder von andern „Erscheinungen", wie sie in abnormen Zuständen ja nicht selten sind. Anhänglichkeit an die Toten und andere Gefühlsbedürfnisse werden mitgeholfen haben: man konnte sich nicht denken, daß das Wesen des Verstorbenen, das, was ihn lieb und teuer machte, daß seine Persönlichkeit sollte spurlos verschwunden sein.

Für die einfache Betrachtung der Tatsachen dagegen unterscheidet sich der tote Körper vom lebendigen, wie gesagt, durch das Fehlen gewisser Funktionen, welche der Erhaltung im weitesten Sinne dienen; — auch das Bewußtsein darf man vielleicht als erhaltende Funktion betrachten. Der tote Körper ist nicht nur „bewußtlos" und „bewegungslos", sondern er zerfällt auch allmählich in seine Bestandteile, ohne daß, wie im Leben, eine Neubildung erfolgte. — Die Tatsachen also bieten nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß im Moment des Todes ein „Wesen" aus dem Körper scheide, — oder gar dafür, daß dieses Wesen ein Sonderleben ohne Körper führe. Der Tod bedeutet ja auch überhaupt keinen momentanen Vorgang, sondern ist ein langsam um sich greifender Prozeß im Körper. Es erstirbt eine Funktion nach der andern, eine Zellengruppe nach der andern „stellt ihre Tätigkeit ein", bis zuletzt auch die wichtigsten Organe von der fortschreitenden Lähmung oder Vergiftung ergriffen werden. Dann erst ist der Tod vollständig.

Die populäre Vorstellung von einem besondern Seelenwesen hat selbst bis in die ernste Wissenschaft hinein die sonderbarsten Wirkungen ausgeübt. Man suchte lange nach einem Sitz der Seele im Körper, bis endlich mit der wachsenden Erkenntnis das Unsinnige dieses Beginnens eingesehen wurde. — Dagegen scheint nun der religiöse Glaube an die Unvergänglichkeit des menschlichen Wesens und scheinen spiritistische oder ähnliche Erfahrungen trotzdem für die Sonder-Existenz und deshalb für die Wesenhaftigkeit der Lebens- oder Seelenfunktionen zu sprechen. Es ist darüber bald das Nötige gesagt: Die spiritistischen Phänomene werden wohl mit der Zeit völlig auf abnorme und jetzt noch nicht genügend erforschte Zustände des Beobachters, nicht aber auf Einwirkungen fremder, von ihrem ursprünglichen Leib getrennter „Seelen" zurückgeführt werden. Dies wäre nur dann nicht möglich, wenn nachgewiesen wäre, daß sich die angeblichen körperlosen Seelen irgendwie materiell, durch stoffliche Veränderungen, bekundeten (z. B. durch Einwirkung auf die photographische Platte, so daß ein „Bild" von ihnen zu erhalten wäre). Sollte aber in einem Fall etwas derartiges je unzweifelhaft vorliegen, so müßte nach unserer

ganzen übrigen Erfahrung die stoffliche Veränderung ausschließlich von stofflichen Bedingungen abhängig sein; die einwirkende „Seele" müßte also ebenfalls stofflich gedacht werden, — was wiederum den Beobachtungen beim Vorgang des Sterbens widerspricht; denn etwas Stoffliches geht durch den Tod nicht verloren und verschwindet nicht. — Auf keinen Fall also sind wir durch spiritistische Erscheinungen — selbst wenn sie nicht auf bewußter Täuschung beruhen — genötigt oder auch nur veranlaßt, die Existenz körperloser Seelen oder überhaupt die „Wesenheit" dessen anzunehmen, was wir Lebensfunktion oder Seelenfunktion nennen.

Die andere Frage, ob nicht die „Unsterblichkeit" und damit die Sonder-Existenz der „Seele" ein religiöses Postulat sei, — ob also nicht unsere religiösen Ueberzeugungen sie als notwendig voraussetzen, — diese Frage können wir einstweilen auf sich beruhen lassen. Sie gehört auch nicht in diesen Zusammenhang. Denn auf alle Fälle wäre eine solche Annahme, wie jede religiöse Ueberzeugung, Sache des gefühlsmäßig bestimmten Glaubens, welcher abseits von der wissenschaftlichen Erörterung des Problems „Leib und Seele" steht. — Bleiben wir bei den gegebenen Tatsachen, so können wir bis jetzt nichts andres sagen als dies: Was wir Leben und Seele zu nennen gewohnt sind, stellt sich der Beobachtung dar als eine Summe eigentümlicher Funktionen des lebenden Körpers, Funktionen, deren Aufhören das bedeutet, was wir Tod nennen.

Dies ist die eine Seite der Tatsachen. Nun aber die andre! Es ist bereits erwähnt worden, daß wir einen Teil der Lebensvorgänge des menschlichen Organismus als „Bewußtseinsvorgänge" zusammenfassen und sie von den übrigen Lebensfunktionen unterscheiden. Den Menschen, der vor mir steht, kenne ich zwar direkt und unmittelbar nur als funktionierenden, lebenden Organismus; er besteht für meine direkte Beobachtung lediglich aus einer bestimmten Quantität von Stoff mit den dazugehörigen Kraftäußerungen oder Tätigkeiten. Ein „Bewußtsein" kann ich an ihm nicht entdecken. Ich sehe Bewegungen, höre Töne, taste einen räumlich bestimmten Komplex u. s. w. — Wie komme ich denn dazu, zu sagen, dieser Körper „habe Bewußtsein"? Die Antwort ist jedermann klar: Ich erschließe die Tatsache des fremden Bewußtseins daraus, daß der fremde Körper sich ziemlich genau so gebärdet, wie mein eigener, dessen Gebärden ich als in innigster Beziehung zu meinem bewußten Erleben stehend kenne. Ich nehme darum an, auch mit den fremden Körpervorgängen sei ein dem meinigen entsprechendes bewußtes Erleben — ein Bewußtsein — verbunden. Diese Annahme ist um so zwingender, als Gefühle der Sympathie und der Antipathie und als das Ausdrucksmittel der Sprache mich mit den „Andern" verbinden.

Erst aufgrund dieser Annahme aber entsteht nun die eigentliche Rätselfrage, die in unserer Ueberschrift eingeschlossen ist. Lassen wir nämlich für jetzt einmal den Unterschied zwischen totem und lebendigem

Körper beiseite (ich werde vielleicht in einem spätern Aufsatz näher hierauf zu sprechen kommen), so drängt sich die Frage auf: Wie verhält sich das bewußte Erleben eines Menschen zu den stofflichen Vorgängen, die „von außen" an seinem Körper wahrzunehmen sind? Wie verhalten sich also lebender Körper und „Seele" im engern Sinn*) zu einander? Daß bestimmte Beziehungen zwischen „körperlichem" und „seelischem" Geschehen — so wollen wir die beiden Gruppen von Vorgängen der Kürze halber nennen — bestehen, das ist jedenfalls auf den ersten Blick klar. Kann ich doch durch Beobachtung der Veränderungen am Leibe meines Mitmenschen „in seiner Seele lesen."

Die Wissenschaft ist schon lange bemüht, diese unzweifelhaft vorhandenen Beziehungen zwischen körperlichem Geschehen und den Vorgängen des „Bewußtseins" eingehend zu erforschen. Ihre Bemühungen sind nicht ganz ohne Erfolg gewesen, wenn auch in der Hauptfrage noch tiefe Ungewißheit herrscht. Wir wollen in Kürze das Wichtigste erwähnen. Dabei wird es gut sein, der Einfachheit halber hier von dem sehr verwickelten Problem abzusehen, in welcher Beziehung ein lebender und empfindender menschlicher Körper zur sogenannten Außenwelt stehe.

Zuerst ist eine Tatsache festzustellen: Nicht jedes Geschehen, das am Leibe vor sich geht, wird auch „bewußt". Das heißt: Es gibt körperliche Vorgänge, denen keine seelischen Vorgänge entsprechen, wenigstens soviel wir beobachten können. Ich denke an die vielen organischen Lebensvorgänge, die beständig in unserm Körper sich abspielen, ohne daß wir das geringste davon „merken". Erst eine Störung kommt in der Regel „zum Bewußtsein." Ich denke speziell auch an die Bewegungen, die durch sogenannte „Reflexe" ohne unser Wissen und Wollen zustande kommen. — Auf einem weiten Gebiete dagegen entspricht einer körperlichen Veränderung ein ganz bestimmtes Innewerden, ein Bewußtseinsvorgang. Es ist das Gebiet der nervösen Vorgänge im eigentlichen Sinn: Damit ein körperliches Ereignis zugleich ein bewußtes Erleben werde, muß das Ereignis in eine Veränderung des Nervensystems und zwar speziell der grauen Gehirnrinde sich umwandeln. Es besteht somit ein direktes Verhältnis zwischen körperlichem und seelischem Geschehen nur insofern, als gewissen Hirnvorgängen gewisse Seelenvorgänge entsprechen. Was außerhalb des Gehirns vor sich geht, hat keine direkte Beziehung zum Seelenleben. — Die Beweise für diese Behauptung kann ich hier natürlich nicht weitläufig aufzählen. Ich weise nur hin auf das direkte Verhältnis zwischen dem Bau und der Größe des Gehirns einerseits und der Lebhaftigkeit des seelischen Geschehens andererseits, — auf die trotz allen Fehlgriffen doch im Prinzip feststehenden Beziehungen zwischen

*) „Seele" bedeutet hier und in Zukunft gleich viel wie bewußtes Erleben, steht also als Sammelbezeichnung für die Summe aller Vorgänge des Bewußtseins.

der Tätigkeit bestimmter Hirnteile und den einzelnen Bestandteilen des bewußten Erlebens, — endlich auf die mit seelischen Abnormitäten in vielen Fällen verbundene (in andern Fällen konnte sie bisher nicht beobachtet werden) krankhafte Veränderung entsprechender Gehirnpartieen und die seelischen Begleiterscheinungen von teilweisen Lähmungen des Gehirns.

Allein damit stehen wir erst am Eingang der Frage. Gesetzt, es finde eine direkte Beziehung gewisser Hirnvorgänge zu gewissen geistigen Vorgängen statt: sind dann einerseits alle seelischen Vorgänge an Gehirnvorgänge gebunden, — und entspricht andererseits jedem Gehirnprozeß auch ein inneres Erleben? Die Antworten sind nicht mit Gewißheit, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit zu geben. Die zweite Frage ist mit Wahrscheinlichkeit zu verneinen: Sehr wahrscheinlich ist es nur ein Teil der Gehirnvorgänge, welcher „zum Bewußtsein kommt"; andere bleiben vorübergehend oder dauernd „unbewußt". — Die erste Frage ist mit derselben Wahrscheinlichkeit zu bejahen: Soviel wir aus den tausend Beobachtungen schließen können, gibt es keinen Bewußtseinsinhalt, dem nicht direkt ein Gehirnvorgang entspräche.

Jetzt endlich erhebt sich die Haupt- nnd Zentralfrage: Wenn wirklich alles „Seelenleben" direkt mit gewissen Gehirnprozessen verknüpft ist, wenn sich also am lebenden Menschen zweierlei Vorgänge zeigen, die einander genau und in allen Fällen entsprechen: woher kommt dann diese eigentümliche Korrespondenz? Wie ist es zu erklären, daß die erwähnte Beziehung besteht? Kurz: Wie hängen Gehirn und Seele zusammen?

Diese Hauptfrage kann natürlich, für jetzt wenigstens, nur durch Theorieen beantwortet werden. Wobei eine Theorie um so annehmbarer ist, je mehr sie den Tatsachen gerecht wird. Selbstverständlich darf sie weder in sich selbst noch mit unserer gesicherten Erfahrung einen Widerspruch enthalten. Daraufhin wollen wir kurz die hauptsächlichsten Versuche zur Lösung unserer Frage ansehen.

Die meisten Forscher geben zu, es handle sich bei den Vorgängen des Bewußtseins um ein vom stofflichen prinzipiell verschiedenes Geschehen, das mit den materiellen Vorgängen nicht zu vergleichen sei, um ein Reich, das seine eigene Gesetzmäßigkeit habe. Ein Gedanke sei etwas dem Wesen nach anderes als ein elektrischer Strom, und ein Gefühl lasse sich nicht mit stofflichen Veränderungen des Gehirns vergleichen. — Aber gerade wenn man diese grundsätzliche Verschiedenheit des stofflichen und des seelischen Geschehens festhält, wird es schwer, sich zu erklären, wie denn zwischen beiden eine so weitgehende Korrespondenz bestehen könne.

Die nächstliegende Erklärung ist die des sogen. Materialismus. Man hält sich an den vermeintlichen Augenschein, welcher lehrt, daß zuerst die Hirnreizung und dann der entsprechende Bewußtseinsvorgang erfolge. Und dementsprechend setzt man die beiden [illegible]

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

dierenden Vorgänge in das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander: Das Bewußtsein ist eine Funktion des Gehirns; jeder geistige Akt hat seine zureichenden Bedingungen in materiellem Geschehen und speziell in den Veränderungen der Gehirnsubstanz. Darum entsprechen sich die beiden Reihen so genau, weil jedes Glied der einen die unmittelbare Folge des entsprechenden Gliedes der andern ist. — So nahe diese Erklärung liegt, so oberflächlich ist sie auch. Man würde nicht begreifen, weshalb dann nicht alle Gehirnvorgänge sich im Bewußtsein spiegelten, d. h. geistige Wirkungen hätten. Allein der Haupteinwand kommt von dem Grundgesetz alles materiellen Geschehens her, welches eine Zusammenfassung aller naturwissenschaftlichen Erfahrung bedeutet: dem Gesetz von der Erhaltung der Energie oder, was imgrunde dasselbe bedeutet, von der ausnahmslos geschlossenen Naturkausalität. Das Gesetz besagt zweierlei. Einmal: kein geringster Bruchteil einer irgendwo im Gebiet des materiellen Geschehens sich zeigenden Energie geht irgendwie verloren oder entwischt aus dem Reich der Materie hinaus; alles scheinbare Verschwinden ist nur eine Verwandlung in andre Formen. Und sodann, was sich daraus ergibt: Jede im materiellen Geschehen auftauchende Energiemenge ist bereits vorher im materiellen Reiche dagewesen, nur vielleicht in andrer Form; alles materielle Geschehen ist durch materielles Geschehen bedingt.

Es ist uns darnach rein undenkbar, daß bei der angeblichen Verursachung geistiger durch körperliche Vorgänge, wie wir doch annehmen müßten, Energie aus dem materiellen Gebiet austrete und in Form von Bewußtseinsvorgängen, also in unstofflicher Beziehung, wieder auftrete. Es ginge ja so beständig Energie verloren. Man könnte allerdings annehmen, daß sie später ins stoffliche Reich wieder eintrete. Aber das hieße annehmen, daß die „Seele“ andererseits auch die Bedingung für gewisse körperliche Vorgänge sei, — und diese Annahme widerspräche der materialistischen Ansicht. Sie wäre übrigens aus demselben Hauptgrunde unzulässig, wie diese. Denn auch sie, gebe sie sich nun als Theorie der Wechselwirkung oder als „energetische Weltauffassung“ — näher auf diese Spezialitäten einzugehen verbietet der Zweck und mögliche Umfang dieses Aufsatzes —, ließe sich nicht mit dem Energiegesetz, d. h. mit unserer ganzen übrigen Naturerfahrung in Einklang bringen. Dasselbe würde von einer sogenannten „spiritualistischen“ Theorie gelten, welche behaupten möchte, in allen Fällen seien die Gehirnvorgänge erst Folgen der dazugehörigen Bewußtseinsakte, — wenn diese Theorie heute noch ernsthafte Verteidiger finden sollte.

So muß jede Annahme zum vornherein verfehlt sein, welche überhaupt geistige und körperliche (Gehirn-)Vorgänge in ein ursächliches Verhältnis zu einander setzt. Andere Bedenken als die genannten habe ich gar nicht zu erwähnen nötig. Man hat auch neuerdings die Unhaltbarkeit der angedeuteten Theorieen allgemein anerkannt, wenigstens unter ernst zu nehmenden Forschern. Diese Forscher haben dann zunächst zwei verschiedene Wege eingeschlagen, um doch irgendwie das

quälende Rätsel „Leib und Seele“ los zu werden. Die einen werfen sich der sonst heute im Verruf stehenden Metaphysik in die Arme. Sie nehmen an, daß allerdings zwischen leiblichen und seelischen Vorgängen eine direkte Beziehung von Ursache und Wirkung nicht stattfinde, daß aber beiderlei Geschehen, jedes für sich, die Wirkung einer einheitlichen, hinter beiden verborgenen und unerkennbaren Ursache sei. Dieses metaphysische „Wesen“ des Menschen würde sich dann auf zweierlei Weise offenbaren, einmal als Leib oder spezieller als Gehirn, dann als Bewußtsein oder Seele. — Der Gedanke hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes und scheint alle Rätsel zu lösen. Allein abgesehen von seiner metaphysischen, der Erfahrung und darum der wissenschaftlichen Gewißheit unzugänglichen Natur: erklärt er wirklich die vorhandene Korrespondenz aller bewußten mit gewissen Gehirn-Vorgängen?

Einmal dürfte man jedenfalls nicht Seele und Leib als die doppelte Offenbarung auffassen, sondern höchstens Seele und Hirn. Dann aber: wie will man die Tatsache (denn so darf man die erdrückendgroße Wahrscheinlichkeit in diesem Falle wohl nennen) erklären, daß nur ein Teil der Hirnvorgänge mit dem bewußten Geschehen korrespondiert? Aber noch mehr: Wie kommt es, daß jene verborgene Ursache sich doppelt und gerade auf diese zwei Arten manifestiert? Wie kommt es vor allem, daß sie es auf zwei parallele Arten tut und so gewissermaßen zweimal dasselbe ausdrückt, nur in verschiedener Form? Gerade dieses Rätsel der durchgehenden Korrespondenz, um dessentwillen alle Versuche der Erklärung unternommen werden, bleibt auch durch die metaphysische Theorie unerklärt. Es ist nur ins Unerkennbare zurückgeschoben — abgesehen davon, daß es für uns rein unerfindlich ist, wie ein Verhältnis von Ursache und Wirkung zwischen einem unerkennbaren Etwas und der stofflichen Welt des Gehirns stattfinden sollte.

Die andere Gruppe der Forscher hat sich anders zu helfen gesucht. Sie haben die Unmöglichkeit aller bisher gestreiften Erklärungsversuche eingesehen und, indem sie diese Versuche zugleich für die allein denkbaren halten, haben sie auf eine Erklärung ein für allemal verzichtet. Sie begnügen sich mit der Feststellung der durchgehenden Beziehung des seelischen Geschehens zu gewissen Hirnprozessen, suchen diese Beziehungen für jeden einzelnen Fall genau festzustellen, lassen sich aber auf die Frage nach dem Grunde der Uebereinstimmung, nach dem eigentlichen Verhältnis von Leib (oder Hirn) und Seele nicht ein. — Ihnen ist natürlich eine fehlerhafte Theorie nicht vorzuwerfen; denn sie haben gar keine. Ihre Stellungnahme ist ein Verzicht darauf.

Wollen wir uns und müssen wir uns, da doch alle Versuche fehlgeschlagen, mit diesem Verzicht endgültig zufrieden geben? Oder gibt es noch eine bisher nicht beachtete und besser zu fundierende Möglichkeit? Ich glaube es und will ganz kurz noch andeuten, was ich meine. Wenn eine Frage, die sich aus gewissen Voraussetzungen

notwendig ergibt, keine einleuchtende Lösung zuzulassen scheint, so wird man stets zu den Voraussetzungen zurückkehren müssen. Man wird untersuchen müssen, ob sie selber richtig seien, oder ob nicht bereits in ihnen ein Irrtum verborgen sei, der seinerseits die Schuld am Mißlingen trage. In unserem Fall liegt die Voraussetzung in der Annahme, körperliches und seelisches Geschehen seien miteinander nicht nur nicht identisch, sondern es handle sich dabei um zwei in sich mehr oder weniger abgeschlossene Gebiete von prinzipieller Verschiedenheit, um ein materielles und ein nicht-materielles Geschehen. Auf Grund eben dieser Voraussetzung wird die beobachtete Uebereinstimmung zwischen beiden Arten des Geschehens zum unerklärlichen Rätsel.

Wie aber, wenn diese Voraussetzung ein Irrtum wäre? Wenn Hirnvorgänge und Seelenvorgänge dasselbe wären? Der Gedanke erscheint zunächst abenteuerlich und unmöglich. Allein bereits beginnt sich die psychologische Forschung damit vertraut zu machen, seitdem bedeutende und scharfsinnige Gelehrte auf Seite der Naturwissenschaft wie der Psychologie sich dazu bekannt haben. Zwar ist die Anschauung noch nicht völlig abgeklärt und nach allen Konsequenzen ausgebaut, und dementsprechend bestehen nicht unerhebliche Differenzen zwischen den speziellen Auffassungen verschiedener Vertreter der erwähnten Grundidee. Allein über die Hauptpunkte herrscht nach und nach bei einer größern Zahl Uebereinstimmung, und auf diese Hauptpunkte sei hier zum Schlusse noch eingegangen.

Zunächst darf nicht vergessen werden, daß die ganze Frage nach dem Grunde der Korrespondenz zwischen Gehirn- und Bewußtseinsvorgängen nur durch die Beobachtung *fremder* Individuen entstehen konnte. Was ich aber vom fremden Individuum gewahr werde, sind niemals Bewußtseins-, sondern immer nur Gehirn- bezw. körperliche Vorgänge. Mit andern Worten: das fremde Erleben ist meiner Erfahrung ausschließlich nach der einen der beiden Seiten hin gegeben, nach der leiblichen. Umgekehrt besteht mein *eigenes* Erleben lediglich und ausschließlich in *bewußtem* Geschehen. Was nicht mein Bewußtseinsvorgang ist, erlebe ich überhaupt nicht. Auch mein Körper und mein Gehirn (sofern es überhaupt Gegenstand meiner Beobachtung wäre), wie die ganze Außenwelt und damit die fremden Individuen: das alles ist mir direkt und unmittelbar nur als mein bewußtes Erleben, als eigene seelische Funktion und nicht anders gegeben. Nur indem ich mich selber nach Anderen und Andere nach mir *beurteile*, entsteht die Idee, daß in Andern neben dem körperlichen Geschehen, das ich wahrnehme, ein geistiges Geschehen — und daß in mir neben dem geistigen Geschehen, das ich erlebe, ein paralleles körperliches Geschehen sich ereigne. Es sind genau dieselben Vorgänge in mir, die mit Bezug auf mich selber geistiges Erleben, mit Bezug auf einen angenommenen fremden Beobachter körperliches Geschehen genannt werden. Umgekehrt sind es dieselben Vorgänge am andern, die mit Bezug auf den Standpunkt dieses Andern geistiges, mit

Bezug auf meinen eigenen Beobachter-Standpunkt körperliches Geschehen heißen.

Man mag sich also stellen wie man will: es gibt in der Tat nur einerlei Geschehen, und es ist nur die Frage, ob man sagen soll: alles Geschehen ist körperlich, oder: alles Geschehen ist seelisch, oder endlich: es ist keins von beiden, sondern wird nur entweder körperlich oder seelisch genannt, je nach dem angenommenen Standpunkt der Betrachtung. Die erste Auffassung kann aber darum nicht genügen, weil dann das eigene Erleben mit seiner Eigentümlichkeit ausgeschlossen wäre. Das gesamte Geschehen als weder körperlich noch geistig zu bezeichnen, geht deshalb nicht wohl an, weil wir ein drittes nicht kennen, und auch deshalb nicht — weil alles körperliche seelisch und nur seelisch ist. Damit habe ich mich für den an zweiter Stelle angedeuteten Standpunkt entschieden: alles Geschehen ist von einerlei Art, und zwar ist alles Geschehen seelisch, wenigstens sofern es in den Bereich unsrer Erfahrung fällt und also für uns existiert. Was wir „körperliches Geschehen" nennen, ist nichts als eine besondere Art, eine Modifikation des seelischen Geschehens. Wie diese Modifikation zustandekomme, d. h. wie sie durch das übrige seelische Geschehen bedingt sei oder in welcher Beziehung sie zu diesem stehe, das ist eine Frage, welche hier nicht mehr erörtert werden kann. Die letzten Ausführungen haben ja überhaupt nur noch den Charakter von Andeutungen und Ausblicken, ohne auf Vollständigkeit und einläßliche Begründung Anspruch zu erheben. Dazu wäre ein Aufsatz, der doch mehr oder weniger allgemein verständlich sein soll, nicht der geeignete Ort; wenigstens heute noch nicht. Die kopernikanische Umkehrung des Weltbildes im philosophischen Sinne, wie sie sich besonders seit Kant angebahnt hat, ist noch nicht weit genug in das Bewußtsein der großen Mehrheit eingedrungen, als daß man die Voraussetzungen für die vollständige Erörterung dieser Dinge überall annehmen dürfte.

Ich habe unsere Betrachtung eine nüchterne genannt, im Gegensatz zu vielen „schwärmerischen" Auffassungs- und Behandlungsweisen des Themas. Der Grund zu solch schwärmerischen Ausführungen liegt im Bedürfnisse des Gemütes, von sich aus eine ihm zusagende Lösung des Problems „Leib und Seele" gewissermassen zu erzwingen. Nur müssen sich dann die „Schwärmer" gefallen lassen, daß kühle und aufrichtige Denker sie samt ihren Theorieen ablehnen. Die hier vertretene Anschauung dagegen hofft den unausrottbaren und darum sicher nicht nur berechtigten, sondern sogar maßgebenden Gemütsbedürfnissen gerecht zu werden, trotz ihrer Nüchternheit. Denn es ergeben sich von ihr aus Anhaltspunkte zu einer Auffassung der Welt und des Lebens, zu einer Lösung auch der „praktischen" Fragen, welche die bei der nüchternen Tatsachenforschung notwendig zu übende Enthaltsamkeit des Gemütes reichlich lohnen. Paul Häberlin.

Die Frau und die neue Versicherungsvorlage.

(Schluß.)

Im März 1901 hat die Motion Baldinger den Bundesrat aufgefordert, eine neue Vorlage der Kranken- und Unfallversicherung vorzubereiten. Schon damals konnte geantwortet werden, daß bereits im Januar die schweiz. statistische Gesellschaft darum angefragt worden sei, ob sie, wie bei früheren Gelegenheiten, die statistischen Vorarbeiten zu machen gewillt sei.

Nachdem diese Vorarbeiten erledigt waren, wurde im Jahre 1904 eine Delegation bezeichnet, welche eine neue Gesetzesvorlage vorzubereiten hatte. Dr. Cérésole wurde mit der Redaktion des Entwurfes betraut, dessen ersten Teil er noch im gleichen Jahre der Kommission unterbreiten konnte, 1905 folgte sodann der zweite Teil. Die Delegation hat den Entwurf durchberaten und legt ihn jetzt in einer revidierten Fassung den eidgenössischen Räten vor.

Wenn wir diesen neuen Entwurf mit dem Forrer'schen von 1900 vergleichen, so fällt uns in angenehmer Weise auf, daß das neue Gesetz viel kürzer, also viel präziser, redigiert ist. Das verworfene Gesetz zählte, allerdings mit Einschluß der Militärversicherung, nicht weniger als 400 Artikel, während der jetzige Entwurf deren nur 100 enthält. Seine Kürze wird das heutige Gesetz viel leichter verständlich machen; die vielen nebensächlichen Bestimmungen, welche das Frühere belasteten, werden ihren Platz naturgemäß in den notwendigen Vollziehungsverordnungen finden.

Gestützt auf sorgfältige statistische Berechnungen, die während eines längeren Zeitraumes gemacht worden sind, ist es dem Gesetzgeber jetzt ermöglicht, die Kostenberechnungen der Versicherungen mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit aufzustellen. Auch die praktischen Erfahrungen unserer Nachbarländer, die zum Teil seit langen Jahren geregelte Versicherungsverhältnisse haben, hat man sich zu Nutze gemacht, ihre Gesetzgebung zu Rate gezogen und sie unsern Schweizerverhältnissen anzupassen versucht. Es kamen in dieser Hinsicht besonders die deutschen und die österreichischen Versicherungsgesetze in Betracht, deren wohltätige Anwendung sich bereits in der Praxis bewährt hat. Wir sind es gewohnt in engem Zusammenhange von Unfall- und Krankenversicherung zu reden, weil jedoch für die beiden Versicherungsarten ganz verschiedene Gesetze vorliegen, sind wir gezwungen, sie einzeln zu behandeln und wohl auseinander zu halten. Die Krankenversicherung bleibt nach wie vor eine freiwillige, während die Unfallversicherung für einen beschränkten Kreis eine obligatorische ist, wie sie es durch unser Haftpflichtgesetz schon lange gewesen.

Suchen wir uns vorerst ein Bild zu machen von der heutigen Unfallversicherung. Das zur Zeit bestehende Haftpflichtgesetz legt den

beteiligten Kreisen Opfer auf, die nicht im richtigen Verhältnisse stehen zu den Vergütungen, welche die Unfälligen gewöhnlich erhalten. Bis jetzt wurde die Unfallversicherung nur von den großen Versicherungsanstalten betrieben, welche bestrebt waren, möglichst hohe Prämien zu erhalten und möglichst kleine Entschädigungen auszuzahlen. Wenn wir uns den Bericht ansehen, den das eidgenössische Versicherungsamt über die Jahresbilanzen der in der Schweiz anerkannten Versicherungsgesellschaften macht, so müssen wir bekennen, daß die Versicherungspraxis sehr lukrativ ist. 19 Gesellschaften zahlen im Durchschnitt 19 % Dividende, die kleinste Dividende beträgt 4⅘ %, die höchsten Ansätze sind 33 %, 40 % und 48 %. Allerdings müssen wir zu diesen hohen Zahlen ausdrücklich bemerken, daß sie ihren Ursprung zumeist nicht nur in der Unfallversicherung, sondern auch in den andern Versicherungsarten haben, welche diese Gesellschaften gewöhnlich als Hauptgeschäft betreiben.

Diese lukrative Privatpraxis der Unfallversicherung will das neue Gesetz aufheben, indem es eine eidgenössische Versicherungsanstalt schafft. Durch diese Verstaatlichung soll die Unfallversicherung auch auf die Nichtbetriebsunfälle ausgedehnt werden, was für die Arbeiterschaft von kapitaler Bedeutung wäre. Die zu bezahlenden Prämien sind, je nach der Lohn- und der Gefahrenklasse der Arbeiter, sehr ungleich. Der Bundesbeitrag paßt sich der Prämie insofern an, als er bei Erhöhung derselben entsprechend abnimmt. An eine Tagesprämie von 1 Rp. bezahlt der Bund 30 %, nimmt die Prämie um je einen Rp. zu, so nimmt der Beitrag des Bundes um 1 % ab, so daß an eine Prämie von 15 Rp. pro Tag der Bund nur noch 16 % beiträgt. In die Praxis übersetzt heißt das: bei einer Tagesprämie von 1 Rp., = eine Jahresprämie von Fr. 3. 65, bezahlt der Bund 30 % = Fr. 1. 09. Nimmt die Prämie um 10 Rp. zu, so zahlt der Bund 10 % weniger, an eine Tagesprämie von 11 Rp. pro Tag, oder Fr. 40. 15 pro Jahr, bezahlt der Bund 20 % = Fr. 8. 01. Für eine Tagesprämie von 15 Rp., Fr. 54. 75 pro Jahr beträgt der Bundesbeitrag 16 % = Fr. 8. 76. Diese Fr. 8. 76 bilden das Maximum des Beitrages von seiten des Bundes, das stabil bleibt und auch bei höheren Prämienansätzen nicht überschritten wird. Im Verhältnis ist also die Leistung des Bundes um so größer, je kleiner die Tagesprämie ist.

Der Rest der Prämien soll zu ¾ vom Arbeitsgeber, zu ¼ vom Arbeitnehmer bestritten werden. Eine Jahresprämie von Fr. 54. 75 würde folgendermaßen verteilt:

Bund 15 % =	Fr. 8. 76
Arbeitgeber ¾ vom Rest	„ 34. 49
Arbeitnehmer ¼ „ „	„ 11. 75
	Fr. 54. 75

Nach dem jetzigen Haftpflichtgesetz hätte der Arbeiter im günstigsten Fall die Hälfte der Prämie selber zu bezahlen.

Als Freiwilligversicherte würde die eidgenössische Unfallkasse zu den gleichen Bedingungen Angestellte oder Arbeiter von nicht haftpflichtigen Gewerben, ebenso Dienstboten oder Tagelöhner annehmen, sowie Arbeitgeber von obligatorischen oder freiwilligen Versicherten, die aber die Restprämien natürlich selber bezahlen müßten als Selbstversicherer. Diese Versicherungsbedingungen sind außerordentlich günstig, so daß jedenfalls das staatliche Institut der projektierten Unfallversicherung gehörig in Anspruch genommen würde.

Was uns an dem neuen Gesetz jedoch nicht gefallen kann, das ist die Bestimmung, daß dem unfälligen Arbeiter vom dritten Tage an, nebst Arztkosten oder Spitalverpflegung nur 60 % seines Lohnes ausbezahlt werden sollen. Wenn die Botschaft diese Maßnahme dadurch begründet, daß, durch Auszahlung des Krankengeldes auch für den Sonntag, diese 60 % sich in 70 % verwandeln werden, so können wir uns doch damit nicht befreunden. Hoffentlich wird dieser niedrige Ansatz noch verbessert während der Beratung. In der Praxis wird die anscheinende Verschlimmerung des jetzigen Modus zwar dadurch aufgehoben, daß bei dem vollen Lohnersatz, den das Haftpflichtgesetz vorsieht, die Versicherungsgesellschaften immer durch allerlei Winkelzüge dazu gelangen, große Abzüge zu ihren Gunsten zu machen.

Für den Fall der Invalidität ist die Umwandlung der Pauschalentschädigung in eine Rente sehr zu begrüßen, ebenso im Interesse der Hinterbliebenen bei einem tötlichen Unfalle. Die Rente kann für einen Invaliden bis 60 % des Jahresverdienstes betragen, für die entschädigungsberechtigten Hinterlassenen eines Verunfallten bis zu 50 %. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn durch Einführung der staatlichen Unfallversicherung die Zahl der Haftpflichtprozesse, die seit Jahren schon im stetem Wachsen ist, wieder abnehmen würde und einer gerechten Praxis Platz machte, es wäre hohe Zeit dazu.

Nach den vorläufigen Berechnungen würde die Einführung der staatlichen Unfallversicherung, wie der Entwurf sie vorsieht, einen jährlichen Bundesbeitrag von über 3½ Millionen erfordern; die Krankenversicherung würde zirka eine Viertelmillion weniger kosten. Neuere Angaben rechnen mit einer Totalsumme von 7½ Millionen für beide Versicherungen.

Das Krankenversicherungsgesetz ruht auf einer völlig andern Basis, als die Unfallversicherung, die wenigstens teilweise eine obligatorische ist. Während das verworfene Gesetz von 1900 eine für gewisse Kreise obligatorische Versicherung vorsah, beschränkt sich der vorliegende Entwurf darauf, die schon jetzt bestehende freiwillige Krankenversicherung auf eine gesundere Grundlage zu stellen, und sie durch Bundesbeiträge weiteren Kreisen wünschbar und zugänglich zu machen. Wenn wir die Berechtigung dieser Tendenz als begründet annehmen, so kann es nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt geschehen, daß wir das neue Gesetz eigentlich als Uebergangsbestimmung ansehen. Mit Nachdruck wahrt das Gesetz den Kantonen das Recht, in ihrem

Gebiete eine obligatorische Krankenversicherung einzuführen und öffentliche staatliche (d. h. kantonale) Krankenkassen einzurichten. Aus der Botschaft, welche der Bundesrat dem Entwurfe beilegt, können wir ersehen, daß unsere gesetzgebende Behörde nur aus Rücksicht auf den souveränen Volkswillen, der im Jahre 1900 den Versicherungszwang nachdrücklich ablehnte, die Krankenversicherung in der jetzigen Form ausgearbeitet hat. Wir dürfen hoffen, daß, nach Annahme des vorliegenden Gesetzes, auf kantonalem Boden weitere Fortschritte gemacht werden, die dann später der Bund durch eine neue Gesetzesvorlage allgemein einführen kann. Gerade für unsern Kanton Baselstadt, der fast ausschließlich nur mit städtischen Verhältnissen zu rechnen hat, würde sich sodann eine gute Gelegenheit bieten, durch Ausbau seines Krankenkassenwesens und seiner Poliklinik, den Schwesterkantonen in vorbildlicher Weise voranzugehen, zu Nutz und Frommen des allgemeinen Wohles unseres Vaterlandes.

Das neue Gesetz bringt uns also weder Zwangskassen noch Zwangsversicherung, es bescheidet sich damit, den anerkannten Krankenkassen einen Bundesbeitrag zuzusichern und zum Schutze und Vorteil der Versicherten gewisse einschränkende Bestimmungen zu erlassen. Die Kassen, die vom Bunde anerkannt und subventioniert werden, sind verpflichtet, Freizügigkeit zu gewähren, d. h. wenn ein Versicherter während 2 Jahren ununterbrochen Mitglied einer anerkannten Krankenkasse war, so ist eine andere Kasse gehalten, ihn als sofort bezugberechtigtes Mitglied aufzunehmen, sobald er wegen Wegzug oder Berufsveränderung seine bisherige Mitgliedschaft aufgeben muß. Alle anerkannten Kassen stehen unter Aufsicht des Bundesrates, dem alljährlich die Betriebsrechnungen zur Prüfung vorzulegen sind. Nur solche Krankenkassen können Anspruch auf Anerkennung erheben, die ihren Hauptsitz in der Schweiz haben und ihren Mitgliedern auf ihre Kosten wenigstens ärztliche Behandlung und Arznei, oder ein Krankentaggeld von mindestens 1 Franken gewähren; vor Ablauf von 6 Monaten dürfen die Leistungen der Kassen bei fortdauernder Krankheit nicht unter das Minimum sinken. Zudem sind die anerkannten Kassen verpflichtet, beim Betriebe der Unfallversicherung mitzuwirken.

Für uns Frauen speziell sind zwei Bestimmungen von ganz kapitalem Interesse:

1. sind die anerkannten Kassen verpflichtet Personen weiblichen und männlichen Geschlechtes zu den nämlichen Bedingungen zu versichern;
2. soll einer Wöchnerin, die mindestens seit 6 Monaten Mitglied einer anerkannten Kasse ist, die für einen gewöhnlichen Krankheitsfall vorgesehene Leistung gewährt werden.

Diese Bestimmungen fußen jedenfalls auf der bereits erwähnten Eingabe der Schweizerfrauen. Wir dürfen es als einen großen Fortschritt auf der Bahn des Frauenrechtes ansehen, daß von Seiten unserer höchsten Behörden die Berechtigung der Forderungen aner-

kannt worden ist. Eigentlich ist es so natürlich, daß, besonders in einem demokratischen Staate, beide Hälften des Volkes, die Männer und die Frauen, gleiche Rechte und Pflichten haben; aber in der Praxis sind wir bekanntlich von diesem natürlichen Zustand noch weit entfernt. Wir Frauen tragen geduldig das schwere Bündel Pflichten, das Natur und Gesetz uns aufbürdet, Rechte, im eigentlichen Sinne des Wortes, besitzen wir wenige, wir würden denn die gnädige Nachsicht, die uns vielfach gewährt wird, als ein Recht ansehen müssen. Wir Frauen haben deshalb allen Grund, diese Gleichstellung beider Geschlechter vor dem Gesetz, wenn es auch nur eine auf die Krankenkassen beschränkte ist, dankbar zu begrüßen und uns darüber zu freuen.

Bis jetzt sind im Verhältnes sehr wenig Frauen gegen Krankheit versichert, denn nur ein Fünftel aller in der Schweiz Versicherten ist weiblichen Geschlechtes. Viele Krankenkassen waren den Frauen bisher überhaupt unzugänglich. Die Mehrzahl der versicherten Frauen sind Mitglieder von Fabrikkrankenkassen, deren Mitgliedschaft in vielen großen Betrieben für das Personal obligatorisch ist.

Der Hauptgrund, der viele Kassen noch jetzt davon abhält, Frauen als Mitglieder, wenigstens als gleichberechtigte, anzuerkennen, ist in der Annahme begründet, daß die Frauen die Krankenkassen in viel höherem Maße in Anspruch nehmen würden, als die Männer, weil sie eher zu Krankheiten disponiert sind und wahrscheinlich auch mehr Krankheiten simulieren würden. Diese Behauptung ist für uns Frauen wenig schmeichelhaft, und wir haben allen Grund, uns dagegen aufzulehnen, daß wegen der vereinzelten Klage- und Klatschweiber, die Stammgäste sind in den Polikliniken und in den Wartezimmern der Aerzte, unser ganzes Geschlecht unter einem solchen Vorurteil leiden soll. Wenn wir bedenken, daß gerade diejenigen Männer, die sich ihrer Stärke am lautesten rühmen, bei dem geringsten körperlichen Schmerz zusammenklappen und sich vor dem Zahnweh fürchten, so fällt es uns deßhalb doch nicht ein, aus diesem Grunde das ganze männliche Geschlecht der Zimperlichkeit und der Schwäche zu bezichtigen. Die gleiche Gerechtigkeit nehmen wir aber auch für uns in Anspruch, und weisen deshalb solche fälschlichen Vorurteile energisch zurück.

Besser als alle unsere Gegenbehauptungen hat die Statistik die Grundlosigkeit dieser falschen Annahmen bewiesen. Unter 71,000 Personen, die beobachtet wurden während längerer Zeitdauer, sind jährlich erkrankt:

von 1000 Frauen 257
von 1000 Männern 271

Die Krankheitsdauer war dagegen bei den Frauen etwas länger, wodurch die Morbidität sich einigermaßen ausgleicht (nach den Erhebungen von Schuler und Burckhardt). Die Krankenkassen würden also mit der Aufnahme von Frauen keine schlechten Erfahrungen machen müssen.

Was die Wöchnerinnenversicherung anbelangt, so wird darin ein

großer Schritt vorwärts getan, daß die Kassen nicht, wie es bis jetzt gehalten wurde, das Wochenbett als eine leichtsinnig selbstverschuldete Krankheit ansehen dürfen, für welche sie nicht aufzukommen haben. Die vielfach traurige Lage der Wöchnerin während der schweren Tage der Niederkunft bildet für die Frauenwelt einen starken Vorwurf, daß sie es bis jetzt unterlassen hat, geschlossen gegen die Ungerechtigkeit aufzutreten, welche die Krankenkassen von der Unterstützungspflicht während eines Wochenbettes entbindet. Das neue Gesetz will der Wöchnerin ihr Recht bringen, aber eben nur der Wöchnerin, die Mitglied einer anerkannten Krankenkasse ist. Nutzlos und töricht wäre es, wenn wir im jetzigen Moment im Interesse einer wirklichen Mutterschaftsversicherung dieser Beschränkung entgegentreten wollten, weil das ganze Krankenversicherungsgesetz nur die freiwillige Versicherung betrifft, weil kein Obligatorium darin Platz finden könnte. Es bleibt uns somit nichts übrig, als uns vorläufig mit der Einbeziehung der versicherten Wöchnerin zufrieden zu geben, aber unsern ganzen Einfluß aufzuwenden, damit auf kantonalem Gebiete die Wöchnerinnenversicherung, die Wöchnerinnenfürsorge auf weitere Kreise ausgedehnt werde.

Wir können uns aber mit der vorgeschlagenen Bestimmung nicht einverstanden erklären, daß für die Fabrikarbeiterin, welche ihr Wochenbett durchgemacht hat, jedoch erst nach sechs Wochen ihre Fabrikarbeit wieder aufnehmen kann, diese gezwungene gesetzliche Schonzeit nur auf die Hälfte der Entschädigung Anspruch giebt. Gerade in der Zeit, wo die Mutter schon mit Rücksicht auf das Kind, das sie womöglich stillen soll, eine kräftige gute Kost beanspruchen muß, wo ihr Körper sich erholen soll von dem Kräfteverlust, den die langen Wochen der Mutterschaft und des Wochenbettes ihr verursacht, gerade da will das Gesetz die notwendigen Mittel ihr versagen. Schon an und für sich ist ja das Krankengeld gewöhnlich kein Lohnersatz und reicht für Pflege und Unterhalt nicht aus; wie könnte das Gesetz die Härte verantworten, die darin liegt, Mutter und Kind auf halbe Ration zu setzen, nachdem es so weit kommt, sie überhaupt als unterstützungspflichtig anzuerkennen. Das dürfen wir nicht gelten lassen, alle Hebel müssen wir in Bewegung setzen, um diesem Paragraphen seine Härte zu nehmen, um eine Abänderung durchzusetzen.

Bereis hat der schweizerische Arbeiterbund in seiner Eingabe an den Bundesrat sich für das Wohl der Wöchnerinnen verwendet. Ebenso hat der Zentral-Vorstand der schweizer. Arbeiterinnenvereine einen bezüglichen Antrag gestellt; beide sehen eine Erhöhung des Bundesbeitrages für versicherte Frauen vor, was den Kassen ermöglichen würde, während der ganzen gesetzlichen Schonzeit die ganze Entschädigung zu zahlen.

Die Gesetzesvorlage sieht vor, daß der Bund an alle anerkannten Kassen einen Beitrag von 1 Rp. pro Tag entrichten solle; für Versicherte, die für ärztliche Pflege und für Krankengeld in Versicherung sind, müßte der Beitrag auf $1^1/_2$ Rp. erhöht werden. Der Bund

würde also für jedes Mitglied einer anerkannten Kasse jährlich Fr. 3. 65 bezahlen, bei Doppelversicherung für Arztkosten und Krankengeld Fr. 5. 48. Der erhöhte Beitrag ist auch für solche Gegenden in Aussicht genommen, die größere Schwierigkeiten haben, ärztliche oder Spitalpflege zu bieten, wie es in abgelegenen Orten der Fall ist. In seiner Eingabe macht der Arbeiterbund den Vorschlag, daß zu Gunsten der Wöchnerinnenversicherung für alle weiblichen Mitglieder der erhöhte Bundesbeitrag von $1^1/_2$ Rp. bezahlt werden solle. Der Zentralvorstand der Arbeiterinnenvereine schlägt dagegen vor, daß der erhöhte Beitrag nur an diejenigen Kassen entrichtet werden soll, die sich verpflichten, während der ganzen Schonzeit die Mindestleistung voll zu bezahlen. Wir hoffen, daß während der Beratung dieser für uns Frauen so wichtige Paragraph dahin abgeändert werde, daß, bei erhöhtem Beitrag des Bundes für weibliche Mitglieder, alle Kassen verpflichtet werden, während der gesetzlichen Schonzeit die ganze Entschädigung zu bezahlen.

Wenn wir die Anwendung des neuen Gesetzes auf unser jetziges Kankenkassenwesen in's Auge fassen, so müssen wir sofort einsehen, daß nicht alle, zur Zeit in der Schweiz bestehenden Kassen und Käßlein, Anspruch auf Anerkennung und Subventionierung durch den Bund erheben könnten. Das würde in absehbarer Zeit zur Auflösung der nicht anerkannten Kassen führen müssen, weil sie unmöglich mit den anderen Instituten konkurieren könnten. Da wir von einer Zentralisation der Kassen nur Gutes zu erwarten haben, so könnten wir es nur begrüßen, wenn die Zahl der Kassen sich vermindern müßte; die Quantität würde abnehmen, die Qualität würde besser werden. Eine solche Zentralisation wäre auch deshalb sehr wünschenswert, weil sie den Weg zur Verstaatlichung der Versicherung bahnen würde.

In gesunden Tagen für kranke Tage vorsorgen, das ist der Wahlspruch aller Krankenkassen. Wenn wir das gleiche Wort auf unsere Gesellschaft anwenden wollen, so heißt es: die Gesunden sollen für die Kranken sorgen. Wollen wir diese gerechte Forderung erfüllt sehen, diese Solidarität durchführen, so genügt das jetzige Gesetz nicht, so genügt auch eine obligatorische Versicherung nicht, so lange sie sich nur auf gewisse Kreise beschränkt, so lange sie nicht zu einer allgemeinen wird.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus das neue Gesetz dennoch begrüßen, wenn wir uns damit bescheiden, von der Beratung noch einige Vorteile für uns Frauen, einige Verbesserungen für die Arbeiterschaft zu erwarten und zu erhoffen, so tun wir es, weil wir überzeugt sind, daß der vorliegende Entwurf nicht für Zeit und Ewigkeit geschaffen worden ist. Wir begrüßen das neue Gesetz als Uebergangsbestimmung, bis wir dazu reif sind eine allgemeine obligatorische Krankenversicherung zu wollen und zu schaffen. Die Zeit wird und muß kommen, damit sie aber bald anbreche, müssen auch wir Frauen das unsrige dazu tun und den Boden bereiten helfen, auf dem diese Zukunftssaat reifen kann.

Wir sollen und dürfen uns freuen über das Gute, das die Gesetzesvorlage speziell für uns Frauen bringt, begnügen aber dürfen wir uns damit nicht, dürfen nicht ruhen, bis unser Vaterland das Versicherungswesen so ausbaut, daß alle seine Bürger ruhig die kranken, getrost die alten Tage erwarten können. Haben wir erst eine Krankenversicherung, die im wahren Sinne des Wortes eine allgemeine und obligatorische ist, dann sind wir naturgemäß auch nicht mehr fern von der Alters- und Invaliditätsversicherung. Mögen wir diesen Zeitpunkt erleben, bald erleben! M. T. Schaffner.

Nachfolge Pestalozzis.

IV. Pestalozzis Hilfe.

(Fortsetzung und Schluß.)

Pestalozzi weiß wohl, daß solche Forderungen und Wünsche, wenn sie bloß von einem einzelnen aufgestellt und geäußert werden, nicht viel Aussicht haben, bei den Unternehmern Gehör zu finden. Er ruft darum entschieden der staatlichen Aufsicht über das Fabrik- und Industriewesen. „Der Endzweck, das Volk durch die Industrie immer mehr zu heben und es in Lagen zu setzen, einen merklichen Fortschritt in seinem Wohlstand zu tun und für seine Nachkommenschaft auf eine zuverlässige und beruhigende Art zu sorgen oder sogar Ersparnisse zu machen, setzte offenbar voraus, daß die Edelleute den kaufmännischen Stand auf eine sehr sorgfältige Art in ihr Interesse zögen, indem der Kaufmann jetzt die Brotquellen des Volkes in seinem Portefeuille herumtrage, wie ehedem der Edelmann in seinem Stiefel und gewöhnlich von seinem Einfluß auf den Zustand des Volkes ebensowenig aufmerksamen Gebrauch mache, als ehedem die Edelleute von dem Recht ihres Sporens. Der Staat aber könne dieses nicht länger dem Zufall überlassen und müsse, wenn er den Zustand seiner Einwohner nicht gänzlich hintansetzen wolle, unumgänglich einmal anfangen, jedermann, der mit seiner Gewerbsamkeit Menschen im Land, wenn es auch nur zwanzig wären, beschäftige, zu verpflichten, der Regierung Rechenschaft zu geben, wer diese Arbeiter seien, was sie wöchentlich gewönnen und was sie gewinnen könnten, wenn sie ihre Arbeit besser verstünden und fleißiger wären, was sie für einen Gebrauch von ihrem Verdienst machen und durch was für Mittel er glaube, daß es möglich wäre, sie weiter zu bringen."

(Lienhard und Gertrud, V. Teil.)

Damit sind wir bei den Gedanken Pestalozzis über die sozialen Aufgaben des Staates angekommen. Seine Stellung zum Staat

verdient besondere Beachtung. Es ist eine sehr merkwürdige, scheinbar widerspruchsvolle und doch wohlbegreifliche. Es kämpfen in seinen Schriften zwei Strömungen miteinander, die heute durch die Menschheit gehen. Die Neigung, dem Staate immer größere Aufgaben zuzuweisen, hat immer mehr mit dem Zweifel zu kämpfen, ob der Staat diese Aufgaben auch zu lösen vermöge und mit der Angst, man könnte mit jedem neuen Gesetz nur die Macht des Bureaukratentums verstärken. In derselben Lage sehen wir Pestalozzi. Er wendet sich in seinen Schriften an die Fürsten, Regierungen und Gesetzgeber und stellt ihnen die höchsten Aufgaben. Man fragt sich unwillkürlich, wo denn die Behörden und Regierungen seien, die über seine weitreichenden, heute noch zum guten Teil unerfüllten Forderungen nicht sofort zur Tagesordnung übergingen, als über Träume eines müßigen Phantasten und Schwärmers. Es ist offenbar, daß er sich an einen Staat wendet, der erst kommen soll, an den viel verachteten und verspotteten Zukunftsstaat. Dem damaligen Staat, wie er ihn vor Augen hatte, traute er nicht viel zu.

So zeigt er in der Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord" sehr klar die Grenzen der Macht des Staates. Er sei nicht imstande, das Tier im Menschen zu bändigen, geschweige denn, ihn zu veredeln und zu heiligen. Er geißelt die Anmaßungen der Bureaukratie und legt den Regierenden sehr eindringlich die Pflicht ans Herz, es im Verkehr mit dem Volke nicht an der rechten Rücksicht und Schonung fehlen zu lassen. Die Folgen des rücksichtslosen Benehmens der Beamten gegen das Volk seien sehr schlimme. „Eben so auffallend zeigen auch zahllose Aeußerungen in der Tiefe des Volkes, daß der Mangel ihrer Delikatesse und Schonung gegen dasselbe seinen Grund wirklich im Geist unserer Gesetzgebung und wenigstens im Geist ihrer Verwaltung, besonders im Hochflug armer Amtleuten- und Büralistenfamilien hat, die sich täglich steifer anmaßen, einen oberen, ob allem unbestallten Volk höher stehenden Stand auszumachen. Und da ich annehme, daß in dem innern Gefühl der Menschheit für Recht und Pflicht, für Tugend und Edelmut die eigentlichen Keime der Triebfedern, durch welche alle Grundanlagen der Menschheit gebildet und vor Ausartung beschützt werden müssen, liegen, so glaube ich, die bürgerliche Gesetzgebung, welche die wahre Beruhigung der menschlichen Gesellschaft zum Endzwecke hat, müsse sich stark und fest auf sanfte menschliche Enthüllung und auf eine väterliche Schonung dieses inneren Gefühls der Menschheit gründen ... und ich glaube, es sei die höchste Weisheit, folglich die erste Pflicht der Regierung, nicht nur wirklich herzlich und väterlich gegen das Volk gesinnt zu sein und zu handeln, sondern über das noch den Ton, das Aeußerliche, das Auffallende ihrer zahllosen Handlungen so schonend, so väterlich, so seelemporhebend in den niedersten Hütten auffallend zu machen, als es immer mit der Kraft des notwendig mit zu erzielenden Kindergehorsams bestehen kann." (Gesetzgebung und Kindermord.)

Fast mit denselben Worten, in denen er seine Ansichten über das Eigentum zusammengefaßt hat, läßt sich auch seine Auffassung des Staates wiedergeben. Auch der *Staat* ist ihm *um des Menschen willen* da und nicht der Mensch um des Staates willen. Er macht es der Gesetzgebung zum schweren Vorwurf, daß sie die *Sachen* viel eifriger und wirksamer schütze als die Menschen.

„Früher hätten es die Leute noch nicht gewußt, daß es weniger zu bedeuten habe, das ärmste Kind im Lande unglücklich zu machen, als von einem Pflug im Feld ein Paar Pfund Eisen abzureißen und heimzutragen . . ." (Lienhard und Gertrud, V. Teil.)

Mit der *Gesetzgebung* und den Gesetzgebern geht er sehr scharf ins Gericht. Heißer Zorn wallt in ihm auf, so oft er darauf zu sprechen kommt, daß man die Menschen durch Strafen zu bessern meint. Kein Wort des Zornes und des bitteren Spottes ist ihm zu stark, um die „Galgen-, Rad-, und Galeerengerechtigkeit" zu brandmarken. „Eine Bauernfrau schämt sich, ein Kind, das über sieben Jahr alt ist, vor den Leuten wegen seiner Ungezogenheit abzustrafen; sie fühlt, daß seine Ungezogenheit auf sie zurückfällt, aber die erste Tochter des Himmels, die Gesetzgebung, schämt sich nicht, tausend bürgerliche Abscheulichkeiten öffentlich zu bestrafen, wovon keine einzige möglich wäre, wenn die Herren Vögte dieser Himmelstochter den Detail der Volksordnung so gut besorgten, als eine brave Bauersfrau den Detail ihres Hauses besorgen muß, wenn sie nicht Schande davon will. Es ist eine Schande, man läßt alles Unkraut wachsen, bis es erstarkt . . . Man läßt es an allem, was zur Erzielung einer wahren bürgerlichen Ordnung in der Tiefe des Volkes notwendig wäre, ermangeln und wundert sich dann, warum man mit allen Galeeren und Zuchthäusern nicht dahin komme, wohin, so lang die Welt steht, keine Obrigkeit ohne gute und allgemeine Einrichtung für die *Bildung* des Volkes niemals gekommen ist und niemals kommen wird. Aber ich fahre fort. — Die Menschen mögen sich selber schämen, mein Buch auf sie soll keine Schmähschrift sein, so schwer es ist, keine über sie zu schreiben." (Lienhard und Gertrud, V. Teil.)

Nicht bloß zu strafen, „sondern die Folgen der geschehenen Verbrechen im Verbrecher selber auszulöschen — soll ein wesentliches Ziel des Gesetzgebers sein." (Gesetzgebung und Kindermord.)

Das höchste Ziel der Gesetzgebung ist auch ihm selbstverständlich, die *Quellen* des Verbrechens zu verstopfen und abzugraben. Das beste Mittel dazu ist ihm die Bildung. Das Wesen einer guten Gesetzgebung ist ihm eins und dasselbe wie das Wesen einer guten Erziehung. „Es ist das Wesen einer guten *Erziehung*, daß sie überhaupt nicht viel auf das Kind schlage, aber beständig, anhaltend und richtig auf Herz, Kopf und Hand des Kindes wirke. Es ist das Wesen einer guten Gesetzgebung, daß sie überhaupt nicht viel auf das Volk schlage, aber beständig, anhaltend und richtig auf Herz, Hand, und Kopf des Volkes wirke." (Gesetzgebung und Kindermord.)

Seine Schriften über Gesetzgebung enthalten viele, auch für unsere Zeit, ja gerade für unsere Zeit mehr als für die seine, wertvolle Gedanken, namentlich auch sehr beachtenswerte Beiträge zur Sexualethik. Es ist hier nicht möglich, länger dabei zu verweilen.

Da die Behandlung der Verbrecher immer noch einer der dunkelsten Punkte in unserem Staats- und Volksleben ist, mag noch eine Stelle über die wahrhaft menschliche Behandlung der Verbrecher folgen. Es gelte ernst zu machen mit dem Grundsatz, „daß die Gefangenen und Verurteilten Menschen seien, mit allen Anlagen, Leidenschaften, Vorurteilen, Gewohnheiten und Anhänglichkeiten begabet und beladen, wie alle andern Leute, und daß daher kein verderblicherer Irrtum sein könne als die Verbrecher nicht mehr mit der Art und Weise und dem Ton, mit dem man den übrigen Menschen ans Herz zu kommen gewohnt ist, regieren und leiten zu wollen. Gefängnis, Zucht- und Arbeitshaus ist nichts anders und soll nichts anders sein, als rückführende Schule des verirrten Menschen in die Bahn und den Zustand, in welchem er gewesen wäre ohne seine Verirrung; deswegen müssen diese Häuser alle den allgemeinen Bedürfnissen des Menschenherzens, wenn selbiges zu allem Guten zurückgeführt werden soll, angemessen sein und im Ganzen ihres Tons den Bedürfnissen dieses wesentlichen Endzwecks der Sache entsprechen. Man kann es nicht genug wiederholen: Die Verbrecher sind Menschen und gewiß überhaupt nicht schwerer zu gewinnen als andere Leute. Wenn wir sie in ihrem Personale ins Auge fassen und nicht immer in idealischen Allgemeinen betrachten, so werden wir in ihnen fast immer nur den schwachen, verirrten, leidenschaftlichen Menschen vor uns finden, wie wir ihn täglich in glücklicheren Umständen an unserer Seite, an unserm Tisch, in unseren Kirchen, auf unseren Rathäusern, kurz allenthalben antreffen." (Gutachten über Kriminalgesetzgebung.)

Daß der Staat in der Lösung all der hohen Aufgaben, die er ihm stellt, durchaus auf die Hilfe der Religion angewiesen ist, steht Pestalozzi außer allem Zweifel. Die schönsten Gesetze und die erleuchtetsten Erziehungsgrundsätze sind ihm ohne die Kraft einer aufrichtig religiösen Gesinnung nichts weiter als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Seine Achtung vor der christlichen Religion (eine andere kommt für ihn nicht in Betracht) ist die denkbar höchste. Man hat ihm, der wie wenige Nachfolge Jesu geübt hat, freilich bezeichnenderweise den Christennamen absprechen wollen. Es ist ist ja begreiflich. Er hat über jede Art von Pfaffentum und besonders über eine Art des Christentums, die er „Maulchristentum" nennt, die volle Schale seines Zornes und Hohnes ausgegossen. Aus Religion ist er auch gegen jede äußere Verbindung des Christentums mit dem Staate. Das Staatschristentum kommt, wie schon aus einigen im letzten Hefte zitierten Stellen zu ersehen ist, bei ihm schlecht weg.

„Zwar wissen die Christen alle gar wohl, daß das Evangelium kein System des bürgerlichen Rechts ist, es nimmt sich der Dinge

dieser Welt weder rechts noch links an, es macht keinen zum Knecht, aber indem es alle Christen in das nahe Verhältnis der reinsten und engsten Brüderschaft bringt, fordert es ganz sicher von Obrigkeiten, die Christen sind, ... eine Gemütsstimmung, die beim corpore des obrigkeitlichen Standes als solchen sich in der Welt nirgends findet. Warum sollte man die Wahrheit verhehlen? Die Welt wird nicht christlich regiert, die Regierungen als solche sind nicht christlich, und der Staat als Staat handelt in seinen wesentlichsten Einrichtungen bestimmt wider das Christentum. Eine christliche Armee, eine christliche Schlacht, christliche Feldprediger, christliche Finanz- und Kabinetsoperationen, christliche Polizeimandate und christliche Maßnahmen, den blinden Gehorsam der Untern und die Allmachtsrechte der Oberen auf Kind und Kindeskind zu sichern, das alles sind Sachen, die, wie der Mann im Mond, nur in der Einbildung verirrter Leute ihr Dasein haben. Die Geistlichen wissen das gewöhnlich auch sehr wohl, wenn sie die Großen entschuldigen, aber sie vergessen es immer, wenn sie die Kleinen anklagen." (Ja oder Nein.)

Er spottet über die Pfarrer, die mit obrigkeitlichen Verordnungen mehr beschäftigt sind, als mit dem Evangelium Jesu Christi. (Gesetzgebung und Kindermord.)

Diese Kritik stammt nur aus seiner hohen Auffassung des Pfarramts, der er besonders in „Lienhard und Gertrud" wiederholt den schönsten Ausdruck gegeben hat. Daß die Pfarrer sich um die Dinge dieser Welt nicht kümmern sollen, ist durchaus nicht seine Meinung, er fordert im Gegenteil sehr entschieden größere soziale Betätigung des Pfarrers.

Eine der wesentlichen Ursachen, daß das Dorf Bonnal so tief gesunken sei, findet er in der Tätigkeit des Pfarrers „Flieg in den Himmel", der den Leuten in Predigt und Religionsunterricht immer nur vom Jenseits gesprochen und es versäumt habe, sie kräftig zur Erfüllung ihrer nächsten und heiligsten irdischen Pflichten und Aufgaben anzuhalten. In die Tätigkeit des neuen Pfarrers kommt erst der rechte Zug, wie er an der Emporhebung des Dorfes mit zu arbeiten beginnt.

Pestalozzi kannte zum Teil schon die Bedenken, die heutzutage gegen eine über die Grenzen der Armenpflege und Wohltätigkeit hinausgehende soziale Tätigkeit des Pfarrers geäußert werden. Das Heil allein von der Umgestaltung der äußeren Verhältnisse zu erwarten, ist ihm so wenig eingefallen, wie es irgend einem ernsthaften Vertreter des religiösen Sozialismus unserer Tage einfallen kann. Der Theorie von der alles beherrschenden, zwingenden Macht der äußeren Verhältnisse und Umgebungen hat er keineswegs gehuldigt. Er hatte im Gegenteil den Glauben und eigene Erfahrung und Beobachtung haben ihm diesen Glauben zur Ueberzeugung gemacht, daß die Kräfte des Guten im Menschen schlechthin unzerstörbar und unverwüstlich sind. Weit entfernt, in der Not nur ein Hindernis zu

erblicken, sieht er in ihr vielmehr ein hervorragendes Erziehungs- und Bildungsmittel.

„Doch muß ich das wieder sagen, daß die Armut zu Stadt und Land dieses wieder gleich hat, daß hie und da die Not selbst das ist, was den Leuten wieder auf die Beine hilft. Wie kommt das? Das kommt daher, weil die Not keine Komplimente mit unseren Fehlern macht." (Christoph und Else.)

Ueber die heute so viel erörterte Frage des Verhältnisses des Aeußeren zum Inneren spricht er sich in den „Nachforschungen" kurz und klar so aus: „So viel sah ich bald: die Umstände machen den Menschen, aber ich sah ebensobald, der Mensch macht die Umstände, er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. Sowie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken."

Sehr entschieden spricht er sich dahin aus, daß man dem Menschen nicht besser helfen könne als damit, daß man ihn dazu bringe, sich selber zu helfen. Auch daß es mitten in der Ungleichheit der äußeren Verhältnisse eine ausgleichende höhere Gerechtigkeit giebt, die dem Armen oft mehr von wahrem Menschenglück zuteil werden läßt, als dem Reichen, ist ihm gewiß. Der Reiche hat nach seiner Ueberzeugung Erbarmen und Hilfe nicht weniger nötig als der Arme. So sehr er das alles anerkennt, so wenig ist er doch dafür, das Innere vom Aeußeren zu trennen, und die Macht der äußeren Verhältnisse zu unterschätzen. Er kannte die seelengefährdende Macht der Not und der Armut sehr wohl und wußte, daß „im Sumpfe des Elends der Mensch nicht oder nur sehr schwer ein Mensch werden kann."

„Die Not kann einen eben so leicht schwächen als stark machen, und wenn's zu hart geht, so kann's im Menschen brechen, wie die Saiten in einem Bogen, die du zu hart spannst."

(Christoph und Else.)

An mehr als einer Stelle hat er die furchtbare Macht des Milieus so realistisch dargestellt, als irgend ein naturalistischer Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts.

Er dringt aufs kräftigste und entschiedenste auf eine gründliche Umgestaltung der Verhältnisse von unten bis oben. Es gelte, die Quellen des Sumpfes abzugraben und nicht bloß darin herumzuwühlen. Den Pfarrern weist er eine wichtige Stelle ein in der großen Arbeit an der sozialen Wiedergeburt. „Die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen ist ihm das heilige äußere Zeichen des Christentums und des Wesens der Gottesverehrung, die der Heiland auf Erden in seiner Liebe gestiftet" (Lienhard und Gertrud II.)

Den Einwand, daß die Mitarbeit an der Umgestaltung der Verhältnisse eine besondere wissenschaftliche Ausrüstung voraussetze, läßt er nicht gelten. Er verlangt von allen, die wirklich mithelfen wollen, in erster Linie, daß sie ein unerschütterliches Vertrauen auf die Kraft

der reinen selbstlosen Liebe und Güte setzen. „Es ist im Innern der Begriffe von Hilfe und Rat und Liebe so auffallend, daß ihre natürlichen Folgen Weisheit, Besserung, Dank und Zutrauen sein müssen, und das elende, errettete Mädchen sollte durch wahre Hilfe nicht zu besseren Gesinnungen, zu reineren und edleren Grundsätzen gebracht werden können? Warum doch das? O Menschheit, die du nie auf die großen Wirkungen der Liebe und hilfreichen Gesinnungen trauen willst, die doch Gott zur Grundlage deines Herzens in dich selbst und in dein Inneres gelegt und die vor deinen Augen gegen alle die, mit denen du umgehst, so unaussprechlich heiter wirkt.

O Menschheit! Daß du der größten Kraft, die in deiner Hand ist, mißtraust und blind bist gegen ihre auffallenden Wirkungen ...."

(Gesetzgebung und Kindermord.)

Daß Glauben und Liebe die einzigen Kräfte sind, die eine soziale Wiedergeburt herbeizuführen vermögen, hat Pestalozzi immer wieder ausgesprochen, besonders schön und ergreifend in der „Abendstunde eines Einsiedlers", die eines der schönsten Dokumente des religiösen Sozialismus genannt werden darf. Ich kann diese Ausführungen über Pestalozzi nicht besser abschließen, als indem ich zwei Stellen wiedergebe, in denen sich bereits die wichtigsten Gedanken der „Abendstunde" finden. Sie sind zugleich besonders geeignet zu beweisen, was am Anfang über den Schriftsteller Pestalozzi gesagt worden ist.

„Was ist Wahrheit im Menschenleben? Was wirkt sie? Warum muß ich doch warm sein für Wahrheit, die nichts wirkt? Warum mich ermüden mit Träumen und rauben mir immer die Ruh und den Lebensgenuß und den stillen, lachenden Frieden des Herzens? Wie oft bin ich schon von Träumen entschlummert, von wachenden Träumen voll schwerer, ermüdender Arbeit! Ach, wenn dann Arbeit und Leiden dem Träumenden nichts war und ein hohes Ziel mich stärkte, und um mich her Menschen wohltätige Träume liebten und oft dem Träumer entgegenlächelten, daß sein Mut wuchs, wenn ich sie loben hörte das Anklimmen auf steilen Bergen, loben den Mut des Retters, der ans sinkende Schiff schwimmt, und dann meine Hoffnung mich doch täuschte, wenn ich scheitern sah alle, die darauf bauten, wie war mir? Was ist Wahrheit im Menschenleben? Was wirkt sie? So dacht ich und staunte hinab ins mühselige Tal des Lebens. Oft schlug mir mein Herz so, wie es mir jetzt schlägt, daß ich ermattet und kraftlos dastand! Was tu ich? Warum muß ich den törichten Träumen meines Lebens noch diese Rede hinzufügen? Es ist unnütz und vergebens, dein Tun! Aber auch das Schlagen meines Herzens ist Schrecken des Träumens! Wahrheit wirkt ewig Gutes, aber die Menschen werfen ihr Aug' in einen Winkel und so sie nicht da vor ihren Augen aufblühet und duftet wie die volle, geöffnete Rose, so glauben sie selbige völlig verloren. Jede Wahrheit ist zwar guter Same, aber sie gedeiht nur auf reinem Boden . . . ihren stillen Segen in dir selbst

zu nutzen und zu genießen, das ist der erste Segen der Wahrheitsliebe; ob dann aber deine Wahrheit, die immer einseitig ist und immer mit tausendfachem, oft von dir selbst herrührenden Schatten umwickelt ist, ob diese deine Wahrheit just an deiner Seite und just in der kleinen Stunde deines nichtigen Daseins wirke, das ist nicht deine Sache. Bereite das Feld, worauf du säen willst, wenn du Ernte hoffest!"

(Rede von der Freiheit.)

„Sehet die mächtige Ausübungskraft für die schwersten Pflichten der Menschheit in der Unschuld des reinen Familiensinns und erkennt, daß reine unbefleckte Sitten und aufrichtige Menschenliebe einen kraftvollen, unbestochenen Sinn für jede Pflicht der Menschheit und erhabenes Wahrheitsgefühl bescheeren; erkennet diesen mächtigen Sinn der Einfalt und Unschuld, die nicht abwiegt und nicht ausmißt, aber im Innern der Menschheit, vom Vater der Menschheit gebildet, sich schnell zu jeder Pflicht erleuchten und zu jeder Tugend emporheben läßt. Und dann gehet hin, ihr Weisen der Erde, zu pflanzen Unschuld und Liebe und diesen reinen Sinn für Wahrheit und Recht; erhebet die niederste Menschheit wieder zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Gleichheit mit euch, ihr Weisen! Wenn ihr innigen Brudersinn unter den Menschen um euch her pflanzet, dann bereitet ihr den Acker zur Saat, dann wird eure Wahrheit und eure Erleuchtung Segen werden, die es sonst nicht ist ... Weder häusliches noch bürgerliches Glück, am wenigsten die Sicherung der großen, seltenen Segensgenießungen freier Verfassungen sind ohne allgemeines, warmes, inniges Menschlichkeitsgefühl zu erzielen, ohne dieses sind die Gerechtigkeitsansprüche der Oberen gegen die Unteren Geißeln in der Hand der Gewalt und die der Unteren gegen die Oberen Seifenblasen spielender Kinder. Reiner Vatersinn und reiner Kindersinn ist die Quelle alles Hausegens und die Stütze aller Freiheitsgenießungen, wo diese mangelt, da wird Freiheit Quelle der Zerrüttung des Hauses. Darum bist du es, du, die du allen Segen der Welt gründest, allen Kindessinn und alle Vaterherzen rein bildest, du, die du alle Menschen gemeinsam einen Allvater anzubeten und uns alle im Ernst und in der Wahrheit als Brüder, als Kinder eines Vaters einander zu lieben verbindest, Geheiligte Gottes, Religion! Du bist es allein, die der Menschheit Gerechtigkeit und Freiheit bescheert." (Von der Freiheit.)

„Nicht Erleuchtung, sondern Liebe bildet im allgemeinen. Also ist's Erfahrung, daß sich Gerechtigkeit mehr auf Liebe bauen muß, als auf Erleuchtung. — Religion ist Bildung zur Menschenliebe, folglich zum reinen gegenseitigen Sinn des Vaters- und Kindesverhältnisses. Großer Gedanke der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, bildet uns zu Brüdern, und Brudersinn und Liebe ist einige Quelle wirkender Menschengerechtigkeit. — Sehen sie meine politischen Grundbegriffe! Aber nun muß ich Ihnen jetzt auch meine noch nie geäußerten Religionsbegriffe hinwirken, weil sie mit den politischen zusammenhängen. Menschentugend, Menschensegen wird nur vom Gefühl der Kindschaft

Gottes in der Welt gesichert. Gottesvergessenheit ist Verkennnis des Kinderverhältnisses der Menschheit gegen den allgemeinen Vater, Verlust der warmen, dankenden Brudergefühle. Gottesvergessenheit ist das größte Unglück der Welt, ist verlorener Kindersinn, der alle Vaterversicherung vernichtet. Wiederherstellung des Kindersinns der Menschheit gegen Gott den Vater ist Erlösung der verlorenen Gotteskinder auf Erden. Der Mann Gottes, der den warmen Glauben an die Kindschaft Gottes der Welt mit Leiden und Sterben wiederherstellt, ist der Erlöser der Welt, es ist der geopferte Priester des Herrn, es ist der Mittler zwischen Gott und der verlorenen, Gottes vergessenen Menschheit. Seine Lehre ist reine, Gerechtigkeit bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder .... Sehen Sie den Gesichtspunkt, in welchem ich Jesu Lehre Bedürfnis der Welt glaube, sehen Sie den Grund meiner Behauptung, daß alle Erleuchtung, die nicht auf den Glauben unserer Religion gebaut ist, beim Volk auf Thronen und beim Pflug nur so weit wirken werde, als die Ueberwindung nicht zu groß, den Grund meiner Behauptung, daß Religion und Glauben die einige Weltweisheit des Volkes, die einige reine Quelle wahrer allgemeiner Nationalerhebung zur Größe und inneren Volksstärke. — Das ist meinem Herzen der wichtigste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben." *)

(Brief an Iselin.)

Rageth Ragaz (Maladers b. Chur).

Zur Schulreform.

Bei der Lektüre von Schilderungen aus alter Zeit will leicht ein wohliges Gefühl selbstgerechter Befriedigung über uns kommen, wie herrlich weit wir es doch gebracht haben. Aber schnell stellen sich wieder bescheidenere Stimmungen ein, wenn wir uns ausmalen, wie wohl einst unsere Nachkommen über den Anfang des 20. Jahrhunderts urteilen; werden sie nicht gerade so über uns lächeln, wie wir über die Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm? Das gilt für das soziale Gebiet, es gilt auch für das pädagogische. „Wie konnte man nur so unmethodisch vorgehen?" fragen wir uns etwa angesichts der Erzählungen von Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" oder gar von Thomas Platters Selbstbiographie. Wird man nicht vielleicht in gar nicht so ferner Zeit mit

*) Auf Wunsch des Verfassers soll diese „Rede Pestalozzis an unsere Zeit" in den „Neuen Wegen" vorläufig verstummen. Später wird noch eine Darstellung der Ansichten Pestalozzis über Kirche, Predigt, Pfarrer u. s. w., sowie eine abschließende Betrachtung folgen. Die Red.

demselben Gruseln dieselbe Frage in bezug auf unser Schulwesen aufwerfen?

Tatsache ist, daß der „Schulmeister", der die Herbart-Ziller'sche Pädagogik für das Ende aller Weisheit ansieht, schon gegenwärtig sachte in das Kabinett der komischen Figuren hinüberzurutschen beginnt. Hat eine Zeitlang in der Romanliteratur der Pfarrer die Rolle des Greises, der sich nicht zu helfen weiß, gespielt, so muß neuerdings auch der Lehrer dafür herhalten. Vollends in den Kreisen der Fachleute wird das Gefühl immer allgemeiner, daß etwas anders werden müsse. Wird nicht immer offener zugegeben, daß für viele Kinder der Eintritt in die Schule den Beginn eines Verdummungsprozesses bedeutet? Daß oft diejenigen, die im spätern Leben das Größte geleistet haben, in der Schule unbrauchbar gewesen sind? Geben die Resultate der „pädagogischen" Rekrutenprüfungen nicht alljährlich Gelegenheit, die Gründe für den Mißerfolg der Schule hervorzusuchen? Liegt die Schuld in der Unfähigkeit der Lehrer? Jeder Stand hat seine unfähigen Vertreter, aber die sind doch nimmermehr der Durchschnitt; der Fehler kann nicht an den Personen allein liegen, er ist im System zu suchen. Erzieher von Gottes Gnaden können trotz ihm Vortreffliches leisten, aber leider sind sie nicht so dicht gesät.

Das Gefühl dieser Reformbedürftigkeit ist jedenfalls maßgebend gewesen, als die Pestalozzigesellschaft Zürich als Redner für die Pestalozzifeier am 12. Januar den Münchner Schulrat Dr. Kerschensteiner engagierte. Seine Rede ist im Februarheft der ausgezeichneten Zeitschrift für pädagogische Reform „Der Säemann" erschienen. Wir suchen ihren Gedankengang kurz zu skizzieren.

Der Fehler der bisherigen Schule liegt vor Allem darin, daß sie Lern- und Buchschule, nicht Arbeitsschule ist; sie ist nicht dem gesamten Seelenleben des Kindes, sondern nur seinem Intellekt angepaßt, sie entwickelt nur seine rezeptiven Kräfte und läßt die produktiven verkümmern; sie ist nur aufs Hören, auf das passive Hinnehmen von fremdem Wissen eingerichtet, während dem Wesen der Kindheit regste Aktivität entspricht, und ihr wird in der Schule mit ihrem Stillesitzen, Hören und Schweigen Gewalt angetan. Zwar gewöhnen sich viele auch daran, aber „anstatt mit wirklichen Dingen umzugehen, lernen sie mit ihren Schatten zu verkehren; an die Stelle der Erfahrungswelt tritt das Buchwissen mit den Ehrenkränzen, die ihm die Schule windet, in ihrer Wertschätzung; an die Stelle der einstigen kühnen Unternehmungslust auf ungebahnten Entdeckerpfaden tritt das wackere Arbeiten auf eingeübten und eingefahrenen Geleisen, an Stelle des Beobachtens, Forschens und Zweifelns das Schwören auf die Worte des Meisters."

Kerschensteiner ist nun nicht so weichlich, daß er alle Arbeit, die nicht der Neigung des Schülers entspricht, ausmerzen wollte. Er betont den hohen charakterbildenden Wert des Zwanges, auch gegen

die Neigung pflichtgemäß zu arbeiten. „Was aber unsere heutige Schule dem Kinde, wenn es ins Leben hinübertritt, nicht mitgibt, was sie weit mehr verkümmern läßt, als fördert, das sind gewisse aktive Charakterzüge, die die meisten Kinder im Keime schon hatten, als sie in die Schule eintraten, den Mut der Selbständigkeit, den Mut der Selbstbehauptung und der Unternehmungslust, den Mut, Neues und Ungewohntes anzugreifen, die Lust zu beobachten und zu prüfen und vor allem, aber nicht um seiner selbst willen, zu arbeiten, nicht bloß, um selbst zu wachsen, um die Andern zu überflügeln, um Sieger zu werden im wilden Kampf des Lebens, sondern auch um die eigenen reichen Kräfte hilfsbereit Allen zur Verfügung stellen zu können, Allen, die ihrer bedürfen."

Deshalb muß aus der bloßen Lernschule eine Arbeitsschule werden, die sich an die Spielschule der ersten Kindheit anschließt. Sie braucht zuerst ein reiches Feld für Handarbeit, Betätigung nicht allein für die intellektuelle Seite der menschlichen Anlage. Sie braucht Arbeitsgebiete, die womöglich irgendwie mit den Arbeitskreisen der Eltern zusammenhängen, „damit die Fäden, die die Schule spinnt, nicht täglich abreißen, wenn das Kind die Schultasche vom Rücken nimmt." Sie braucht ferner Arbeit im Dienste der Mitschüler, welche ihrem Gewissen den Grundsatz einprägt, „daß der Sinn des Lebens nicht herrschen, sondern dienen ist." Nicht bloß den Kindern einige Fertigkeiten beizubringen, welche bisher in der Schule nicht erworben wurden, ist der Zweck der Arbeitsschule, sondern die Erziehung zu einer Einordnung des Einzelnen in das Ganze, Erziehung zu den sozialen Tugenden. „Wir brauchten sie (die Arbeitsschule), weil nicht das Buch der Träger der Kultur ist, sondern die Arbeit, die hingebende, sich selbst aufopfernde Arbeit im Dienste der Mitmenschen oder einer großen Wahrheit." Sie bietet auch den großen Vorteil, daß der Begabte und der Unbegabte neben einander und einander in die Hände arbeiten und die Freude des Gelingens empfinden können. Hier erst ist wirkliches Individualisieren möglich. Es kommt hier vor, daß Kinder, die in der bloßen Lernschule zurückbleiben, ihre intellektuell besser begabten Mitschüler weit übertreffen und dadurch ein Selbstvertrauen und einen Schuleifer gewinnen, wovon auch die Kopfarbeit ihren Vorteil zieht.

Kerschensteiner erzählt nun von den Fortschritten, die er in München durchführen konnte: Schulküchen, Schulgärten oder doch Topfpflanzenkultur in der Schule, Holz- und Metallverarbeitungs-Werkstätten, völlige Umwälzung des Zeichenunterrichts, wo an Stelle der geometrischen Figur und des abstrakten Ornamentes die Gegenstände der Natur und des täglichen Lebens treten, Laboratorien für Physik und Chemie. Er bespricht auch die Schwierigkeiten, die diesen Reformen im Wege stehen, die Unfähigkeit, sich von uralten Anschauungen und Gewohnheiten frei zu machen und die höheren Kosten. „Aber alles Gute kostet eben mehr wie das Mittelmäßige." Doch die

Mehrkosten sind nicht so hoch wie man glaubt und sind die Sache wohl wert.

Kerschensteiners Grundsätze treffen in der Hauptsache zusammen mit den Bestrebungen unseres Mitarbeiters Prof. Dr. J. G. Hagmann in St. Gallen. Auf seine Schriften zur Schulreform seien alle diejenigen hingewiesen, welche sich für die Sache interessieren, sei es, daß sie ihnen einleuchtet, sei es, daß sie Bedenken haben. Hier ist systematisch angefaßt, was naturgemäß eine Festrede nur andeuten konnte. Grundlegend ist die Schrift: „Zur Reform eines Lehrplans der Volksschule", 2. Aufl., St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung. 80 Cts. Die Folgerungen für die Seminare werden gezogen in „Zur Frage der Lehrerbildung auf der Volksschulstufe" (ebenda), während eine dritte Broschüre „Das Sonderklassensystem in neuer Beleuchtung" (ebenda) an dem sogenannten Mannheimersystem scharfe Kritik übt. In erfrischender Weise zieht Hagmann gegen die abergläubischen Dogmen der pädagogischen Orthodoxie zu Felde; Schulreform sagt zu wenig, seine Forderungen laufen eher auf eine Schulrevolution — man denke nicht gleich an Barrikaden und Bomben — hinaus. Seine ganze Satire gießt er aus über den grundlegenden Aberglauben, den an das Lehrpensum. Man geht nicht aus vom Wesen des Kindes, sondern von dem Ziel der Anforderung, welche die oben anschließenden höhern Lehranstalten an die Volksschule stellen, oder einer „allgemeinen Bildung". Auf dieses Ziel hin werden die Kinder dressiert von Anfang an, und zwar sollen alle Kinder auf demselben Weg und in derselben Zeit an dieses Ziel geführt werden, Begabte und Unbegabte, wobei sich erstere schauerlich langweilen und letztere überbürden. Im Einzelnen wird diese Herrschaft des Pensums zum Abrichten auf die große Komödie genannt Examen. Dieses Lehrziel ist durchaus intellektualistischer Natur. Nein, der einzige Maßstab der Schule soll sein „die Natur des Schülers und einzige Aufgabe der Schule, das Kind in seiner Entwicklung während der Schulzeit zu fördern, nicht mit Rücksicht auf äußere Anforderungen, sondern zu gunsten seiner Selbständigkeit". Mit dem wirklich Elementaren soll begonnen werden, und das ist einzig der Anschauungsunterricht, aber betrieben an wirklichen Naturobjekten und Kunstgegenständen, nicht bloß an Bildern. Und elementar sind dem Kinde die Totalvorstellungen, nicht die logischen Bestandteile, in die sie der Verstand zerlegt, also nicht die gezogene Linie, der gesungene Ton, der gesprochene Laut, sondern das Pferd, das gezeichnet wird, das Lied, der geäußerte Gedanke; ich glaube, hier hat Hagmann den Finger auf einen besonders tiefen Mißgriff gelegt. Der Anschauungsunterricht nach Hagmanns Methode will die Beobachtungsgabe und das Sprachvermögen ausbilden; daran sollen sich Uebungen anschließen, und zwar Spielen und Turnen für den Körper, Zeichnen und Handarbeiten für Auge und Hand, Sprechen und Singen fürs Ohr. Wie aus diesen elementaren Uebungen, denen die ersten Schuljahre reserviert sind, Lesen, Schreiben und Rechnen hervorgehen soll, sehe man bei Hagmann selbst

nach. Er hofft, wie mir scheint mit Recht, daß damit der Ueberbürdung Abbruch getan wird, ohne daß man den Schüler mit Anstrengung verschont, da erst hier individuelle Behandlung den Gaben entsprechend möglich wird und die Arbeit den produktiven Trieben wirklich entspricht. Für die Lehrerbildung will Hagmann das Kennenlernen der Kindesseele — nicht durch Unterricht in Psychologie, sondern durch Umgang mit Kindern — in den Mittelpunkt stellen, weshalb mit dem Seminar nicht nur eine Uebungsschule, sondern eine Kinderanstalt (Waisenhaus) verbunden sein soll. Die Broschüre über das Mannheimer System (Sonderklassen, sog. Förderklassen für Minderbegabte) zeigt, wie dessen gute Gedanken sofort in das Gegenteil umschlagen, da an der Grundlage der intellektualistischen Lernschule nichts geändert wird. Es ist dringend wünschenswert, daß die Hagmann'schen Forderungen überall bekannt gemacht, studiert und diskutiert werden.

Als eine Frucht der gezeichneten Bestrebungen begrüßen wir das Zirkular, das der Vorstand des städtischen Schulwesens, Dr. Mousson, an die Lehrerschaft von Zürich richtet. Er fordert diejenigen Lehrer, die zu Versuchen in den genannten Richtungen bereit sind, auf, sich zu melden und einen genauen Plan ihrer Reformversuche vorzulegen. Er kann ihnen hiefür den Beistand der Schulbehörden, die Gewährung der Hilfsmittel und Befreiung von einzelnen Vorschriften gewähren. Es ist sehr zu begrüßen, daß hier einmal versucht wird, über den Zustand des bloßen Theoretisierens hinaus zu kommen. Wir sind auf das Ergebnis der Versuche gespannt und hoffen, daß einzelne Mißerfolge, die natürlich nicht ausbleiben können, den Mut zu weiterm Fortschritt nicht lähmen.

R. Liechtenhan.

Optimismus.

. . . Ein Mensch muß das Uebel verstehen und die Traurigkeit kennen, ehe er sich als Optimisten bezeichnen und erwarten darf, daß andere diese seine innere Ueberzeugung als begründet anerkennen.

Ich weiß, was Uebel ist. Ein- oder zweimal habe ich mit ihm gekämpft und eine zeitlang seine erstarrende Wirkung auf mein Leben verspürt; daher spreche ich aus Erfahrung, wenn ich behaupte, daß das Uebel keine schlimmen Folgen hat, sondern nur eine Art geistiger Gymnastik ist. . . .

. . . Die Welt ist mit dem Guten besät; aber wenn ich meine heitere Anschauung nicht in das praktische Leben übertrage und meinen eigenen Acker damit bestelle, kann ich kein Körnchen vom Guten ernten. . . .

. . . Zweifel und Mißtrauen sind nur der Schrecken einer furchtsamen Einbildungskraft, die ein standhaftes Herz besiegen und über die ein großer Geist hinwegschreiten wird. . . . Der Wunsch und der Wille, zu arbeiten, ist an sich schon Optimismus. . . . Ordnung ist Optimismus. . . . Der freudigste Arbeiter im Weinberge mag ein Krüppel sein. Wenn ihn auch die andern übertreffen, so reifen doch auch alljährlich in der Sonne für ihn volle Trauben. . . .

Ich möchte gerne eine große und edle Aufgabe erfüllen; aber meine vornehmste Pflicht und Freude ist es, auch niedrige Aufgaben so zu behandeln, als ob sie groß und edel wären. . . .

(Aus Helen Kellers „Optimismus", von einer Leserin der „Neuen Wege" zusammengestellt.)

Umschau.

Die einzige Religion, mit der sich das Christentum ernstlich auseinander zu setzen hat, ist der Buddhismus. Eine interessante Gegenüberstellung beider finden wir in der Zeitschrift „Religion und Geisteskultur" aus der Feder von Prof. Bertholet in Basel. Der Verfasser betont, daß sich ein jeden überzeugender Beweis von der Ueberlegenheit des Christentums nicht führen läßt. Es gebe eben Naturen, denen das Christentum und solche, denen der Buddhismus entspreche. Aber einer gewissen romantischen Buddhismus-Schwärmerei, die sich hie und da, manchmal mit blühender Sachunkenntnis verbunden, breit macht, tritt er entschieden entgegen. Er fragt zuerst, wovon beide Religionen erlösen wollen und antwortet: Das Christentum vom sündigen Dasein, der Buddhismus vom Dasein selbst. Dasein aber ist für den Buddhismus der Zustand des der Seelenwanderung Unterworfenseins. Bertholet stellte den Sinn des buddhistischen Seelenwanderungsglaubens fest und betont, daß er reine, unkontrollierbare Hypothese sei. In zweiter Linie vergleicht er das Ziel, das religiöse und sittliche Ideal der Vollkommenheit bei den Christen, das „Nirwana" bei den Buddhisten. Dieses ist nicht nur, wie oft geglaubt wurde, ein jenseitiger Zustand, es kann schon in diesem Leben erreicht werden als vollständiges Erloschensein alles Lebensdranges, aller Leidenschaft, alles Begehrens, ein völliges „Erlöschen" des aktiven Lebens, eine passive Ruhe, die als höchste Seligkeit empfunden wird, besonders auch deshalb, weil die Furcht vor neuem Geborenwerden abgetan, die Hoffnung auf völliges Vergehen gesichert ist. Als Weg zur Erlösung endlich steht der christlichen treuen Erfüllung der individuellen Aufgabe in Verwendung aller Gottgegebenen Kräfte das buddhistische Mönchsideal gegenüber, die Loslösung von allen natürlichen Beziehungen, zum Zweck des Selbstvergessens in Meditation und Kontemplation. Deshalb enthält die buddhistische Ethik völlige Verachtung des Kultur- und Familienlebens; wer in diesen Dingen bleibt, darf für sich höchstens die Hoffnung fassen, in seiner nächsten Wiedergeburt Mönch zu werden; die buddhistische Ethik ist zugespitzt auf Arbeit an sich selbst auf das Erlöschen des Feuers der Seele hin, sie ist nicht wie die christliche die Forderung eines Dienstes, in dem allein die Seele innerlich wachsen kann. Darum kann der Verfasser in dem Buddhismus nicht das erkennen, was unserer Zeit not tut. L.

Büchertisch.

Die Juristen unter unseren Lesern, welche sich für das rechtshistorische Material der Bibel interessieren, seien auf: Adalbert Merx (Professor und Hofrat in Heidelberg) **Die Bücher Moses und Josua**, Religionsgeschichtliche Volksbücher, II. Reihe, 3. Heft (Doppelheft), Tübingen, 1907, 1 Mark, hingewiesen.

Die Schrift nennt sich eine Einführung für Laien. Dazu ist sie viel zu gelehrt. Für Alttestamentler von Fach fällt einiges ab, gut geschulte Theologen werden sich mit dem rechts- und geschichtskritischen Darstellungsgang noch abfinden können, für Rechtsgelehrte ist's eine sichere Führung, die sich ihnen darbietet, für Laien sind höchstens die ersten sechzehn Seiten genießbar, und auch die nur für wenige.

Merx soll über den Stoff dicke Bücher schreiben, populär aber muß ihn ein ganz Andrer behandeln. L. K.

Religiös-soziale Konferenz.

Die diesjährige **religiös-soziale Konferenz** soll in der Woche nach Ostern, **Mittwoch, den 22. April,** in **Zürich** stattfinden.

Es ist längst keine neue Erkenntnis mehr, daß das Christentum nicht bloß zu Liebestätigkeit, sondern auch zu entschiedenem Eintreten für eine soziale Erneuerung verpflichtet. Schon seit Jahren ist diese Einsicht in allen möglichen Schattierungen in Wort und Schrift vertreten worden. Und doch hat ein verstärktes Interesse für religiöse Fragen bei der für eine neue soziale Ordnung kämpfenden Schicht einerseits, ein verstärktes Interesse für diesen Kampf bei den Vertreten des Christentums anderseits auch ein intensiveres Verlangen nach Erörterung derjenigen Probleme hervorgerufen, welche das Verhältnis zwischen christlicher Lebensauffassung und sozialem Kampf betreffen. Dieses Bedürfnis hat schon voriges Jahr zur Veranstaltung einer sogenannten religiös-sozialen Konferenz geführt; dieselbe trug aber mehr den Charakter eines vertraulichen Gedankenaustausches unter Gesinnungsgenossen. Nun soll dieses Jahr der Versuch wiederholt werden, aber diesmal in voller Oeffentlichkeit. Die Zusammenkunft soll der Aussprache unter denjenigen dienen, die, von religiösem Pflichtgefühl getrieben, die Notwendigkeit einer prinzipiellen sozialen Umgestaltung vertreten. Zugleich hegen die Veranstalter die Hoffnung, daß der religiös-soziale Geist auch solche Teilnehmer ergreife, die diesen Fragen noch gleichgültig oder skeptisch gegenüberstehen.

Für den ersten Vortrag hat sich in verdankenswerter Weise Herr alt Nationalrat **Greulich** zur Verfügung gestellt. Er wird über

Wirtschaftliche Tatsachen aus der Entwicklung der Schweiz in den letzten Jahrzehnten

reden. Wir hoffen, daß gerade diese auf noch unveröffentlichten neuesten Untersuchungen beruhende Darstellung tatsächlicher Zustände einer

fruchtbaren Diskussion über die Notwendigkeit einer neuen Wirtschaftsordnung zur Grundlage dienen könne. Der Beginn ist auf **nachmittags 2 Uhr** festgesetzt.

Am Abend sollen mehr die religiösen Gedanken und Motive zur Sprache kommen, welche zur Begründung der sozialen Arbeit dienen. Herr **Pfr. Liechtenhan** in Buch a./J. wird ein einleitendes Referat halten über

Prophetische und kirchliche Religion in ihrem Verhältnis zur sozialen Bewegung.

Beginn **abends 8 Uhr.**

Beide Versammlungen finden im **Schwurgerichtssaal** (Hirschengraben) in **Zürich** statt.

Am **Donnerstag, 23. April** wird im Anschluß an die Hauptkonferenz eine Versammlung stattfinden, in der speziell Fragen besprochen werden sollen, die die **Stellung des Pfarrers zur sozialen Frage** betreffen. Herr Pfarrer **H. Kutter** wird über dieses Thema ein einleitendes Votum abgeben. Diese Konferenz soll im Restaurant „Künstlergütli" (beim Polytechnikum) stattfinden und **morgens 8 Uhr** beginnen. Nachher gemeinsames Mittagessen zu Fr. 1.50.

Es ist für eine Anzahl Freiquartiere gesorgt; man wende sich hiefür bis zum 18. April an Herrn Pfr. Dr. Pfister, Schienhutgasse, Zürich I. Zwischen der Nachmittags- und der Abend-Versammlung ist Gelegenheit zu **gemeinsamem Nachtessen** im „Barfüßer", Spitalgasse (bei der Predigerkirche), geboten.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet herzlich ein

Das Initiativkomitee:

H. Bader, Degersheim.
J. Eugster, Präsident des Vereins sozialistischer Kirchgenossen Neumünster, Zürich.
Lic. **H. Kutter,** Zürich.
O. Lauterburg, Präsident des Verbandes evangelisch-sozialer Arbeitervereine, Bern.
Lic. **R. Liechtenhan,** Buch am Irchel.
Dr. **O. Pfister,** Zürich.
L. Ragaz, Basel.
A. Reichen, Winterthur.
A. Stauber, Präsident des Vereins sozial-demokratischer Kirchgenossen Außersihl, Zürich.
L. Stückelberger, Oerlikon.
E. Tischhauser, Pratteln.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Menschen von morgen.*)

Für das Heil unseres Vaterlandes, und ich darf wohl sagen: das Heil der ganzen Welt, ist nichts so notwendig, als daß unter uns Männer und Frauen von morgen aufstehen und daß auf allen unsern Türmen eine größere Anzahl von Wächtern „des Morgens harren", bereit, auf den Ruf ihrer Brüder: „Wächter, wie weit ist's in der Nacht?", mit heller und deutlicher Stimme Antwort zu geben.

Mitten in Lärm und Aufregung unseres politischen und sozialen Lebens werden diese Männer und Frauen von morgen eine wirksame, wenn oft auch ganz stille Macht bilden; sie werden nicht nur die Partei des wahren Fortschritts, sondern ebensosehr die wahren Konservativen sein; denn sie werden die wachsamen Verteidiger der immer wieder bedrohten ewigen Heiligtümer sein.

Es ist nicht genug, daß wir offene Augen für den heutigen Tag haben, es müssen immer auch einige da sein, die in die Weite schauen. Wir haben Arbeitende nötig, aber mindestens ebenso sehr auch Sehende. Die Geschichte beweist uns deutlich, wie sehr wir gerade diese nötig haben, welch' lange Abfolge von Uebeln die Menschheit heimgesucht hat, weil keine Sehenden da waren. Diese Lücke macht sich besonders im moralischen und politischen Leben der Völker spürbar. Einer unserer Staatsmänner aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist einmal, als er von einem Unrecht redete, das er abstellen wollte, in die Klage ausgebrochen: „Wir wußten nichts davon, wir verstanden es nicht besser; jetzt erst fangen wir an zu begreifen, fangen wir an zu sehen."

Es liegt etwas tief Schmerzliches in einem solchen Bekenntnis, so demütig und aufrichtig es auch ist; es ruft die Worte Christi, der über Jerusalem weint, vor unserm Geist; wir müssen uns ehrlich vor Gott fragen, von welchem Punkte an ein solches Nichtwissen zur Schuld wird. Und ebenso müssen wir uns sagen, daß diese Schuld

*) Vergleiche dazu die „Redaktionelle Bemerkung" am Schlusse.

des Nichtwissens, wenn euch tausende unserer Mitmenschen sie teilen und die Generationen vor uns dafür den größeren Teil der Verantwortung tragen, doch eine Schuld bleibt, die Reue und Sühne fordert.

Wir werden noch eine Zeit lang die Schatten der Nacht sich verdichten und die Finsternis zunehmen sehen, bis der frohe Ruf erschallt: „Der Morgen ist da! Das Reich unseres Gottes und seines Christus ist angebrochen!"

Gebe Gott, daß Menschen, die von Geist aus der Höhe ergriffen und überwältigt sind, unter uns erstehen, nicht bloß da und dort einer, sondern viele allerorten; so wie die Sterne, die am Himmel erscheinen, wenn die Abendschatten sich zur Nacht verdichten. Gott hält solche Menschen bereit, dessen bin ich gewiß. Sie werden aufstehen, die Sehenden der Entscheidungstage! Wir treffen sie schon jetzt und werden sie immer zahlreicher treffen: dort wo in heiliger Gottesstille und Gottesnähe Menschen kämpfen, leiden und hoffen, für die Christus, der Helfer, ein Freund ist im zartesten und höchsten menschlichen Sinn dieses Wortes. Josephine E. Butler.

Religiöser Freisinn.

Das Osterfest liegt hinter uns. In unseren Knabenjahren galt ziemlich allgemein die Formel: Am Ostermorgen scheiden sich die Wege des positiven, gläubigen Christentums nnd des religiösen Freisinns. Wer an das Auferstehungswunder im Sinn der Evangelien glaubt, ist ein positiver Christ. Wer es ablehnt, ans leere Grab zu glauben und an das Naturwunder in Jesu Auferstehung, der gehört ins Lager des Freisinns. Galt dies nicht als das einzige Unterscheidungsmerkmal der beiden religiösen Richtungen, so war es doch sicherlich das populärste. Hier, so meinte man, mußte es sich zeigen, weß Geistes Kind einer sei.

Das war vor 25 Jahren. Heute haben sich die Gegensätze etwas gemildert unter dem Eindruck dessen, was trotz allem gemeinsam ist. Doch möchte ich mir nicht einmal ein Urteil darüber erlauben, welche von den beiden Richtungen im Fortschreiten begriffen sei. Von einer Täuschung ist jedermann gründlich kuriert, der nämlich, daß das freisinnige Christentum mit der Macht innerer Notwendigkeit in absehbarer Zeit den Sieg davontragen müsse. Kürzlich noch ist eine kleine Schrift eines sonst als liberal bekannten deutschen Professors über die Auferstehung Jesu Christi in zweiter Auflage erschienen, die sich sehr entschieden für das leere Grab ausspricht, d. h. eben für das Osterwunder im alten Sinn. Und ich halte es keineswegs für ausgeschlossen, daß diese Ansicht im Lauf der Zeit der sogenannten freieren wieder Boden abgewinnt. Verschiedene Anzeichen weisen darauf hin.

Die Periode der einseitigen Verstandsbildung ist im Ausklingen und wird langsam abgelöst von einer Zeit, die der Stimmung und Gemütsverfassung wieder ihr Eigenrecht einräumt. Dies gilt für das geistige Leben im allgemeinen. Literatur, Malerei, Pädagogik sind schon stark davon berührt. Wie viel mehr wird sich die Wandlung geltend machen im religiösen Leben, das am allermeisten etwas rein Geistiges ist.

Ich meine aber, wir haben diesen Wandel der Zeit nicht im Geringsten zu beklagen. Bedauern möchten wir nur, wenn nun früher oder später mit erneuter Bitterkeit der alte Streit entbrennen sollte: Hie positives Christentum — hie religiöser Freisinn! Denn das werden wir ausnahmslos fühlen: Wir haben zur Stunde sehr viel Wichtigeres zu tun, als uns zu scheiden am leeren Grab, an der Gottheit Christi, an Wundern und Zeichen und was der Dinge mehr sind, um die in unserer protestantischen Kirche während der vergangenen Jahrzehnte so viel und so leidenschaftlich gestritten worden ist.

Was wir von der Zukunft hoffen, und was uns auch in dieser Sache die Feder in die Hand drückt, ist eine neue Art von religiösem Freisinn, die darin bestehen sollte, eine anders geartete religiöse Stimmung, andere religiöse Ausdrucksformen und Symbole als vollkommen gleichberechtigt anzuerkennen, auch wo man's tun muß auf Kosten des eigenen Einflusses und entgegen aller Kirchenpolitik.

Wir haben eine Periode hinter uns, wo die geschichtliche Erforschung unserer christlichen Religion und ihrer Erscheinungsformen die Hauptkraft der Fachleute in Anspruch genommen hat. Man wirft ihr bereits vor, sie habe die Gegenwartsreligion abgeschwächt. Das mag sein. Sie wird, wie alles in der Welt, sich korrigieren lassen müssen von den Nachkommenden. Wir hoffen aber, daß sie für die Gegenwartsreligion das eine große Verdienst bewahre, einen neuen religiösen Freisinn geschaffen zu haben. Ich meinte eben den, der nicht auf eine religiöse Richtung pocht, sondern zur Einsicht gelangt ist, daß keine Macht der Welt je „eine" religiöse Stimmung und „eine" Ausdrucksform des religiösen Empfindens für alle schaffen wird.

Alles hat seine Zeit. Luthers Streit mit Zwingli über das heilige Abendmahl hatte seine Zeit. Der ist ein Tor, der hingeht und vom Standpunkt unserer heutigen religiösen Bedürfnisse aus in diesem Streit Recht und Unrecht verteilen will. Leider geschieht es noch oft. Am meisten auf Seite der Religiös-freisinnigen. Und weiter: der Kampf um die göttliche Eingebung der biblischen Bücher hatte ebenfalls seine Zeit und nicht minder das Ringen zwischen dem alten Osterglauben und dem neuen des Freisinns, das wir in unseren Kinderjahren noch selbst mit angeschaut haben. Aber ich meine, auch das hat seine Zeit, daß man einmal von diesem Entweder-oder los kommt.

Man möge mich nicht falsch verstehen. Ich meine nicht, daß wir nun darauf verzichten wollten, überhaupt eine Meinung zu haben

über die Gottheit Christi, das leere Grab der Auferstehungsgeschichte u. s. w. Das wäre eine geistige Ermattung, vor der uns Gott behüten möge. Aber ich kann meine religiöse Meinung haben über die Auferstehung Jesu Christi und darauf verzichten, sie nun als maßgeblich für alle zu betrachten oder auch nur im Leisesten mich erhaben zu fühlen über den, der sie nicht teilt. Ich betone: meine „religiöse Meinung". Es handelt sich in allen Fällen um ein religiöses Urteil.

Man hat ja nun den Beweis, wie jahrzehntelange geschichtliche und naturgeschichtliche Forschung an diesem religiösen Urteil blutwenig ändern konnte. Wem es ein wirkliches religiöses Bedürfnis ist, an das Auferstehungswunder im alten Sinn zu glauben, dem wird kein Naturforscher und kein Geschichtsforscher diesen Glauben nehmen können. Wem aber das religiöse Bedürfnis gerade nach dieser Richtung fehlt, der wird auch für sein Verhältnis zu Gott nichts draus gewinnen, wenn man ihm schwarz auf weiß bringt, mit dem vollkommenen Apparat wissenschaftlicher Forschung, daß das Grab am Ostermorgen leer gewesen ist. Die Wissenschaft mag sich so oder so äußern: die Menschen werden niemals aufhören, den irdischen Ausgang Jesu Christi mit den Augen ihrer religiösen Beanlagung und Stimmung anzuschauen. Dafür läßt sich auch in unserer Zeit nie und nimmer eine allgemein gültige Norm aufstellen.

Lassen wir uns ein recht gewöhnliches Beispiel vorführen: Das alte Bücherbrett, auf dem ich meine liebsten Bücher stehen habe. Es ist kein Kunstwerk. Ich erkläre es nach den Grundsätzen einer geläuterten Handwerkskunst direkt als häßlich. Aber das ändert nicht einen Deut daran, daß sein persönlicher Wert für mich so groß ist, ja größer, als der eines weit überlegenen Stückes. Es hat mich durch meine ersten Amtsjahre begleitet und ist Zeuge gewesen von meinen inneren und äußeren Nöten. Wenn ich's recht anschaue, muß ich Gott danken und kann ich Gott danken, und um keinen Preis trägt mir jemand mein Bücherbrett davon.

Es wird nicht schwer sein, die Linien zu ziehen von diesem banalen Gleichnis hinüber in die Welt unserer religiösen Gedanken und Stimmungen. Sie läßt sich nicht meistern, durch kein Glaubensgesetz und keine Wissenschaft. Das Erstere hat die alte Orthodoxie übersehen, das Letztere der ältere Freisinn. Er, der Freisinn, setzte über alles die Wahrheit und verstand darunter populär gesprochen nie etwas anderes, als die Wissenschaft. Wer aber ist, der nicht Augenblicke erlebt hätte, wo ihm alle Wissenschaft nichts, gar nichts bedeutete neben einem einzigen vertrauensvollen Gebet, oder wo er erfahren mußte, daß alle Wahrheit nichts ist, wenn sie mutlos macht und nur mutlos, vielleicht sogar vernichtet. In solchen Zeiten spürt jeder nur zu deutlich: Ich brauche zur Stunde nicht Wahrheit oder, was die Menschen so nennen; davon habe ich übergenug. Ich brauche Kraft. Wenn aber irgendwo in der Welt alles sich um die einzige Frage dreht: Wie bekomme ich Kraft? so ist's in der Religion.

Drum sagen wir: Lassen wir einmal gründlich den alten Streit: Hie positives Christentum — hie Freisinn; hie Gottes Wort — hie Wahrheit. Stellen wir uns in wahrem Freisinn über die Meinungsverschiedenheiten jeder Art und fragen wir einfach: Wo ist Kraft? Dann wird's aber nicht heißen: Da oder dort! sondern: Da und dort, je nach dem Stand der Beanlagung des Einzelnen, je nach der religiösen Stimmung, auf die einer geschaffen, vielleicht auch erzogen ist.

Es war Ostern. Die Glocken haben da und dort geläutet. Der Osterglaube, den sie geläutet haben, ist ein recht verschiedener gewesen. Am einen Ort sprach man vom Osterglauben im alten Sinne und brachte willig das Opfer des Verstandes und — fand Kraft. Am andern Ort wurde das Naturwunder der Auferstehung Jesu Christi verwischt. Man ließ es im Dunkeln, wie es war, und — fand Kraft. Am dritten Ort wurde das Wunder im landläufigen Sinn des Wortes strikte verneint und — man stimmte am Ende doch ein ohne Gedankenlosigkeit und ohne eine Spur von Heuchelei in die erste Strophe von: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben." Also auch hier: Kraft.

Einst galt als freisinnig, wer den Glaubenszwang verwarf, auch wenn er für sich selbst im Uebrigen ganz nach den Sätzen der alten Kirche dachte und glaubte. Später und bis in die neuste Zeit hinein galt als religiös freisinnig, wer jeden Konflikt zwischen Glauben und Wissen verwarf. Wir haben vom Wissen bescheidener, vom Glauben gründlicher denken gelernt. Für uns wird es heißen müssen: Der religiöse Freisinn hört in dem Augenblick auf, wo man vergißt, daß es sich in der Religion weder um Glaubenssätze handelt, noch um wissenschaftliche Ergebnisse und Verstandeswahrheiten, sondern um Kraft. Wirklicher religiöser Freisinn auf der Höhe unserer Zeit ist die Anerkennung, daß es nun einmal mehr als „eine" Form religiösen Empfindens gibt, und daß jede nach ihrem Ausdruck ringt und ihre eigenen Symbole verlangt, sei es nun in Worten oder Gebärden. Ein anderes ist's, wo diese Symbole zur Hauptsache werden, zur unwahren Hülle dessen, was man in Wirklichkeit gar nicht mehr fühlt. Dann wird es am Platz sein, den Strick vom Boden zu erheben und zu rufen: Ich aber sage Euch! Gegen solche Entartung aber werden sich alle, alle zu wehren haben, die von der Rechten und die von der Linken.

Warum will ich mich länger gegen die Einsicht sträuben, daß von zwei intellektuell und sittlich ganz gleich hochstehenden Menschen der eine am Ostermorgen zur Linken, der andere zur Rechten geht? Warum mich drüber aufhalten, daß mein Dienstmädchen beim Methodistenprediger die Sprache findet, die es versteht, die seiner Stimmung angemessen ist, mein älterer Sohn aber beim Vertreter des radikalsten Freisinns, der Jüngere am dritten Ort? Wir werden wohl mit der alten Klage kommen: Es reißt unser kirchliches Leben auseinander. Gewiß, solange jeder seine Kirche als die allein seligmachende

betrachtet. Wo aber nicht, da wird man sich freuen, daß keine Kirche mehr uns den Weg zu Gott verstellt. Wir haben übrigens zu erfahren geglaubt, daß diese Art von Freisinn die Menschen nicht von einander reißt, sondern zusammenrückt und sie am Ende soweit bringen kann, aller Verschiedenheit zum Trotz, gemeinschaftlich zu singen: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh.

B. Hartmann.

F. W. Förster

und die von ihm vertretenen Tendenzen in Ethik und Pädagogik.*)

I.

Erziehungsbücher sind im letzten Jahrzehnt zu Dutzenden erschienen. Kaum eines hat bei so vielen, denen die Erziehung eine praktische, ernsthafte Angelegenheit ist, so große Hoffnungen und Erwartungen erweckt, wie Försters „Jugendlehre". Gegenüber den zahllosen Schriften, die in der Erziehung nur einen Kultus der Individualität, ja oft der lächerlichsten Launenhaftigkeit des Kindes sehen wollten und die der Wirklichkeit mit ihrer durch die Umstände gebotenen Staats- und Massenschule eigentlich gar nichts Brauchbares zu sagen hatten, trat einem in der „Jugendlehre" in neuem Gewande der alte, verblüffend selbstverständliche Gedanke entgegen, daß es sich beim Erziehen doch wohl in erster Linie um ein soziales Tun handle, um ein inneres Brauchbarmachen der jungen Generation für das Leben *unter* den Menschen und *für* die gegenwärtigen und zukünftigen Menschen, daß es höhere, stärkere und notwendigere Gesetze des Erziehens gebe, als die in jedem einzelnen Kinde steckende Eigenart. Was die Wirklichkeit, die Praxis niemals entbehren konnte, wagte sich auch in der Theorie wieder ans Licht.

Kein Wunder daher, daß Förster in den Kreisen verschiedenster geistiger Herkunft dankbarste Zustimmung und einen oft begeisterten Anhang fand. Er verkündete einfach ein Stück Wahrheit und Wirklichkeit, das vielfach empfunden, aber nirgends zu klarem Ausdruck gekommen war.

Heute steht dieser Anhängerschaft Försters eine ebenfalls nicht kleine Zahl von Leuten gegenüber, die darauf hinweisen, daß seine Tendenzen durchaus katholische seien und damit ist er natürlich in den Augen vieler Menschen, die nach bloßen Schlagworten urteilen, von vorn herein gerichtet. Daß sich Förster seit seiner Jugendlehre

---

*) Der vorliegende Versuch einer Darstellung und Kritik der vorwiegend unter dem Namen Försters verbreiteten Tendenzen und Anschauungen verdankt seinen Ursprung einem Referat im Basler Lehrerverein im Februar 1908.

tatsächlich katholischen Anschauungen in vielen Punkten genähert hat, würde er selber kaum bestreiten.*)

Gar manche sind durch diese neue Parole stutzig geworden und darunter durchaus nicht nur oberflächliche Menschen. Oft stößt man auf die Frage: Was gilt nun, der alte oder neue Förster, wie sollen und dürfen wir uns zu ihm stellen? Nicht einem Urteilen auf Grund dieser oder jener Schlagworte möchten die folgenden Auseinandersetzungen dienen, sondern in erster Linie der Verständigung und dem Verständnis. Einen Menschen verstehen heißt aber nicht: einzelne seiner Sätze als seine Meinungen festzunageln, zu verdammen oder zu loben, sondern einen Einblick suchen in sein inneres Werden und Wachsen. Wie schwer das bei einem Lebenden überhaupt und bei Förster vollends ist, verhehle ich mir dabei keineswegs. Es scheint mir nämlich, daß gerade ein pädagogischer Schriftsteller, der vor Kindern oder angehenden Lehrern, vor christlichen Studenten oder vor einer medizinischen Gesellschaft oder aber vor den Gegnern immer wieder andere Seiten herauszukehren gewohnt ist, besonders schwer zu fassen sei. Dazu kommt noch die rasche Weiterbildung der Gedankengänge bei Förster selbst, so daß man oft das Gefühl bekommt, man könne von seinem Standpunkt aus These und Antithese gerade so gut verteidigen. Als Beispiel sei nur der von Förster viel gebrauchte Begriff der Askese erwähnt. Sie ist ihm nicht Selbstzweck, denn das wäre ja barer Unsinn: „Uebung als Selbstzweck." Aber es ist schwer zu sagen, ob er im einzelnen Falle darunter eine Uebung versteht, die ihren Zweck in der Welt der Sinne hat, oder ob er solche Zwecke überhaupt nicht gelten läßt, sondern nur die in einer übersinnlichen Welt gelegenen. Das aber sind wenn auch nicht prinzipiell so doch tatsächlich ganz verschiedene Dinge: das erste praktisch eine harmlose Uebung zur Stählung der menschlichen Kräfte, das zweite eine systematische Zurückdrängung alles Natürlichen dem Himmel zuliebe, sodaß darunter der kurioseste Kirchenheilige — selbst der Säulenheilige — seinen Platz und sein gutes Recht hat. So bin ich da und dort über den Eindruck des Schillernden nicht ganz hinweggekommen.

Zum Verständnis des Mannes halte ich es darum für unumgänglich auch auf seine erste Entwicklungsstufe zurückzukehren, als er noch ein eifriges Mitglied der „Gesellschaft für ethische Kultur" war und deren Zeitschrift redigierte.**) Schon die Probleme sind in jener

*) Die Aufsätze und Schriften, die zur Bestätigung dieser Wandlung dienen können und die mir vorgelegen haben, sind die folgenden: 1. „Bedenken gegen Ellen Keys Ansichten über Liebe und Ehe" in Deutsche Rundschau 1905; 2. „Christentum und Klassenkampf"; 3. „Was kann die protestantische Pädagogik von der römischen Kirche lernen?" in der „Theol. Zeitschrift aus der Schweiz" 1907; 4. „Schule und Charakter" 1907; 5. „Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit den Modernen" 1907; 6. „Die Persönlichkeit Christi und die moderne Jugend" in Monatsblätter für den prot. Religionsunterricht 1908, II.

**) Es liegt mir ein Band dieser Zeitschrift aus dem Jahre 1897 vor mit Aufsätzen Förster's über: das Problem der Arbeitslosigkeit, Streikwesen, Geldsammlung für die Streikenden in Hamburg, Orientpolitik, nationale Politik, Kolonialmoral 2c.

Zeit andere als später, wie allein schon die Titel der Aufsätze zeigen: Politik und soziale Frage stehen anfänglich im Vordergrund, durch die Probleme der Jugend- und Volkserziehung hindurch geht es zu den spezifisch ethischen Problemen, wobei die sexuelle Frage von Schrift zu Schrift mehr hervortritt. Die „Jugendlehre" scheint mir dabei eine bedeutsame Uebergangsstation zu sein: die ethischen Ideale und Motive der ältern Zeit wirken noch nach, alles Neue, namentlich die Hinneigung zu katholischer Lebensanschauung ist für ein schärferes Auge bereits sichtbar.

Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr Förster sich in zehn Jahren verändern konnte, wie er anbeten lernte, was er verfolgt hatte und verfolgen, was er angebetet hatte. Zur Veranschaulichung dieses Wandels läßt man am besten Förster selber zu Worte kommen. Ich begnüge mich, diesen ganz unzweifelhaften Gegensatz zwischen dem ältern und jüngern Förster an drei Punkten festzulegen: 1. seiner Begründung der Ethik; 2. seiner Auffassung von menschlicher Güte und Schwäche; 3. seiner Auffassung von Jesus und der christlichen Lehre.

1. Förster erwartet in frühern Jahren, daß sich eine allgemein gültige Ethik, d. h. eine Lehre vom Verhältnis des Menschen zu seiner lebenden und toten Umgebung, rein entwicklungsgeschichtlich, d. h. auf Grund von jedermann zugänglichen und daher wissenschaftlich feststellbaren Tatsachen aufbauen lasse, während er schon in seiner Jugendlehre diesen Glauben völlig preisgegeben hat und ganz andere Stützen für seine Ethik sucht: In der „Ethischen Kultur von 1897" finden sich hierüber die folgenden Auslassungen:

„Die wachsende Vertiefung und Ausbreitung des Mitgefühls, die Umwandlung von Herdenmenschen in selbstverantwortliche Persönlichkeiten, die Befreiung der Seele von der Knechtung durch augenblickliche Reizungen, die immer vollere Herrschaft der Idee menschlicher Zusammengehörigkeit über die Willensmächte des einzelnen — alle diese Entwicklungen können gegenüber allem oberflächlichen Gerede von der Relativität der Moral mit dem vollsten Rechte der wissenschaftlichen Ethik als die maßgebenden Tendenzen der moralischen Kultur bezeichnet werden." . . . .

„Man wagt es noch immer, die ernste Denkarbeit der Menschheit, deren Geschöpf unsere ganze Kultur ist, als etwas völlig Subalternes . . . zu behandeln und diesem angeblichen „chaotischen Wirrsal von Meinungen und Hypothesen, schädlichen Irrtümern und brauchbaren Halbwahrheiten „die sogenannte ewige Wahrheit der religiösen Weltanschauung" entgegenzuhalten."

Ganz anders lautet das Urteil über diese Frage schon in der Jugendlehre, wo Förster gegenüber einem Ethiker, der die Monogamie als Zukunftsehe verwirft, bemerkt:

„Es zeigt sich hier einmal besonders deutlich, daß es eine ausschließlich auf wissenschaftlicher Basis errichtete Ethik gar nicht geben kann, da von der wissenschaftlichen Seite aus gar nicht alle die innern Tatsachen zu erfassen sind, auf die es hier entscheidend ankommt."

Mehr positiv drückt sich darüber die Einleitung der Sexualethik aus, daß die Tatsachen und Zusammenhänge menschlichen Handelns

nur zum allerkleinsten Teile der Methode wissenschaftlicher Forschung erreichbar seien „und sich nur einer tiefen und universellen Lebenserfahrung, sowie einer ganz besondern Intuition erschließen." Und am allerprägnantesten:

„In Wahrheit aber ist die schonungslose Erkenntnis von der Unfreiheit der eigenen Vernunft der einzige Weg zur Vernunft zu kommen."

2. Schon aus diesem letzten Worte geht klar hervor, daß Förster nicht mehr allzu hoch von menschlicher Freiheit und Anlage zu allem Guten denkt. In seinem Neujahrsartikel zur „Ethischen Kultur" von 1897 läßt er noch die Leute hart an, die im Menschen eine unveränderliche Bestie sehen wollen:

„In uns allen ist die Fabel von der unveränderlichen menschlichen Bestie so festgewurzelt, weil wir in der empfänglichen Zeit unseres Lebens von der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit nur Mord und Intrige und fast nichts von der stilleren Geschichte der Menschenliebe gehört haben."

In seiner „Sexualethik" dagegen beantwortet Förster die Frage, was denn die alten Kirchenväter von der Natur im Menschen gelehrt haben, unter offenbarer eigener Zustimmung folgendermaßen: „die Einsicht, daß die Natur etwas untermenschliches ist und darum nicht unsere Lehrerin sein kann, daß wir uns von der Natur nicht führen lassen dürfen" ꝛc.

3. Vielleicht am allerklarsten tritt die Wandlung hervor an Försters Stellung zu Jesus und der christlichen Lehre. Stets hat ihn diese Gestalt beschäftigt. Aber in der „Ethischen Kultur" bringt er es nur zu dem ehrlichen Geständnis: „Jesus von Nazareth war für den unbefangen und stetig denkenden Menschen bis jetzt ein höchst schmerzliches Rätsel." Er freut sich daher über die „Befreiung des Jesusbildes von abergläubischer Mystik" durch Wolfgang Kirchbach („zwei Urevangelien"). Es sei dessen ganz besonderes Verdienst, daß er „das Jesusbild nicht mehr in das kirchliche Heiligtum des wunder- und legendenumwobenen Kultus hineinzieht, sondern daß er es hochgemut unternimmt, seinerseits dieses Menschenbild von den Trübungen läutern zu helfen, mit denen es die Jahrhunderte eines mystischen Kultus umschleiert haben." Denn „es war für ein konsequentes Gewissen völlig unmöglich, sich aus diesem Ganzen irgend ein Vorbild des Lebens zu machen." Und in dem schon erwähnten Neujahrsaufsatz „Unsere Hoffnungen" heißt es:

„Die christliche Lebenslehre ist zu stark durch Jenseitigkeit und Askese verdüstert, um erfolgreich an die Stimmung der Jugend anknüpfen zu können."

Nirgends geht die Auffassung Christi höher hinauf, als daß er nach gehöriger Reinigung von mystischen Elementen ein gutes Musterbeispiel für die ethische Kultur abgeben könnte und das Christentum einen dekorativen Aufsatz auf derselben ethischen Kultur. Auch in der

„Jugendlehre" bildet der Religionsunterricht nur eine zweite Stufe über dem ethischen Unterricht, freilich eine höhere und notwendige, nicht zu umgehende Stufe: „Die rein ethische und soziale Betrachtung der menschlichen Handlungen muß vorangehen, für die höchste Befestigung und Vollendung des Sittlichen kann das Religiöse nicht entbehrt werden."

Bereits hat Förster auch in der „Jugendlehre" einen entscheidenden Schritt getan in Bezug auf die Stellung der Bibel für den christlichen Unterricht, indem er sie aus der Geschichte ausrangiert und damit auf einen ganz supranaturalen Boden stellt:

„Um den großen Schöpfungen der Weltliteratur gerecht zu werden und doch die unerreichbare Höhe des alten und neuen Testamentes als solche anzuerkennen, sollte man die Bibel überhaupt nicht in die Weltliteratur einreihen. Das Wort „Offenbarung" wird immer das einzige Wort bleiben, mit dem der Mensch die erhabene Stärke und Sicherheit des biblischen Schauens gebührend feiern kann."

In den neuesten Schriften hat Christus dann schon eine ganz bestimmte Stellung in Försters ethisch-metaphysischen Systeme bekommen. Förster stellt in der „Sexualethik" die in seinem Sinne zweifellos zu bejahende Frage:

„Läßt sich nicht die höchste Autorität Christi geradezu erkenntnistheoretisch nachweisen, indem man auf die unbestreitbare Tatsache aufmerksam macht, daß die Erkenntnis auf jenem Gebiet (d. h. dem der Sexualethik) ganz bestimmte innere Vorbedingungen hat, die nur der am reinsten erfüllt, der von sich sagen konnte: Ich habe die Welt überwunden."

Mit andern Worten: Auf Grund der eignen Intuition, wohl auch noch in Analogie mit Heiligengeschichten wird Jesus als der vollständigste Ueberwinder der sinnlichen Leidenschaften und damit als erste Autorität auf diesem Gebiet aus der Reihe der übrigen Menschen ausgeschieden und nur noch mit einigen Heiligen umgeben. Das Bedeutsame ist, daß für Förster von heute Jesus, das Christentum und seine Religionsurkunde die Bibel und nicht zuletzt die Kirche aus der Reihe der Menschen und des normalmenschlichen Geisteslebens heraustreten und einer höhern, besondern Welt zugeteilt werden.

In diesen Zusammenhang gehört auch die fortwährend von Schrift zu Schrift verschärfte Auffassung des sexualethischen Problems. Während zuerst als Ideal die absolute, strenge Monogamie hingestellt wird, treten jetzt mehr und mehr die Heiligen als Vertreter der völligen geschlechtlichen Ueberwindung als Vorbilder auf, der nächste Schritt muß eine Empfehlung des Mönchtums, als des Versuches einer Realisierung solcher Ideale sein. Es ist nicht leicht einzusehen, wo es vor diesem Punkte ein Anhalten geben sollte. Sehr bezeichnend für die Verschärfung der Stimmung Försters in dieser Frage ist auch die Behandlung Ellen Keys, der idealen Vorkämpferin einer freien Liebe, in der Erwiderung gegen ihr Buch „Ueber Liebe und Ehe" von 1905 und in der Sexualethik. Dort bekommt sie noch das Kompliment:

„Ich brauche wohl kaum vorauszuschicken, daß mir der Ernst und die aufrichtige Menschenliebe dieser reinen und begeisterten Frau ebenso außer Frage stehen, wie ihre seltsame Begabung und Unerschrockenheit."

Hier lautet das Urteil wesentlich schärfer:

„Man muß es richtig finden, daß Ellen Key unser Jahrhundert als das Zeitalter des Kindes bezeichnet — es hat zweifellos noch kein Jahrhundert gegeben, in welchem so viele große Kinder das Wort ergriffen haben, um ihre großen Kindereien an Stelle erprobter Weisheit von Jahrhunderten zu setzen."

Die Entwicklung sowie die Gegensätze treten wohl mit genügender Deutlichkeit hervor, sodaß es nur eine Verwischung und ein Eintragen falscher Gesichtspunkte bedeuten würde, wollte man sie auf ein paar Schlagworte abziehen.

Eine ausreichende Erklärung dieses Empfindungswandels in Förster gegenüber den einschneidendsten Lebensfragen zu geben, kann nicht meine Sache sein, da dies in das Gebiet des Allerpersönlichsten hinübergreift. Einige Andeutungen müssen hier genügen. Von allerstärkster Bedeutung ist zweifellos der Uebergang von der bloß theoretischen Beschäftigung mit ethischen Dingen zur praktischen, zur Erziehungsarbeit. Aus den Bedürfnissen und Nöten der Jugenderziehung, aus tiefern Einblicken in das Leben des Volkes und zwar namentlich der dunkeln Seiten dieses Lebens hat diese Wandlung gewiß in erster Linie ihre Kräfte gezogen. Daß dabei die Uebersiedlung von Berlin nach Zürich, die wohl schon 1897 erfolgt ist, mitgeholfen hat, scheint mir wahrscheinlich. In der preußischen Hauptstadt ist es viel verständlicher, wenn man alles Uebel von der „Autoritätsleidenschaft" — wie Förster sich einmal ausdrückt — herleiten möchte, in der schweizerischen Großstadt Zürich, überhaupt in schweizerischen Verhältnissen wird man wohl sehr schnell und naturgemäß von einer solchen Annahme zurückkommen.

Und schließlich ist ein persönlicher Einfluß schon aus den gedruckten Schriften ganz unverkennbar, der Robert Saitschiks. Seit der Zürcherzeit findet sich nicht nur häufig der Name Schopenhauers in Försters Schriften, sondern vor allem die Schopenhauerische Unterscheidung eines höhern und eines niedern sinnlichen Wollens als zweier absolut feindlicher Gewalten zieht sich durch alle Schriften Försters. Noch bestimmtere Anklänge, als sie diese Vermittlung der Schopenhauerschen Weltanschauung bietet, ergeben sich aus einem Vergleich Saitschik'scher Aufsätze in der gleichen „Ethischen Kultur" von 1897 mit spätern Förster'schen Gedankengängen. Dieselbe Verachtung des rein vernünftigen Denkens, dieselbe Mystik gegenüber dem Leben — „das Leben ist ein Schoßkind der Tiefe" — dieselbe Hochschätzung einer festen Moral. Ein Aufsatz „der künstlerische Mensch" definiert diesen in der folgenden Weise:

„Der künstlerische Mensch ist der erlösungsbedürftige Mensch. Die ganze Geschichte ist ein Kampf der Tiefe mit der Oberfläche. Die Menschheit strebt nach Erlösung aus den Banden ihrer vergänglichen Natur."

Aber auch das folgende über Gerhard Hauptmanns „Versunkene Glocke“ könnte Förster wörtlich so geschrieben haben:

„Der Pfarrer, der im Drama das einseitig entwickelte moralische Gewissen verkörpert, hat ja vielleicht mehr Recht als Heinrich, der in seinem überspannten Fluge die Wirklichkeit des Lebens nicht beachtet. Die Moral, mag sie noch so einseitig sein, macht doch stark, denn sie beruht doch selber auf starken Grundsätzen, auf Geschlechtern, die vor uns lebten und die uns ihr Bewußtsein von Gut und Böse vermacht haben.“

Neben diesem Wandel der Anschauungen, mit deren Feststellung Förster um alles nicht seine Eigenart soll abgesprochen werden, treten aber auch eine Anzahl konstanter Faktoren, die in den frühern wie in den spätern Schriften zur vollen Geltung kommen. Ueberall herrscht ein starkes, ja leidenschaftliches Bedürfnis und Suchen nach einer festen, unbedingten Richtschnur für das menschliche Handeln, einer absoluten Autorität für die ethischen Werte. Daß er diese zuerst in der jedem normalen Gehirn zugänglichen Wissenschaft, später in der Moraltradition der katholischen Kirche sucht, das ist zwar ein Wechsel der Orientierung, aber nicht eine grundsätzliche Verschiedenheit.

Aus der Zeit der ethischen Kultur, ja aus ihrem Hauptarsenal, stammt aber auch der stets wiederkehrende und namentlich im Anfang der Jugendlehre wieder stark betonte, sicher richtige Gedanke, daß unsere hochgeschossene technische Kultur unbedingt einer Ergänzung durch eine starke ethische Kultur bedürfe, wenn sie nicht einfach in Roheit und Brutalität enden solle. — Und schließlich findet sich bei Förster von Anfang an bis heute eine starke Neigung, sich durch Auflösung der Realitäten in Symbole über sehr reale Schwierigkeiten hinwegzusetzen. Z. B. in einem Aufsatz der „Ethischen Kultur“ über die Konfirmation, die für ihn natürlich als religiöse Handlung damals wertlos ist, hilft er sich über die Schwierigkeit, daß sie eben doch bestehen bleibt und wohl praktisch von vielen prinzipiellen Ethikern mitgenommen wurde, durch folgende Auseinandersetzung:

„Wer sich frei gemacht hat von der konfessionellen Glaubenssymbolik, der möge ernsthaft darauf bedacht sein, sich und den Seinen die bedeutungsvollern Abschnitte des Daseins durch rein menschliche Weihegedanken zu verklären ....“

oder in einem Aufsatz „Ungetaufte Seelen“, die nach katholischer Lehre in den Limbus infantium, eine Art Vorhölle gelangen, anerkennt Förster voll Respekt:

„Es liegt eine tiefe symbolische Mahnung in diesem alten Aberglauben. Ungetaufte Seelen — das sind Seelen, denen nie die Weihe des Menschentums zuteil wurde, die im Staube dahin vegetierten.“

Dieses Bedürfnis, alles Vergängliche nur als ein Gleichnis, ein Symbol eines Tieferen und Ewigen zu behandeln, das Förster gegenüber Ellen Key geradezu als das Kennzeichen der Auserlesenen postuliert, birgt aber auch die schwersten Gefahren in sich, ist vor allem im Stande, den schlichten historischen Wahrheitssinn im Menschen

ganz bedenklich abzuschwächen. Nur mit Hilfe eines solchen Symbolismus, der bei den Kirchenlehren und biblischen Erzählungen die einfache Wahrheitsfrage als etwas untergeordnetes behandelt, war es je und je möglich, daß Leute aus ungebundener geistiger Freiheit wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, sei's nun äußerlich oder mehr nur innerlich zurückkehrten. In diesem Punkte ist Förster trotz seiner Ablehnung des Namens ein Romantiker wie Schlegel oder Novalis, wobei die großen Unterschiede namentlich in der Auffassung sittlicher Dinge durchaus nicht sollen geleugnet werden.

Zum bessern Verständnis dieser für mein Gefühl sehr bedenklichen Neigung bei Förster muß ich noch einige Beispiele anführen aus ganz verschiedenem Zusammenhang. Gern und oft zitiert Förster das Wort des apostolischen Glaubensbekenntnisses, Christus sei niedergefahren zur Hölle und wieder auferstanden. Aber wer ihn bei diesem Worte, das die katholische Kirche zweifellos wörtlich nimmt, behaften wollte, den würde er belehren: Du bleibst an der Oberfläche, und siehst den tiefen Sinn in diesen Worten nicht. Das bedeutet: „Niedergefahren in das „Inferno" des natürlichen Trieblebens und daraus als Ueberwinder aufgestiegen in das „Paradiso" der Freiheit im Geiste. Oder die bekannte Geschichte von der Speisung der 5000 wird wie folgt verwendet:

„Und wie wichtig ist die innerliche Auffassung (des Franz von Assisi) der sozialen Frage gerade für viele übereifrige Seelsorger, welche heute die Brotfrage allzusehr in den Vordergrund schieben und vergessen, daß das Brot in dem Augenblick für 5000 reichte, als der Geist hinzutrat."

Einen Aberglauben nennt Förster diesmal die Geschichte nicht, daher stehen wir vor der unbestimmten Frage: Ist diese Speisung also für Förster eine Tatsache oder nicht. Förster selbst würde diese Frage wohl einfach damit abtun, daß er einem eben das tiefere Verständnis für die Geschichte abspräche. Wie weit man auf diesem Wege kommt, zeigt die Deutung des vom katholischen Pfarrer beständig getragenen langen schwarzen Rockes als: „der feierliche Anspruch Christi auf das ganze Leben." Mit der in demselben Artikel enthaltenen, an protestantische Pfarrer gerichteten Erklärung:

„Der pädagogische Grundgedanke sehr vieler katholischer Institutionen und Gebräuche liegt gerade in dieser irdischen Repräsentation und Veranschaulichung göttlicher Ansprüche"

kann man sich schließlich mit allen Dogmen und Gebräuchen der katholischen Kirche wieder abfinden. Diese symbolische Tendenz zieht sich durch alle Schriften Försters hindurch und ist wohl mit ein Charakterzug der „Ethischen Kultur", der doch viel an einer Aussöhnung und Verschmelzung der Konfessionen lag und die daher auf das Umbiegen der scharfen Gegensätze angewiesen war. In den Beispielen seiner Jugendlehre verleitet sie Förster oft direkt zu Geschmacklosigkeiten (Gewitterkanone und Kanone zum Wegscheuchen menschlicher Unwetter).

Gleich geblieben ist Förster auch in der Art der Behandlung seiner Gegner, die er in der früheren Zeit als unglaublich verblendet und dumm, später, speziell in seiner Sexualethik, von vornherein als inkompetent abweist. Daß er dabei Anschauungen, die er selber früher geteilt hatte, oder zu denen er später selber kam, an andern Orten für indiskutabel erklärt, macht ihm wenig Sorge. Doch das ist schließlich Temperamentssache und ist auf alle Fälle nicht tragisch zu nehmen.

Um Förster aber möglichst gerecht zu werden, möchte ich, bevor ich mich auf eigentliche Kritik einlasse, versuchen, seine jetzigen Anschauungen so zusammenzufassen, wie er es selber täte, wenn er sie einem andern einleuchtend machen wollte. Ohne das ist man stets in Gefahr nicht Ideal mit Ideal und Mängel mit Mängeln zu vergleichen, sondern neben eine idealisierte eigne Anschauung die karrikierte des andern zu stellen, und so einen billigen Scheintriumph zu erfechten. Eine solche Zusammenfassung dürfte etwa so lauten:

Jeder Mensch, der im wirklichen Leben steht und speziell mit der Erziehung junger Leute zu tun hat, wird ohne weiteres zugeben, daß es an Gelegenheit zu Verstandesbildung heute nicht fehlt, wohl aber an Gelegenheit zu Charakterbildung. Charakter aber ist vor allem „die Lösung des Menschen von der Welt der äußeren Reize", wozu zweiffellos auch die niederen sinnlichen Triebe zu rechnen sind. Diese Lösung kann nun durch praktische, aus dem Leben gegriffene Belehrung wohl gefördert werden, wichtiger aber ist, daß ein junger Mensch innerlich gewonnen wird, solche Uebungen wie etwa Ansichhalten des Lachens bei der Erzählung einer lächerlichen Geschichte oder Selbstkontrolle seiner eigenen Aussagen, anzustellen. Daneben wird eine gewisse Starrheit des Schulbetriebes gegenüber der üblichen törichten Verzärtelung des Individuums für die Charakterbildung nur heilsam sein. Allerdings bis zu körperlichen Strafen darf diese Starrheit ja nicht gehen, sondern die Strafe sollte stets mehr den Charakter einer freiwilligen Buße im Sinne einer Genugtuung an die gestörte höhere Ordnung haben. In diesem Zusammenhang sind durchaus empfehlenswert die Versuche mit der amerikanischen Scool-City, wobei sich die Schüler selber als Staat mit Präsident, Richter ꝛc. konstituieren.

Durchaus unter denselben Gesichtspunkt einer Lösung von äußern Reizen, also der Charakterbildung, gehört auch die sexualpädagogische Behandlung der Jugend, nur daß hier Belehrung und Aufklärung durchaus nicht am Platze sind, sondern ausschließlich eine allgemeine Disziplinierung und Stärkung des Willens durch Ueberwindungsübungen und durch Ablenkuug des Willens auf andere Gebiete.

Die zweifellos größte Erfahrung auf sexualpädagogischem Gebiete aber besitzt die Moraltradition der katholischen Kirche. Warum sollte man also nicht bei ihr in die Lehre gehen? Dort hat man es am besten verstanden, durch konsequente Selbstüberwindung den planlosen, dumpfsinnlichen Willen durch einen höhern, geistigen zu überwinden.

Wo aber sind die Leute, die uns die Maßstäbe dieser Selbstüberwindung geben? Nun: wenn einer Maler werden will, so wendet er sich zu den großen Malern vergangener Zeiten, ein Dichter wird bei großen Dichtern in die Schule gehen, und wer Selbstüberwindung und Weltüberwindung lernen will, wo sollte der schließlich anders hingehen, als zu den Helden der Selbstüberwindung, den Heiligen der alten Kirche und in letzter Linie zu Christus, der von sich sagen konnte: „Ich habe die Welt überwunden." Nur er und die Heiligen sind eine kompetente Instanz in diesen Fragen, menschliche Vernunft kann nur auf Irrwege führen. —

Zu beachten ist bei dieser Darstellung Förster'scher Grundgedanken, daß ich absichtlich in der Frage der Autorität in der Schule, resp. der Schuldisziplin nicht mit festen klaren Linien gezeichnet habe. Der alte und der neue Förster liegen da noch im Kampfe. Die amerikanische Scool-City paßt nicht ganz unter die andern Ideen, die prinzipielle Ablehnung jeder Körperstrafe, selbst bei ganz kleinen Kindern, ist noch ein Postulat der ethischen Kultur; mehr in den Zusammenhang passen: die Abweisung einer Verzärtelung der Individualitäten durch eine gewisse Härte der Schule und der gelegentliche Hinweis auf die Nützlichkeit des preußischen Heeresdrills als Erziehungsmittel. Eine völlige Abklärung in diesen Punkten scheint mir noch nicht erfolgt zu sein.

II.

Gegen diese Förster'schen Gedankenreihen ethischer und pädagogischer Natur könnten zweifellos von den verschiedentsten Seiten Einwände erhoben werden, die aber doch nur ganz die Peripherie des Förster'schen Wollens und seiner Absichten beträfen. Es ist ja bekanntlich nichts leichter, als an einem geschlossenen Gedankengang, vor allem, wenn er sich auf Lebensfragen bezieht, ein paar schwache Punkte zu finden. Dem gegenüber möchte ich vor allem betonen, daß ich nicht nur der in manchem Munde bereits zur nichtssagenden und darum schädlichen Phrase gewordenen Hauptthese Förster's, daß Charakterbildung viel wichtiger sei als Verstandesbildung, zustimme, sondern mich auch freue, daß Förster, unbekümmert um Schlagworte und angelernte Grundsätze seiner eigenen Jugendjahre zu diesem Ziele einen Weg sucht, geht und andere darauf leiten will, indem er zielbewußt bei der Willenskraft und den Mitteln zu ihrer Stärkung einsetzt. Es ist ganz zweifellos die grundlegende Erziehungsfrage und darum auch eine schwerwiegende Lebensfrage unserer Zeit, ob wir die vielfach erweichte und erschlaffte Willenskraft bei der aufwachsenden Generation wieder stählen und so ein ausdauernderes, geduldigeres und zäheres Geschlecht heranbilden können, als wir es jetzt oft in unsern Schülern besitzen. Und gewiß: mit Belehrung und den allerschönsten Worten ist nichts zu machen. Eine weitere Frage aber ist für mich: Müssen wir tatsächlich, um etwas zu erreichen, Förster folgen bis

hinein in die Ideale und selbst die Institutionen der alten Kirche? Denn soviel ist sicher: Sein Weg führt — mag er nun dem Namen nach stehen wo er will, außerhalb oder innerhalb der römischen Kirche — zurück zum Katholizismus, vielleicht von der erfreulichsten und lichtvollsten Seite her; aber die Konsequenz seiner Ideen und seines Empfindens muß ihn immer tiefer hinein führen. Schon jetzt gibt es keine Position der katholischen Kirche, die sich nicht von Förster'schen Voraussetzungen aus verteidigen ließe.

Ist man sich hierüber klar, so wird für einen nicht im Bannkreise dieser Kirche Stehenden die Prüfung der Förster'schen Postulate zur Notwendigkeit. Bei dieser Prüfung schlage ich folgenden Weg von der Peripherie ausgehend zum Zentrum ein: Ich möchte zunächst eine Stichprobe seiner historischen und erkenntnistheoretischen Beweismittel machen, sodann auf einige mir als gefährlich erscheinende Konsequenzen seiner pädagogischen Postulate hinweisen, um schließlich auch noch den Kernpunkt der Förster'schen und demgegenüber einer andersartigen Auffassung vom menschlichen Handeln und vom Erziehen zu berühren. Bei allem kann es sich natürlich nicht um eine Erschöpfung der Fragen, sondern höchstens um eine Anregung zu weiterm Ueberlegen handeln.

Da ist es vor allem die Kompetenzfrage, die Förster in seiner neuesten Schrift so scharf und schneidend aufgeworfen hat: „Wer hat überhaupt das Recht, in ethischen Dingen mitzureden?" Jedermann wird zugeben, daß man sich seine Ansicht über Nutzen und Schaden des Alkohols nicht bei einem alten Trinker holen darf und daß ebensowenig ein alter Lebemann ein zuständiges Urteil über die Ethik der sexuellen Dinge haben kann. Aber wenn uns nun Förster belehrt, daß nur Christus — wie er sich ihn denkt — die alten Heiligen und dann noch die Leute, die sich im Förster'schen Sinne für die großen Ueberwinder halten dürfen, überhaupt mitreden können, wenn die Gründe der Vernunft alle von vorn herein gefärbt und getrübt sind durch die Leidenschaften, dann kann es sich schließlich doch nur noch um Unterwerfung unter diese Kompetenten handeln, jede Prüfung ist eigentlich ein ungebührliches Unterfangen. Das ist aber nichts anderes, als die uralte Sektenmanier: auch dort kann jede auf vernünftige Gründe gestützte Diskussion durch den Hinweis abgeschnitten werden: „Ihr habt eben den Geist nicht und könnt darum nicht mitreden." Man kann von der menschlichen Vernunft höchst bescheiden denken und sich doch vollkommen darüber klar sein, daß sie eben doch das einzige Mittel der Verständigung von Mensch zu Mensch ist. So tausendmal wahr ist es, daß wohl nirgends so wie in ethischen Dingen sehr oberflächliche, nur die eigne Unmoral verteidigende und darum inkompetente Urteile ausgesprochen werden, ebenso gewiß werden wir einer ehrlich suchenden Vernunft niemals verbieten können, die geschichtlich überlieferten ethischen Anschauungen — und zu diesen geschichtlichen Ueberlieferungen gehören eben auch die urchristlichen und die der

alten Kirche — zu prüfen und zu richten und wenn nötig abzuweisen. Und anderseits ist man schließlich auch nicht in ganz schlechter Gesellschaft, wenn man ein Minimum ethischen Bewußtseins, einen kategorischen Imperativ und damit auch ein Minimum ethischer Urteilsfähigkeit bei jedem Menschen sucht.

Wir wenden uns im weitern dem Geschichtsbild zu, auf das Förster seine Forderung der Rückkehr und Umkehr stützt, dem Bilde von Christus, den Heiligen und dem Geschichtsverlauf, das wir nach Förster ohne weiteres annehmen müssen, wenn wir uns nicht dem Vorwurfe aussetzen wollen „nur auf voreingenommener Gegner-Literatur" zu fußen. Christus ist für Förster der vollkommenste Ueberwinder des sinnlich-niederen Lebens, und auf der Einzigartigkeit in diesem Punkte beruht seine Göttlichkeit und Autorität. Das ist genau das Christusbild, wie es sich die katholische Kirche im Lauf der Jahrhunderte gestaltet hat, um ihre asketischen Einrichtungen, Priestercoelibat und Mönchstum, bis an die Anfänge hinauf zu rechtfertigen. Aus den reinsten Quellen für die Gestalt Jesu aber, den drei ersten Evangelien, würde ganz gewiß niemand auf diese Idee verfallen sein. Auch die von Förster aus diesen Evangelien mit Vorliebe zitierte Versuchungsgeschichte deutet mit keinem Wort an, daß es sich dort um einen Kampf mit der Sinnlichkeit im sexuellen Sinne handle. Das ist alles hineingelesen von einer eigenen, allerdings durch die große katholische Tradition vielfach unterstützten vorgefaßten Meinung aus.*) Paulus freilich, der in die hellenistisch-römische Welt mit ihren zweifellos sittlich verrotteten Zuständen hinaustrat, redet aus einer in dieser Hinsicht viel schwüleren Atmosphäre heraus.

Und sodann ist auch die ganze Auffassung von den asketischen Heiligen, wie sie namentlich seit dem 4. christlichen Jahrhundert aufzutreten beginnen, als direkte Nachfolger Christi und seiner Apostel, nur durch die katholische Brille betrachtet und absolut nicht geschichtlich haltbar. Die asketische Weltverneinung ist durchaus nicht eine ursprünglich christliche Erscheinung, sondern der Gedanke, daß das Sinnliche gleich dem Unsittlichen und daher zu bekämpfen sei, stammt schon aus der hellenistisch-orientalischen Mischkultur, in der in einer für unsere Zeit schwer entwirrbaren Weise griechische Populärphilosophie, parthische, indische und wohl auch buddhistische Elemente zusammengeflossen waren. Es genügt, daran zu erinnern, daß der Buddhismus lange vor dem Christentum seine Heiligen und Asketen hatte. Darum geht es von vornherein nicht an, Jesus und die Heiligen so in einem Atemzuge zu nennen. Und ebensowenig geht es an, einem die Heiligen so insgesamt als die Kompetenten im sittlichen, speziell sexuellen Leben vorzuhalten. Es gibt zweifellos hier Leute, die in das Schema Försters von den heroischen Ueberwindern des Fleisches passen. Vor Augustin

*) Um kein Haar besser steht es freilich mit der entgegengesetzten Behauptung sexueller Indifferenz Christi. Es liegt eben absolut keine Unterlage vor, aus Jesus in diesen Dingen ein Extrem zu machen.

oder einem heiligen Franz von Assisi und gar manchen andern wird jeder ehrliche Mensch — der sie genauer kennt — voll Respekt Halt machen. Allein daneben stehen auch Leute, wie der von der Kirche hochgefeierte Hieronymus, der mit seinen Frauenklöstern am Oelberg, darin er vornehme Römerinnen zu „Bräuten Christi" erzog, durchaus ein Beispiel von der Gefahr derartiger Heiligkeit bildet. Prof. Harnack hat einmal von diesem Heiligen das scharfe Wort gesagt, es sei ein Beweis für die innere Stärke der Kirche im 4. Jahrhundert, daß sie selbst einen Heiligen wie Hieronymus habe schadlos verdauen können. Man braucht also gar nicht zu obskuren Winkelheiligen zu gehen, um diesen allgemeinen Anspruch Förster's außer Geltung zu setzen.

Und schließlich: *Wie läuft die Weltgeschichte* bei Förster? Er fürchtet mit Recht den Einwurf: „Warum steckt denn in der mit so vielen Heiligen ausgerüsteten Kirche des Mittelalters zweifellos mindestens so viel Unsittlichkeit als in den spätern protestantischen Ländern?" Die Antwort lautet: Ganz einfach darum, weil die alte Kirche bei der Bekehrung der heidnischen Völker einer unendlich viel größern sittlichen Verwilderung entgegenzuwirken hatte als die Reformation. Diese konnte ein durch die Erziehungsarbeit der katholischen Kirche gezähmtes Volk übernehmen und hatte so verhältnismäßig leichtes Spiel. Diese ganze Konstruktion fällt in sich zusammen, wenn wir uns klar machen, daß zwar im Römerreiche die sexuelle Verwilderung sicher groß war, daß aber für die Germanen, die doch gerade später den Boden für die Reformation boten, nach allen Zeugnissen das nicht zutrifft. Erzogen hat sie die Kirche sicher, aber wohl am wenigsten nach der von Förster behaupteten Seite hin. Auch ist es eine zum mindesten gewagte Behauptung, die sittlich doch recht wilden Zeiten vor der Reformation, wo überall über das leichtfertige Leben der Priester und Mönche geklagt wurde und die Fäulnis bis zum päpstlichen Stuhl hinaufreichte, als sittliche Vorarbeit für die Reformation zu erklären.

Und auch heute geht es doch wohl kaum an, den protestantischen Germanen die stets unter katholischer Disziplin gehaltenen Süditaliener oder Spanier als moralische Vorbilder hinzustellen. Man darf sich da ruhig fragen, ob nicht die Rasse in diesen Dingen ein unendlich viel stärkerer Faktor ist als die kirchliche Erziehung.

So kann man Förster's historische Argumente anfassen, wo man will, überall erweisen sie sich als wenig stichhaltig. Doch das sind verhältnismäßig Außenwerke, vielleicht bestätigen *seine praktischen Forderungen* trotzdem, daß nur von einer Rückkehr zur katholisch-inspirierten Pädagogik alles Heil zu erwarten ist.

Einen stringenten Beweis dafür oder dagegen könnten natürlich nur erprobte Erziehungsresultate von Jahrhunderten liefern. Aber das ist eben der Uebelstand bei allen Erziehungsforderungen ihre Güte ist erst nach sehr langer Anwendung einigermaßen festzustellen.

Es kann sich also hier nur darum handeln, einzelne Fragezeichen zu wichtigen Postulaten zu setzen.

Der Punkt, der mir namentlich in der Jugendlehre am bedenklichsten erscheint, ist die zu einseitige Betonung der Askese, und zwar gerade derjenigen Art von Askese, wie sie dort in der weitaus überwiegenden Zahl von Beispielen empfohlen wird. Sie ist fast durchweg doch etwas Negatives, ein Zurückdrängen der natürlich egoistischen Triebe im Kinde, auch wenn sie sich der Form und dem Namen nach in das Gewand eines aktiven Heldentums kleidet. Wenn auch das Wort „Du sollst nicht" streng verpönt wird, der Sache nach spielt doch das Nichtsollen eine sehr gewichtige Rolle: nicht wiederschlagen, wenn man geschlagen wird, nicht dem Appetit nachgeben, nicht lachen bei einer komischen Geschichte u. s. w., das sind solche asketische Uebungen. So sicher das Förster selbst nicht gerne würde gelten lassen, seine Erziehung läuft auf ein beständiges Beschneiden der jungen Bäume und ihrer natürlichen Triebe hinaus. Ich fürchte aber, daß eine konsequente Erziehung in diesem Sinne auch mehr Zierbäume für einen wohl gepflegten Garten und weniger knorrige, wind- und wetterfeste Bäume für unbeschützte Gegenden schaffen werde; liebenswürdige, wohlwollende, vor dem Bösen sich zurückziehende Naturen mehr als kräftige, auch mit einem starken Zorn gegen das Unwahre, Schlechte und Gemeine ausgerüstete Menschen. Es will mir scheinen, daß bei unsern modernen Kindern und auch bei den Erwachsenen nicht immer die Gefahr am größten ist, daß sie etwas Böses und Falsches wollen, sondern daß sie keine rechte Energie weder zum Guten noch zum Bösen haben, sie wollen nur so dahindusseln ohne rechte Anstrengung und ohne Ziel. Ohne daß ich das hier im einzelnen ausführen kann, glaube ich, daß viel mehr Gewicht gelegt werden müßte auf das Setzen von kleinen positiven Zielen, sei's nun kleinen Turnübungen und Kraftübungen oder Geschicklichkeitsübungen im Herstellen und Erfinden, damit diese aktive Energie Betätigung finde. Das ist auch eine Art Askese.

Dem gegenüber halte ich die Erweckung des bewußten Sündenzwiespalts bei Kindern, die Förster gelegentlich verlangt, auch für etwas Gefährliches, weil sie so furchtbar leicht zur Heuchelei und sehr leichtherzigem Sündenbekenntnis führt, wie dies an Kindern aus pietistischen Kreisen noch gelegentlich erkennbar ist. Und vollends, wenn dann später namentlich bei Erwachsenen dieser Sündenzwiespalt einem Menschen anfängt interessant zu werden und sich einer selbst zum möglichst tiefen Sünder macht, um anderseits als desto größerer Ueberwinder vor sich dazustehen, schafft namentlich Förster's Sexualpädagogik eine geradezu gefährliche Unnatur, wie schon die ganze wesentlich negative Askese beim Kinde die Unnatur befördert.

Ich bin wir wohl bewußt, daß diese Einwände gegen die Förster'sche Pädagogik auf persönlicher Empfindung beruhen und durchaus nicht logisch bewiesen werden können. Allein es handelt sich

ja auch in letzter Linie bei Förster gar nicht um strikt beweisbare Dinge, sondern um eine gewisse Stimmung gegenüber dem Leben, sagen wir kurz eine Weltanschauung und einen Glauben.

Försters Anschauung ist vor allem zu verstehen als kräftige Reaktion gegen eine sich mit dem Namen „modern" etikettierende, jeden Unterschied von gut und böse verwischende Lebensweisheit unserer Zeit, die ihre theoretische Begründung in einem materialistischen Monismus sucht. Dem gegenüber macht Förster wieder Ernst mit einem konsequenten Dualismus, welcher ausgeht von einem scharfen ethischen Gegensatz von gut und böse; diesen Gegensatz projiziert er als Materie, Körper, sinnliches Leben einerseits, Geist und übersinnliches Leben anderseits auf das metaphysische Gebiet, d. h. die ganze Weltordnung und Geschichte. In seiner Anwendung auf die Pädagogik — aus der ihm freilich wohl ursprünglich dieser Dualismus hergekommen ist — kann er nicht anders lauten als möglichst vollkommene Ueberwindung des sinnlichen, in seiner Vernünftigkeit befangenen Menschen in uns durch das Uebersinnliche, Uebervernünftige, Geistige; Besiegung der irdischen Liebe durch die himmlische. In voller Uebereinstimmung mit den besten Vertretern der alten Kirche bringt Förster der „niedern Natur" im Menschen den denkbar größten Pessimismus entgegen. Die Losung im Kampfe kann nur sein: Je vollständiger die Unterdrückung des natürlichen Menschen gelingt, desto besser.

Ist nur dieses eine Entweder-oder, monistischer Materialismus oder Katholizismus möglich, dann ist es vom pädagogischen Standpunkte aus sicher besser, zu den Idealen der katholischen Kirche zurückzukehren, und Natur und Natürlichkeit so niedrig als möglich einzuschätzen. Aber bei einer solchen naturfeindlichen Ueberspannung der Ideale müssen wir dann auch jenen großen Uebelstand in Kauf nehmen, daß immer wieder bei den heiligsten Personen die natürlichsten Dinge, die eben nun einmal mit aller Liebe nicht aus der Welt zu schaffen sind, durch die Heiligkeit durchbrechen, und daß für die große Menge eben die tausend Kompromisse geschaffen werden, durch die man für die hochgespannte ideale Forderung Ersatz finden kann.

Wir haben uns seit der Zeit unserer großen Klassiker mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, das Körperliche und Sinnliche nicht mehr nach Art der Kirche — die protestantische ist der katholischen namentlich im Pietismus hier vielfach gefolgt — als etwas Niedriges und Schlechtes anzusehen und uns auch der äußern Welt im weitesten Sinne mit ihrem Entstehen und Vergehen zu freuen. Ich glaube nun von vornherein nicht, daß die protestantischen, an geistige Freiheit gewöhnten Völker sich jemals wieder auch mit den besten Idealen der katholischen Kirche werden erfüllen lassen oder gar werden ihre Institutionen annehmen, weil ich nicht glaube, daß man das Rad der Geschichte rückwärts drehen kann. Wir können die Reformationszeit und auch die vielverschimpfte, und doch auch wieder fruchtbare Zeit der sogenannten „Aufklärung" gar nicht mehr aus unserer Vergangenheit streichen.

Aber selbst wenn wir könnten, so wollten wir nicht. Gerade die reformatorische Anschauung, die namentlich in Luther Gestalt gewonnen hat, und die dem Bösen jede Art gleichwertiger, selbstständiger Stellung neben dem Guten verweigerte, die Gott viel größer sein ließ als die böse Welt, weist uns auch hier die Wege. Weil wir uns darüber klar sind, daß eine nur auf materialistischer Grundlage aufgebaute Ethik keinen innern Halt hat und zur Verwilderung führt, brauchen wir noch lange nicht — um mich eines alten Ausdruckes zu bedienen — die Welt des Teufels sein zu lassen. Wir stehen ihr doch ganz anders gegenüber, wenn wir alles das, was Förster die niedrigen, elementaren Gewalten, das Inferno, nennt, *als den großen uns von Gott gegebenen Stoff betrachteu, an dem und aus dem jeder Mensch die verfluchte Pflicht hat, das Beste zu schaffen.* Das scheint vielleicht theoretisch fast nur ein Unterschied des Wortes, oder eine Nuance gegenüber Förster. Praktisch aber ist der Unterschied so groß als möglich. Das wird am besten klar, wenn man die pädagogische Idealgestalt beider Anschauungen einander gegenüberhält: Im Sinne Försters und seiner Anhänger ist sie doch ein engelhaftes Wesen, das stets mit einer Art von Wonne an die Höllenfahrten in die Tiefen des niedrigen Ich und die Ueberwindung desselben denkt; auf der andern Seite steht der Mann, der immer an der Arbeit und immer auf der Hut ist, den ihm von Gott auf hundert Arten zugewiesenen Stoff zu bewältigen und so innerlich immer freier und stärker zu werden. Gerade auf sexuellem Gebiete wird so das gefährliche Schlechtmachen des natürlichen Menschen und damit auch sein Interessantmachen vermieden. Auch diese Seite im Menschen ist dann ein Stück gute Natur, die sich der Mensch als freier Herr soll dienstbar machen.

Man meint oft, der Unterschied von Religionen, Konfessionen oder von verschiedenen Weltanschauungen beruhe auf einigen formulierbaren *Lehren*. Ich halte das für grundfalsch. Die tiefsten Unterschiede von Mensch zu Mensch, wie von Konfession zu Konfession, wurzeln vielmehr in jenen unmeßbaren Gefühlsmomenten, die ein jeder nach seiner Erziehung und Eigenart den menschlichen Elementarfragen entgegenbringt. So verstanden muß ich sagen, daß ich in Förster etwas Fremdes und Gefährliches empfinde. Ich fürchte seinen Einfluß, weil ich Unwahrheit des Empfindens fürchte, auch wenn sie sich nicht zu bewußter Heuchelei steigert.

Wir wollen uns freuen, daß Förster uns von neuem mit allem Ernst und Nachdruck einen Weg zur Charakterbildung als zum Zentrum der Erziehung gewiesen hat. Nur glaube ich nicht, daß es sich dabei um ein Rückwärts in die Ideale und den Stimmungsgehalt einer vergangenen Zeit handeln kann, sondern um ein Vorwärts, das eine Zusammenfassung aller guten Kräfte auch unserer neuen Zeit bedeutet.

A. Barth.

Was ist von der Inneren Mission zu halten.*)

Der Philister knöpft seinen Rock zu und der Arbeiter sein Herz und legt die Stirn in starre Falten, wenn der Stadtmissionar kommt. Warum ist das so? Der Missionar kommt mit einem Herzen voll Liebe; der Philister ist etwas sentimentaler Stimmung sehr geneigt, und der Arbeiter trägt eine mächtige Sehnsucht im Busen. Dennoch fühlen beide sich durch das bloße Wort „Stadtmissionar" gekränkt.

Sie bemerken bei ihm eine Art zu scheiden zwischen dem Kreis der Gläubigen und der profanen Welt. Und diese Scheidung ist äußerlich und unwahr.

„Geht jener Mensch zur Kirche?" fragt der Berufsarbeiter der Inneren Mission. — „Ja," sage ich, „da und da." — „Das ist aber kein gläubiger Prediger," sagt mein Missionsmann, „unser Freund muß noch besser den Heiland erkennen." Gewiß, die Innere Mission nimmt Freundschaft und Hilfe vieler Menschen an, aber im stillen behält sie sich immer vor, daß alle sich zu ihrer Art christlicher Glaubensmethode wenden müssen. In ihr ist allein das Heil.

Es ist einerlei, ob ich glaube, ich könne mit Gott nahe verbunden werden mittelst eines Tempels, den ich betrete, eines Götzenbildes, das ich anbete und berühre, einer priesterlichen Person, die mich segnet, oder durch ein heiliges Buch, dessen Vorlesung ich beiwohne, oder eine bestimmte, fest umgrenzte Welt- und Geschichtsanschauung, die ich mir aneigne. Immer ist es ein sachliches Etwas, das mich mit Gott verbinden soll. Und diese Anschauung ist heidnisch. Sie lebt fort im Katholizismus. Und sie beherrscht die seelsorgerische Methode der Inneren Mission: in den Gottesdienst eines „gläubigen" Pastoren, in die Betstunde muß das verirrte Schäfchen hinein — oder sonst muß man an seinem Bette beten — er muß sein „Ja" dazu geben, indem er sich dahinein fügt — dann und nur so wird seine Seele schon zu Gott kommen: extra ecclessiam nulla salus — außer der Kirche kein Heil!

Furchtbar rächt sich diese psychologisch-pädagogisch verkehrte Methode der Inneren Mission. Unser Volk ist lange reif für wirklich evangelische Frömmigkeit: es weiß, daß Geistiges nur innerlich erlebt, nicht von außen herangeheiligt werden kann. Nun aber glaubt unser Volk, so wie die Innere Mission es treibe, das sei das Christentum. Und in ehrlichem Trotz widerstrebt es dann.

Es stehen viele große Häuser der Inneren Mission in meiner Vaterstadt. Aber wo ist denn das Erwachen religiösen Lebens, das von diesen Häusern ausgehen sollte? Ein erschreckender Mißerfolg nach 50 Jahren! Ein paar Kapellen mit vieler, vielleicht recht wackerer

*) Vergl. dazu die „Redaktionelle Bemerkung".

Armenpflege — eine treue Schutztruppe für die orthodoxe Partei in der Kirche — das ist die Innere Mission in Wicherns Vaterstadt — aber neues religiöses Leben —? O ja, viel hunderttausend Halme, köstliche zarte Saaten wollen wachsen, aber jene Männer bringen ihnen den Regen und Sonnenschein nicht.

Die Kreise der Inneren Mission, Wichern selbst voran, haben die letzte, wichtigste Entwickelung des deutschen Geistes nicht voll mitgemacht. Obwohl Wichern noch in späten Jahren ein starkes, vielseitiges Interesse hatte und große historische Werke zur Erholung las, hatte er doch die moderne wissenschaftliche Schulung nie ganz erlangt. Dafür war sein dreijähriges Studium zu kurz, und die praktische Arbeit füllte unmittelbar vorher und nachher zu sehr sein Leben. Diese moderne wissenschaftliche Methode, die auch Goethe, Schiller, Lessing, Kant im höchsten Sinne eigen war, prüft die vorhandenen Größen, billigt sie nach dem Maßstabe des eigenen Herzens und reiht sich dann bewußt und freiwillig ein in die Reihe der schaffenden Geister.

Die literarischen Erzeugnisse der Inneren Mission zeigen leider nur zu oft schon an ihrem Stil, wie fern sie modernem Geistesleben stehen. Sie bewegen sich im latinisierenden, abstrakten Gelehrtendeutsch oder altväterischen Theologenstil, ihr Sprachschatz zeigt sich vorklassisch und höchst unmodern. Vor allem fehlt Knappheit, Klarheit, Schärfe.

Sehr charakteristisch ist Pastor Mahlings Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Inneren Mission in Hamburg. Sie enthält viel Material, ist gut geschrieben. Aber nie wird darin gründlich eingegangen auf die geistigen Strömungen in einem halben Jahrhundert, die die Innere Mission hemmten. Alles wird von einem fertigen Standpunkt behandelt. Seit 50 Jahren scheint die Innere Mission in sich keinen neuen Gedanken hervorgebracht, kein wichtiges geistiges Erlebnis gehabt zu haben.

Die Innere Mission hat ferner Mangel an geistiger Arbeitskraft. Sie setzt im wesentlichen nur weibliche Laienhilfe in Bewegung, ihre Herren regieren im Komitee. Jede Partei, jeder große Verein sonst führt Männer mitten in die Arbeit hinein, nur die Innere Mission nicht. Sie hat ein paar Stabsoffiziere, einige zur Dienstleistung kommandierte Leutnants (so möchte ich die Stellung der Kandidaten in der Stadtmission charakterisieren), im übrigen Unteroffiziere an der Spitze von Distrikten. Mögen die einzelnen Stadtmissionare noch so tüchtig sein; man gibt hier die schwierigste religiössittliche Erziehungsarbeit den theologisch übermalten Laien. Wird man je schwer Kranke den Heildienern selbständig überlassen statt den wissenschaftlich gebildeten Aerzten? Seelsorge und Predigt unter dem Volke erfordert die höchste, gründlichste Vorbildung.

Freilich hat die Innere Mission durch ihre Liebeswerke Zeugnis abgelegt von den christlichen Geisteskräften, die auch unsere Zeit besitzt. Aber ihre eigentliche Aufgabe sollte doch nach ihrem — nicht ganz

glücklichen — Namen sein, das Evangelium in die neuentstandenen Volksmassen hineinzutragen, welche die bestehende Kultusfeier nicht hören oder nicht verstehen. Hier aber versperrt sich die Innere Mission den Weg zum Herzen des Volks, indem sie glaubt, die Menschen erst aus einer unchristlichen Welt herausreißen und in eine bestimmte kirchliche Weltauffassung einführen zu müssen. Unser Volk ist aber gar nicht christusfeindlich wie Chinesen und Mohammedaner. Es kennt nur Jesus höchst unvollkommen. Es möchte wohl auf einen Gott vertrauen; es vermag nur zwischen Phrasen, Zeitungsgeschwätz und altväterlicher Glaubensrede den Gott nicht zu finden. Es ist für uns Christen der Gegenwart die heiligste Pflicht, unser Volk wieder Jesus verstehen zu lehren. Das ist für uns noch wichtiger als alle Liebeswerke. Denn wo wir Menschen schaffen, die Christus ehren und lieben, da werden sie schon auf dem weltlichen Schauplatze ihre Liebespflicht erfüllen. Aber dafür müssen wir zuvor den katholischen Kirchenbegriff aus dem Wege räumen, als ob es einen geweihten Kreis des Heiligen konzentrisch in der bösen Welt gäbe. Gott ist in der Welt überall, und mit Christus werden wir ihn überall sehen — das ist der Grundsatz, mit dem wir zu unserem Volke kommen müssen. Alles Kirchentum ist komplizierte Menschenarbeit. Christus aber ist schlicht und groß. Das Kirchentum macht die Leute mißtrauisch und trotzig — Christus werden sie lieben.

Diese Sätze klingen hart. Sie sind keineswegs geschrieben, Wichern und seine Ideen zu verkleinern. Mir ist die Lebensbeschreibung Wicherns von Oldenberg eins der wichtigsten Bücher für meine innere Entwicklung gewesen. Auch wir Modernen wollen seine Schüler sein. Ich nenne Wichern im Religionsunterricht einen der größten Söhne meiner Vaterstadt, einen Propheten der Neuzeit: er erkannte die Notwendigkeit, das ganze große Leben der Gegenwart, alle Gebiete des Volkslebens christlich-sittlich zu beurteilen und nach diesem christlichen Urteil zu gestalten. Es war ein Mitschöpfer der evangelisch-sozialen Lebensauffassung.

In der Geschichte der Religion gibt es Ereignisse, die das Bild unserer Weltanschauung ändern und umgestalten: solche Ereignisse sind es, wenn aus dem Schutte Mesopotamiens eine vergessene Welt vor uns aufsteigt, oder wenn die Entstehung der israelitischen Religion sich in ungeahnter Klarheit vor uns enthüllt. Aber ebenso wichtig sind die religiösen Taten, die in der Gegenwart geschehen. An jenem Tage, als Johann Heinrich Wichern anfing, in der alten Strohdachhütte unterm Kastanienbaum mit einigen Hamburger Straßenjungen zu hausen und Holzpantoffeln zu schnitzen: da hatten wir in Deutschland etwas neues. Von da wurde bewiesen, daß es möglich ist, auch aus dem vollkommensten Proletarierkind einen Menschen zu machen: wenn nur der eiserne Wille, die unermüdliche Liebe, der Blick für die Persönlichkeit auch des Vagabunden und die Empfindungsgabe, die immer neue Mittel weiß, vorhanden sind.

Wichern mit seinen holzpantoffelschnitzenden Jungen und den dankbaren Briefen der späteren brauchbaren Jünglinge und Männer — das ist eine Tatsache, die aus unserm Gewissen nicht wieder herauskommt. Das also ist möglich: wie viel Tausende Verbrecher, Trunkenbolde, schlechte Väter, Faulpelze weniger würdig wir unter uns haben, wenn wir die Liebe Wicherns zur verwahrlosten Jugend besäßen! Ist doch nicht einmal die Zwangserziehungsanstalt in Wicherns Vaterstadt nach seinem System eingerichtet, sondern nach einem lieblosen Kasernensystem. Schicken wir doch heute noch zwölf- bis achtzehnjährige Knaben ins Gefängnis, um sie zu Verbrechern zu machen. O Wichern, du mußt zum zweitenmal leben!

In seinem Rauhen Hause in Hamburg war Wichern am größten. Welche deutsche Innigkeit und Fröhlichkeit des Gemüts, welche germanische Schaffenslust und Erfindungskraft gegenüber allen Schwierigkeiten! August Bebel — wenn wir diesen wie einen Antipoden Wicherns nennen dürfen — voll heißer Liebe zum Volke, hat die faulen Stellen in unserer modernen europäischen Zivilisation wie ein teutonischer Jesajas angegriffen. Aber Wichern sah die Stelle, von der aus wir wieder gesunden: die Familie. Wo Bebel verzweifelt — bei der Familie, die in Großstadt und Industrie unterzugehen scheint — da setzt Wichern ein und rettet die von der kapitalistischen Entwicklung Niedergetretenen, indem er ihnen die Familie wiedergibt. In jenen bescheidenen Familienhäusern des Rauhen Hauses wohnt der gute Geist des deutschen Volkes: wer möchte hier nicht daheim sein!

Hier gab es noch keine Kirchenpolitik und keine Seelenexerziersysteme. Hier hat Wichern seine großartige Begabung zur individuellen Menschenbehandlung entfaltet, hier hat ein späterer Kämpe des Protestantenvereins als sein Freund und Helfer gearbeitet. Die individuelle und darum weitherzige Erziehungsmethode ist noch heute hier zu Hause. Das hab' ich wohl gespürt, als ich auf der Eisenbahn in mehrstündiger freundlicher Debatte mit dem jetzigen Direktor des Hauses die Hamburger Lehrlingsvereine verteidigte. Diese schienen jenem „religionslos". Er bemerkte nicht, wie sehr wir im wesentlichen in unsern Lehrlingsvereinen Schüler Wicherns sind: wir wecken brüderlichen Familiengeist in unserm Kreis; wir haben nicht pietistische Methode, nicht Amüsement, nicht Kunstbildung, nicht Patriotismus als Werkzeug, sondern die Achtung und Liebe zum familienartigen Kreis, in dem die Persönlichkeit am schönsten gedeiht.

Aber freilich — außerhalb des Rauhen Hauses ist Wichern zu etwas anderm gemacht worden; und außerhalb ihres engsten Wirkungskreises sind seine nächsten Anhänger heute unter das kirchliche und theologische System geknechtet. Wie ist das gekommen?

Wichern ist von Arbeit zu Arbeit, von Kampf vorwärts geschritten, Bismarck gleich. Aber auch darin war er Bismarck ähnlich, daß er, obgleich reich an Kenntnissen und weitblickend, doch kein Gelehrter war: er war ein durch die Wissenschaft erzogener Geist. Er

hat nicht Aehnlichkeit mit Moltke, in dem wir doch wohl einen noch edleren, reiferen Typus der heutigen Deutschen verehren müssen. So kam es, daß Wichern zeit seines Lebens schrieb, wie ein Prediger spricht: weitläufig, und nicht scharf und klar. Als geborener Genius fand er sicher, wo und wie er seine Arbeit am Volke zu tun habe. Aber daß dies selbe Volk im 19. Jahrhundert in der inneren Kultur seit den Klassikern gewaltig vorwärts schritt, das hat er nicht gemerkt. Darum geriet er unter die Reaktionäre. Das ist die Tragik in seinem Leben.

Warum konnte Wichern nicht bis an sein Lebensende ein Menschenbildner in seiner Vaterstadt bleiben — ich glaube, wir wären heute hier ein Stück weiter auf Wicherns eigentlichem Arbeitsfeld! Aber da kam die große Welle und nahm Wichern mit. Er schien Führer zu sein; aber er wurde geschoben. Vor Exzellenzen und Geheimräten, frommen Grafen und Damen hat er die Weisheit seines Herzens verschwendet. Welch ein dürrer Acker für die zarte Pflanze seiner christlichen Pädagogik! Es entstand die deutsche „Innere Mission"; der bureaukratische Staat und die religiöse Reaktion vereinigten sich. Es ist traurig, zu sehen, wie Wichern in seiner innerlich freien Seele gelitten hat unter der unmöglichen Aufgabe, mit diesen Mächten zusammen Lebendiges zu schaffen. Wie hat er sich nach seinen holzpantoffelschnitzenden Jungen gesehnt!

Und so ist denn die Innere Mission, deren Idee schön und groß in Wicherns Seele lebte, Schoßkind der religiösen Reaktion geblieben, deren jugendliche Großmutter die deutsche Romantik war mit Schwärmerei für Altertümelei, Gotik und bunte Kirchenfenster. Was aber fragen unsere Jungen mit oder ohne Pantoffeln, mit hungrigen Magen und Herzen nach diesen schönen Dingen!

Die Innere Mission entbehrt der Pädagogik, des wirklichen Volksverständnisses, weil sie von der kirchlichen Reaktion geboren wurde. Unendlichen Schaden hat diese Reaktion unserm Volke getan; die Arbeit der frommen Rationalisten, von denen fast alles wirkliche Christentum stammt, was wir im Volke haben — sie ist abgeknickt worden von der Reaktion, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in die Kirche hineinsetzte und lieblos auf die armen Köpfe herniederpredigt, was sie nicht verstehen. Nichts ist unserm Volke gleichgültiger als die neue Orthodoxie — unserm armen von seiner Kirche mißhandelten Volke!

Das ist aber nicht Wicherns Schuld. Was an Treue, Liebe, Willen zur Pflege der Verkommenen und Leidenden in der Inneren Mission lebt, stammt wohl von ihm. Daß die Reaktion groß war und ihn mitriß, weil bei ihr doch Wille zum Helfen war, ist nicht seine Schuld. Ein Unglück war's, daß vor 70 Jahren die neue Theologie erst in den Jünglingsjahren war, daß von ihr aus keine starken Kräfte kommen konnten, Wicherns Werk zu tun. Weil auf der Linken Revolutionsgeschrei und französische Phrase, Barrikadenstürme und

materialistische Propheten waren, noch kein geschlossener, starker Idealismus — darum folgte er der Rechten.

Uns Theologen der Gegenwart aber bleibt es, das Erbe Wicherns aufzunehmen und es fruchtbringender noch zu verwalten, als die Innere Mission es vermag. Nur wenn wir das vermögen, dann werden wir geschmähten Theologen aus der Schule der deutschen Wissenschaft unser Recht beweisen, Missionare, Verkünder der Weltanschauung, Erzieher und Lehrer in unserm Volke zu sein. Niemand findet offenes Ohr beim Volke für seine Lehre, als wer da hilft. Noch besser als die schönste Wissenschaft ist die Liebe. Und wer darin ein Prophet gewesen, wie wir klug und nützlich wirken sollen in der Liebe — der verdient eingereiht zu werden unter die Größten.

W. F. Classen (Hamburg).

Konrad Furrer.

Es ist nicht nötig, daß wir in den „Neuen Wegen" einen ausführlichen Nekrolog auf Pfarrer Furrer bringen, das haben die politischen und kirchlichen Zeitungen genügend besorgt. Aber ganz unterlassen darf es gerade unsere Zeitschrift nicht, wenigstens in Kürze auf die Bedeutung des Mannes hinzuweisen. Gehörte er doch zu denen, die unser Unternehmen freudig und hochherzig begrüßten. Er schrieb uns seinerzeit, es sei ihm eine große Freude, daß das, was er einst gewollt habe, nun von jüngeren Kräften auf ihre Weise aufgenommen werde. Schon damals ist es mir überraschend klar geworden, wie ähnlich unsere Ziele den seinigen seien. Als es dann vor einigen Wochen bekannt wurde, daß dieser gewaltige Arbeiter dem nahen Ruf seines Herrn zum Feierabend entgegenharre, und ich wehmütig sein Tagewerk überdachte, da ist diese Erkenntnis ganz ungesucht in mir noch völliger geworden. Furrer ist schon vor Jahrzehnten mit entschlossenem Schritt, damals noch recht einsam, die „neuen Wege" gegangen, die wir jetzt gehen und *weiter* gehen müssen. Dieser Mann gehörte wirklich zu den „Sehenden", von denen weiter vorn in dieser Nummer die Rede ist. Vor keiner der wichtigsten vorwärtsdrängenden Bewegungen der Zeit ist er zurückgebebt; keine hat er pfäffisch gescholten, in jeder fand er etwas vom Schaffen der Wahrheit. Das kam daher, daß er ein weites, ja, ich darf ohne Uebertreibung sagen, ein *großes* Herz hatte. Er ließ sein Herz größer werden an Gottes Größe. Er war wirklich ein Diener des *lebendigen*, d. h. des vorwärts schaffenden und vorwärts führenden Gottes und des *Einen* Gottes, der alle Völker, alle Geschichte, alles Leben umspannt. Ihn überall zu suchen und zu finden war seines Lebens Leidenschaft. Darum versteht sich von selbst, daß er ein *Freier* war. Er war es allerdings nicht im Sinne von „frei-

sinnigen" Dogmen und Parteiprogrammen, die nicht besser sind, sondern eher schlimmer als „positive" — mit der Reformpartei geriet er in einen Konflikt, der meines Wissens nie ganz beigelegt worden ist —, er wollte der geistigen Entwicklung nicht da den Grenzstein setzen, wo die seinige aufgehört hätte, er entwickelte sich selbst weiter; er lebte nicht in dem gar zu kleinlichen Wahn, daß irgend eine Parteiform die Wahrheit für Jahrhunderte monopolisieren könne, sondern verkörperte in seiner Person das herrliche amerikanische Dichterwort:

Freedom is recreated year by year
By hearts wide open on the Godward side.*)

Ein „Sehender" muß auf hoher Warte stehen, wie sollte er sonst in die Weite schauen? Das war bei Furrer der Fall. Darum mußte er über das Parteiwesen hinaus schauen. Es war immerhin keine kleine Ueberraschung, als er auf der denkwürdigen Predigerversammlung in St. Gallen im Jahre 1895 die beiden kirchlichen Hauptparteien, besonders auch seine eigene, einer religiösen Kritik unterzog, die man bisher nie gehört hatte. Es war eine Tat, auch wenn er im Einzelnen da und dort fehlgriff; leider hat sie nicht die Wirkung gehabt, die ihr gebührt hätte. Parteien sind selten der Selbstkritik fähig, das geht gegen ihre innerste Natur, sie wollen Macht, nicht Wahrheit. — Furrer hat auch — wie Kambli, Zwingli Wirth und einige andere — früh schon Gott für die soziale Bewegung gedankt, hat den großen Mut gehabt, in den Arbeiterversammlungen zu reden und den Bund zwischen Evangelium und Sozialismus anzubahnen. So ist er auch auf andern Wegen vorangegangen. Mit dem Universalismus eines dem Einen Gott zugewandten „für Gott weit offenen" Herzens hat er hinausgelauscht in die außerchristliche Welt und in den religiösen Stimmen aller Völker die Ahnung des Einen und die allezeit und allerorten gleiche Sehnsucht der Menschenseele nach ihm herausgehört, dabei aber doch immer freudiger die Herrlichkeit der in Christus erschienenen Wahrheit gepriesen. Was heute die sogen. religionsgeschichtliche Schule mit vollkommenerem wissenschaftlichen Rüstzeug übt, hat er auf seine Weise sein Leben lang gewollt und getan. Auch die großherzige Art, wie er den Katholizismus aufgefaßt, wird, davon bin ich überzeugt, die Zukunft für sich haben.

Natürlich hatten all' diese Verdienste und Tugenden auch ihre Kehrseite. Ob der Weitherzigkeit mag dann und wann die Bestimmtheit, ob der Betonung des Verbindenden das scharfe Erfassen der Gegensätze zu kurz gekommen sein. Furrer war gewiß nicht ein Mann schroffer Einseitigkeiten, sondern milder Vermittlung; wir werden, durch die Zeitlage genötigt, seine Melodie in Dur zu singen haben. Aber gerade, was an ihm als Mangel erscheinen konnte, war wieder der

*) Die Freiheit fließt, ein stets erneuter Strom,
Aus Herzen, die für Gott weit offen sind.

Nährboden einer sehr wertvollen Leistung sittlicher Art: von diesem Mann ist in unsere theologischen und kirchlichen Kämpfe kein Gift ausgegangen, sondern lauter verstehende Milde, lauter starke Sehnsucht nach Einigung im Wesentlichen. Darum konnte man zu ihm voll Ehrfurcht und Liebe aufschauen, ob man nun im Einzelnen gerade seine Art und Meinung teilte oder nicht.

So ist uns in diesem Mann eine große Art erschienen, die Religion zu vertreten und das Pfarramt zu führen. Diesen Eindruck können Fehler, die auch er gehabt haben wird, nicht verdrängen, hoffentlich auch nicht die Grabreden aller Art, die ihm gehalten worden sind. In Bezug auf diese ist nur eins zu wünschen: wer ihn gelobt hat, gehe seinen Weg.

Er selbst hat siebzigjährig nach wahrhaft köstlicher Mühe und Arbeit sterben dürfen — eine Gunst des Geschickes! — und ist hingegangen als einer, dem zwar schon die Gegenwart jeweilen Lob und Liebe gespendet hat, den aber auch die Zukunft zu den Lebendigen zählen wird.

L. Ragaz.

Umschau.

Zum Kampf gegen den Alkoholismus in der Arbeiterschaft. Es wird so oft über den vielen Alkoholgenuß der Arbeiter geklagt und zwar besonders in den Kreisen der Arbeitgeber. Leider fällt es diesen selten ein, ob sie dagegen nicht etwas Wirksames tun könnten. Eine sehr rühmliche Ausnahme bildet ein größeres ostschweizerisches Baugeschäft, dessen Namen wir leider nicht nennen dürfen. Wir haben von ihm auf Erkundigung hin folgende freundliche Auskunft über die auf seinen Bauplätzen getroffenen antialkoholischen Maßregeln und deren Erfolg erhalten:

„Wir verabfolgen unsern Arbeitern seit bald vier Jahren um 9 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags warmen Tee. Wir gaben uns vorher alle Mühe, dem verderblichen Holenlassen von Flaschenbier während der Arbeitszeit Einhalt zu tun, aber es wollte nicht gelingen. Deshalb entschlossen wir uns, den Arbeitern ein Ersatzgetränk zu bieten und dann aber mit aller Strenge das Holenlassen von Getränken überhaupt, auch für die Zwischenmahlzeiten, gänzlich zu verbieten. Wer sich ein alkoholisches Getränk von zu Hause mitnehmen will, hat natürlich das Recht dazu. Der Tee, den wir von Anfang an und jetzt noch gratis*) abgeben, wurde sofort von den meisten Arbeitern sehr gerne genommen, einzelne glaubten Widerstand leisten zu müssen, aber so viel uns bekannt, ist ein einziger von

den 40—60 Mann, welcher im Fabrikgebäude oder Zimmerplatz arbeiten und für die der Tee erreichbar ist, der ersten Abneigung treu geblieben. Wer es irgend richten kann, sucht zu seinem Tee zu kommen; sehr oft kommt es auch vor, daß wir sehen, wie Arbeiter anderer Geschäfte sich Gelegenheit verschaffen, zur betreffenden Zeit etwas in unserm Werkstattgebäude zu besorgen und sich einen Gratistee verabfolgen zu lassen. — Wir können konstatieren, daß das Holenlassen von Flaschenbier vollständig aufgehört hat und daß wir irgend welche Ausschreitungen, wie „Blauen" oder von der Arbeit weg laufen, nicht mehr kennen. Der unserm Geschäfte zunächst wohnende Wirt soll nach seiner eigenen Aussage seit unserm Teeausschank durchschnittlich per Tag 100 Flaschen Bier weniger verbrauchen als vorher. Wir glauben auch die Beobachtung zu machen, daß die Arbeiter nach Feierabend viel eher sofort nach Hause gehen als früher, da sie den ganzen Tag den Bierdurst pflegten.

Ob in der Arbeitsleistung des einzelnen Mannes ein Unterschied zu konstatieren sei, ist schwer zu sagen, wir sind jedenfalls davon überzeugt, daß sich die Gratisabgabe mindestens lohnt, wahrscheinlich schaut nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Arbeitgeber etwas dabei heraus.*) Bei einer großen Arbeit, die sich seit vielen Jahren im gleichen Rahmen wiederholt, haben wir eine ganz wesentliche Ersparnis feststellen können.*) Wie früher, der außergewöhnlich warmen Arbeit wegen, den Arbeitern morgens und abends je eine Flasche Most, wird seit einigen Jahren Tee abgegeben, dabei erforderte die Arbeit statt ca. 360 Arbeitstage deren ca. 340. Wir glauben diese Differenz dem Tee gutschreiben zu müssen. Der Most zum „Znüni" hat eben Mostdurst geweckt und so mußte oft auch im Laufe des Tages wieder der Mostkrug her."

So weit das Baugeschäft. Die Angaben reden eine so deutliche Sprache, daß wir alle, denen das Wohl der Arbeiterschaft am Herzen liegt, dringend darauf aufmerksam machen möchten. Es liegt im Interesse der Arbeitgeber selbst, den Alkohol von den Arbeitsstätten zu vertreiben. Das kann aber, wie immer, nicht durch Schelten geschehen, auch nicht durch Predigen, sondern dadurch, daß das Gute an Stelle des Schlechten gesetzt wird. L. R.

*) Von der Redaktion gesperrt.

Die religiös-soziale Konferenz, die in der Osterwoche in Zürich zum zweiten Mal zusammen kam, hat durch diese Tagung jedenfalls bewiesen, daß sie Lebensfähigkeit besitzt und einem starken Verlangen entgegenkommt. Alle Versammlungen waren gut besucht; man schätzte allein die Zahl der anwesenden Pfarrer auf etwa 100 und zwar waren alle möglichen „Richtungen" vertreten. Daß den Verhandlungen ein spannendes Interesse innewohnte, spürten wohl alle Teilnehmer.

Diese zweite Tagung stand vielleicht nicht ganz im Zeichen jenes frischen Enthusiasmus, der die letztjährige charakterisiert hatte, war aber doch in mehr als einer Hinsicht ein Schritt vorwärts. Daß neben einer Anzahl „sozialistischer Pfarrer" und dem Vertreter der evangelischen Arbeitervereine (Hrn. O. Lauterburg in Bern), der an den Verhandlungen ausgezeichneten und verdienstvollen Anteil nahm, auch zwei Präsidenten sozialdemokratischer kirchlicher Vereine die Einladung unterzeichnet hatten (beides Laien), das ist eine Tatsache, deren Bedeutung in die Augen springt. Daß vollends als erster Vortragender in der Person des schweizerischen Arbeitersekretärs, Herrn alt Nat.-Rat Greulich, ein im Kampf ergrauter Führer der Sozialdemokratie auftrat, war ein Ereignis, auf das wir stolz sein dürfen, das uns z. B. der evangelisch-soziale Kongreß in Deutschland nicht nachmacht. Auch haben einige hervorragende Sozialdemokraten sich sehr lebhaft an der Diskussion beteiligt. Es ist also ein Stück gemeinsamen Bodens geschaffen, auf dem die von der Notwendigkeit einer wirtschaftlichen und einer damit im Zusammenhang stehenden geistigen Umwälzung überzeugt sind, sich aussprechen und nach Möglichkeit verständigen können.

Das dünkt mich die wichtigste Errungenschaft dieser zweiten Konferenz zu sein. Sie ist auch im übrigen wohl gelungen. Auf der Höhe standen die Referate. Am meisten gespannt war man wohl auf das von Greulich über

„wirtschaftliche Tatsachen aus der Entwicklung der Schweiz in den letzten Jahrzehnten". An Hand eines Zahlenmaterials, das so nur ihm zur Verfügung steht, führte der Vortragende den anschaulichen und eindrucksvollen Nachweis, daß die Schweiz nicht mehr das Land der frommen Hirten, ehrsamen Handwerker und soliden kleinen Geschäftsleute ist, als das viele sie noch betrachten, sondern ein ausgeprägtes Industrieland, in dem nicht ein Drittel der Bevölkerung mehr Landwirtschaft treibt, wo die menschliche Arbeitskraft durch die Maschine in rapidem Tempo ersetzt, resp. vermehrt worden ist und gewaltige Kapitalien sich in relativ wenig Händen konzentriert haben. Hr. Greulich gab nichts als wohlgeprüfte Tatsachen und überließ es der Versammlung, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Sie tat es denn auch in dem Sinne, daß namentlich die Notwendigkeit der Organisation der Arbeiter, des Kampfes der Persönlichkeit gegen die furchtbare Uebermacht der Sachen ins Licht trat. Wir werden die Arbeit des Hrn. Greulich ausführlich besprechen, sobald sie im Druck erschienen ist. Solche statistischen Beleuchtungen unserer Situation, finds, die wir in der Schweiz dringend nötig haben und noch in so ungenügendem Maße besitzen. — Pfr. Liechtenhans Vortrag bildete zu dem von Greulich eine treffliche Ergänzung. In ausgezeichnet klarer, energischer und maßvoller Weise zählte er die tiefsten religiösen Motive der sozialen Arbeit auf. Er unterschied zwischen der kirchlichen Religion, die in der Pflege des Kultus, der religiösen Theorie oder des frommen Gefühls ihre Hauptaufgabe erblickt, die Welt in eine heilige und eine profane Hälfte einteilt, sich auf das innere Leben konzentriert und das äußere für nebensächlich hält, und der prophetischen, die Gott dadurch dienen will, daß sie die von ihm gestellte weltgeschichtliche Aufgabe versteht und anfaßt, dabei keinen Unterschied zwischen heilig und „profan" anerkennt, sondern die ganze Welt nach Gottes Willen gestaltet sehen will. Treffend wurden die landläufigen Vorwürfe wiederlegt, die dem religiösen Sozialismus ohne jeden Grund immer wieder gemacht werden: daß er die Religion veräußerliche, die Pflege der Gesinnung vernachlässige und was dergleichen Gerede mehr ist. — In der Pfarrerkonferenz endlich, die den öffentlichen Versammlungen angehängt wurde, um die Stellung des Pfarrers zur sozialen Frage zu besprechen, machte das einleitende Votum (wie wohl auch das Schlußwort) von Pfr. Kutter, in dem er seine bekannten Gedanken über den religiösen Sinn der sozialen Bewegung kraftvoll aussprach, großen Eindruck.

Die Diskussion war jedesmal sehr lebhaft und ausgedehnt, gelegentlich nicht ohne dramatische Momente. Wenn dabei auch einige persönliche Gereiztheit erzeugt wurde, so ist zu hoffen, daß diese bald verfliege, war es doch allen Teilnehmern um die Sache, nicht um Personen zu tun. Daß die Diskussion einigemale etwas zerfahren war, schadete auch nicht so viel. Es zeigte sich wieder, wie chaotisch die Meinungen und Stimmungen durcheinanderwogen, wenn das große Thema der Zeit zur Sprache kommt; aber dieses Stadium muß eben durch gegenseitige Aussprache, gemeinsames Ringen und Suchen überwunden werden.

Zu verbessern bleibt an der Form der Konferenz noch manches. Sie litt z. B. beide Male an Ueberladung. Drei Wünsche möchte ich für die Zukunft aussprechen:

Zum Ersten: Daß die Konferenz das nächste Mal in einer andern Schweizerstadt tage, wo man religiös-soziale Aufrüttelung ebenso nötig oder noch nötiger hat als in Zürich.

Zum Zweiten: Daß wir über die allgemeinen Diskussionen langsam hinauskommen.

Zum Dritten: Daß das Feuer der religiös-sozialen (oder -sozialistischen) Ueberzeugung, das an diesen Konferenzen brannte, sich auch das Jahr hindurch in unserem öffentlichen Leben etwas mehr geltend machen sollte. L. R.

Mehr **sehende Menschen** haben wir auch im Schweizerland bitter nötig. Das beweist uns die Fabrikation von Streikgesetzen, über die wir uns nächstens äußern werden.

Erfreulich war dagegen das Schicksal der Absinthinitiative vor der Bundesversammlung. Das war ein Sieg des Verstandes und Gewissens u. m. E. eine größere nationale Ehre als die viel-

gepriesene Abstimmung über die Militärorganisation. Man tut indeß den Mitgliedern der Bundesversammlung gewiß nicht Unrecht, wenn man in ihrer Abstimmung auch einen Sieg der Abstinenzbewegung erblickt, ohne die die öffentliche Meinung noch nicht so weit wäre. Sehr bezeichnend ist dem gegenüber die ablehnende Haltung des Bundesrates. Es mögen dafür einzelne einflußreiche Mitglieder desselben (namentlich eines, das man nicht zu nennen braucht) besonders verantwortlich sein, aber daß sie einen solchen Einfluß ausüben konnten, ist eben das Bezeichnende. Das Verhalten des Bundesrates ist ganz typisch für eine Epoche, die nun wohl zu Ende geht. Man meinte eben bis vor kurzem, es sei die einer Behörde allein würdige Haltung, solche sozialethischen Postulate nicht ernst zu nehmen. Das schien besonders der „Freisinn" zu fordern. Nur in der radikal-demokratischen Fraktion fand der Absinth Vertheidiger und in einigen ihrer Blätter wurde seine Niederlage fast als eine solche des „Freisinns" beklagt, im gleichen Momente, wo in England ein liberales Ministerium für ein radikales Gesetz gegen den Alkohol seine Existenz aufs Spiel setzt. Mit dieser Haltung wird der „Freisinn" nicht mehr weit kommen und unsere Behörden nicht viel moralische Autorität gewinnen, sondern eher die vorhandene verscherzen. Die sozialethische Welle ist im Steigen. Discite moniti!

Auch die Abweisung der Petition der Schweizerfrauen um Verabreichung eines Exemplars des neuen Zivilrechts an jede unverheiratete erwachsene Schweizerin, die es begehre, war ein Akt, der dem Brndesrat wenig Ehre eingetragen hat. So pflanzt man jedenfals nicht Patriotismus, wenn man die ganze eine Hälfte des Schweizervolkes, und wahrlich nicht die geringere, als quantité négligeable behandelt. Es zeigt sich eben auch darin, daß man auch ein kleines Land nicht gut regieren kann, wenn man sich um die geistige Bewegung der Zeit nicht kümmert. Wir brauchen hochstehende, „sehende" Männer für unsere oberste Behörde. L. R.

Redaktionelle Bemerkung.

Die Betrachtung „Menschen von morgen" stammt aus den Souvenirs et Pensées der Josephine Butler, der vor kurzem verstorbenen großen Vorkämpferin für die Reinheit und Würde der Frau. (Das Buch ist 1908 in der Buchhandlung „Foyer Solidariste" in St. Blaise erschienen.) Wir haben sie einem italienischen Blatte entnommen, auf das wir bei diesem Anlaß unsere Leser hinweisen möchten. Es heißt: „L'Avanguardia" und vertritt auf interkonfessioneller Basis, aber in religiös-positivem Sinne, einen radikalen Sozialismus. Damit reiht es sich an jene französischen, englischen und amerikanischen Blätter (L'Avant-Garde, L'Espoir du Monde, La Cloche d'alarme, The Christian Commonwealth, The Christian Socialist), die aus dem gleichen Geist entsprungen sind. Wir begrüßen aber diesen Frühlingsboten aus dem Süden mit ganz besonderer Freude. Diese ganze Bewegung, von der wir nächstens berichten wollen, gehört überhaupt zum Verheißungsvollsten und Erquickendsten, was es in der Gegenwart gibt. Das sehr gediegene, frische und geistvolle italienische Blatt erscheint unter der Redaktion von G. E. Meille in Neapel (Piazzetta Tagliavia 25).

Zum hundertjährigen Geburtstag Wicherns haben wir mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers, einen Abschnitt aus dem schönen Buche: „Großstadtheimat" von W. F. Classen abgedruckt, dem die Redaktion in Anerkennung und Kritik völlig zustimmt. Man wird Classens Stimme eher Objektivität zubilligen, als man es der unsrigen getan hätte.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Heimarbeit.

Das Studium der Heimarbeitsfrage eröffnet uns ein so weites Gebiet, daß wir uns an dieser Stelle darauf beschränken müssen, auf die Licht- und Schattenseiten hinzuweisen, welche der Heimarbeit eigen sind, die hohe Bedeutung zu betonen, welche ihr in unserm volkswirtschaftlichen Leben zukommt, und die erbärmlich niedrigen Löhne in Betracht zu ziehen, die das vielgenannte Heimarbeiterelend verschulden.

Mit dem Worte Heimarbeit dürfen wir nicht die Ausführung jeder Arbeit bezeichnen, die im eigenen Heim auf fremde Rechnung gemacht wird, sondern nur die Arbeit für industrielle oder kommerzielle Betriebe. Kundenschneiderinnen oder Kundenschuster, die nur Privataufträge ausführen, sind keine Heimarbeiter. Die feineren Unterschiede festzustellen zwischen Heimarbeit, Hausindustrie und Hausgewerbe, überlassen wir gerne den gelehrten Herren Nationalökonomen.

Wenn wir die Vorteile und die Nachteile der Heimarbeit betrachten und vergleichen wollen, so kommen drei Hauptinteressenten wesentlich in Betracht: der Arbeitgeber, der Heimarbeiter und das allgemeine Volkswohl. Dabei wird uns sofort klar, daß die großen Vorteile, welche dem Arbeitgeber aus der Heimarbeit erwachsen, ebenso große Nachteile bedeuten für den Heimarbeiter, konsequenterweise entspricht der Lichtseite des Heimarbeiterlebens ein Nachteil für den Unternehmer. Licht und Schatten sind jedoch nicht in allen Industriezweigen gleichmäßig verteilt, es gibt auch solche, die für den Heimarbeiter gar keine Lichtseite haben, sondern nur Schatten, viel Schatten.

Dem Arbeitgeber, der Heimarbeit herstellen läßt, erwächst dadurch ein großer Nachteil, daß diese Produktionsart viel schwerfälliger und viel weniger kontrollierbar ist, als der Fabrikbetrieb. Weil die produktiven Kräfte in den engen Grenzen kleiner und kleinster Betriebe isoliert sind, wird die Leistungsfähigkeit der Heimarbeit bedeutend ge-

hemmt, deshalb sind plötzliche pressante Aufträge durch Heimarbeiter nicht so leicht auszuführen, als durch Fabrikarbeiter.

Für den Heimarbeiter bildet diese Isolierung den größten Vorteil, den sein Stand ihm bietet; er genießt eine viel ausgedehntere individuelle Freiheit, als die Arbeiter in Werkstatt oder Fabrik. Scheinbar ist er durch keinen Zwang gebunden, er kann seine Arbeit leisten, wo und wann er will. Um jedoch seinen notdürftigen Unterhalt zu verdienen, ist er gezwungen, eine sehr lange Arbeitszeit einzuhalten; seine Freiheit beschränkt sich deshalb hauptsächlich darauf, daß sie ihm die Nachtarbeit erlaubt, die dem Fabrikarbeiter durch das Gesetz verboten ist. Für Hausmütter allerdings, die mit dem Ertrag ihrer Arbeit nur dem kärglichen Verdienst ihres Mannes nachhelfen wollen, bietet die Heimarbeit eine erwünschte Gelegenheit, neben der Besorgung des Haushaltes und der Kinder ein wenig mitverdienen zu können. Aber diese Hausmütter, deren Nebenverdienst naturgemäß ein sehr bescheidener ist, kommen leicht in Versuchung, auch ihre Kinder zur Heimarbeit heranzuziehen. So sehr es zu begrüßen ist, wenn Kinder frühzeitig daran gewöhnt werden, Handreichungen zu tun und ihre Handfertigkeit zu bilden, so sehr ist es zu beklagen, wenn sie in zartem Alter schon zu geisttötender Lohnarbeit gezwungen werden, die nicht dazu angetan ist, sie zu arbeitswilligen und arbeitsfrohen Menschen zu erziehen.

Wenn dem Arbeitgeber aus der Schwerfälligkeit der Heimarbeit ein Nachteil erwächst, so bietet sich ihm durch diese Produktionsart eine Menge großer Vorteile, die für ihn weit schwerwiegender sind. Schon wegen ihrer größeren Billigkeit wird der Unternehmer so lange als möglich die hausindustrielle Betriebsform beibehalten. Er braucht dazu keine kostspielige Fabrikanlage, hat keine Auslagen für Heizung und Licht und bezahlt außerdem dem Heimarbeiter einen kleineren Lohn, als dem Fabrikarbeiter. Aus diesen Gründen erwächst ihm auch kein großer materieller Schaden, wenn ein flauer Geschäftsgang ihn zwingt, seine Produktion einzuschränken, hat er doch während einer Periode verringerter Fabrikation kein großes totes Kapital zu verzinsen und einzusetzen.

Für den Arbeiter jedoch liegt die Sache ganz anders, er hat sein Heim seiner Arbeit gemäß eingerichtet, er besitzt vielleicht eigene maschinelle Einrichtungen oder teures Handwerkzeug, die sein Betriebskapital repräsentieren; wenn seine Produktion stockt, wenn er zeitweise keine Arbeit hat, so stockt auch sein Verdienst, er ist nicht nur arbeitslos, er ist auch verdienstlos geworden.

Ein weiterer Gewinn für den Arbeitgeber ergibt sich daraus, daß die Hausindustrie bis jetzt von den Arbeiterschutzgesetzen wenig oder gar nicht berührt wird. Eine Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, ein Verbot der Sonntagsarbeit würden natürlich eine Verteuerung der Arbeitskraft zur Folge haben. Auch die Versicherungsgesetze finden zur Zeit noch keine Anwendung auf kleine Heimarbeits-

betriebe. Alles dies sind Vorteile für den Unternehmer, bedeuten jedoch für den Arbeiter ebensogroße Nachteile, welche niemals durch die größere Bewegungsfreiheit des Heimarbeitslebens ausgeglichen werden können.

Die traurigen Lohnverhältnisse schließlich bilden den Kernschatten der Heimarbeit. Alle andern Nachteile verschwinden fast unbeachtet, wenn wir uns vergegenwärtigen, was für trostlose Lebensbedingungen durch die erschreckend niedrigen Löhne geschaffen werden. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus bilden diese unzulänglichen Löhne und die unsicheren Lebensbedingungen der Heimarbeiter eine beklagenswerte Tatsache, die auf weite Volkskreise schädliche Einflüsse ausübt. Durch ihre Isolierung werden die Heimarbeiter ihren Mitarbeitern entfremdet, sie bleiben den Arbeiterorganisationen fern, wenigstens in den meisten Fällen, und bilden deßhalb ein großes Hemmnis der natürlichen Lohnbewegungen. Sie, die unter den niedrigen Löhnen am meisten leiden, gerade sie sind die Lohndrücker für die gesamte Arbeiterschaft. Solange die Heimarbeit so viel und so billig produziert, solange ist es auch der organisierten Arbeiterschaft nicht möglich, ihre Forderungen mit nennenswertem Erfolge durchzusetzen.

Durch die vielen Verbesserungen der maschinellen Einrichtungen der Fabriketablissemente wird in einigen fortgeschrittenen Industrien die Heimarbeit je länger je mehr entbehrlich. Rückständigere Produktionsart und solche, die Handarbeit erfordert, wird jedoch ihr Schwergewicht immer in die Hausindustrie zu verlegen suchen.

In landwirtschaftlichen Gegenden, wo die Hausindustrie nur als Nebenerwerb oder nur in den Wintermonaten betrieben wird, sind die hygienischen und ökonomischen Nachteile verschwindend klein gegenüber den städtischen oder halbstädtischen Verhältnissen, wo die Zufuhr aus dem landwirtschaftlichen Betriebe wegfällt. Wo in der Stadt oder gar in der Großstadt die Heimarbeit als alleinige Erwerbsquelle dienen muß, da sind Not und Elend in ihrem Gefolge, die allem Fleiß und aller Sparsamkeit Hohn sprechen. Das zeigte sich so recht deutlich in der Heimarbeitsausstellung, welche in Berlin stattfand. Erst durch diese Ausstellung wurden weite Volkskreise auf das Elend in der Hausindustrie aufmerksam. Das Interesse dafür kann nicht mehr einschlafen und erlahmen, denn allerorts werden seither Erhebungen und Studien gemacht, um Mittel und Wege zu finden, die erkannten Uebelstände zu verbessern und abzustellen.

Bezeichnen wir im allgemeinen die Löhne der Hausindustrie als ungenügend und unzureichend, so müssen wir uns nach viel stärkeren Ausdrücken umsehen, wenn wir die Mißverhältnisse betrachten, die das unselige Sweatingsystem zeitigt. Wir finden dieses Schwitzsystem, das seinen englischen Namen seinem englischen Ursprung verdankt, am ausgeprägtesten in der Konfektionsindustrie der Großstädte. Zwischen den Unternehmer und den Arbeiter schiebt sich ein Zwischenmeister, der zu gewissen Tarifansätzen die Arbeitslieferung übernimmt. Diese Fergger

oder Verleger verstehen es, sich auf Kosten der Arbeiter einen reichlichen Verdienst zu sichern, der in gar keinem Verhältnis steht zu ihrer Arbeitsleistung; aus dem Schweiße der armen Schneider und Schneiderinnen erwächst ihnen ein ungerecht hoher Gewinn.

In den englischen und amerikanischen Weltstädten sind es meistens die armen Slaven und die jüdischen Flüchtlinge, welche auf diese Art ausgebeutet werden. Fremd und schutzlos sind diese Bedauernswerten, die nur das Idiom ihrer fernen Heimat reden, gewissenlosen Zwischenmeistern ausgeliefert. Wir können uns kaum einen Begriff machen von dem Elend und der unsäglichen Armut der Heimarbeiter, die in solchen Schwitzhöllen zu leben gezwungen sind, wo während der toten Saison der Hungertyphus ein ständiger Gast ist.

Aus den beklagenswerten Zuständen und aus den traurigen Wohnverhältnissen, die Begleiterscheinungen unzulänglicher Lebensbedingungen sind, erwächst für die Hygiene, für die Volksgesundheit eine große Gefahr. Wie viel Heimarbeit wird nicht notgedrungen in Räumen angefertigt, die zugleich Arbeits- und Schlafstätten sind, und in unzähligen Fällen dauernd Kranke beherbergen? Man braucht nicht von der übertriebenen modernen Bazillenfurcht angesteckt zu sein, um einzusehen, daß Infektionskrankheiten durch Waren übertragen werden können, die in unmittelbarer Nähe von chronisch oder akut Erkrankten angefertigt worden sind.

Wir wissen, welch' große Ausdehnung die Berliner Konfektionsschneiderei hat, wissen, daß auch unsere Konfektionsfirmen ihre meisten Waren von dorther oder aus Städten mit ähnlichen Verhältnissen (Breslau, Stettin, Leipzig, Erfurt) beziehen. Nun sagt uns die Statistik mit grausamer Deutlichkeit, daß, laut den Angaben der Berliner Krankenkasse, in den Jahren 1883—1892 53,30 % der verstorbenen Schneider von Lungenschwindsucht, 62,70 % von Lungenleiden überhaupt dahingerafft worden sind; die Arbeiterinnen dieser Branche zählten sogar 58,24 % der Todesfälle an Lungentuberkulose. Also über die Hälfte aller dieser Nadelarbeiter, die in diesem Zeitraum gestorben sind, litten an Lungenschwindsucht! Das sind Zahlen, die Bände sprechen, ohne daß man ihnen weitere Erklärungen beifügt.

In sehr vielen Fällen übt die Heimarbeit auf den Arbeiter direkt ungesunde Einflüsse aus, indem sie die ohnehin schlechten Luftverhältnisse seiner Wohnung noch verschlimmert. Wir haben in dieser Hinsicht der Arbeiten zu gedenken, die Staub erzeugen oder unangenehme, ungesunde Ausdünstungen. Vielfach setzt sogar die Produktionsart schlechte Zustände voraus, so muß das Beuteltuch, das in den Appenzeller Webkellern hergestellt wird, bei einem Feuchtigkeitsgrad gewoben werden, der dem Arbeiter sehr unzuträglich ist. Der Kleistertopf der Kartonnagearbeiter und die Lötlampe der Metallarbeiter sind bekannte Luftverpester, ebenso die Bügeleisen der Heimschneider und die Leimpfanne der Bürstenbinder.

Vom hygienischen Standpunkte aus ist auch die Kinderarbeit sehr zu beklagen, weil durch sie der heranwachsenden Generation ein großer Schaden zugefügt wird. Nicht nur die Freizeit der Schulkinder wird beeinträchtigt, sogar Kinder, die noch nicht schulpflichtig sind, 4—6jährige, werden zum stundenlangen Stillsitzen bei geisttötender Arbeit gezwungen. Das erscheint unglaublich, was können so kleine Kinder denn schon arbeiten und leisten? Der Vorsteher des Fabrikinspektorates in Baden, Bittmann, der im letzten Jahre ein großes Werk über die Hausindustrie unseres Nachbarlandes veröffentlicht hat, erzählt, daß in einer einzigen, mäßig großen Ortschaft 50 Kinder unter 6 Jahren mit Heimarbeit beschäftigt waren, mit Haftenmachen. In einer Stunde macht ein Kind 300—500 Haften, für ein Kilo Ware wird 1 Mk. 40 bis 1 Mk. 70 bezahlt (ungefähr 10,000 Stück). In einer Familie waren im Dezember 1904 zwei Mädchen von $4^1/_2$ und 13 Jahren und ein 9jähriger Knabe mit Haftenmachen beschäftigt und verdienten in jenem Monat 25 Mk. 19 Pf., was einer Arbeitsleistung von 726 Stunden entspricht; die drei Kinder mußten in dieser Zeit durchschnittlich über 9 Stunden täglich Haften fabrizieren!

Andere Kinderarbeiten sind Knopfaufnähen und Perlenanfassen. Kinder spielen bekanntlich gerne mit Knöpfen und fassen gern Perlen an, aber wenn es sich darum handelt für 12×12 Dutzend Knöpfe = 1728 Stück 10—20 Pfennig zu verdienen, indem man sie mit starkem Garn auf Papierkarten aufnäht, oder wenn für das Anfassen von 100 Ring Perlen zu 50 Stück = 5000 Perlen 25 Pfennig erarbeitet werden müssen, so hat bei diesem ernsten Spiel die Freude ein jähes Ende. Bittmann schreibt, daß eine Mutter rühmend hervorgehoben, ihre Kinder seien viel bräver, seit sie bei der Heimarbeit mithelfen, sie lernten viel mehr für die Schule und seien von den Schulheften kaum wegzubringen. Arme Kinder! die in ihren Schulaufgaben ihre Erholung suchen müssen.

Zur Zeit ist in Baden die Kinderarbeit durch ein Gesetz eingeschränkt worden, doch hält es natürlich schwer, dessen richtige Durchführung in der Hausindustrie zu kontrollieren. Uebrigens erlaubt diese gesetzliche Vorschrift schon dem achtjährigen Kinde das Knopfaufnähen.

Wenn wir die Verhältnisse unserer schweizerischen Heimarbeiter betrachten, atmen wir erleichtert auf und trösten uns wohl gern mit dem bekannten Spruch: „bei uns ist es besser bestellt." Ja! so schlimm wie in den Schwitzhöllen der Weltstädte sieht es allerdings bei uns nicht aus, immerhin aber viel schlimmer, als wir im allgemeinen anzunehmen geneigt sind.

Nach dem Resultat der Betriebszählung von 1905 zählt die Schweiz 70,879 Heimarbeitsbetriebe mit 92,196 Arbeitern, die größtenteils für die drei Hauptindustrien, die Uhrenmacherei, die Stickerei, die Seidenband- und Seidenstoffweberei, tätig sind.

Die Heimarbeiter der Stickereibranche und der Uhrenfabrikation haben sich schon vielfach zu Gewerkschaften zusammengeschlossen und

haben dadurch für diese Industrien Lohntarife durchsetzen können, die ihnen bei regelmäßigem Geschäftsgang ein gutes Einkommen sichern. Diese Errungenschaft des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses konnte erreicht werden, weil in diesen Industrien nicht, wie in allen anderen, die Heimarbeiterschaft vorwiegend aus Frauen besteht. Die Zahl der beschäftigten Frauen ist zwar auch in der Stickereibranche eine sehr große, aber viele davon stehen als Hilfsarbeiterinnen direkt unter dem Einflusse ihrer Vorarbeiter und werden dadurch oft für die gewerkschaftliche Organisation gewonnen.

In der Seidenband- und Seidenstoff-Fabrikation stellen sich die Heimarbeiter weniger gut, diese Industrien sind überhaupt gewöhnt, niedrigere Löhne anzusetzen. Von 963 Heimarbeitern, die Basel zählt, sind 647 in der Seidenbandindustrie beschäftigt, wovon 566 Frauen. Ihre Lohnverhältnisse sind keine glänzenden, davon weiß die Armenpflege zu erzählen, in deren Register viele dieser Lohnbranche zu finden sind. Ein allgemeiner Lohntarif ist noch nicht festgesetzt, die verschiedenen Geschäfte scheinen die gleiche Arbeit sehr ungleich zu bezahlen. Nach den Angaben eines Heimarbeiters zahlt eine Firma für das Winden von 1 kg Seide 1 Fr. 20, eine zweite 1 Fr. 35, eine dritte 1 Fr. 65. Da keine Lohnstatistik zur Verfügung steht, so ist es nicht möglich, diese einseitige Angabe auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Ueber die Lohnverhältnisse der Wäschereifabrikation steht uns aus Zürich, das 254 Heimarbeiterinnen dieser Branche zählt, ausreichendes Material zur Verfügung. Das bietet für uns insofern einen großen Vorteil, weil es sich um Arbeiten handelt, welche wir aus eigener Erfahrung kennen und deshalb nach ihrem Werte zu schätzen vermögen. In der Stadt Zürich werden im Durchschnitt an Heimarbeiterinnen bezahlt per Dutzend:

Kindertaghemden	Fr. 2. 61			
Kindernachthemden	„ 4. 20			
Frauentaghemden	„ 3. 06	bis Fr.	7. 25	
Frauennachthemden	„ 3. 97	„ „	11. 96	
Knabentaghemden	„ 3. 77			
Herrentaghemden	„ 2. 85	„ „	7. 82	
Herrennachthemden	„ 3. 80	„ „	7. 16	

Von diesem Arbeitslohn sind noch 30—35 Cts. per Dutzend für Faden, Abnützung der Maschine und Lieferzeit abzuziehen. Nach diesem Tarif sollen Stundenlöhne von 13—30 Cts. erzielt werden, aber nur äußerst geschickte Arbeiterinnen können bei solchen Ansätzen diese Lohnhöhe erreichen.

Auf Veranlassung des „schweizerischen Arbeiterbundes" soll nächstes Jahr in Zürich eine Heimarbeitsausstellung stattfinden. Arbeiten jeglicher Art sollen ausgestellt werden, ohne Namensangabe des Verfertigers; nur die darauf verwendete Arbeitszeit und der erzielte Lohn wird auf einem Begleitzettel verzeichnet sein. Eine

solche Ausstellung wird viel dazu beitragen, das Interesse für die Hausindustrie in unserm Vaterlande zu wecken und zu fördern; die offen zu Tage tretenden Mängel dieser Betriebsart müßten auch die gleichgültige Masse davon überzeugen, daß für unsere Heimarbeiter, die über 3,5 % unserer Gesamtbevölkerung bilden, unbedingt etwas geschehen muß, um ihre vielfach traurige und schutzlose Lage zu verbessern.

Aehnliche Resultate würde eine amtliche Enquète haben, die auf Antrag der „internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz" für die Schweiz geplant ist, auch sie würde gewiß reichhaltiges und interessantes Material liefern.

Für Deutschland beträgt die Zahl der Heimarbeiter 500,000 bis 600,000, für Berlin allein rechnet die Handelskammer 110—120,000 Personen. Ueber die Hälfte dieser Arbeiter sind in der Textilindustrie tätig, vorwiegend in der Baumwollweberei. In zweiter Linie steht sodann die Bekleidungs- und Reinigungsindustrie, fast ebenso bedeutend sind die Papierindustrie und die Metallbearbeitung. In Frankreich und Italien sind neben der eigentlichen Textilindustrie hauptsächlich die Spitzenfabrikation und die Handschuhmacherei verbreitet. Die Lohnverhältnisse sind in diesen Ländern noch bedeutend unter dem Durchschnitt von Deutschland und der Schweiz; das trifft nicht nur auf die Heimarbeit, sondern auch auf die Fabrikindustrie zu. Es ist bezeichnend, daß gerade die Fabrikation von Luxusartikeln, wie Spitzen, Blumen, Handschuhe u. s. w. für den Heimarbeiter die wenigst lohnende ist.

Englands Hausindustrie beschränkt sich meistens auf die Betriebsarten, die sich aus dem Handwerk entwickelt haben, wie die Konfektionsindustrie, die Möbelschreinerei u. s. w. Besonders in der Schneiderei spielt dort das schon berührte Sweatingsystem eine unheilvolle Rolle. Schon im Jahre 1888 waren in London 20,000 Schneider diesem System verfallen.

Dank der vorzüglichen maschinellen Einrichtungen beschränkt sich die Textilindustrie Englands fast ausschließlich auf den Fabrikbetrieb, sie beschäftigt nur wenig Heimarbeiter.

In Amerika liegen die Verhältnisse ähnlich, besonders in den Vereinigten Staaten. Dort sind es meist die frisch Eingewanderten, die dem unheilvollen Sweatingsystem dienstpflichtig werden.

Wenn wir nach dieser flüchtigen Rundschau uns ein Urteil über die Heimarbeit bilden, so kann es nur ein absprechendes sein, denn vor der Prosa der Statistik verschwindet das rosige Licht, das die Poesie um die Heimarbeit gewoben hat. Wir müssen erkennen, daß der Sozialpolitik die hohe Aufgabe zukommt, die gezeichneten Uebelstände zu heben und die Heimarbeiter aus ihrer traurigen Lage zu erlösen. Staatshilfe und Selbsthilfe müssen sich verbünden, damit die Hausindustrie aus den unhaltbaren Zuständen befreit werde, die sie bedrängen.

Der Staat soll die Wohltat der Arbeiterschutzgesetze und der Versicherungen auf die Betriebe der Heimarbeit ausdehnen. Aehnlich wie die Fabrikbetriebe sollen die Heimarbeitsstätten unter einer staatlichen Kontrolle stehen, die nicht nur die Arbeitsräume inspiziert, sondern auch die Arbeitszeit regelt und die Kinderarbeit auf ein Minimum beschränkt, oder wenn möglich ganz ausschaltet. In verschiedenen Ländern sind bereits Versuche gemacht worden, auf gesetzlichem Wege dem Heimarbeiterelend abzuhelfen; erst eine längere Praxis wird die wohltätigen Folgen dieser Maßregeln beweisen können. Für die Schweiz bietet sich jetzt Gelegenheit, durch ein Gewerbegesetz, dessen Schaffung unsere eidgenössischen Behörden kürzlich beschlossen haben, die Hausindustrie gesetzlich zu regeln und die Arbeiterschutzparagraphen auch auf die Heimarbeit auszudehnen.

Vom Standpunkte des Arbeiters ist die Heimarbeitsfrage vor allem eine Lohnfrage, deshalb wäre für die Heimarbeiterschaft momentan eine zielbewußte Selbsthilfe von größerer Bedeutung, als die Staatshilfe, die überhaupt nur die Arbeitsbedingungen, nicht aber die Lohnverhältnisse beeinflussen kann. Dazu wäre ein gemeinsames Zusammenwirken unerläßlich. Der einzelne Arbeiter richtet im Lohnkampfe nichts aus, er muß sich mit seinen Mitarbeitern zu starken Organisationen verbinden, um mit vereinten Kräften wirken zu können für annehmbare Lohntarife. Die Fabrikarbeiter haben diese Notwendigkeit des Zusammenschlusses schon vielfach erprobt, in ihren Reihen ist deshalb auch die Organisation in stetem Wachsen begriffen. Die Heimarbeiterschaft dagegen ist meistens noch sehr rückständig, sie wirkt deshalb mit ihren niedrigen Löhnen als Lohndrücker für die gesamte Arbeiterschaft. Als Hauptgrund für diese bedauerliche Rückständigkeit müssen wir die überwiegend große Zahl der Heimarbeiterinnen bezeichnen. Diese Frauen, denen neben ihrer Heimarbeit gewöhnlich noch die Riesenaufgabe erwächst, mit unzulänglichen Mitteln den Haushalt führen zu müssen, sie zehren in diesem Lebenskampfe ihre schwachen Kräfte restlos auf, so daß ihnen die Spannkraft mangelt, aus eigenem Antriebe eine Verbesserung ihrer Lage versuchen zu wollen. Eine unermüdliche Aufklärungsarbeit wird aber imstande sein, auch diesen Arbeitsbienen den Nutzen und die Notwendigkeit der Organisation klar zu machen, ihnen zu zeigen, wie stark eine Vereinigung von Schwachen sein kann, und sie zu überzeugen, daß ihre Arbeitskraft einen bestimmten Wert hat auf dem Arbeitsmarkt.

Die Industriellen jedoch, die es oft so gut verstehen zum Schaden ihrer Konkurrenten oder zum Schaden weiter Volkskreise, Kartelle und Trusts zu bilden, sollen unter sich internationale Abkommen treffen zur Lohnregulierung nach oben, nicht nach unten.

Der einzelne Industrielle, der einzelne Arbeitgeber kann in solchen Reformbewegungen und Verbesserungen wenig ausrichten, denn solange er im Wettbewerbe steht mit vielen anderen, die unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen arbeiten, wie er, ist er ein gebundener

Mann. Wenn wir deshalb von Vorteilen des Unternehmers reden, so geschieht es nicht in dem Sinn, als ob er persönlich stets durch seine Heimarbeiter direkten Vorteil erzielte. Der Vorteil, den die Heimarbeit dem Unternehmer bringt, ist für diesen ein notwendiger, berechneter, der mit dem Marktpreis seiner Ware in engster Beziehung steht. Wir haben uns z. B. entsetzt, daß ein Fabrikant für das Aufnähen von 1728 Knöpfen nur 10—20 Pf. bezahlt. Wenn wir aber hören, daß in Italien und Frankreich die gleiche Arbeit um 25 % billiger, also für 8—15 Pfennig geliefert wird, so begreifen wir, daß er kaum imstande sein würde, seinen Heimarbeitern höhere Löhne zu bezahlen. Wenn er den Preis seiner Knöpfe erhöhen wollte, um Lohnaufbesserungen zahlen zu können, so würde er bald den billigeren italienischen und französischen Konkurrenz erliegen müssen. Nur internationale Fabrikantenverbände könnten hierin Abhilfe schaffen.

Zum Schlusse noch ein heiteres Bild aus dem Heimarbeiterleben, das aber auch eine sehr ernste Seite hat. Im schönen Emmental wohnt eine reiche alte Jungfer, die, wie es dort vielfach geschieht, einer großen Strickwarenfirma Heimarbeit liefert. Sie lebt in ihrem „Stöckli" ganz allein, ist aber Kostgängerin bei ihrer verheirateten Schwester, die einen Gasthof führt. Nichts oder doch nur wenig hat sie sonst zu tun, und so strickt sie denn den lieben langen Tag. Ihr Wollgarn wickelt sie nicht auf, das wäre Zeitverlust, sie haspelt es nur schnell in ihr Körbchen und strickt ohn' Unterlaß. Ungern gibt sie Auskunft über ihre Arbeit, doch erzählte sie einmal, sie erhalte 30 Cts. für ein „Kinderschöpli", sie sind zwar auch darnach!

An einem schönen Samstag packte sie die Arbeit von zwei Wochen zusammen in ein großes Bündel; sie wollte liefern. Da ihr Schwager gerade nach dem Hauptort fuhr, lud er die Tante und ihr Bündel auf sein Bernerwägelein. Fröhlich fuhren sie ab, noch viel fröhlicher kehrten sie wieder, Tantchen glänzte ganz unheimlich. „Haben Sie gut geliefert," wurde gefragt. „Ja! aber s'het de gäng nüt glängt!" erwiderte sie und lachte. Die Zeche war größer gewesen, als der Arbeitsertrag von zwei Wochen. Leider finden wir überall viele Frauen, die so gedankenlos Heimarbeit liefern, teils um aus deren Ertrag persönliche Wünsche zu befriedigen, teils um einen angenehmen kleinen Nebenerwerb zu haben. Für ihre armen Arbeitsschwestern, die gezwungen sind, ganz nur aus dem Verdienst zu leben, den die Heimarbeit ihnen bietet, werden sie zu Lohndrückerinnen, denen jene machtlos gegenüberstehen, weil jede Verständigung fehlt. Diesen Kreisen der sogen. besseren Arbeiterinnen, die vom Arbeitgeber um ihrer Billigkeit willen sehr geschätzt werden, tut Aufklärung bitter not. Sie müssen sich bewußt werden, daß sie nicht das Recht haben ihre Arbeitskraft unter Preis zu verkaufen, weil sie ihre minder gut gestellten Mitarbeiterinnen dadurch empfindlich schädigen.

Aber auch das öffentliche Gewissen muß sich regen, muß eintreten dafür, daß zwischen Arbeitsleistung und Arbeitslohn ein besserer Aus-

gleich geschaffen werde. Ein kleiner Anfang dazu ist gemacht durch die Gründung der Käuferliga, die sich die hohe Aufgabe stellt, zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen ihre Macht auszunützen, indem sie diejenigen Arbeitgeber und Geschäfte bevorzugt und mit Bestellungen betraut, die in moralischer und sozialer Beziehung ihren Arbeitern und Angestellten eine befriedigende Existenz zu ermöglichen suchen.

Dieses Verantwortlichkeitsgefühl, das sich zu regen anfängt, wird und muß immer weitere Kreise gewinnen, bis schließlich die ganze Menschheit sich bewußt wird:

das Wohl aller Gemeinen ist das allgemeine Wohl!

M. T. Schaffner (Basel).

Die Kirchenorganisation in Genf.

Der überraschenden Volksabstimmung vom 30. Juni des letzten Jahres, die die Genfer Kirche vom Staate löste, ist eine Zeit stiller und angestrengter Arbeit gefolgt. Unbeirrt von dem sofort einsetzenden parteipolitischen Treiben hat die vom Konsistorium bestellte Kommission der XIX einen Entwurf einer neuen Kirchenorganisation ausgearbeitet, der jetzt einer soeben gewählten Constituante zur endgültigen Beratung vorgelegt wird. Die Arbeit dieser Kommission war nicht leicht. Sie wurde von vorneherein als verfrüht und überflüssig verschrieen von den Machern einer Initiativbewegung gegen das angenommene Gesetz, deren Resultat bisher allerdings mehr Lärm als wirkliche Arbeit war. Sie wurde auch dadurch erschwert, daß sie von Anfang an im Zeichen des Kompromisses stand; es galt, alte Traditionen mit Forderungen der Neuzeit zu versöhnen, den religiösen Standpunkt ebenso wie den nationalen zu wahren, verschiedene Konzeptionen vom Wesen der Kirche und ihrer Aufgabe zu berücksichtigen, nicht nur verschiedenen theologischen Richtungen Rechnung zu tragen, sondern auch den verschiedenen kirchlichen Organisationen, die man für eine neue gemeinsame Kirche zur Mitarbeit zu gewinnen hofft. Dieser Kompromißcharakter war gegeben mit dem leitenden Gedanken, der sofort nach der Abstimmung die kirchenpolitische Situation beherrschte: alles aufzubieten zum Aufbau einer ungespaltenen neuen Kirche, die womöglich den ganzen Genfer Protestantismus umfaßt. Die Kirchenspaltung im reformierten Frankreich stand der Genfer Kirche als warnendes Exempel vor Augen. Die Verantwortung für ein eventuell drohendes Schisma lag mit besonderer Schwere auf den kirchlichen Separationsfreunden, vor allem auf den 17 Pfarrern, die durch ein trennungsfreundliches Manifest wesentlich zur Annahme des Gesetzes beigetragen hatten. „Wir bleiben zusammen, in einer alle umfassenden multitudinistischen Landeskirche", das war das Leitmotiv, das bisher

erklang und in dessen lieblichen Variationen erst in jüngster Zeit einige Vorhalte deutlich geworden sind.

Der Entwurf, den man dieser Willigkeit zu gemeinsamer Arbeit verdankt, ist in seinen Einzelzügen wohl den meisten Lesern der „Neuen Wege" durch die kirchliche und die Tagespresse bekannt geworden. Ich kann mich daher beschränken auf eine allgemeine Würdigung und die Hervorhebung maßgebender Gesichtspunkte.

Vier dieser Punkte scheinen mir in dem vorliegenden Entwurf besonders bedeutsam und wegweisend für die allgemeine kirchliche Entwicklung unserer Zeit überhaupt.

1. Die Einführung eines Bekenntnisartikels. Wir haben es gegenüber Deutschland in unserer durch dogmatische Kämpfe zerrissenen Zeit oft als Vorzug empfunden, daß die schweizerischen Landeskirchen kein dogmatisches Bekenntnis besitzen, das den Gliedern der Kirche und den Theologen besonders als Norm mit juristisch wirkender Kraft aufs Gewissen gelegt wird. Das hat uns wohl vor allem die zahlreichen „Fälle" erspart, an denen das kirchliche Leben Deutschlands leidet. Aber normal ist dieser Zustand der Bekenntnislosigkeit nicht und erträglich nur in einer religiös schwachen und kirchlich verschwommenen Epoche. Denn wie die einfachste religionspsychologische Beobachtung uns zeigt, drängt alles religiöse Leben nach Ausdruck, auf den verschiedensten Gebieten, und findet erst dadurch die Möglichkeit, die Religion aus einer Privatsache zur Gemeinschaftssache zu machen. Diesen Ausdruck im Dogma zu suchen, ging nicht mehr an. Den religionspsychologisch besonders angeregten theologischen Kreisen Genfs war es von Anfang an klar, daß ein dogmatisches Bekenntnis als intellektueller Ausdruck religiösen Lebens nicht nur als kirchliche Friedensstörung gewirkt hätte, sondern daß es auch der Natur des religiösen Lebens nicht gerecht werden kann. Unter vollständigem Verzicht auf alle theologischen Formeln wurde daher eine Bekenntnisform gesucht — und meines Erachtens gefunden — die in einfacher und indiskutabler Weise zugleich die Gemeinsamkeit des religiösen Besitzes, als auch Zweck und Aufgabe der Kirche zum Ausdruck bringt. Der christliche Charakter der Kirche wird darin ausgesprochen durch die Anerkennung Christi des Erlösers als des einzigen Hauptes der Kirche; der reformierte durch die Beziehung auf die Reformation und den Zusammenhang mit den übrigen reformierten Kirchen der Schweiz. In sehr glücklicher Weise wird die biblische Grundlage der Kirche gekennzeichnet. L'Eglise place à la base de son enseignement la Bible, librement étudiée à la lumière de l'histoire et des expériences de la vie chrétienne. Neben die Autorität der Bibel wird damit das Recht der wissenschaftlichen Forschung und die Freiheit des christlichen Gewissens gestellt. Endlich wird deutlich von der sozialen Aufgabe der Kirche gesprochen. Daß in diesen beiden letzten Punkten eine Landeskirche prinzipiell und freundlich Stellung nimmt zu den beiden größten Bewegungen unserer Zeit, der wissen-

schaftlichen und der sozialen, wird sicher für die kirchliche Umwälzung, die sich auf dem Gebiet des Protestantismus langsam aber unfehlbar vollzieht, von vorbildlicher Bedeutung sein.

Nennenswerte kirchliche oder theologische Gegensätze traten in der Ausarbeitung dieses Bekenntnisartikels nicht zu Tage. Es ist ein erfreuliches Symptom, daß dies möglich war. Heftig ging dagegen der Kampf um den zweiten Punkt:

2. Die Forderung einer persönlichen Beitrittserklärung der einzelnen Glieder der Kirche.

Die bisherige Landeskirche verlangte keine solche Zugehörigkeitserklärung. Jeder protestantische Bürger gehörte von Rechtswegen zu ihr. Mit den politischen Rechten waren ihm auch die kirchlichen gegeben. Man brauchte nicht in die Kirche einzutreten, denn man war schon drinnen, chez soi. Die Kirche lebte dabei von der Fiktion, daß das Volk als ganzes die Kirche bilde und tröstete sich angesichts der offenbaren Uebelstände, der Last der Gleichgültigen und Feindseligen, gern mit dem Hinblick auf das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Aber dem größten Teil der Kommission schien es unmöglich, diese Fiktion länger aufrecht zu erhalten. Denn zu nachdrücklich erinnerte sie die starke freidenkerische und sozalistische religionsfeindliche Propaganda daran, daß es nach Ausweis der kirchlichen Register „Protestanten" gibt, die ausdrücklich die Schwächung, ja den Untergang der Kirche wollen und gegebenenfalls die ihnen zustehenden kirchlichen Rechte dazu benützen.

Dazu kam noch der individualistische Zug, der dem französischen Wesen und besonders dem französischen Protestantismus eigen ist. Vinet, der Theologe des Gewissens, wirkte hierin sehr stark nach. On ne naît pas chrétien, on le devient. Mit dieser Ueberzeugung ist gegeben, daß zu der Kirche nicht gehört, wer zufällig protestantisch geboren ist, sondern wer zu ihr gehören *will*. An diesem Postulat einer persönlichen Willensäußerung im Verhältnis des einzelnen zur Kirche, entbrannte der Streit am heftigsten und ist noch nicht zu Ende. Die positive Gruppe, die namentlich in der Ausarbeitung des Bekenntnisartikels viele ihr liebe Dinge geopfert hatte, erhebt bei diesem Artikel ihr: Bis hieher und nicht weiter! Sie bricht entschlossen mit dem nationalen Prinzip der Volkskirche, die ihr als religiöse Unwahrheit erscheint und will eine Bekenntniskirche, nicht in dem Sinn, daß sie eine Zustimmung zu einem formulierten Bekenntnis fordert, sondern die persönliche Erklärung, die Willensäußerung des einzelnen, zur Kirche gehören zu wollen. Sie verlegt damit den Schwerpunkt aus dem dogmatischen und nationalen in das Gebiet des Willens, des Gewissens.

Wenn dieses Postulat, verglichen mit der frühern Volkskirche, eine Verengerung des Kirchenbegriffs bedeutet, die freikirchlichen Idealen entspricht, so liegt andrerseits darin auch eine starke Verinnerlichung und ein gut Stück Glaube an die Lebendigkeit des evangelischen

Gewissens, dem allein die Entscheidung, dann aber auch die Verantwortlichkeit für seine kirchliche Betätigung zugeschoben wird.

Das ist ein Zug von kirchlichem Idealismus, dem seine Gegner allerdings Mangel an Kenntnis der Volksseele vorwerfen.

Die Gegner dieses Postulates sind die Liberalen und die Union pour le maintien de l'Eglise nationale. Die einen sind es aus einem gewissen Pessimismus heraus, der dem Volke nicht das Interesse an der Kirche zutraut, um sich durch eine persönliche Erklärung zu ihr zu bekennen. Die andern sind es als Anhänger eines konservativen Nationalismus, für den die Kirche als nationale Institution wichtiger ist denn als religiöse. Beide fürchten als Folge dieses Postulates einen Verlust des kirchlichen Einflusses auf die Massen und damit gegenüber der gewaltig anwachsenden römischen Propaganda eine Schwächung des Protestantismus.

Ob die Praxis die beiden Gegensätze nicht aussöhnen wird? Denn die Kirche der Zukunft ist, rechtlich betrachtet, ein Verein, der die Anzahl seiner Mitglieder zu vermehren trachtet. Die Kirche wird sofort eine eifrige Werbearbeit entfalten. In dieser Arbeit wird den Verteidigern des Postulats klar werden, daß dem idealen Wert einer persönlichen Zugehörigkeitserklärung nicht überall der reale eines lebendig sich betätigenden kirchlichen Interesses entspricht, daß auch trotz dieser Willensäußerung die kirchliche Gleichgültigkeit ruhig weiter gedeihen kann. Wenn aber die Gegner des Postulates zum Siege gelangen sollten, so werden sie erfahren müssen, daß zur Führung der kirchlichen Listen die zivilen in einer großen Anzahl von Fällen nicht genügende Auskunft und Sicherheit geben und daß sie in einer Stadt mit so wechselnder Bevölkerung doch häufig auf die Befragung des Einzelnen, also auf eine persönliche Deklaration angewiesen wären.

Mit andern Worten: das Postulat der persönlichen Erklärung wird weder so exklusiv wirken, wie seine Gegner behaupten, noch wird es soviel leisten für die Belebung der Kirche als seine Vertreter erhoffen. Es zum articulus stantis et cadentis ecclesiae zu machen, wie die Rechte es tut, ist vielleicht nur zu begreifen aus einer gewissen Verbitterung über den Druck, den in der bisherigen Landeskirche das nationale oder besser politische Prinzip auf das religiöse und kirchliche Leben ausgeübt hat.

Um übrigens dem Volke den Uebergang zu erleichtern, sieht der Entwurf vor, daß alle bisher auf den Listen der Kirche Eingetragenen ohne weiteres auch in der neuen Kirche als Glieder betrachtet werden, sofern sie nicht ausdrücklich ihren Austritt erklären.

Für die Einheimischen würde als passender Zeitpunkt für die Abgabe einer Zugehörigkeitserklärung die Konfirmation erscheinen. Den Fremden gegenüber ist eine gewisse Beschränkung durchgesetzt worden, die seltsam kontrastiert mit der Rolle, die die Reformatoren «les quatre pieux étrangers» in der kirchlichen Geschichte der Stadt gespielt haben.

3. Durch den ganzen Entwurf geht das demokratische Bestreben, den einzelnen Gemeinden einen möglichst großen Anteil an der Leitung und Verwaltung der Kirche zu sichern. Die bisherige Kirche war in den Händen eines leitenden Corps: der Compagnie des Pasteurs ursprünglich, die erstaunliche Machtbefugnisse besaß, des Konsistoriums später, das aus einem ursprünglichen Sittengericht zum Kirchenregiment sich entwickelt hatte. In ihm war die ganze kirchliche Verwaltung zentralisiert, in dem Maße, daß bis vor einigen Jahren keine Kirchgemeinderäte existierten und ihre jetzigen Funktionen ebenfalls vom Konsistorium besorgt wurden. Hatte dieses System den Vorzug, daß die Einheit der Kirche recht geschlossen zum Ausdruck kam und ihre Aktionsfähigkeit und Beweglichkeit sehr erhöht wurde, so hatte es den Nachteil, daß die einzelnen Gemeinden, allzu abhängig von einem Corps, dessen Wahl zu oft zum Tummelplatz politischer Parteien wurde, zu wenig als solche am kirchlichen Leben beteiligt und an der Verwaltung interessiert wurden. Und doch sind die einzelnen Gemeinden gerade die lebendigen Zellen, ohne die der ganze Organismus nichts ist.

Diese Einsicht hätte geradenwegs zu einer synodalen Verfassung führen müssen, wie sie in den meisten Kantonen der deutschen Schweiz längst eingeführt ist. Dazu drängte auch sehr entschlossen die Rechte. Es kam aber nicht dazu, sondern zu einem Kompromiß, der niemand recht befriedigt, der aber als Uebergangsstadium annehmbar sein mag. Es besteht darin, daß die Zahl der Mitglieder des Konsistoriums auf 40 erhöht wird, worunter neun Pfarrer, daß statt des bisherigen einzigen nun vier Wahlbezirke geschaffen werden, daß jedes Jahr eine konsultative Versammlung, bestehend aus den Mitgliedern der Kirchgemeinderäte und der Compagnie des Pasteurs einberufen wird. Außerdem wird den Kirchgemeinderäten, sowie der Compagnie gegenüber dem Konsistorium das Recht der Initiative gesichert. Durch diese Bestimmungen sollen die einzelnen Gemeinden mehr zu Wort und Recht kommen, ohne daß dadurch die Einheit und Aktionsfähigkeit der Gesamtkirche durch einen zu schweren Apparat belastet würde.

4. Der Einfluß der Kirche auf die Vorbildung und Prüfung der Pfarrer. Er liegt in der Kompetenz, die einer kirchlichen Prüfungsbehörde, der Commission du Saint-Ministère eingeräumt ist. Diese setzt sich zusammen aus dreizehn Mitgliedern: sieben Laien, die durch das Konsistorium ernannt werden, vier Pfarrern, gewählt von der Compagnie des Pasteurs und zwei Professoren, die die theologische Fakultät der Universität abordnet. So ist das wissenschaftlich theologische, das pastorale und das Laienelement in der Behörde repräsentiert. Diese kirchliche Kommission, und nicht mehr wie früher die Fakultät, prüft die wissenschaftlichen Titel der Kandidaten, über die sie ein Gutachten der Fakultät einholt und statuiert über ihre moralische und kirchliche Qualifikation für das geistliche Amt. Die Kirche hat sich damit das volle Recht gewahrt, über die Zulassung zum Pfarramt selbständig zu entscheiden und die kirchlichen, moralischen und wissen-

schaftlichen Bedingungen aufzustellen, die sie für nötig erachtet. Diese sind: mindestens 25 Jahre alt sein, ein Maturitätszeugnis, ein Prüfungszeugnis der Universität Genf oder ein anderer gleichwertiger Ausweis über vollendete theologische Studien, die Ordination, die schriftliche Erklärung der Annahme der Konstitution der Kirche. Durch die letzte dieser Bedingungen wird wenigstens teilweise der schrankenlose Subjektivismus beschränkt, der in dem aus der alten in die neue Organisation hinübergenommenen Artikel liegt: Chaque pasteur enseigne et prêche librement sous sa propre responsabilité; cette liberté ne peut être restreinte ni par des confessions de foi ni par des formulaires liturgiques.

Die gefährliche Macht dieser Commission du Saint-Ministère wird beschnitten durch die Kompetenz des Konsistoriums, dessen Genehmigung die Beschlüsse der Kommission unterliegen.

Außer diesen vier charakteristischen Hauptpunkten wären natürlich noch eine Anzahl von speziellen Bestimmungen namhaft zu machen, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen könnten. Ich erwähne nur das Frauenstimmrecht und die Erweiterung des pastoralen Amtes, die mit der Anstellung von pasteurs auxiliaires und pasteurs suppléants ins Auge gefaßt ist. Diese können vom Konsistorium außer der Vertretung mit besondern Aufgaben betraut werden, wie z. B. Evangelisations- oder apologetischen Vorträgen, innere Mission ꝛc.

Obschon der vorliegende Entwurf ein Werk des Kompromisses ist, bei dem nach Möglichkeit verschiedenen Auffassungen Gehör geschenkt wurde, wird er doch in einzelnen Teilen heftig angegriffen. Die Angriffe richten sich vor allem gegen die Punkte, an denen das freikirchliche Prinzip — und damit die kirchliche Rechte — zu ungunsten des nationalen eine dominierende Stellung gewonnen hat. Dieser Kampf wird sehr zielbewußt und kräftig geführt von der bereits genannten Union pour le maintien de l'Eglise nationale. In dem Bestreben, den bisherigen Charakter der Kirche auch für die neue Organisation zu behalten, befehdet sie wie oben gesagt vor allem den „Erklärungsartikel", der von den Gliedern der Kirche in Zukunft eine Erklärung der Zugehörigkeit verlangt. Der Bekenntnisartikel ist ihr auch ein Dorn im Auge, doch würde sie ihn am Ende, nicht in der Verfassung selbst, aber als eine Art Ueberschrift dazu gelten lassen. Dagegen bekämpft sie wieder heftig den Artikel, der eventuell den freien Fakultäten das Recht der Vorbildung der Theologen gewährt. Die Gruppe besteht energisch auf der Universitätsbildung der Pfarrer und weist auf die Tatsache hin, daß nicht alle der freien Fakultäten der französischen Schweiz die Maturität verlangen. Wenn sie mit der Forderung einer möglichst umfassenden Bildung des Pfarrerstandes durchaus im Recht ist, so vergißt sie vielleicht neben dieser prinzipiellen Seite allzusehr die wirklichen Verhältnisse. Die Tatsache vor allem, daß einige der freien Fakultäten den staatlichen der französischen Schweiz an wissenschaftlicher Tüchtigkeit zum mindesten nicht nachstehen, die

Möglichkeit sodann, daß der Staat in seinem Bestreben, die theologische Fakultät zu „laicisieren", in Zukunft eventuell den Bedürfnissen der Kirche so wenig gerecht wird, ja ihnen entgegenarbeitet, daß diese die Ausbildung ihrer Theologen der staatlichen Fakultät anzuvertrauen Bedenken tragen wird. Mit dieser Möglichkeit ist angesichts der aggressiven freidenkerischen Propaganda durchaus zu rechnen.

Obschon diese Union an sich mit der Initiativbewegung nichts zu tun hat, erhalten ihre Forderungen indirekt durch jene Aktionsgruppe, die sich als heimliche Vehme gebärdet, einigen Nachdruck.

Wenn der Entwurf allen diesen Angriffen trotzen wird, wird die Kirche Genfs am 1. Januar 1909, einem Jubiläumsjahr der Reformation, ihre Arbeit fortführen auf dem rechtlichen Boden einer privaten Gesellschaft, die als juristische Person ins schweizerische Handelsregister eingetragen wird und den Bestimmungen des eidgen. Obligationenrechts untersteht. Ihre Finanzen beruhen auf dem Stand einer Centralkasse, die durch die Beiträge der Glieder der Kirche, durch Geschenke und Legate und durch die Erträgnisse der bereits bestehenden Fonds gespeist wird. Daß jene Beiträge der Kirchenglieder als freiwillige, unter keiner andern als einer moralischen Verpflichtung eingehen sollen, wird von den einen Glaube und von den andern altbekannter Mangel an Klugheit bei den „Kindern des Lichts" genannt.

Wenn man einmal von dem sekundären Charakter aller dieser theologischen, kirchenpolitischen und organisatorischen Bestimmungen absieht und nach dem Wesentlichen fragt, nach dem Geist und Leben, aus dem der Entwurf herausgeboren ist, so stößt man auf einen Grund, auf den sich wohl eine Kirche bauen läßt: auf den Glauben an die religiösen Bedürfnisse der Volksseele, die zu neuem Leben, zur religiösen Arbeit und zum Opfermut erweckt werden kann, auf das Vertrauen in die missionierende Kraft des Protestantismus, des Geistes der Gewissens- und Glaubensfreiheit, auf die Ueberzeugung, daß das Evangelium jede Art von Wahrheit, auch die wissenschaftliche, ertragen kann, auf die Hoffnung, daß der Kirche trotz der Gleichgültigkeit oder Feindschaft der Massen, mit ihrer Verkündigung doch eine führende Rolle in den Kämpfen unserer Zeit beschieden sei, auf die Entschlossenheit, die Religion ebensosehr als Privatsache denn als Gemeinschaftssache anzuerkennen und zu schützen. Möge der Genfer Kirche aus diesem Nährboden das hervorsprießen, was alle von der Zukunft erhoffen: Neues Leben!

Adolf Keller (Genf).

Entgegnung.

Wer in der Oeffentlichkeit wirkt, muß sich Kritik gefallen lassen und auch bereit sein, gelegentlich auf solche Kritik zu antworten, wenn er dadurch größere Klarheit über seine Bestrebungen schaffen kann. Herrn Dr. Barths Artikel über meine Tendenzen in Ethik und Pädagogik ist ein Muster von vornehmer und sachlicher Gegnerschaft, und ich würde ihm gern eingehend antworten — wenn es möglich wäre, grundlegende Lebensüberzeugungen auf ein paar Druckseiten zu verteidigen. Ich bin soeben bei der Fertigstellung eines Buches über Religion und Charakterbildung, das eine religionspädagogische Ergänzung zur „Jugendlehre" sein wird — dort sollen die religiösen Anschauungen, die in meinen bisherigen Arbeiten nur gestreift wurden, zusammenhängend dargelegt und begründet werden. Ich muß also meine Herren Gegner auf diese Publikation verweisen und will heute nur auf einige Mißverständnisse eingehen. Daß ich dabei sehr persönlich rede, liegt im Thema — doch spiegeln sich ja in der persönlichen Entwicklung allgemeine Kulturkonflikte, die jeden angehen.

Schon die bloße Tatsache meiner Umwandlung aus einem Freidenker in einen Bekenner des Christentums ist für viele erstaunlich. Und dabei ist solche Umwandlung ernsthaft suchenden Menschen nicht nur in der ersten Aera des Christentums, sondern auch in neueren Zeiten recht häufig passiert — und die umgekehrte Wandlung vom gläubigen Christentum zum Unglauben machen Tausende heute durch. Meine Wandlung fällt nur deshalb so ins Auge, weil ich, — aus Mangel an älteren Arbeitskräften — in sehr jungen Jahren an eine leitende publizistische Stellung in der ethischen Bewegung berufen wurde, um dort Anschauungen zu verteidigen, die ich selber noch nicht genügend persönlich durchdacht und an der Hand lebendiger Erfahrung geprüft hatte. So ist jene Jugendphase meiner Entwicklung in zahlreichen Zeitschriften-Artikeln fixiert und steht meinen heutigen Ansichten in vielen Punkten (meine ethischen Anschauungen haben sich nicht gewandelt) diametral entgegen. Die Frage: Wer gilt nun, der alte oder neue F., ist aber in keiner Weise berechtigt. Denn alle meine pädagogischen Bücher schrieb ich erst nach Abschluß meiner inneren Kämpfe — beteiligte mich auch an dem Preisausschreiben für das ethische Handbuch nicht, weil ich mich damals noch unfertig fühlte. Zwischen meiner Jugendlehre und meinem heutigen Standpunkte besteht keine Differenz — höchstens in ganz nebensächlichen Fragen. Allerdings kommen in meiner Jugendlehre manche meiner heutigen Anschauungen noch nicht zur Aussprache. Das beruht aber auf dem besonderen Zwecke dieses Buches. Wer etwa meint, die „katholisierenden" Anschauungen meiner Broschüre: „Sexualethik und

Sexualpädadogik" seien erst neueren Datums, der lese nur zur Information meine Artikel zu Gunsten der französischen Orden in der Ethischen Kultur, Jahrgang 1901, also drei Jahre vor Erscheinen der „Jugendlehre".

Ob wohl Herr Dr. Barth und alle diejenigen, welche mir heute die freidenkerischen Ansichten meiner Jugend vorhalten, nicht bemerken, daß sie mir damit doch im Grunde nur gestehen: „Auf deine heutige Ansicht ist es schwer zu antworten, denn als wir deine Akten durchsuchten, fanden wir, daß du alles kennst, was die Gegenseite gegen deinen heutigen Standpunkt vorbringen kann, ja daß du die entscheidendsten der betreffenden Argumente einst selbst formuliert hast." In der Tat habe ich die freigesinnte Position in all diesen Fragen sehr ernst genommen, ihre ganze Literatur studiert, mich in alle ihre Konsequenzen vertieft — und gerade dies ist ein entscheidender Anlaß für mich geworden, von ihr Abschied zu nehmen. Ich merkte Schritt für Schritt, daß hier eben doch letzten Endes Steine statt Brot gegeben wurden und daß auch das Brauchbare darin keine ausreichende Nahrung ist.

Meine einstigen Ueberzeugungen waren das Ergebnis nicht nur meiner konsequent religionslosen Erziehung, sondern auch der abstrakten und lebensfremden Aufklärung, die dem jungen Menschen heute auf der Universität geschenkt wird, ohne daß ihm dabei irgendwelche Gelegenheit gegeben ist, auch die Gegenseite gründlich kennen zu lernen. Irgend welche tiefere Befriedigung empfand ich jedoch in dieser Aufklärung nicht, vielmehr eine große geistige Leere und Unruhe. Instinktiv hatte ich das Gefühl, meine Lebensanschauung durch Einblicke in das wirkliche Leben korrigieren zu müssen, und so unterbrach ich bald nach bestandenem Doktorexamen meine wissenschaftliche Laufbahn, widmete mich fast zwei Jahre dem Studium der Arbeiterbewegung, sowie der Frage der jugendlichen Verbrecher, arbeitete praktisch in der Armenpflege, unternahm Studienreisen nach England und in die Vereinigten Staaten und begann endlich in Zürich praktische Erziehungsarbeit auf dem Gebiete der Charakterbildung. Diese Hinwendung auf das wirkliche Leben und die konkreten Probleme des lebendigen Menschen ist die eigentliche Ursache meiner inneren Wandlung geworden. Nun begann ich auch das Christentum mit anderen Augen zu betrachten. Vorher erschien es mir lebensfremd, tot und veraltet — jetzt merkte ich, daß ich der Lebensfremde und Tote gewesen war. „Wenn wir Toten erwachen!" Heute bin ich fest davon überzeugt, daß viele meiner Mitlebenden, wenn sie den gleichen Weg zur lebendigen Lebens- und Selbstbeobachtung zurückgehen, auch zu ähnlichen Gesichtspunkten kommen werden, wie ich sie heute vertrete. Und dann werden sie auch nicht bei einem akademisch verwässerten und modern verflachten Christentum stehen bleiben, — sondern gerade aus der konkreteren Kenntnis des Menschlichen, Allzumenschlichen heraus — die übermenschliche Größe Christi neu begreifen und verehren.

Auch meine heutige Stellung zur religiösen Autorität hängt mit Einblicken in den wirklichen Zustand des Menschen zusammen. Mehr als zehn Jahre hatte ich Gelegenheit, in den Kreisen der Freidenker und der unabhängigen Ethik Diskussionen über ethische Fragen anzuhören und ich bin seit 1890 Spezialist im Studium der modernen ethischen Literatur. Meine Eindrücke sind niederschmetternde. Ich wünschte diese radikale Kur manchem der optimistischen Radikalen, die heute mit überlegenem Lächeln auf meine „reaktionäre" Wendung herabsehen. Ich bin ein Anhänger der Demokratie auf politischem Gebiete — aber auf geistig-sittlichem Gebiete führt sie zum Chaos. Man glaubt gar nicht, auf welche kümmerlichen, ja wahnwitzigen Einfälle die meisten Menschen kommen, wenn sie auf ethischem Gebiete die Ehrfurcht vor großen Vorbildern und Traditionen verlieren und sich ganz auf ihren eigenen kurzsichtigen und bestechlichen Verstand und ihre eigene fragmentarische Lebensauffassung verlassen! Welche tollen Dinge werden heute selbst von gefeierten Gelehrten auf ethischem Gebiete behauptet! Und wir sind erst am Anfang der Emanzipation! Damit will ich nicht sagen, daß es nicht sehr an der Zeit wäre, die ethischen Fragen gründlich durchzudenken. Aber erst der, welcher gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt!" vermag uns die Augen zu öffnen, uns den rechten Standpunkt zu geben, von dem sich alles Dunkel erhellt und alle Wege klar werden. Und von denjenigen, welche heute die wissenschaftliche Ethik an die Stelle der Religion, also die Studierstube an die Stelle der Passionsgeschichte setzen wollen, muß man wahrlich das Schillersche Wort gebrauchen: Rasende Thoren!

Ganz besonderem Mißverständnis ist meine Betonung des asketischen Prinzips ausgesetzt. Auch Herrn Dr. Barth scheint es, als stecke hinter all meinen scheinbar harmlosen Vorschlägen in dieser Beziehung doch ein weltflüchtiger Grundzug der Naturverachtung und Lebensverneinung. Nun — Herr Dr. Barth hat gewiß richtig herausgefühlt, daß bei mir die asketische Willensübung nicht etwa im Dienste einer bloßen „Diesseitsreligion" steht, sondern auch metaphysische Hintergründe hat. In der Tat vertrete ich aus vollster Ueberzeugung die Lehre, die bisher auch von jeder tieferen Philosophie verteidigt wurde, daß der Mensch in erster Linie nicht für diese Welt, sondern für Gott lebt, und daß dies Leben nur die Vorstufe der Läuterung für ein höheres Dasein sei. Erst von einem solchen Standpunkt außerhalb dieser Welt hat der Mensch die Kraft und die geistige Entschiedenheit zu fruchtbarem Eingreifen in die Sinnenwelt, die uns sonst zu Sklaven ihrer Realitäten macht. Wie man ohne eine solche Anschauung sowohl dem Glück, wie dem Unglück gewachsen sein und den rechten Gewinn aus allen Lebensschickungen ziehen soll — das ist mir heute, wo ich dem Leben ohne Jugend-Illusion gegenüberstehe, durchaus unbegreiflich. Ich erinnere hier auch an ein Wort Goethes, der sich zu dem Ausspruche Lorenzo de Medicis bekannte, daß die-

jenigen, die nicht an eine andere Welt glauben, auch schon für dieses Leben tot seien.

Aus dieser Auffassung folgt nun aber keineswegs die Verachtung des natürlichen Lebens und seiner Güter. Daß der Leib nur die Lehmhülle der Seele sei, ist eine spätheidnische Lehre, die beständig in das junge Christentum einzudringen suchte, aber prinzipiell von ihm abgelehnt wurde. Denn der überspannte Dualismus des ausgehenden Altertums entspricht einer Welt, die Gott verloren oder noch nicht wieder gefunden hat. Wer an den Schöpfer Himmels und der Erden glaubt, der betrachtet den Leib nicht als Schmach, sondern mit dem Apostel als Tempel Gottes und er bejaht das Leben als den Ort, wo der Mensch seine geistige Bestimmung zu erproben und seinen Anteil an der göttlichen Schöpferkraft dadurch zu betätigen hat, daß er die natürliche Welt Gott unterwirft, dem Erdenklos Gottes Odem einbläst. Und hier kommen wir auf den Kernpunkt. Die Natur soll nicht erdrosselt und ausgerottet, sondern nur zum absoluten Gehorsam erzogen werden. Und das nicht nur um des Geistes willen, sondern ebenso sehr im Interesse der Natur selbst, die entartet, sobald sie sich selbst überlassen wird und die erst unter der festen Leitung des Geistes ihre wunderbaren Gaben entfaltet so wie ja auch tatsächlich die natürlichen Leibeskräfte der menschlichen Natur erst durch die große Zucht des christlichen Gehorsams mit seiner Uebung an der Triebbeherrschung, im Opfer und in der Demut zur höchsten Blüte gerufen worden sind.

Was nun die so definierte Unterwerfung der Natur unter die Forderungen des Geistes betrifft, so ist das eine Auffassung, der auch viele moderne Menschen außerhalb des Christentums zustimmen. Aber sie alle stellen sich die Verwirklichung psychologisch viel zu einfach vor. Sie haben keine gründliche Erfahrung und Kenntnis auf dem Gebiet der Pädagogik jenes Gehorsams. Daher das Mißtrauen gegen jede scharfe Unterscheidung von Geist und Natur. Sie sehen nicht, daß der Erzieher und der zu Erziehende hier durchaus reinlich geschieden werden müssen, d. h. daß der Mensch ganz klar sehen muß, daß die Naturimpulse nicht an sich und aus sich schon mit den Zwecken des Geistes harmonieren, sondern nur zu häufig das Gegenteil erstreben. Die Natur ist von Gott — aber auch ihre Gleichgültigkeit gegen die ethischen Interessen des Menschen ist gottgeordnet und muß als solche erfaßt werden, wenn der Mensch den richtigen Weg finden soll. Sonst wird er stets in Natursklaverei verfallen und charakterlos werden. Aller Monismus ist in diesem Sinne eine ungeheure Gefahr für den Charakter. Und hier setzt nun auch meine Forderung der Askese ein — Askese als Mittel zur Freiheit, als Uebung in der Standhaftigkeit gegenüber der Welt der Reize. Die Modernen sehen aber nicht, daß die Unterwerfung der Natur unter den geistigen Willen keine so einfache Sache ist, die durch bloßen guten Vorsatz oder durch bloßen innigen Glauben erreicht und bewahrt wird. Mit Recht weist auch

der Protestant Kaftan auf die Notwendigkeit einer „evangelischen Askese“ mit den Worten hin: „Es kommt nicht von selbst, daß man Christ bleibt . . . es tut not, sich zu üben, um die Krone nicht zu verlieren.“

Nun meint Herr Dr. Barth, man könne doch statt der Askese die positive Uebung in konkreten Willensaufgaben setzen. Nun, ich habe auch diese positive Uebung aufs Lebhafteste betont und auf die ihr gebotenen Gelegenheiten im Schulleben hingewiesen. Aber damit allein ist es nicht getan. Woher gibt es denn so viel sehr energische Menschen ohne jede Selbstbeherrschung? Weil die Entwicklung der bloß „motorischen Energie“ und die Entwicklung der „Hemmungsenergie“, der geistigen Standhaftigkeit gegenüber der Welt der Reize psychologisch zwei ganz verschiedene Leistungen sind. Und gerade diese Festigkeit gegenüber der Diktatur des Augenblicks ist für die sittliche Kultur des Menschen von der entscheidendsten Bedeutung. Und wer sieht nicht, daß gerade diese Willensübung heute gegenüber dem wachsenden Andrang materieller Reize und gegenüber der gesteigerten Nervosität von ganz besonderer Bedeutung ist? Und nicht nur diese Uebung, sondern auch eine ganze Grundanschauung, die den Menschen wieder mehr auf seine geistige Natur zurückwirft und ihn von der Ueberschätzung der vergänglichen Dinge abwirft! Was hilft alles Predigen gegen den Mammonismus, wenn man nicht mit sorgfältigerer Pädagogik der Tyrannei der Bedürfnisse im Innern des einzelnen Individuums entgegenarbeitet?

Es scheint mir, als wenn die Modernen mit ihrer außerordentlichen und reizbaren Abneigung gegen eine gewisse reservierte und strenge Haltung gegenüber „der Welt“ eben nicht anschaulich genug vor Augen haben, wie sehr schwer dem Menschen, und gerade dem reicher beseelten und reicher empfänglichen, die Treue gegenüber seiner geistigen Herkunft gemacht wird — wie dämonisch die Seele durch die Realität der sichtbaren Dinge bestochen und in den Götzendienst der vergänglichen Dinge gerissen wird, statt der Welt wirklich nur von Gott her zu dienen. Wollen wir abwarten, wie sich nach ein bis zwei Jahrzehnten die „sexuelle Frage“ und andere Fragen ausgewachsen haben werden — da werden Viele etwas hellhöriger werden.

Es möge vielen zu denken geben, daß heute gerade die Heilpädagogen aller Länder auf das asketische Prinzip zurückkommen!

Wenn ich — mit Paulsen — die Heiligen der alten Kirche als Heroen der Selbstverleugnung bezeichnet und ihre unvergängliche Bedeutung für uns alle gefeiert habe, so habe ich dabei ausdrücklich von den „großen Heiligen“ gesprochen und nicht die bestrittenen Persönlichkeiten unter ihnen in die Diskussion bringen wollen. Meine Hinweise auf die Lebensleistung der Heiligen haben auch nichts mit einem Ideal allgemeiner Weltflucht zu tun. Auch in der katholischen und in der anglikanischen Kirche stehen diese Heiligen nicht da, um

die Menschen vom Familienleben und den anderen Aufgaben der Welt abzurufen, sondern um denen, die in der Welt stehen, einen Zuschuß an geistiger Größe und geistigem Vertrauen zu geben. Nicht jedem ist jedes verliehen — es hat begnadete Menschen gegeben, die sich von Gott berufen fühlten, zu zeigen und zu verwirklichen, wie hoch der sterbliche Mensch in der Freiheit gegenüber allen Gütern und Reizen der Welt steigen könne. Sie werden ewig leuchtende Sterne sein für alle, die ernsthaft nach der Selbstverleugnung streben, sie werden darum auch Schutzengel sein für die menschliche Familie, deren sittliche Grundlagen heute gerade deshalb zusammenzubrechen drohen, weil der moderne Kultus der Naturtriebe seine logischen Konsequenzen für die Auflösung aller festen Lebensbande endlich auch ins Praktische zu übersetzen beginnt. Der Glaube an die geistige Bestimmung des Menschen muß immer aufs Neue durch geniale Lebensführungen bekräftigt werden, durch Menschen, die dieser geistigen Bestimmung mit noch gewaltigerer Leidenschaft nachtrachten, als die Weltmenschen dem Golde. Dem Ruhm und dem Weibe — das ist die Lebensleistung von Heiligen, wie Augustinus, Franziskus, Vinzenz von Paula, Katharina von Siena und Katharina von Genua. Solche Nachfolge erweckt und stärkt in uns allen auch ohne „Weltflucht" jenes geistige Gewissen, jenen intimsten Widerstand gegen jede Art von ungeordneter Begehrlichkeit und Charakterschwäche, ohne den der Mensch nie aus dem Reich der Motten und des Rostes herauskommt.

Katholisierende Tendenzen? Gewiß — ich gestehe offen, daß mich all meine Lebens- und Menschenbeobachtung und all meine Studien zu einer großen Verehrung katholischer Institutionen geführt haben — wobei ich Leib und Seele solcher Institutionen sehr wohl auseinanderzuhalten weiß. Es ist nicht meine Schuld, wenn meine pädagogische Forschung mich in vielen Punkten zu Wahrheiten führt, welche die alte Kirche stets vertreten hat. Auch der Freidenker Payot, der ein sehr ernstes Buch über „Willensbildung" geschrieben hat, nennt die katholische Kirche eine „unvergleichliche Erzieherin von Charakteren". Wir Pädagogen können jedenfalls von den Grundgedanken der katholischen Lehre und Praxis Außerordentliches lernen.

Aber mit dieser Feststellung solcher Sympathien hat man mich nicht beseitigt. Ich bin mit allen meinen Wurzeln auch ein moderner Mensch, bin durch meine ganze Lebensentwicklung mit der nichtkatholischen Welt tief verbunden, kenne das große Maß von Ernst und gutem Willen, das hier vorhanden ist und nur leider mehr und mehr durch lebensfremde Schwätzer, durch individualistische Selbstsicherheit und gelehrte Kopflosigkeit in das Chaos geführt wird. Darum fühle ich mich in erster Linie verpflichtet, in der Mitte der „Modernen" zu arbeiten, wenn mich auch manche Leute gar zu gern durch Meldungen von „vollzogener Konversion" abschütteln möchten. Zu solcher vermittelnden Arbeit zwischen der Welt der Tradition und der Welt der Modernen werde ich bestärkt durch solche Gentlemen, wie es Herr Dr. Barth ist,

der trotz aller Kritik doch überall hindurchblicken läßt, daß es sich hier um sehr ernste und zu lange vernachlässigte Fragen handelt, die man sich durch Schlagworte und Partei-Rubriken nicht vom Leibe schaffen kann.

Fr. W. Förster.

Individuation.

Ach, daß wir fort und fort so fremd und ferne
Einander bleiben, ob wir uns auch klagen
Das Leid des Lebens, und ob frei wir fragen,
Damit der Kleine von dem Größern lerne.

Und wenn wir vor des Uebels tiefstem Kerne
Die Augen auch ob unserm bangen Zagen
Und scheuen Zittern nicht zu öffnen wagen:
Vereinsamt folgt der Mensch dem eig'nen Sterne.

Ach, daß wir alle doch insgleiche glühten,
Die Geister insgesamt entgegensprühten
Dem Sieg des Guten in dem Kampf des Bösen!

Doch jetzt — aus Schmerzes wachem wildem Wüten
Drängt's uns in dumpfes düst'res Dämmerbrüten
In hartem Harren, wer uns mög' erlösen.

Gottfried Bohnenblust (Zürich).

Monistische Sekten.

Wer Gelegenheit hat, die Kultur einer Weltstadt näher zu studieren, den wird es nie reuen, wenn er dabei auch dem religiösen Leben besonderes Interesse schenkt. Er darf dabei allerdings nicht an der Oberfläche bleiben, bei der offiziellen Religion und der staatlich anerkannten Kirche, sondern er muß versuchen, in die oft trüben Fluten des Volkslebens hinabzusteigen, um dort verborgene Perlen des religiösen Lebens ans Tageslicht zu fördern.

Als ich den letzten Winter in Berlin verbrachte, habe ich mich deshalb nicht damit begnügt, öfter dem lutherischen Gottesdienst, der in den prunkvollen Kirchen Berlins gefeiert wird, beizuwohnen, oder dem der Katholiken, die in ihrer altehrwürdigen Hedwigskirche kaum Raum genug haben. Den Kultus und die Tätigkeit auch der griechisch-katholischen Kirche, der großen Jugendgemeinde, ja auch der Heilsarmee,

rechne ich zur Oberfläche. Das alles sind Gesellschaften, die der Vergangenheit entstammen und heute mehr oder weniger anerkannt sind. Neues Leben und neue Gedanken, die vielleicht religiösen Wert für die Zukunft haben, fand ich in zwei Sekten, die offenbar, bewußt oder unbewußt, unter dem Einfluß des modernen Monismus stehen.

Die eine nennt sich die „Armee des Einen". Sie hat wöchentlich zwei Versammlungen in Berlin, davon die eine öffentlich ist. Eine Schar von Leuten strömt hier zusammen, die alle nach religiösem Eigenbesitz suchen oder ihn schon gewonnen haben. Eine pantheistische Religiosität zieht ihre Jünger aus allen, besonders den sogenannten niedern Schichten der Bevölkerung an. Weniger rationalistisch veranlagten Gemütern kommt eine beinahe buddhistische Mystik, die sie damit zu verbinden wissen, entgegen. Merkwürdigerweise erheben diese Leute nicht den Anspruch, Christen zu sein, obgleich ihnen Jesus Christus als religiöse Persönlichkeit überaus hoch steht und sie seine Worte — in ihrem Sinn gedeutet — gelegentlich sehr gern zu ihren Gunsten in Anspruch nehmen. Sie haben ihre eigene Christologie; Jesus sei nicht der „eingeborene" Sohn des Vaters, wie die Kirche „fälschlich übersetzt habe," sondern der mit dem Vater „einsgewordene." Wie aber Jesus mit dem Vater eins geworden, so solle und könne jeder Mensch eins werden mit Gott. „Ich und der Vater sind eins," daß jeder wie Jesus das von sich sagen kann, dazu wollen sie die „Kameraden" bringen. Unter diesem „einswerden" mit Gott verstehen sie ganz das mystische Sich-in-die-Gottheit-versenken, wie es uns im Buddhismus entgegentritt. Nichts destoweniger lehnen sie auch den Namen der Buddhisten schroff ab, obgleich sie auch andere Elemente indischer Frömmigkeit sich angeeignet zu haben scheinen, vor allem den Glauben an eine Seelenwanderung. Dieser Glaube spielt eine für ihre Ethik wichtige Rolle. Der „Einsgewordene," erklären sie, hat die „maja", die Scheinwelt (indisch in Wort und Sinn!) verlassen und lebt in der Wahrheit. Sein Sein und Handeln wird nur noch bestimmt durch die Liebe. Die Betätigung der Liebe gegen den Nächsten stammt aber doch nicht allein und unmittelbar aus dem „Leben in die Wahrheit," sondern sie üben die Nächstenliebe, weil sie in jedem Menschen, auch in jedem Tiere übrigens, sich selber erkennen; denn keiner weiß, in welcher Gestalt er schon auf Erden gelebt hat oder noch leben wird. Am allermeisten tritt aber das Prinzip der Einheit hervor. Gott ist eine ewige Einheit, von der alles ausgeht, zu der alles zurückkehrt, durch die alles wird, alles vergeht. Gott ist ihnen aber durchaus kein Persönliches oder Außerweltliches, sondern ein Neutrales, ein „Göttliches." Sie machen sich lustig über den persönlichen Christen-Gott, der im Himmel auf seinem Throne sitzt. „Es gibt keinen Gott," rufen sie uns entgegen, „sondern nur ein ewiges Göttliches!" Wer es dazu bringt, mit diesem ewig Göttlichen eins zu werden, lebt in der Wahrheit und ist willkommen als „Kamerad" in der „Armee des Einen."

Kühner und geistreicher als hier enthüllt sich dieser selbe Zug zur Einheit in den Anschauungen der „modernen Gnostiker." In der Person des durch mehrere Werke über die alte und moderne Gnosis bekannt gewordenen Dr. E. Schmitt, der auch längere Zeit Assistent Häckels in Jena gewesen ist, haben sie einen begeisterten Führer und wirksamen Agitator gefunden.

Wie schon ihr Name sagt, berufen sie sich auf die alten, urchristlichen Sekten der „Gnostiker", welche die Kirche damals in einem fast 200 Jahre langen Kampfe mit Aufbietung ihrer letzten Lebenskraft besiegt hat. Diese, in zahlreiche Schulen und Sekten gespaltene Bewegung des Gnostizismus, wollte nicht, wie die Kirche, den Glauben, sondern das Erkennen zur religiösen Hauptsache, gemacht wissen. „Erkenntnis" (Gnosis), „Wissen", „Anschauung", das waren die Schlagworte der im 2. christlichen Jahrhundert sehr starken gnostischen Richtung, welche auch zahlreiche Glieder der Christengemeinden für sich gewann. Sie versprach ihren Anhängern nichts weniger, als volle Erkenntnis des Universums, das Wissen der letzten Geheimnisse. In einer blumigen, bilderreichen Sprache pflegten sie ihre Theorieen zu entwickeln, daß von einem ewigen Urwesen aus in ewigen Zeugungen alles Endliche sich entwickelt habe.

Und nur in einer Form, die äußerlich der modernen Gedankenwelt angepaßt ist, bringen die heutigen Gnostiker diese Ideen wieder. Sie beginnen damit, Philosophie, Theologie und Kirche mit Spott, Verachtung, Vorwürfen der schlimmsten Art zu überschütten. Alle Philosophie, sagen sie, begehe den Grundfehler, den Menschen als endliches Wesen zu fassen und ihm zugleich die Fähigkeit, Unendliches zu begreifen, zuzuschreiben. Die Grenze zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit müsse fallen, dann komme der Mensch zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit wie auch des ganzen Universums. „Aus intuitiver Anschauung" heraus könne er mit mathematischer Sicherheit die großen Zusammenhänge des Universums feststellen und erkennen. Während nämlich der gewöhnliche Mensch nur in drei Dimensionen lebe, obwohl er die höhern bisweilen ahne, der Philosophe auch bis zur vierten vordringe, erkenne der Gnostiker alle zwölf Dimensionen, wie eine höher und erhabener sich auf die andere aufbaue; er durchfliegt sie alle, bis er sich im Bythos, im „Lichtabgrund der Geister" ganz eins weiß mit dem Universum. Ohne ein jahrelanges Studium dieser Theorieen, ist es natürlich ganz unmöglich, die Einzelheiten dieser Lehre zu verfolgen, denn in furchtbar komplizierter Weise, rechnerisch-rationell und phantastisch-poetisch zugleich entwickelt und beweist Dr. E. Schmitt seine „Dimensionen" wie die alten Gnostiker einst ihre „Aeonen" ausgerechnet haben. Fast komisch berührt dann die Behauptung, daß diese Berechnungen die „Grundlagen einer Kultur der Zukunft" sein sollen und daß sie eine veredelte sittliche Lebensauffassung bedingen. Gestützt aber wird ihre Lehre durch die Geschichte, die ihnen ein steter Kampf zwischen Gnostizismus und Kirche zu sein scheint. Schon die Bibel

sei voller gnostischer Ideen, besonders das Johannes-Evangelium in seiner bilderreichen Sprache sei durchweg symbolisierter Gnostizismus. Und wer dann nur immer in Gegensatz zur Kirche trat — die Katharer, die Albigenser, die Mystiker des Mittelalters, Luther, ja auch moderne Geister wie Schelling, die Romantiker, Ibsen, Nietzsche, Tolstoi — alle, alle stehen auf ihrer Seite und müssen ihnen, oft im direkten Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit, helfen. Die Kirche aber hat stets geirrt; Philosophie und Theologie haben das Evangelium Jesu überhaupt nie verstanden, ihnen ist das Licht der Welt nie erschienen.

Im Vergleich zur ersten Bewegung scheint die der „modernen Gnostiker" kein natürliches Gewächs, sondern ein Treibhauspflänzchen, das wohl nur so lange leben kann, als sein gelehrter Gärtner es hegt und pflegt. Bei beiden muß man sich aber in unsern Tagen, wo der materialistische Monismus so weite Kreise zieht, unwillkürlich fragen, ob man es hier nicht mit einer religiösen Vertiefung derselben Bewegung zu tun hat, so wie sie Kalthoff etwa ins Leben zu rufen bestrebt war. Dann werden sie mit dem philosophischen Monismus stehen und fallen. Aber außer ihrer monistischen Grundrichtung haben beide Sekten noch eines gemeinsam, das Suchen des eigenen, religiösen Erlebnisses. Und damit gehen sie einig mit dem Herzenswunsch von Millionen unserer Tage und erwecken dadurch nicht nur unser Interesse, sondern auch unsere Sympathie.

John Schneider.

Es war einmal

oder **was ein liberaler Staatsmann vor vierzig Jahren über die Arbeiterbewegung sagte.**

In der Aera der Streikgesetzgebung ist es eine wehmütige Ueberraschung, zu vernehmen, wie vor genau vierzig Jahren ein wirklich liberaler Staatsmann die sozialen Dinge beurteilte. Nat.-Rat F. Bernet in St. Gallen veröffentlichte im Jahre 1868 unter dem Titel: „Nach zwanzig Jahren, Streiflichter auf politische und soziale Zustände der Gegenwart" ein höchst interessante Schrift, die sich stellenweise liest, als wäre sie für heute geschrieben.*) Wir entnehmen ihr folgende Stellen:

Alles hat seine Zeit. Gewisse Hauptfragen auf jenen Gebieten sind in der öffentlichen Meinung ausgemachte Sachen — so diejenige der Demokratie an der Stelle des Repräsentativsystems und diejenige der Trennung von Staat und Kirche. Es handelt sich nur noch um eine raschere oder minder rasche Durchführung.

Die geistige Tätigkeit der Gegenwart wendet sich mit Macht einer andern Frage zu — derjenigen der bessern sozialen Gleichstellung der Menschen, der Ab-

*) Was er z. B. „zur Umgestaltung im Rechtsleben und Abschaffung der Juristerei" schreibt, erinnert stark an die Gedanken der berühmten (viel später erschienenen) Mengerschen Schrift vom „bürgerlichen Recht und den besitzlosen Volksklassen."

rechnung zwischen Kapital und Arbeit, der bessern Ausgleichung der Lebensstellung der Menschen und des Verhältnisses von Arbeit und Genuß.

Diese soziale Frage überwiegt weit die andern, sie läßt sich von diesen nicht trennen, aber sie ist der Angelpunkt, um den dieselben sich drehen — die politische Freiheit ist nur das Mittel, um zur sozialen Gleichberechtigung zu gelangen.

Die Anfänge der Krisis zeigen sich, es sind erst die Anfänge, aber sie entwickelt sich rasch. Leider hat man sich zu viel mit pedantischem Kram, zu wenig mit diesen volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt und es ist Gefahr, daß der Gedanke von den Tatsachen überrumpelt werde. Wir lebten in den Tag hinein, fröhlich und guter Dinge an der Tafel politischer Errungenschaften im ersten Stockwerk und gedachten wenig dessen, was mittlererweile drunten vorging, zu ebener Erde, wo sie von diesen schönen Speisen wenig mehr hatten als den Geruch und die Knochen. —

In der Tat, in berechtigtem Stolz auf die Vorzüge der Freiheit, deren unser Land genießt, haben wir oft allzusehr abgesehen davon, daß es im Grund doch nur eine Minderheit ist, welche derselben wahrhaft froh wird — und daß, wenn auch die Burgen gebrochen sind, die Frohnden abgeschafft und die Zehnten abgelöst, doch die alte Hörigkeit noch in mannigfacher Gestalt fortexistiert, eher zu- als abnimmt.

In den Staaten des Altertums genoß nur die Minorität bürgerliche Rechte; die große Mehrheit war Heiot oder Sklave und arbeitete für die Minderheit. Doch legten Gesetze der letztern Pflichten auf, für ihre Leibeigenen zu sorgen und ein antiker Sklave war in alten Tagen oft weniger hilflos daran, als ein freier Arbeiter der modernen Zeit — obschon man damals noch keine Armenhäuser hatte.

Aehnliche Verhältnisse existierten zwischen den Hörigen des Mittelalters und ihrer Feudalherren. Neben mancher Willkür und ihren Schrecken waltete patriarchalische Vorsorge und neben Knechtschaft und Elend auch Schutz und heimatliche Behaglichkeit.

Die Privilegien sind gefallen — die Menschenrechte anerkannt — die Segnungen der Volksbildung verbreiten reges Leben und milde Gesittung im Land; aber dennoch in Bezug auf die Lebensstellung noch viel vom alten Sklaventum!

Die Einen im vollen Lebensgenuß und des Glückes der Freiheit froh — eine große Masse aber, die misera et contribuens plebs — die ihr Dasein auf's Mühsamste und Unfreieste durchschleppt, zwischen Arbeit, die ihr kaum Zeit zum Essen läßt und der Furcht vor Arbeitslosigkeit, Mangel und Not; absorbiert von diesen Sorgen, frühzeitig abgeschafft, von Generation zu Generation schwächlicher und mutloser.

Das Verhältnis droht eher ungünstiger zu werden — in der mächtigen Umwälzung der Verkehrs- und gewerblichen Verhältnisse; der Dienenden immer mehr, den Unabhängigen weniger. Unter der Sonne unserer freien Institutionen war ein Mittelstand emporgeblüht, zu Stadt und Land, in strenger, aber freier Arbeit und Genügsamkeit, — draußen neben dem Gütergewerb der industriellen Hausarbeit obliegend, drinnen in der Stadt dem Gewerb und Gewerke —, oft auch im Kampf mit Mangel und Not, aber auch gehoben von der Hoffnung auf bessere Zukunft, von jener unerschöpflichen Triebkraft, die dem Menschen inne wohnt, der, auf sich selbst angewiesen, auch Aussicht hat, durch eigene Anstrengung vorwärts zu kommen. —

Es gab bescheidene Existenzen, aber es gab auch Existenzen und jenes rege, mannigfaltige Leben, wie es z. B. an den mit freundlichen Heimwesen besäeten Halden und in den wohnlichen Dörfern des Appenzellerlandes und des Toggenburgs und an den Ufern des Zürichsee's sich wiederspiegelt. Auch in den Städten schwang sich ein währschafter Mittelstand empor, oft auch geplagt, aber selbstständig und in der eigenen Arbeit die Aussicht auf Besserung seiner Existenz findend. Nach und nach wird's anders und immer mehr.

Die kleinen Gewerbe machen den großen Platz und werden denselben dienstbar. Die Arbeit des Handwerks weicht derjenigen der Fabrik, die Werkstätte dem Kaufladen. Der Handwerksmann wird der Zwischenhändler der großen Fabrikation,

der großen Lieferanten. Hat er Betriebskapital, so kann's vorwärts gehen; mangelt dasselbe, so muß er meist froh sein, sich etwas über dem Wasser zu erhalten.

Einer nach dem andern verläßt den Hammer und die Ahle und wird Angestellter. Alles sucht Stellen und zieht, gedrängt von der Not des Lebens, den Lohn in sicherer Abhängigkeit der immer unsicherer werdenden Existenz des freien kleinen Gewerbes vor.

Die Hausarbeit macht der Fabrikarbeit Platz; der Spindel ist bereits der Webstuhl gefolgt und der Stickstuhl; der Weber wird Fabrikarbeiter, der kleine Fabrikant Angestellter. Jenes bunte Gewimmel individuellen Strebens, wie es sich aus dem Webkeller heraus zur freundlichen Fabrikantenwohnung emporarbeitete und die Originalität unserer freundlichen Hochtäler bildete, wird in kurzem Zeitraume nur noch eine Idylle der Erinnerung sein. — Ein wesentlicher Teil der industriellen Bevölkerung strömt in den Fabriksälen zusammen —, ein großes Etablissement erhebt sich neben dem andern, von den hohen Spinnkasernen bis zu jenen sonderbaren Baugebilden der neuesten Epoche, morgenländischen Klöstern vergleichbar, die nur ihre kahlen Mauern der Welt zuwenden und ihren Bewohnern nichts von derselben zeigen als einige Quadratfuß Himmel — den Erdensohn während 12 Stunden des Tages lehrend, daß das Licht nur von oben kömmt.

Auch hier immer weniger der freien Männer, die auf eigene Faust mit den Wechselfällen des Daseins Krieg führen — immer zahlreichere Gruppen eingereiht in die Fabrikbataillone, ihren Reglementern unterworfen und den Geboten der Brotherren, an sie ihr ganzes Dasein geknüpft, ihr Wohl und Wehe.

Diese Umwälzung, herbeigeführt durch die Maschine, kann niemand aufhalten, sie geht ihren Weg und wird in raschen Proportionen vorwärts schreiten; das Einzelgewerb wird immer mehr verschwinden und großen Unternehmungen dienstbar werden.

Hier können sie klagen, diejenigen, die so viel über Verflachung jammern — hier, weit mehr als in politischer Institution, ist der große Verflachungshobel, der die Existenz von Tausenden auf das gleiche Niveau herabhobelt.

Aber auch hier würde die Klasse nichts nützen — auch hier walten Naturgesetze und die notwendige Entwicklung menschlicher Verhältnisse . . . . . .

Das Niederdrückendste ist die Hoffnungslosigkeit inbezug auf eine Verbesserung des Loses. Diese ist auch bei der Fabrikarbeit zu Hause. — Der Vater war Fabrikarbeiter, der Sohn ist's und der Enkel wird's von früher Jugend an. — Die Teilung der Arbeit machte ihm eine Verbesserung derselben und den Uebergang zu einer andern schwer. Er hat nur den einen Teil der Arbeit gelernt, den andern nicht; versiegt dieser eine Teil des Verdienstes, so steht ihm kein anderer offen. Er ist dem Fabriksaal verschrieben.

Daß diese Hörigkeit und die geringe Aussicht, derselben je los zu werden, auf Geist und Charakter des Mannes niederdrückend einwirken muß, ist klar. Es nimmt ihm die Spannkraft und den höhern Lebensmut. Er lebt dahin, weil er gelebt haben muß, in der Hoffnungslosigkeit, sich ein dauerhaftes Lebensglück zu gründen, oft dem raschen Genusse verfallen, im Kampfe mit der irdischen Not für die idealen Güter wenig empfänglich. Es fehlt ihm der Sporn aller Tugenden: die Hoffnung . . . . . .

In diesem Kapitel ist unser Land noch elend daran. Wir rühmen unsere freien Institutionen, unsere stattlichen Dörfer und blühenden Städte, unsere Kultur und all' die Lebensgenüsse, welche sie bringt; unsere Industrie, unsern Wohlstand und unsere Feste; unsere Professoren der Nationalökonomie halten Vorlesungen dem auserwählten Publikum der Städte, worin sie die Fortschritte der Zivilisation glorifizieren; dabei aber läßt man einen bedeutenden Teil der Jugend des Landes versiechen und hat dagegen nur halbe Gesetzlein und halbe Maßregeln.

Was nützen alle politischen Rechte, alle Volksbildung, alle Opfer für unsere Wehrkraft und Unabhängigkeit, wenn diese Segnungen der Freiheit verserbelnden Geschlechtern überantwortet werden . . . . . .

(Schluß folgt.)

Umschau.

Die Abstimmung über die **Absinthinitiative** ist auf den 5. Juli angesetzt; es bleibt also nur wenig Zeit für eine Kampagne zu ihren Gunsten. Und doch ist es von großer Wichtigkeit, daß sie auch in der Volksabstimmung durchdringe. Das tief Bedauerliche an einer Verwerfung wäre zunächst nicht die vergrößerte Absinthgefahr, sondern die moralische Niederlage. Hier ist nun wirklich die Ehre der Schweiz engagiert und wird zum Patriotismus gesagt: Hic Rhodus, hic salta! Es soll sich nun zeigen, wie viel Wahrheit in dem vaterländischen „Gemütersturm" des letzten Sommers und Herbstes war. Man wird auf diese Abstimmung in der ganzen zivilisierten Welt achten und je nachdem wird uns daraus Ehre oder Unehre erwachsen, noch ganz anders als am 3. November. Auf dem Gebiet geistiger, besonders sozialer und ethischer Kämpfe, nicht auf blutigen Schlachtfeldern, müssen jetzt kleine Völker sich Lorbeeren holen und sie können es, wenn sie die Kraft dazu haben. An unser Volk tritt jetzt ein solcher Anlaß heran und wie es ihn benutzt, wird für es eine große sittliche Probe sein. Ein Versagen wäre eine Niederlage alles guten Geistes unter uns und eine nationale Schmach.

Es muß also noch kräftig gearbeitet werden. Der Sieg in der Bundesversammlung verbürgt noch nicht einen solchen in der Volksabstimmung. Wir möchten besonders die Pfarrer bitten, ja nichts zu versäumen. Hier ist einmal eine Gelegenheit, wo sie im öffentlichen Leben mit fröhlichem Gewissen auftreten dürfen. Besonders in Landgemeinden wird der Pfarrer hier in vielen Fällen den Ausfall der Abstimmung wesentlich beeinflussen können. Der Ausgang des Kampfes wird also auch eine Probe darauf sein, wie hoch die protestantischen Kirchen und insbesondere die protestantische Pfarrerschaft als moralischer Faktor in unserem Volkesleben eingeschätzt werden dürfen. R.

Immoralitäts-Fexerei. Unter diesem Titel bringt der „Kunstwart" (1. Maiheft) einige sehr beherzigenswerte Beobachtungen von K. O. Erdmann. Der „Morgen" hatte anläßlich des Hardenprozesses eine Umfrage bei allerlei Schriftstellern gehalten. Sie sollten sich über Harden äußern. Einzelne Antworten, deren Verfasser sich ihrer „Immoralität" oder „Amoralität" rühmen, geben Anlaß, auf das hauptsächlich im Gefolge von Nietzsche erwachsene Gerede zu kommen, als ob man über moralische Werturteile hoch erhaben wäre. Ein Mann höherer Gesellschaftskreise würde die Nase rümpfen, wollte man seinen Instinkt gegen jede niedere Handlung mit dem Ausdruck bezeichnen, „er meide die Sünde" oder er sei „hochherzig" oder „edel". Viel zu philisterhaft und subaltern wäre ihm auch die Bezeichnung „sittlich tüchtig" oder „tugendhaft". Aber daß er unfähig ist, eine „unfaire" Handlung zu begehen, daß er „ein Gentleman" ist, das hört sich gut an. „Moral ist lächerlich, ich kenne nur ethische Werte", lautet der Ausspruch eines freidenkenden Arztes. So wird die moralische Bewertung überall maskiert, wohl am allerlächerlichsten, wenn die Bewertung aus andern, der Sache fremden Gebieten entlehnt werden, wie etwa in dem Ausspruch: „Ich bin frei von allen Vorurteilen der Moral, um aber eine solche Handlung zu begehen, dazu bin ich „zu geschmackvoll." Ein anderer sagt: „zu vornehm." Wer hätte diesen noblen Ton nicht schon gehört. Bei Nietzsche kann man die Sache

noch psychologisch verstehen, obschon auch er keineswegs auf sittliche Werturteile verzichtet. Auf seine Nachbeter, die Hauptteilnehmer an jener „Wortmaskerade" dagegen trifft E's. Urteil in sehr vielen Fällen zu: „Das heute so beliebte Kokettieren mit der Unmoral hat etwas knabenhaft Unreifes. Diese Immoralisten, die sicherlich als Privatmenschen durchaus harmlos, brav und moralisch sind, wollen um jeden Preis geistvoll und paradox sein. Sie verachten alle Banalität und leugnen darum, daß zwei mal zwei vier sei." A. B.

Eine tendenziöse Phrase kehrt in gewissen Kreisen beständig wieder, der einmal ein Ende gemacht werden soll. Bald von diesem, bald von jenem Pfarrer wird gesagt, er sei „sozial" gewesen, „zu den Arbeitern gegangen", zu einer Zeit, wo es noch nicht eine Modesache, sondern ein gefährliches Unternehmen gewesen sei. Damit stellt man die, welche gegenwärtig im sozialen Kampfe stehen, als Leute hin, die nur der Mode nachlaufen, sich selbst aber als eine Art Helden der Entsagung und Verächter alles Modischen. Ob ihnen jemand glaubt? Die Absicht ist ja zu klar. Dennoch mag diese beliebte rhetorische Floskel einmal unter die Lupe genommen werden. Sie entpuppt sich dann als Gegenteil der Wahrheit.

Der Mut eines Kambli und Furrer, eines Brandt, Pflüger und Reichen und ihrer wenigen Kampfgenossen in Ehren — diese Männer haben sich wirklich exponiert und dafür teilweise schwere Anfechtung erfahren. Von vielen andern aber ist zu sagen, daß sie zu einer Zeit „sozial" predigten, als dies nicht den geringsten Mut brauchte, sondern sehr harmlos war und den Predigern fast lauter Ehre und Anerkennung eintrug. Es war einst Mode, in jeder Predigt so ein wenig von der „sozialen Frage" zu reden. Das hörte auch der geruhsamste Bourgeois gern, wie auch der blühendste Sünder ganz gern von der „Sünde" predigen hört — so lang man ihm nicht persönlich auf den Leib rückt. Damals bewegte man sich noch im Stadium der Idee und als Idee war die soziale Bewegung ganz schön; daneben betrieb man eine Sozialreform, die niemand sehr weh tat. Das freisinnige Bürgertum und die Arbeiterschaft marschierten mancherorts noch vereint und so hatten die „sozialen" Pfarrer, die in diesen Kreisen wirkten, es nicht schwer. Ich weiß von einer Reihe von solchen, wie wohl gelitten sie in den „Häusern der Reichen" waren und wie wenig auch die sozial borniertesten Kreise an ihrer Predigt Anstoß nahmen. Das war also die „gefährliche" Zeit, „als es noch nicht Mode war".

Und jetzt? Jetzt ist's ernst geworden. Die Bewegung ist aus dem Stadium der „Idee" in das des heißen Interessenkampfes getreten. Wir haben eine mächtig wachsende Sozialdemokratie bekommen, die sich scharf vom Bürgertum und zwar gerade vom „freisinnigen", getrennt hat; der soziale Kampf erfüllt alle Köpfe und Herzen; von Streik, Gewerkschaft, Streikgesetz sind alle Zeitungen voll; der Zorn ist so hoch gestiegen, daß er wiederholt fast zu blutigen Ausbrüchen geführt hätte; wir leben in einem wirtschaftlichen Bürgerkrieg. Ja, jetzt ist's ernst geworden, jetzt erst. Wenn ein Pfarrer jetzt nicht nur so ein bischen „soziale" Redefloskeln dreht, die sich gut machen und die der bürgerliche Zuhörer nicht ernst nimmt, weil er weiß, daß der Prediger nicht Ernst macht, sondern wenn einer wirklich zu der Sache der Arbeiterschaft steht und zu den Arbeitern geht, dann erfährt er bald, wie sehr das heute „Mode" ist! Die Herren, die davon schwatzen, haben den Versuch eben nie gemacht — etwa bloß, weil er ihnen nicht gefährlich genug ist? Dann rate ich ihnen doch, es einmal zu probieren. Es nähme mich wunder, ob sie die Sache nachher noch immer so harmlos und einträglich fänden! Uebrigens: wo sind denn die vielen „modischen" Pfarrer, die zu den Arbeitern d. h. zu den Sozialdemokraten gehen? Ich suche sie vergebens. Es sind einige wenige Leute, die dafür von allen Seiten verlästert werden.

Man verstehe mich recht: ich mache keinem einen Vorwurf daraus, wenn er nicht „zu den Arbeitern geht". Es handle darin jeder nach seinem Gewissen. Auch sollen die, so es heute tun, nicht als Helden und Märtyrer hingestellt werden, — sie tun es nicht, um als solche zu erscheinen — es soll nur denjenigen, die von ihrem sicheren Standort aus auf die Männer, die in der heutigen schweren Situation zur sozialdemokratischen Arbeiterschaft stehen, Steine werfen und sich dabei noch als Helden und Ver-

ächter der Mode aufspielen möchten, zugerufen werden, daß sie ihre verbrauchte Floskel im Namen der Ehrlichkeit aufgeben möchten. Sie wissen im Grunde doch wohl selbst, daß sie nicht wahr ist.

R.

Büchertisch.

Eduard Karpenter, **Die Schöpfung als Kunstwerk**; Uebersetzung aus dem Englischen von Carl Federn. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1908.

Der Buchtitel kann leicht mißverstanden werden. Er bedeutet Angabe des Weges, auf dem Erscheinung und Existenz der Dinge in der Welt zustande kommen. Carpenter baut seine Lehre auf die Philosophie Berkeleys auf. Allen Dingen, vom Menschen bis zum leblosen Stein liegt ein Ich zu Grunde; wäre dem nicht so, dann könnten wir z. B. einen Stein nicht erkennen. „Die Erscheinungen", sagt Carpenter „sind Vorstellungen, die unserm Geiste von einem Ich außerhalb unserer selbst übermittelt werden." Es handelt sich somit um eine Art psychischen Monismus. Der Verfasser zeigt dann, wie groß die Bedeutung des Geistigen für die Entwicklung des Körperlichen ist, wie das Ziel der ganzen Welt und ihrer Teile darauf hinausgeht, sich dem großen allumfassenden Ich zu nähern und wie dem letzteren im Grunde alles unterworfen ist. Beim Menschen unterscheidet Carpenter drei Stadien: Der erste Zustand umfaßt die Zeit des einfachen Bewußtseins, so wie dies bei Kindern und Tieren vorhanden ist. Dann erwacht beim Menschen das Ich-Bewußtsein. In diesem Stadium beziehen wir Alles, was uns umgibt, nur auf uns selbst „und die Objekte haben nur einen Wert, wenn sie dem Ich dienen." In diesem Zustand und durch ihn ergeben sich die schwersten Konflikte im Leben des Menschen. Wahrhaft glücklich kann jedenfalls nur der werden, der den dritten Entwicklungszustand erreicht. Dieser ist nicht etwa die Folge wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern vielmehr das Ergebnis inneren Erlebens. Dann ist der Mensch über das individuelle Bewußtsein hinausgekommen und er nimmt, wie sich Carpenter ausdrückt „an dem All-Leben teil."

Wie man sieht, entwickelt Carpenter Gedanken tief religiöser Art. Der Umstand, daß dies nicht in kirchlicher Form geschieht, sondern daß der Verfasser in den Grenzen rein philosophischer Auffassung bleibt, dürfte den Wert des Werkes nicht beeinflußen. O. Huppert.

P. Wernle: **Johann Hinrich Wichern.** In Form einer Broschüre erscheint bei Helbing & Lichtenhahn, Basel, dieses Lebensbild des Begründers der „Innern Mission".

Wer den Verfasser und den Gegenstand der Studie nur einigermassen kennt, wird ebensowenig ein kritikloses Loblied als ein liebloses Aburteilen über den Mann und sein Werk erwarten. Es scheint zum Glück überhaupt, daß wir allmählich über die Zeit hinauskommen, da sich der Verfasser einer biographischen Studie von vorneherein verpflichtet fühlt, aus seinem Helden einen größten und unübertroffenen Menschen zu konstruieren. Wir lernen mehr und mehr die Notwendigkeit des Schattens beim Lichte erkennen. Leicht war es wohl, dem Wichern der ersten Begeisterung im „Rauhen Hause" gerecht zu werden. Doch auch dem Wichern, der in preußischem Staatsdienst und als Kirchenmann arbeitet, kann W. ein billiges Verständnis entgegenbringen, ohne doch seine Methoden und seine Art zu überschätzen. Wichern ist „ein Mann des ältern Deutschlands", er konnte die ganze gewaltige industrielle Entwicklung und darum auch die dadurch bedingte deutsche Sozialdemokratie einfach nicht verstehen. Heute sind zukunftsfrohe Menschen ja viel mehr in Versuchung, von dieser Seite her die Gestaltung einer idealen Welt zu erwarten. Der Verfasser erwartet weniger von dieser Bewegung: „Mit der Massenwirkung und den Massenprogrammen ist es nicht getan; für das Christentum ist und bleibt die Hauptsache die Erhebung der einzelnen Seele aus ihrer Sündenumklammerung zu zu einem innerlich gefestigten Leben mit Gott angesichts der Ewigkeit. Aller Sozialismus schafft dafür höchstens äußere Bedingungen, falls er sie nicht durch seine Anbetung der Masse und seine neue Art der Knechtung des Einzelnen wieder erschwert." Man kann

über diesen Punkt verschieden denken. Jedenfalls aber ist damit ein Problem berührt, das heute manchen beschäftigt. Daher wird diese Schrift, die Wichern zeigt wie er von der Vergangenheit auch in die Gegenwart hineinragt, manche dankbare Leser finden. A. B.

Religiös-soziale Literatur. Für diejenigen unter uns, denen die Vereinigung der religiösen und sozialen Bewegung größte Aufgabe und Hoffnung ist, war es ein höchst erfreuliches und überraschendes Zeichen, als sich letzten Herbst in zwei Kirchgemeinden von Zürich (Neumünster und Außersihl) „Vereine sozialistischer Kirchgenossen" bildeten, die sich zum Zwecke gesetzt haben, für die Verbindung von Christentum und Sozialismus zu arbeiten. Die Vereine haben, so viel ich weiß, bereits eine zahlreiche Mitgliedschaft erworben. Sie begannen zunächst mit der Veranstaltung von Sonntagabendvorträgen. Es sprachen vor zahlreichen Versammlungen in der Neumünsterkirche Pfarrer Ragaz über: „Jesus Christus und den modernen Arbeiter" und Pfarrer Tischhauser über „den Kampf um eine neue Weltanschauung", in Außersihl Pfarrer Liechtenhan über „die Arbeit als Gottesdienst in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Die beiden erstgenannten Vorträge sind im Druck erschienen (in der Grütlibuchhandlung in Zürich, Ragaz für 40, Tischhauser für 30 Cts.), während der dritte später veröffentlicht werden soll. Ich darf mir wohl erlauben, mit ein paar Worten darauf hinzuweisen.

Was meinen eigenen Vortrag betrifft, so gestehe ich, daß er mich selbst wenig befriedigt; das Thema ist für einen Vortrag zu groß und so mag der Inhalt leicht dürftig erscheinen. Wer schlechten Willen hatte — und der ist leider bei theologisch verdorbenen Hörern sehr oft vorhanden — mochte heraus hören, daß Jesus ein bloßer Sozialdemokrat gewesen, das Reich Gottes mit dem Sozialstaat identisch sei, wer aber ehrlich ist, konnte und kann nun sehen, daß ich das Gegenteil deutlich hervorgehoben habe. Ich habe, dringender Bitte nachgebend, den Vortrag veröffentlichen lassen, weil er trotz seiner Mängel doch seinem Zwecke dienen kann, modernen Arbeitern die Augen für Jesus zu öffnen.

Von Tischhausers Vortrag weiß ich, daß er großen Eindruck gemacht hat. Mit gutem Grund. Er hat zwar auch seine Fehler — der Gedankengang ist für ein Arbeiterpublikum zu wenig einfach und übersichtlich — aber er hat den seltenen Vorzug, neue, persönlich gedachte und erlebte Gesichtspunkte zu geben. Er ist ein erhebender Ausblick auf die Welt neuer ethischer und religiöser Gedanken, die der Sozialismus (im weitesten und tiefsten Sinne verstanden) eröffnet.

Beide Schriftchen repräsentieren also in aller Unvollkommenheit ein Stück „religiöser Arbeit" und geben sich als solches. Wir wünschten, daß die, welche die gleiche Arbeit tun, hülfen, sie besonders in die Hände von Arbeitern zu bringen. R.

Wer hilft uns?

(Zum Semesterwechsel.)

Die „Neuen Wege" haben ihren ersten Jahreswechsel gut überstanden, aber sie müssen noch ein gutes Stück wachsen. Wir machen keine laute Propaganda; wir wollen uns niemand aufdrängen, der unserm Wollen fremd gegenübersteht, aber wir möchten noch mehr als bisher diejenigen erreichen, die zu uns gehören. Dazu müssen uns die Leser helfen. Wenn jeder von den eifrigsten unter ihnen uns nur ein halbes Dutzend neue Abonnenten verschaffte, so gäbe das einen schönen Zuwachs. Sollte das nicht möglich sein? Probehefte stehen jederzeit zur Verfügung. Es gibt allerlei Mittel, einem Blatte, dessen Arbeit man billigt, zu Hilfe zu kommen. Wer z. B. einem Freunde ein Jahres- oder Halbjahrsabonnement schenkt, macht ihn damit vielleicht zum treuen Leser. Wir wollen nicht ein Geschäft machen, wollen keine Parteizwecke betreiben, sondern einer idealen Aufgabe dienen, darum dürfen wir, bis wir noch eine Strecke weiter gekommen sind, sicherlich immer wieder fragen: Wer hilft uns? Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Natürlichkeit und höhere Natur.

Kaum eine Zeit hat die Natürlichkeit so hoch gehalten wie die unsrige. Nichts diskreditiert eine Sache so sehr, wie wenn man sie der Unnatürlichkeit beschuldigt. Wir müssen das als eine gesunde Regung begrüßen. Es kommt auf allen möglichen Gebieten zum Ausdruck.

In der Kunst ist mehr als jemals der Schnörkel verpönt. Die moderne Architektur beseitigt alle überflüssigen Zieraten, die zum Wesen des Baues nichts beizutragen haben oder nicht sozusagen aus der Natur des Materials von selbst herauswachsen. Nicht als ob man keinen Schmuck begehrte; aber er muß der Natur des Baues entsprechen. Die aufgepflasterten Stützen, die nichts zu stützen haben, und alle verwandten Herrlichkeiten müssen weichen.

Im geselligen Verkehr legt man lange nicht mehr das gleiche Gewicht wie früher auf die strenge Etikette, oder wo es noch geschieht, empfindet man es als Lächerlichkeit. All den Liebenswürdigkeiten und Höflichkeitsformeln mißt man keine große Bedeutung bei, da sie etwas Gemachtes und nicht der natürliche Ausdruck der innern Verfassung sind. Man erlaubt es einem jeden in weit höherm Maße als früher, sich zu geben wie er ist. Auch die soziale Kritik und Forderung stützt sich auf das Ideal des Natürlichen und stürzt manches Vorurteil.

Unsere Zeit lächelt immer mehr über die Sentimentalität früherer Generationen. Das Haschen nach Gefühlen, das sich in sie Hineinsteigern, jedwede Ueberschwänglichkeit wird als Unnatur zurückgewiesen. Diejenigen, die sich einer neuen raffinierten Innenschau und Gefühlskultur ergeben, werden als dekadent betrachtet. Damit hängt auch der Kampf gegen die Prüderie eng zusammen.

Laut wird die Natürlichkeit gefordert in unserm Schul- und Erziehungswesen. Man hat eine heilige Scheu davor, der Kindesseele irgendwie Gewalt anzutun, die Erziehung zur Dressur ausarten zu lassen. Man lauscht auf die natürlichen Aeußerungen des kindlichen Seelenlebens und wagt sie nur mit zarten Händen zu berühren. Man

möchte das Kind möglichst von selbst wachsen lassen. Man ehrt jede Individualität und fürchtet sich vor der Schablone. Was für das Kind unnatürlich ist, das wird verabscheut.

Vielleicht am energischsten äußert sich die Abneigung gegen das Unnatürliche auf religiösem Gebiete. Ein guter Teil der modernen Unkirchlichkeit trotz Religiosität oder auch aus ihr hat hier ihre Wurzel. Alle die kirchlichen Formen und Zeremonien, die als spontaner Ausdruck des Innenlebens Recht und Wert haben, werden als wertlos, ja verwerflich angesehen, sobald ihnen an und für sich, eben als bloßer Form, Gewicht beigelegt wird. Die kultische Feier wird beargwöhnt, weil sie absichtlich gewisse Regungen des Innern in Bewegung setzen, Dank, Vertrauen, Reue, Sehnsucht künstlich hervorrufen will. In der Scheu vor dem Abendmahl äußert sich das besonders auffallend. Es mutet uns auch ganz fremd an, wenn unsere Liturgien voraussetzen, daß sich der rechte Christ vier Wochen vor Weihnacht in einer beständigen Advents-, sieben Wochen vor Ostern in einer Passionsstimmung befinde. Die heiße Temperatur religiösen Gefühlslebens, die etwa über der Erbauungsstunde einer Gemeinschaft lagert, erscheint uns als etwas Erzwungenes, Gekünsteltes und wir begehren sie gar nicht für uns selbst zu erjagen. Wir sparen diese Gefühle für den Augenblick, wo sie von selbst über uns kommen, und dann finden wir es natürlicher, sie für uns oder den engen Kreis unserer Vertrautesten zu behalten.

Dieser Zug zum Natürlichen gehört zu den erfreulichsten Seiten unseres modernen Geisteslebens. Es liegt ihm ein ernster Wahrheitssinn zu Grunde. Man gibt nichts mehr auf den Schein, sondern Alles auf das Sein. Alles Gemachte, Gekünstelte, Erzwungene ist im Kurs tief gesunken. Man dringt vom Aeußern durch ins Innere, von der Erscheinung zum wahren Wesen. Tapfer zerstört man die schöne Illusion, so schmerzlich es sein mag. Selbstverständlich macht sich noch viel bloßer Schein, noch viel hohle Aeußerlichkeit breit, und die Wirklichkeit bleibt hinter dem Ideal noch weit zurück. Aber unverkennbar verdrängt das Ideal der Natürlichkeit manche falschen Götzen. Das ist eine tröstliche Verheißung der Zukunft.

Aber die Natürlichkeit kann übertrieben werden. Ich erinnere mich aus meiner Gymnasiastenzeit, wie ein Mitschüler in einem Vortrag den Antisemitismus verfocht; er suchte nachzuweisen, wie in der Geschichte durchgehend ein tiefer Haß zwischen der indogermanischen und der semitischen Rasse beobachtet werde und zog daraus den Schluß: Also ist der Antisemitismus das Natürliche. Ich hatte das instinktive Gefühl, daß bei dieser Rechtfertigung etwas nicht in Ordnung sei, und stand ihr doch wehrlos gegenüber. Später merkte ich, daß der Vortragende übersehen hatte, wie eben zwei Naturen, eine niedere und eine höhere, in uns stecken und wie der Rassenhaß zu der niedern, zu überwindenden Natur des Menschen gehört. Die Natürlichkeit darf nie so weit getrieben werden, daß sie alle Launen und

Leidenschaften der niedern Natur sanktioniert. Die Natürlichkeit hat ihre Grenze an dem „Stirb und Werde!“ Diese Grenze wird von dem modernen Kultus der Natürlichkeit oft übersehen.

Der Realismus der Kunst wird übertrieben, wo es der Künstler für seine Pflicht hält, alles Häßliche und Gemeine ans Licht zu zerren und in allen Wunden zu wühlen. Im geselligen Verkehr darf die Natürlichkeit, die Geringschätzung der Form nicht zur verletzenden Grobheit umschlagen. Ich darf nicht allen meinen Regungen freien Lauf lassen, ich muß sie in Zucht halten, und die Grenze zwischen unnatürlicher Höflichkeit und unhöflicher Natürlichkeit hat die Liebe und der Takt zu ziehen. Sentimentalität ist schwächlich und unnatürlich und darum vom Uebel, aber die Gefühllosigkeit und die Gefühlsrohheit noch mehr und wer an ihnen krankt, soll Genesung suchen. Wir sollen uns nicht in Gefühle hineinsteigern, aber wir sollen uns auch nicht in unsern Gefühlen gehen lassen, sondern sie bemeistern.

Welcher Unfug wird im sittlichen Leben und ganz besonders auf sexuellem Gebiet mit der Natürlichkeit getrieben! Wir sind zum Glück über die Anschauung hinaus, welche das Geschlechtsleben an sich schon für sündig ansah. Aber das heißt noch lange nicht, daß man jedem Trieb folgen dürfe. Das Evangelium vom Recht des sich Auslebens, das schon so viel Unheil angerichtet hat, ist ein Mißbrauch des Gebotes der Natürlichkeit.

In der Pädagogik muß die Gefahr wohl vermieden werden, daß die Ehrfurcht vor dem Natürlichen die Notwendigkeit der Zucht und Strenge verdunkeln könnte. Eine gewisse Weichlichkeit, die schon von Ueberbürdung und Unnatur redet, wo dem Kinde eine Anstrengung des Verstandes oder Willens zugemutet wird, ist bei manchen Reformforderungen mit im Spiele. Vor lauter Angst, in die Kindesnatur zu fest einzugreifen, versäumt man es überhaupt, sie zu leiten. Das Kind zieht von Natur das Spiel der Arbeit vor; aber die höhere Natur in ihm verkümmert, wenn man ihm aus lauter Natürlichkeit alle Arbeit zum Spiel machen will.

Ebenso gibt es keine Selbsterziehung ohne Selbstzucht, ohne daß man hin und wieder seiner alten Natur Gewalt antut. Und speziell im religiösen Leben ist es zwar falsch, sich zu Gefühlen zu zwingen, die man nicht hat, Formeln zu brauchen ohne die innere Verfassung, der sie Ausdruck geben wollen. Aber wir können und sollen, ohne gegen die Natürlichkeit zu verstoßen, unser eigenes mattes Leben an dem feurigen Leben Anderer entzünden und dazu dient die religiöse Gemeinschaft. Religiöse Gefühle haben nur Wert, wenn sie von selbst über uns kommen; aber deshalb können wir doch sittlich strebend, offenen und geschärften Auges Gott suchend und um Gewißheit seiner Nähe ringend den Weg gehen, auf dem sie uns ergreifen. Die Natürlichkeit verbietet uns nicht, danach zu trachten, daß die gottähnliche Natur in uns obsiege.

Es gibt keine Formel, wie Natürlichkeit und Kampf unserer höhern Natur mit der niedern vereinigt werden kann. Keines darf auf Kosten des andern übertrieben werden. Den richtigen Weg kann einem jeden nur sein Gewissen zeigen. R. Liechtenhan.

Der Streik.

1. Das grundsätzliche Recht des Streiks.

Bei der Diskussion über die im vergangenen Jahr in einigen Kantonen zur Abstimmung gebrachten Streikgesetze war mehrfach das Wort zu hören: „Der Streik ist eine neue Erscheinung im öffentlichen Leben und erfordert daher naturgemäß auch neue gesetzliche Maßregeln." An diesem Satz ist soviel wahr, daß die Zahl der Streiks und der Umfang, den sie oft annehmen, allerdings in außergewöhnlichem Maße gewachsen ist. Weil vor 50 Jahren noch derartige Vorgänge nur selten die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen vermochten, kam es vielen als etwas unerhört neues vor, daß heutzutage die Streiks eine der häufigst und heftigst diskutierten Fragen geworden sind, und daß den damit verbundenen Vorgängen gegenüber sowohl die bisher noch landläufigen Begriffe vom Arbeitsverhältnis, als auch die bestehenden Gesetze nicht mehr zu genügen scheinen. In weiten Kreisen ist man immer noch geneigt, zornig zu erklären, die Streiks seien die Folge böswilliger Verhetzung und daher vom sittlichen Standpunkt aus nicht zu rechtfertigen. Das Umsichgreifen dieser Verhetzung sei das neue, das die letzten 50 Jahre gebracht, und dem müsse also einfach mit dem Strafgesetz begegnet werden.

Einer Verständigung über den Streik muß allem dem gegenüber eine ruhige, sachliche Untersuchung über die Vorgänge bei der Entstehung der Streiks und über die grundsätzliche Frage nach dem Recht zum Streik vorangehen. Erst nachher können einige Einzelheiten besonders besprochen werden.

Der Streik entsteht aus dem Arbeitsverhältnis, d. h. aus den Bedingungen, unter denen ein Mensch im Dienst eines anderen arbeitet. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte.

Im Altertum war der Arbeiter, soweit er nicht selbständiger kleiner Grundbesitzer war, einfach das Eigentum seines Herrn, d. h. sein Sklave. Er wurde zwar vielfach gut behandelt, bei besonders wertvollen Diensten auch sehr hoch belohnt — aber das war alles nur einseitiges Wohlwollen des Herrn. Rechtsanspruch darauf hatte kein Sklave, er mußte sich begnügen mit dem, was ihm Güte oder Härte des Herrn zumaß. Der Gedanke, daß ein Arbeiter — es gab sogar eine Art Fabriken für Massenproduktion gewisser Artikel — mit dem Herrn vertragliche Arbeitsbedingungen eingehen könnte, war

grundsätzlich schon deshalb nicht vorhanden, weil die große Masse des arbeitenden Volkes als Angehörige des Sklavenstandes sozusagen keine selbständigen Menschenrechte besaß. Sie waren Geschöpfe niederer Ordnung, die zu arbeiten und zu gehorchen hatten und zufrieden sein mußten, wenn sie dafür den Hunger stillen und unter einem Dach schlafen konnten.

Darum gab es nach damaligen Anschauungen auch keine berechtigte Arbeitsverweigerung. Sie konnte nur in Ungehorsam, Aufruhr und Revolution bestehen. Jeder derartige Schritt war nicht nur ungesetzlich, sondern widersprach auch den herrschenden sittlichen Begriffen. Die eigenen Gefühle aufständischer Sklaven waren meist nicht viel mehr entwickelt als solche eines durch Mißhandlungen wild gewordenen Arbeitstieres.

Eine grundsätzliche Aenderung dieser Sachlage konnte erst eintreten, als das Evangelium Jesu den Gedanken an Menschen höherer und niederer Ordnung zerstörte und die Herren lehrte, daß ihre Sklaven vor Gott genau gleich viel wert seien, wie sie selbst. Freilich wurde diese Seite des Evangeliums durch die theologischen und kirchlichen Kämpfe bald so sehr bei Seite geschoben, daß sie noch heute, und vielfach gerade in christlichen Kreisen, weder in den Anschauungen, noch in der Praxis, völlig herrscht.

Im Mittelalter trat dann einerseits die Hörigkeit und Leibeigenschaft an Stelle der Sklaverei, andererseits das Dienstverhältnis, dessen Inbegriff die „Mannentreue" war. Zwar die Seele des Hörigen oder Dienstmanns galt nun für gleichwertig wie diejenige des Herrn, aber daraus fließende selbständige Rechte für sein Leibesleben gab es nur recht wenige. Daß ein Leibeigener über seine Arbeitsbedingungen mit dem Herrn verhandeln konnte, war noch immer nicht denkbar. Auch der Dienst- oder Lehensmann ergab sich allerdings aus freiem Entschluß einem Herrn, war aber nachher nur umso vollständiger an dieses Untertanenverhältnis gebunden; die persönliche Treue gegen den Herrn ging ja sogar über alle Familienpflichten. Eine Lösung des Verhältnisses gegen den Willen des Herrn gab es beim Dienstmann wie beim Leibeigenen nur auf gewaltsamem Wege. Dienstmann zu sein hieß eben, einen Herrn haben.

Erst in dem Maße, als in den Städten ein freier Bürger- und Handwerkerstand zahlreich wurde, konnte ein weiterer Fortschritt verwirklicht werden. Langsam und allmählich wurde in das Verhältnis zwischen Arbeiter und Herr der Gedanke eines Verhältnisses Gleichberechtigter hineingetragen und so dem christlichen Grundgedanken im wirtschaftlichen Leben wenigstens grundsätzlich zur Verwirklichung verholfen. Erst seit der französischen Revolution ist aber der Unterschied von Herren und Untertanen mehr oder weniger vollständig aus der Gesetzgebung der meisten zivilisierten Staaten verschwunden. Es war ein bedeutsamer Fortschritt, daß damit das Eingehen eines Arbeitsverhältnisses, sowie dessen Lösung, das freie Recht jedes Einzelnen

wurde und keinesfalls mehr als Aufruhr oder Treulosigkeit gelten konnte.

Damit wird also deutlich gemacht, daß jede Ansicht, die im Streik an sich schon eine Auflehnung von Knechten gegen ihre Herren sieht und zu seiner Verurteilung etwa Sprüche der Bibel anzuführen geneigt ist wie Epheser 6, 5: „Ihr Knechte seid gehorsam euren leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern", oder „Seid untertan aller menschlichen Ordnung", und andere mehr, ein Ueberbleibsel aus den Zuständen früherer Jahrhunderte ist, wobei man vergißt, daß damit die Anschauungen der Sklaverei und Leibeigenschaft verteidigt und auch für unsere Zeit als berechtigt hingestellt werden. Daß das besonders „christlich" sei, wird kaum ein Leser der „Neuen Wege" glauben. Daß es aber doch nicht gar zu selten, vielleicht oft unbewußt, noch den Urteilen in Streikangelegenheiten zugrunde liegt, scheint mir unzweifelhaft.

Zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern haben wir es eben in keiner Weise mehr mit „Herren" und „Knechten" zu tun, auf die ohne weiteres jene Bibelsprüche angewendet werden könnten, sondern wir haben es mit zwei Parteien zu tun, die einen Vertrag miteinander abschließen, bei dem beide gewisse Leistungen zusichern, und von dem beide wieder zurücktreten können, wenn es ihnen, unter Innehaltung gewisser Fristen, so beliebt. Der eine sagt: Ich bedarf zur Bedienung einer Maschine oder zu sonst einer bestimmten Arbeit einen Mann und zahle ihm als Entschädigung so und so viel. Der andere sagt: Ich übernehme diese Arbeit zu soviel Lohn und stelle inbezug auf Arbeitszeit, Behandlung u. s. w. die und die Bedingungen. Werden sie einig, so ist der Vertrag geschlossen, mündlich oder schriftlich. Wenn irgend ein Punkt in einem solchen Arbeitsverhältnis dem einen der Beteiligten nicht paßt, so tritt er zurück. Es gibt da schlechterdings keinen sittlichen Grund, darin von vorneherein etwas Unberechtigtes oder Tadelnswertes zu sehen, das Urteil würde ganz von der sachlichen Ursache, die zur Lösung des Arbeitsverhältnisses führte, abhängig sein müssen. Ueber alle diese selbstverständlichen Dinge sollte man eigentlich gar keine Worte mehr zu verlieren brauchen.

Nun entsteht allerdings der moderne Begriff des Streikes nicht aus der Lösung eines Arbeitsverhältnisses durch den Einzelnen, sondern ganz wesentlich durch einen derartigen Kollektivschritt Mehrerer. Aber wenn grundsätzlich dem Einzelnen das Recht dazu gegeben ist, dann auch einer Kollektivität, die ja aus Einzelnen besteht. Hier nun wird der Widerspruch einsetzen. Die Handlung einer Kollektivität setze vorhergegangene Abmachungen und das Durchsetzen derselben auch Abgeneigten und Schwankenden gegenüber voraus. Daraus entstehen unberechtigter Druck und Zwang und alle die Konflikte, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Streikvorgänge ziehen. Ferner bedeute die Kollektivlösung eines Arbeitsverhältnisses um einer darin entstandenen Differenz willen auch einen starken Druck gegen den

Arbeitgeber, während in den meisten Fällen der Entschluß eines Einzelnen durchaus nicht diesen Charakter habe. Besonders wenn die Kollektivität über den Kreis des einzelnen Geschäftes hinausgreift, wird über unberechtigtes Geltendmachen fremder Einflüsse geklagt.

In der Tat ist das Bedeutsame an den Streikbewegungen unserer Zeit, daß sie auf dem gemeinsamen Handeln von immer größer werdenden Verbänden von Arbeitern resp. Arbeitgebern und nicht auf dem Handeln Einzelner beruhen. Die rechtliche Freiheit, Arbeitsverhältnisse einzugehen und zu lösen, war bis jetzt für den Einzelnen ein praktisch zunächst fast wirkungsloser Fortschritt, weil an seine Stelle sogleich genug Andere traten, die aus irgend einem Grunde sich in die vorhandenen Arbeitsbedingungen fügten. Diese letzteren konnten also bleiben, wie sie waren und eine Aenderung zum Besseren, da wo sie nötig war, wurde überhaupt erst möglich dadurch, daß die beteiligten Einzelnen zusammentraten und gemeinsam handelten. Wer dem Arbeiter das Recht des freien Bürgers gegenüber der Unfreiheit vergangener Zeiten als ein dem Evangelium entsprechendes großes Gut zusprechen will, der muß daher dieses Zusammenstehen, die Organisation der Arbeiterschaft, grundsätzlich aufrichtig begrüßen. Wer die Organisation an sich mißbilligt, der treibt Humbug mit hohlen Worten; denn er läßt dem Arbeiter nur ein Recht, das bloß auf dem Papier steht. Man sage nicht, wie es so leicht geschieht: Ein tüchtiger Arbeiter ist stets geschätzt und kommt als Einzelner auch ohne Organisation leicht voran. Wer so redet, vergißt, daß unter der Arbeiterschaft, so gut wie unter allen andern Bevölkerungsklassen, nur ein gewisser Prozentsatz wirklich tüchtig sein kann, und daß es Tausende von heutigen Fabrikbetrieben gibt, in denen die erforderliche Berufstüchtigkeit für die große Mehrheit fast gleich null ist! Die geringer Begabten und Untüchtigeren haben aber bei den Arbeitern genau so gut das Recht, als freie Bürger ihre Meinung geltend zu machen, wie die Unbegabten und weniger Tüchtigen der andern Stände. Erst wer alle Untüchtigen — auch unter den Beamten, Handelsleuten, Studierten und Rentiers — zu Bürgern minderen Rechts degradieren wollte, kann der Arbeiterschaft mit dem angedeuteten Argument das Recht der Organisation bestreiten! Die Organisation Aller unter Leitung der tüchtigen Köpfe ist gerade dazu nötig, um die große Menge der Untüchtigen vorwärts zu bringen und zu entwickeln. Nicht weil sie Berufsleute von größerer oder geringerer Tüchtigkeit sind, haben sie Anspruch auf solche Rechte, sondern einfach, weil sie Menschen sind so gut wie die Angehörigen anderer Stände.

Man muß sogar weiter gehen und die Organisation eine sittliche Pflicht des heutigen Arbeiters nennen. Der Widerstand gegen sie rührt ja, abgesehen von persönlichen Sonderinteressen, hauptsächlich von der Gewohnheit her, die Arbeitsbedingungen als eine reine Sache zwischen dem einzelnen Arbeiter und seinem Arbeitgeber anzusehen.

Letztere haben ein hohes Interesse daran, das stets wieder fälschlich als das einzig wahre darzustellen; ihnen ist damit sehr gedient. Allein einmal ist diese Auffassung gar nicht sehr alt. Auch nachdem Sklaverei und Leibeigenschaft verschwunden waren, und wo der Einzelne als freier Bürger in Arbeit treten oder sie verlassen konnte, wurden doch die Arbeitsbedingungen noch Jahrhunderte lang, sei es durch Staat und Obrigkeit bis ins einzelnste geregelt, sei es der kollektiven Abmachung innerhalb der Zünfte und Innungen übergeben. Es war ja einfach der Ausdruck des natürlichen Gefühls, daß für alle Angehörigen des gleichen Berufes die Arbeitsbedingungen auch eine Sache gemeinsamer Besprechung und Regelung sein müßten, wobei innerhalb der Zünfte sich oft Meister und Arbeiter, ihrer gegensätzlichen Interessen halber, heftig bekämpften. Erst nach der Revolution, in Deutschland vielfach erst 1848, wurden unter dem Einfluß der sogenannten Manchester-Lehre, diese Ordnungen völlig beseitigt. Die Idee, daß die Arbeitsbedingungen stets eine Sache der Einzelabmachung sei, ist also kaum 100 Jahre alt, und diese Zeit hat genügt, um aufs deutlichste zu zeigen, daß sie ein einseitiges Extrem ist, aus der Revolutionshitze geboren, das die große Masse der Arbeiter einfach wieder in eine der Leibeigenschaft ähnliche Abhängigkeit zurückführt. Der Arbeiter ist ja allerdings theoretisch frei, seine Bedingungen zu stellen; allein er gewinnt damit nichts, weil er schließlich doch einfach diejenigen des Herrn annehmen muß, wenn er sich nicht der Brotlosigkeit aussetzen will. Selbst die Tüchtigkeit gibt nur in beschränktem Maße die Möglichkeit, Bedingungen durchzusetzen, weil eben auch da wieder jeder Einzelne durch seine isolierte Stellung geschwächt ist. Andererseits schaffen die Fabriken und Großbetriebe unserer Zeit Gruppen von Hunderten und Tausenden von Arbeitern mit genau gleicher Tätigkeit, auf engstem Raum beisammen. Daß da jeder isoliert seine Bedingungen stellen solle, ist ein in die Augen springender Widersinn. Bei dem stets wachsenden Verkehr sind sodann die Arbeiter selber ein wanderndes Volk geworden, das naturgemäß danach trachtet, die günstigen Bedingungen eines Ortes auch am andern zu schaffen und zu dem Zwecke das gemeinsame Handeln immer weiter, von Ort zu Ort, von Land zu Land auszudehnen. Das ist die natürliche Entwicklungslinie unserer Zeit. Wer sie nicht sieht oder nicht sehen will, der bleibt zu seinem Schaden auf einer unteren Stufe zurück und wird von Andern überholt, gegebenenfalls bei Seite gedrückt. Wer im Festhalten an alter Gewohnheit noch das Recht zu haben meint, nach seinen privaten, engen, ja vielleicht sehr eigennützigen Anschauungen Arbeitsbedingungen einzugehen, über die er mit den andern, doch ihm Gleichgestellten, sich zu verständigen ablehnt, der kann unter Umständen direkt Unrecht tun. Organisation heißt in erster Linie Verständigung mit Andern, Rücksichtnahme auch auf ihre Interessen, statt nur auf seine eigenen. Wo diese Verständigung durch die Verhältnisse natürlich und durch das Recht möglich gemacht ist, da wird sie auch Pflicht.

Auf die nicht hoch genug zu wertende sittliche und soziale Bedeutung der Organisation überhaupt hier noch näher einzugehen, verbietet der Raum. Es kann an dieser Stelle nur soweit geschehen, als nötig ist, um einigermaßen verständlich zu machen, daß die Beurteilung der Streikprobleme in hohem Maße abhängt von der Stellung zur Arbeiterorganisation. Wer sich darüber nicht klar wird, wird auch über den Streik nie zu einem klaren und sachlichen Urteil gelangen. Den Standpunkt, den eben jetzt wieder die Firma Heine in Arbon einnimmt: „Die Arbeiter müssen einsehen lernen, daß wir ihre Interessen besser zu wahren wissen, als ihre unverantwortlichen Führer", ist charakteristisch für die noch vielfach herrschende, den Arbeiter als Unmündigen betrachtende Anschauung. Sie ist ebenso ungerecht als widersinnig. So gut, als es sich Pfarrer, oder Aerzte, oder Bauern, oder Fabrikanten entschieden verbitten würden, wenn sie die Vertretung ihrer Interessen den Angehörigen anderer Berufe überlassen sollten, so gut kann der Arbeiter beanspruchen, selbständig für seine Interessen einzutreten, und zwar in der Form seiner eigenen Organisation. Deswegen, weil deren Standpunkt gar nicht stets mit demjenigen der Firmaleitung übereinstimmt, ist noch lange nicht gesagt, daß er unberechtigt sei, eher im Gegenteil! Die „unverantwortlichen Führer" der Arbeiter in den Organisationen sind doch fast ausnahmslos aus dem Arbeiterstande hervorgegangen und es ist parteiische Uebertreibung, die Art, wie sie die Arbeiterinteressen vertreten, einfach als Hetze zu beurteilen. Es stellt sich im Gegenteil bei einer stets wachsenden Zahl von Fällen heraus, daß mit Arbeitergruppen und -Massen, denen solche Führer fehlen, viel schwerer zu verhandeln ist, und daß die Interessen beider Parteien dabei weniger gewahrt werden, als bei geordneten Unterhandlungen mit Vertrauensmännern, die eine gewisse Autorität besitzen. Einen sittlichen, rechtlichen oder sachlichen Grund, die Arbeiterorganisationen grundsätzlich nicht anzuerkennen, gibt es schlechthin nicht. Dieser Standpunkt ist stets nur vom einseitigen Interesse der einen Partei diktiert. Daß diese Erkenntnis sich in den weitesten Kreisen verbreite, das wäre die erste Vorbedingung, um in den gegenwärtigen Streikschwierigkeiten einer wirklichen Abhilfe näher zu kommen.

Auf die Frage, welche Organisation denn die richtige sei, kann hier nicht näher eingetreten werden, jedenfalls die, welche das Arbeiterinteresse am besten kennt und am wirksamsten vertritt und bei welcher im Hintergrund am wenigsten fremdartige Kräfte und Beweggründe mitspielen. Sicher ist auch, daß nicht die Organisation die unrichtigste ist, die der Gegenpartei am meisten zu schaffen macht! Solange das Ideal einer solchen Organisation nicht erreicht ist, muß man denjenigen Versuchen, die wenigstens einige wertvolle Seiten desselben verwirklichen, dankbar sein, und es wäre im Vergleich mit andern, mindestens so unvollkommenen menschlichen Institutionen nur ein neues Zeichen parteiischer Verständnislosigkeit, die bestehenden Arbeiterorgani-

sationen deshalb abzulehnen und zu bekämpfen, weil sie noch weit entfernt sind, dem Ideal zu entsprechen.

Das gemeinsame Handeln organisierter Arbeitergruppen hat dann zur völlig naturgemäßen Folge, daß die Firmeninhaber genötigt werden, mit der Stellungnahme der organisierten Arbeiterschaft mehr zu rechnen und ihren Forderungen hinsichtlich der Arbeitsbedingungen eher zu willfahren. Ein sehr großer Teil aller Gegnerschaft gegen die Arbeiterorganisationen entspringt ausschließlich dem ja wohl verständlichen Mißbehagen über diese Tatsache, und grundsätzliche Einwände sind dann oft nur ein Mäntelchen, um das Parteiinteresse etwas zu verdecken. Man darf sie also nicht zu tragisch nehmen. Die schwierige Lage, in die der billig denkende Unternehmer sich oft gestellt sieht, wenn Forderungen an ihn herantreten, die ihm das Maß des Möglichen zu überschreiten scheinen, darf freilich ebensowenig unterschätzt werden. Gerade dann aber wird sich der Wert gemeinsamen Handelns beider Teile am hellsten erweisen. Der Arbeiter wird durch seine Organisation veranlaßt, von Ort zu Ort und allmählich auch von Land zu Land ungefähr gleichbedeutende Forderungen zu stellen, und der Unternehmer kann durch seine Organisation dafür sorgen, daß seine Konkurrenten sie ebenso weit bewilligen, wie er selber. Darin, daß die gesamte Industrie, Handel und Gewerbe nicht nur mit dem Marktpreise der Waren und Sachen als fester, ihrem Willen nur wenig unterworfener Größe zu rechnen habe, sondern ebensosehr und noch mehr mit den vom Arbeiter geltend gemachten Ansprüchen, darin wird doch sicher eine Linie bedeutsamen Fortschritts erkennbar. Daß der Arbeiter als Mensch aus dem Arbeitsprozeß möglichsten Vorteil ziehe, ist doch sittlich viel wertvoller, als der hohe Preis des Materials, der vielfach nur einigen Spekulanten zu gut kommt. Wäre sogar eine Krisis, wie wir sie letzten Herbst erlebten, nicht ein viel geringeres Uebel, wenn sie von vielleicht momentan zu hoch geschraubten Arbeiterforderungen herrührte, als, wie es der Fall war, von dem spekulativ in die Höhe getriebenen Preis des Kupfers und anderer Rohmaterialien? Sobald Organisation und geordnetes Unterhandeln zwischen den Parteien vorausgesetzt sind, ist die energische Geltendmachung der Arbeiterinteressen kein den Arbeitsprozeß notwendigerweise störender und erschwerender Vorgang mehr. Diese Eigenschaft wird nur solange vorhanden sein, als die beiderseitigen Organisationen noch in den Anfangsstadien und Kinderkrankheiten stecken, und statt sich gegenseitig anzuerkennen und zu schätzen, einander mit Vorwürfen bombardieren und mit Abneigung begegnen. Fällt einmal diese Reibung weg, die oft durch rein persönliche Eigenschaften der Beteiligten noch gesteigert wird, so werden auch die meisten Streiks, soweit sie dann noch nötig sind, viel normaleren Verlauf nehmen, als heute.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich nun einstweilen folgende grundsätzliche Resultate:

1. Als Mensch und Bürger hat jeder Arbeiter das Recht, zu den gebotenen Arbeitsbedingungen Stellung zu nehmen und, falls diese ihm nicht passen, das Arbeitsverhältnis zu lösen.

2. Da der Einzelne aber meist machtlos ist, auf die Arbeitsbedingungen einzuwirken, ist das gemeinsame Handeln der Beteiligten nicht nur ein Recht, sondern wird Pflicht.

3. Die kollektive Weigerung, zu den vorhandenen Bedingungen zu arbeiten, d. h. der Streik, ist grundsätzlich, sittlich und rechtlich unanfechtbar und auch für den Arbeitsprozeß nicht notwendigerweise schädlich.

2. Die Arbeitswilligen.

Das spezielle Problem der „Arbeitswilligen," das zur Zeit wohl der meist besprochene Punkt unter den Streikfragen ist, besteht nicht, solange es sich bloß um die Stellungnahme des Einzelnen zu den Arbeitsbedingungen handelt, *sondern wird überhaupt erst durch das Vorhandensein einer Organisation hervorgerufen.* Zunächst wird jede private Organisation der Arbeiter eines Betriebes oder eines Berufszweiges damit rechnen müssen, daß nicht *alle Einzelnen* sich ihr anschließen, besonders wenn, wie es zur Zeit der Fall ist, der Zusammenschluß an vielen Orten erst im Werden begriffen ist und von vorneherein gegen starke Opposition und mangelndes Verständnis und Interesse anzukämpfen hat. Sodann liegt es in der Natur der Sache, daß innerhalb jeder Organisation verschiedene Meinungen vertreten sind, und daß daher das Problem von Mehrheit und Minderheit, das wir aus dem politischen und kirchlichen Leben sattsam kennen, in seiner ganzen Schärfe hervortritt. Es erscheint also unrichtig, aus dem Problem der Arbeitswilligen grundsätzlich etwas besonderes machen zu wollen. Es ist bloß die Frage nach dem *Recht der Minderheit in Arbeitsangelegenheiten.* Diese ist schon ernsthaft und bedeutsam genug, auch ohne daß man in phrasenhafter Weise das „Recht zu arbeiten" zu einem „besonders" heiligen des Individuums zu erheben braucht." Es ist gerade so heilig, aber nicht heiliger, als jedes andere persönliche Recht: das Recht zu heiraten, oder auszuwandern, oder über sein Eigentum zu verfügen u. s. w. In Bezug auf ihre Geltung gilt für sie alle, also auch für das „Recht zu arbeiten," *genau* die gleiche, sehr einfache Regel: Dein Recht hört dort auf, wo es deinen Nächsten schädigt! Genau wie es aber in Eigentums- und anderen Fragen — man denke an Steuergesetze — notwendigerweise dazu kommt, daß durch einen Majoritätsbeschluß die Minorität manchmal sogar an recht empfindlicher Stelle geschädigt wird, genau so ist das natürlich auch inbezug auf die Arbeitsbedingungen. Das ist an sich bedauerlich, aber unvermeidlich. Es steckt da gar keine besondere Bosheit dahinter. Vom sittlichen Standpunkt aus ist die einzige Aufgabe die, festzustellen, wo

das Recht der Majorität aufhört, resp. mit welchen Mitteln dasjenige der Minorität innerhalb seiner Grenzen soweit möglich geschützt werden kann. Soviel zur grundsätzlichen Beurteilung des Problems der Arbeitswilligen.

Die Anwendung ist allgemein genommen, die: Ein Teil der Arbeiter erklärt sich mit den vorhandenen Arbeitsbedingungen, sei es betr. Lohn, oder betr. Arbeitszeit, oder betr. etwas anderem, nicht einverstanden und will also die Arbeit nicht mehr leisten, die anderen dagegen erklären sich befriedigt und wollen arbeiten. Lassen wir die sachlichen Punkte, um die der Streit im einzelnen Fall gehen mag, bei Seite, so werden in der Praxis folgende Konfliktsfälle hauptsächlich vorkommen: Eine organisierte Minorität legt die Arbeit nieder, während die Mehrheit ihrer Kollegen, Unorganisierte, weiterarbeiten wollen. Die Hauptschwierigkeit wird dabei in vielen Fällen daraus entstehen, daß die genannte Mehrheit wenig Gelegenheit haben wird, ihre Meinung zu äußern, weil eben jeder bis jetzt gewohnt war, die Arbeit als seine persönliche Sache anzusehen. Sie sind wenig geneigt, sich an Besprechungen solcher Fragen zu beteiligen, wenig gewandt, ihre Ansichten zu vertreten, lassen sich leicht einschüchtern, und begnügen sich oft, hintendrein, wenn es zu spät ist, zu klagen und zu schimpfen. Eine unter guter Leitung entschlossen und gemeinsam handelnde Organisation wird solchen gegenüber meist stärker sein, trotzdem sie die Minorität ist! Es kann so vorkommen, daß, ohne alle Gewaltanwendung, die arbeitswillige Mehrheit gegen ihren Willen mitstreiken muß! Wo liegt aber in dem Fall die Schuld? Ist es nicht in der ganzen Weltgeschichte, wie in der Geschichte der Technik, durch tausend Fälle bewiesen worden, daß jede bewußte, geordnete, gemeinsame, d. h. eben wohlorganisierte Handlungsweise sich als die naturgemäß stärkere erweist? Dagegen hat, so lange die Welt steht, nie kein Klagen geholfen, sondern nur die Tat, die darin bestand, daß der Einzelne seine Isoliertheit aufgab, und sich mit Gleichgesinnten verbündete! Deswegen ist freilich die organisierte Minderheit nicht frei, zu tun, was ihr beliebt. Hat sogar das Recht der Majorität seine Grenze dort, wo andere ernstlich geschädigt werden, so noch vielmehr das der Minorität. Die auch Nichtorganisierten gewährte Streikunterstützung ist kein genügender Ersatz für finanzielle Schädigung der Familien, für das große Risiko, das jeder Streik mit sich bringt, für die Gefahren des Müßigganges, des Hausstreites und dergl., dem dadurch, so viele wider ihren Willen ausgesetzt werden. Je kleiner die Minorität, desto widerrechtlicher wird ihr Anspruch, über die freilich nicht genügend vertretenen, aber dennoch vorhandenen Anschauungen Anderer stillschweigend hinwegzugehen. Vollends jede Gewalttätigkeit einer entschlossenen Minderheit gegen eine anders gesinnte Mehrheit ist weder mit der „Entrüstung über Verräter, die ihren Kollegen in den Rücken schießen“ noch mit dem „Kampf für die Emanzipation und Hebung der Arbeiterschaft“ entschuldbar.

Schon etwas anders wird die Sachlage, wenn eine organisierte Mehrheit einer unorganisierten Minderheit gegenübersteht. Unser ganzes öffentliches Leben nicht nur, sondern sogar das private Leben der unzähligen Vereine und Gesellschaften ist ja völlig auf dem Grundsatz aufgebaut, daß der Wille der Mehrheit Gesetz sei. Freilich ist dieser Satz sittlich nur soweit zu rechtfertigen, und also tatsächlich nur soweit giltig, als die Mehrheit auf die persönliche Ueberzeugung der Andersgesinnten billige Rücksicht nimmt. Die Grenze ist völlig verschwommen, aber dennoch vorhanden. Nun ist es merkwürdig, wenn Leute, die sich sonst überall vor dem Mehrheitsprinzip beugen, nun plötzlich tun, als ob es bei Festsetzung, resp. Diskussion von Arbeitsbedingungen ein Verbrechen wäre, sich darauf zu berufen, und eine unerhörte Zumutung, sich zu fügen. Ist einmal in einem Betrieb oder Berufszweig eine die Mehrheit der darin Arbeitenden umfassende Organisation vorhanden, und hat diese Organisation in Bezug auf die Arbeitsbedingungen diese oder jene Stellung eingenommen, so sehe ich keinen sittlichen Grund, sie zu tadeln, wenn sie verlangt, daß sich die Minderheit füge, wie in anderen öffentlichen und privaten Angelegenheiten auch. Die billige Rücksichtnahme auf andersgeartete Anschauungen scheint mir nur zu verlangen, daß man ihnen genügend Gelegenheit biete, vor dem Beschluß ihre gegenteilige Meinung zu verteidigen — falls sie das tun können und wollen. Tun sie es nicht, so ist nachheriges Klagen sittlich nicht berechtigt. Haben sie sich gewehrt und sind majorisiert worden, so sind sie in genau der gleichen Lage, wie gegenüber Mehrheitsbeschlüssen in andern Angelegenheiten: falls ihr Gewissen sie dazu nötigt, können sie sich weigern, die neuen Arbeitsbedingungen anzunehmen, und das geht dann, wie jede selbständige Opposition im staatlichen und privaten Leben, nicht ohne gelegentlich schmerzliche Folgen ab, beweist aber durchaus nicht von vorneherein, daß der Oppositionsmann sachlich recht habe! Gewalttat gegen ihn ist freilich auch hier ebenso unberechtigt, wie das Geschrei über Verräterei.

Sittlich völlig verwerflich ist dagegen, wenn Gegner der Organisation und ihrer Tendenzen zwar diese auf's heftigste bekämpfen und etwa mithelfen, Staat und Polizei gegen sie anzurufen, aber dann hintendrein dennoch schmunzelnd und selbstverständlich die vom Gegner erstrittenen verbesserten Arbeitsbedingungen mitgenießen. Warum beachten die Verteidiger der unentwegt Arbeitswilligen die Gefahr solch unmoralischen Verhaltens gar nicht?

Am einfachsten gestaltet sich die Diskussion der Arbeitsbedingungen, wenn sämtliche Beteiligte Glieder der Organisation sind. Ordnung, Freiheit des Wortes, streng geregeltes Abstimmungsverfahren und drgl., wohl auch die Forderung von Zweidrittelsmehrheit für jeden Streikbeschluß, ist da das wesentliche, was verlangt werden muß. Eine organisierte Minorität wird auch jederzeit mehr für Berücksichtigung ihrer Meinung sorgen können, als ein Haufe Einzelner, von denen keiner sich um den andern kümmert.

Wir haben bis jetzt nur von zwei Arten „Arbeitswilliger" gesprochen. Die einen sind es aus allgemeiner stumpfer Gleichgültigkeit, die jeder Neuerung, auch jedem Fortschritt die ganze Schwerkraft des Beharrungsvermögens entgegensetzt. Solche sind nicht sittlich berechtigt, zu klagen, wenn tatkräftigere Genossen über ihren Widerstand hinwegschreiten. Die andern sind solche, die aus einer irgendwie begründeter, aber ernst zu nehmender Ueberzeugung heraus den Kampf um neue Arbeitsbedingungen nicht mitmachen wollen. Sie halten z. B. im einzelnen Fall die oder jene aufgestellte Forderung oder die Art, wie sie vorgebracht wird, für eine Unbilligkeit gegen den Arbeitgeber. Oder sie stehen zu letzterem in näherer persönlicher Beziehung, als zu den meisten ihrer Arbeitsgenossen. Oder sie finden bei einem Konflikt das Risiko und die zu bringenden Opfer zu groß im Verhältnis zu dem zu erwartenden Erfolg. Speziell fällt es manchem gewissenhaften Familienvater schwer, der Frau und den Kindern die Leiden und Entbehrungen einer Streikperiode ohne äußerste Notwendigkeit aufzuladen, und er findet, diese Notwendigkeit liege in diesem Falle nicht vor — u. s. w.

Diese letzteren sind eigentlich diejenigen Arbeitswilligen, die tieferes Interesse und weitgehende Berücksichtigung verdienen. Das kann der Hitzköpfigkeit, Urteilslosigkeit oder Brutalität der großen Menge gegenüber nicht oft und scharf genug betont werden. Uebrigens wird meist einer, der seine abweichende Ansicht mutig und entschieden verteidigt, von seinen Kollegen respektiert sein, falls sein übriges ganzes Verhalten einwandfrei ist. Es wird auch stets Gewerkschafts- und Arbeiterführer geben, die einsichtig und charakterfest genug sind, um sich ganz auf diesen Boden zu stellen. Nur solche verdienen auch den Namen eines Führers und die diesen gebührende Achtung. Allein ebenso entschieden müssen die ernsthaften Arbeitswilligen auf die Gefahr hingewiesen werden, daß sie auf ihrem Standpunkt gelegentlich mehr aus Starrköpfigkeit und Egoismus beharren, als aus sittlich guten Gründen. Abneigung gegen die Sozialdemokratie überhaupt, aus allen möglichen, oft mit den Arbeitsbedingungen gar nicht zusammenhängenden Gründen, persönliche Animosität gegen den oder jenen Führer, Rechthaberei, Streitsucht — und schließlich Mangel an Opfersinn und Interesse für die Kollegen, das beeinflußt die Haltung oft ebensosehr oder mehr, als sachliche Erwägungen. Speziell die Aengstlichkeit und Zurückhaltung, da wo man mit seiner Familie zu gunsten benachteiligter, für ihr Recht kämpfender Mitmenschen ein Risiko über sich nehmen und Opfer bringen sollte, steht oft dem ganz gemeinen Egoismus ebenso nahe, als der berechtigten Vorsicht!

Jedenfalls, und das muß hier aufs nachdrücklichste betont werden, wäre das Streikproblem weit von der gegenwärtigen akuten Form entfernt und hätte nie zu solchen Ausbrüchen des Hasses und der gegenseitigen Verbitterung geführt, wenn die „Arbeitswilligen" nur den beiden

obengenannten Gruppen angehört hätten. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, zu tun, als ob man es stets nur, oder hauptsächlich mit solchen zu tun hätte. Speziell Tätlichkeiten richten sich nur in der Minderzahl der Fälle gegen solche und wären dann verhältnismäßig leicht zu verhüten. Man kann beobachten, daß oft z. B. Armenpfleger geneigt sind, zu versichern, die Arbeitswilligen bestünden meist nur aus braven, fleißigen, ehrenwerten Familienvätern, die von den Gegnern geplagt, verfolgt, ja mißhandelt und an ihrem Broterwerb verhindert würden. Die Beurteilung der Sache vom Gesichtspunkt der Armengenössigkeit aus ist aber doch kaum zuverlässig. Die Leute stellen sie oft in ihrem Interesse so dar, um mehr Unterstützung zu bekommen. Die Armenpfleger ihrerseits sind, oft aus allgemeiner Abneigung gegen die Sozialdemokratie, zu rasch geneigt, den Klagenden unbedingt recht zu geben. So gut als die Verurteilung, ja Verfluchung aller Arbeitswilligen ohne Unterschied durch viele Sozialdemokraten eine einseitige Parteiübertreibung genannt werden muß, gerade so kurzsichtig und falsch ist es, in ihnen durch die Bank lauter verfolgte Unschuld zu sehen. Es gibt sehr verschiedene „Arbeitswillige", die vom sittlichen Boden aus ganz gegensätzlich beurteilt werden müssen.

Es gibt tatsächlich Leute unter ihnen, die in ruhigen Zeiten bei keinem Meister mehr als knapp den Minimallohn verdienen, weil sie untüchtige und unzuverlässige Arbeiter sind. In Streikzeiten aber fangen sie plötzlich an, eine Rolle zu spielen und lassen sich doppelthohe Löhne bezahlen. Ist es nicht auch merkwürdig, wenn Leute, die in gewöhnlichen Zeiten ihre Familie vernachlässigen, bei ausbrechendem Streik auf einmal eine rührende Besorgnis für deren Versorgung zu zeigen beginnen? Wer an zuverlässiger Stelle nachfrägt, wird es fast überall bestätigt finden, daß besonders wo Gewalttätigkeiten vorgekommen sind, fast stets wenigstens einige derartige zweifelhafte Elemente, die im Trüben zu fischen gewohnt sind, wesentlich beteiligt waren. Wie sind solche zu beurteilen? Die Parallele mit illegaler Konkurrenz ergibt sich ganz von selber. Es ist merkwürdig, daß oft dieselben Leute, die im Handel und Gewerbe den Vertrieb von Waren unter ihrem eigentlichen Wert nicht genug als Betrug oder strafwürdige Benachteiligung Anderer verdammen können, dann den Verkauf der Arbeitskraft unter Preis auf einmal ganz berechtigt finden, obschon dadurch die Berufsgenossen mindestens ebensosehr in ihren Interessen geschädigt werden. Dieser Schaden ist umso größer, als Arbeiter gar kein anderes Gut haben, das sie zu ihrem Lebensunterhalt verwerten können, als ihre Arbeitskraft. Es ist ein schweres Unrecht, und ein großer Mangel an Urteilskraft und an ehrlichem Willen zu sachlichem Urteil, wenn Leute aus bessergestellten Kreisen die enorme Wichtigkeit, die der Preis der Arbeitskraft und alle sonstigen Arbeitsbedingungen für die Arbeiter haben, herabsetzen wollen und harte Vorwürfe erheben, wenn sich letztere mit allen Mitteln und oft nicht ohne begreifliche Erregung

dafür wehren. Auch hier sind Gewalttaten sicher nicht berechtigt, aber sie dürfen keinesfalls schärfer beurteilt werden, als in beliebigen andern Fällen. Ja, es muß gesagt werden, daß vom Standpunkt wahrer Sittlichkeit aus die Titel „Verräter" und „Schuft" sachlich durchaus nicht unrichtig sind, gegenüber der vom nakten Egoismus diktierten Handlungsweise derartiger „Streikbrecher."

Am allerdeutlichsten stellt sich diese Situation in dem Spezialfall dar, der zugleich die Streiks jeweilen am gefährlichsten gestaltet und am leichtesten zu eigentlichen Krawallen führt: Das ist die Einführung fremder Arbeitswilliger, seien diese Landeskinder oder Ausländer. Wenn in einem Betrieb oder in einem Berufszweig eines Ortes ein Konflikt ausgebrochen ist, und es steht einer Majorität von Arbeitern eine mehr oder weniger starke Minorität gegenüber, so läßt sich eine ausreichende Begründung der Arbeitswilligkeit, wie oben gezeigt, unter Umständen ganz wohl denken, resp. der berechtigte Vorwurf egoistischer Streikbrecherei würde sich auf die entsprechenden zweifelhaften Individuen beschränken. Was es aber für sittlich einwandfreie Gründe geben mag, extra von auswärts her zuzureisen, um zu Bedingungen zu arbeiten, die den dortigen Kollegen ungenügend erscheinen und sie also in hohem Grade schädigen, das ist schlechthin nicht einzusehen. Jeder billig Denkende muß das doch zugeben. Man verstehe mich nicht falsch: Die Arbeitgeber trifft der Vorwurf nicht, wenn sie versuchen, von anderswoher billigere Arbeitskräfte zu gewinnen; das ist ganz eine Frage für sich. Die Schlechtigkeit liegt bei denen, die sich dazu gebrauchen lassen, von auswärts herzureisen. Recht oder Unrecht im betreffenden Konfliktsfall können sie ja gar nicht beurteilen; sie treibt nur der Eigennutz! Wenn also der Staat durch irgendwelche Maßregeln die Einfuhr fremder, billiger Arbeitskräfte zum Zweck der Beseitigung eines Streiks erleichtert, so unterstützt er damit in einseitiger Weise das Parteiinteresse der Arbeitgeber. Daß er dazu weder das Recht, noch die Pflicht hat, ist doch einleuchtend! Auch wenn es in derartigen Fällen zu Gewalttätigkeiten kommt, die ja auch hier nicht geduldet werden können, so ist dennoch der Konsequenz nicht auszuweichen, daß die größere Schuld daran von vorneherein in dem Zuzug fremder Arbeitskräfte zu suchen ist. Anders ist der Fall nur dann zu beurteilen, wenn die von den streikenden Arbeitern aufgestellten Forderungen ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit der Bevölkerung übertrieben sind. Dann aber hat der Staat, als Vertreter der Allgemeinheit, einzugreifen und deren Interessen zu schützen.

In neuerer Zeit tritt nun noch ein bisher nicht besprochener Fall je länger je häufiger auf. Nämlich der, daß sich verschiedene Arbeiterorganisationen gegenüberstehen. Schon seit einigen Jahren haben die von katholischer Seite gegründeten, aber auch evangelische Mitglieder enthaltenden „christlichen Gewerkschaften" eine

gewisse Bedeutung erlangt, und neuerdings kommen noch die „Gelben" dazu. Es will mir nicht scheinen, daß dadurch die grundsätzliche Beurteilung der Konfliktsfälle eine andere werde, als dargelegt. Die Zersplitterung der Organisation ist im Interesse möglichst wirksamer Vertretung der Arbeiterinteressen zwar zu bedauern, aber noch auf längere Zeit schwerlich zu ändern und kann im einzelnen manche Einseitigkeiten und Extreme korrigieren helfen. Die Frage nach dem Recht der Majorität und Minorität wird nur umso maßgebender sein für die Beurteilung, wenn beide durch verschiedene Organisationen vertreten sind. Tritt nun gar eine derselben für die Sache der „Arbeitswilligen" ein, so wird es wie bei den Einzelnen darauf ankommen, ob sie sich auf sachlich ernst zu nehmende Gründe und auf eine andere Stellungnahme zu den Arbeitsbedingungen stützt, oder ob ihr Hauptmotiv einfach die pure Opposition, die Schädigung der Gegenpartei, selbst auf Kosten der Arbeiterinteressen, ist und also als kollektiver Eigennutz gelten müßte. Je nachdem ist ihre sittliche Berechtigung zuzugeben oder abzulehnen. Es liegen da für die Zukunft noch Möglichkeiten zu heftigen Zusammenstößen vor, und der Staat hätte also die umso wichtigere Aufgabe, als wirklich gerechter Vermittler über den Parteien zu stehen; damit ist es aber unvereinbar, von vorneherein den „Arbeitswilligen" grundsätzlich recht zu geben. Recht und Unrecht hängt hier, wie überall, von der sachlichen Prüfung des Einzelfalles ab.

3. Die Verhütung der Streiks.

Auch wer grundsätzlich das Recht zum Streik als unbestreitbar und das gemeinsame Feststellen der Arbeitsbedingungen als eine höhere Stufe sozialer Ordnung anerkennt, wird doch selbstverständlich hervorheben müssen, daß der Streik an sich ein Uebel ist. Als Kampfmittel zur Erreichung bestimmter und wertvoller Ziele kann er leider notwendig werden; seine Schattenseiten sind aber so bedenkliche, daß es im Interesse der sittlichen und wirtschaftlichen Kultur liegt, seine Anwendung möglichst unnötig zu machen. Als größte Gefahr für den Charakter der daran Beteiligten möchte ich die Tatsache bezeichnen, daß sie während Wochen oder gar Monaten keine regelmäßige Tätigkeit und Arbeit mehr haben und so sich leicht an eigentlichen Müßiggang gewöhnen. Je umfangreicher der Streik ist und je länger er dauert, desto wahrscheinlicher ist diese Wirkung. Daß die Berufsarbeit eine Notwendigkeit und ein Segen ist, weiß niemand besser, als der Arbeiter. Das gilt selbst von der Arbeit im Dienst und Interesse eines Dritten, wo oft leider die Befriedigung deren vollen Ertrag selber genießen zu können, fehlt, und selbst von der mühseligen und gelegentlich stumpfsinnigen Tätigkeit in gewissen Fabriken, zu deren Verbesserung alle Anstrengungen gemacht werden müssen. Diese beiden Arten von Arbeit sind immer noch besser, als gar keine Arbeit. Wenn der Betreffende selber das

in der Hitze des Streiks nicht zugeben wollte, so spüren seine Familienangehörigen oft diese Wahrheit um so besser. In der heutigen Streikpraxis liegt die Sache ja vielfach so, daß die Ledigen zwar den Streik beschließen helfen, aber dann auswärts Arbeit finden, während hauptsächlich die Familienväter untätig herumstehen müssen und vor tötlicher Langeweile leicht dem Wirtshausleben anheimfallen. Die Intelligenten und Energischen wissen sich eher davor zu schützen; sie sind die bewußten Kämpfer für die Interessen der aufstrebenden Arbeiterschaft und benutzen gelegentlich die Streikmuße zu allerlei geistiger Arbeit. Der Kampf an sich gewährt ihnen Freude und Befriedigung. Er ist stets ein Stück Machtprobe, und die Gelegenheiten, den Gegner die Macht der organisierten Arbeiterschaft fühlen zu lassen, bedauert man nicht allzusehr. Allein gerade daraus entspringt — übrigens auch bei den Arbeitgebern — der Streik aus Rechthaberei und Starrköpfigkeit. Wer am unentwegtesten auf seiner Forderung beharrt, gilt als Held. Das wirkliche Wohl der Beteiligten, *das meist eben mit verständigem Nachgeben identisch ist*, wird in den Hintergrund gedrängt und an Stelle eines berechtigten Kampfes um wertvollen Fortschritt, tritt der eigennützige Zank von Starr- und Hitzköpfen, der niemandem nützt und für den unschuldige Frauen und Kinder die Zeche bezahlen. So wird der Streik zur Schlechtigkeit.

Viele von denen, die eifrig über die heutigen sozialen Zustände diskutieren, werden unter den Streikübeln die *Gewalttätigkeiten* in vorderste Linie stellen. Die Behörden und das große Publikum sind davon wie hypnotisiert und sehen am Streik kaum noch eine andere Seite, als diese; jedenfalls spricht man fast nur davon. Das ist eine der Hauptursachen, weshalb man heute in dieser Sache in eine Sackgasse geraten ist. Man vergißt die große Mehrheit der Streiks, die ohne irgend nennenswerte Gewalttat verlaufen. Wo heftig erregte Gegner zusammenstoßen, da muß man sich eher verwundern, wenn keine Gewalttaten vorkommen. Religiöse und politische Majoritäten haben im Streit mit den Minoritäten auch in unserm Lande oft Blut vergossen, ohne daß es stets um wichtigere Fragen ging, als es z. B. ein täglicher Mehrlohn von 20—50 Rappen für eine Arbeiterfamilie ist. In der Gesamtheit genommen tragen die Gewalttätigkeiten nicht soviel zum sittlichen Urteil über den Streik bei, als diejenigen glauben machen wollen, die begreiflicherweise deswegen besonders darüber ungehalten sind, weil sie der einen der kämpfenden Parteien angehören.

Viel behutsamer, besonders bei der Zunahme der Arbeiterorganisationen, ist die Rückwirkung ihres Verhaltens auf die Gesamtheit des Volkslebens. Der Streit um die Arbeitsbedingungen kann nie ein reiner Privatstreit sein, der nur die Streitenden etwas anginge, wie etwa ein beliebiger Prozeß zweier Parteien. Von dem Arbeitsprodukt, um dessen Herstellungsbedingungen hier der Streit geht, leben, allgemein gesagt, auch alle andern Bürger; also geht es sie sehr viel an, ob gearbeitet wird, oder nicht. Abgesehen von der reinen

Exportindustrie gibt es kaum eine Arbeit, an der die Allgemeinheit nicht mehr oder weniger direkt interessiert wäre. Wenn daher Arbeitgeber oder Arbeiter die Einmischung dieses dritten Interessenten einfach ablehnen, so beweisen sie nur ihre Unfähigkeit, die Lage zu beurteilen und setzen sich von vorneherein ins Unrecht. Wenn irgendwo in der ganzen Streikfrage, so hätte der Staat als Vertreter der Allgemeinheit, hier die Pflicht über seinem Oberrecht der Vermittlung zu wachen und es, wenn nötig, sogar mit Gewalt geltend zu machen. Die lange Dauer von Streiken, nur weil die eine Partei sich weigert, zu unterhandeln, ist ein viel größeres Uebel, als alle etwa vorkommenden Gewalttätigkeiten zusammengenommen. Die Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber können direkt die Existenz eines Staates und Volkes bedrohen, wenn sie tun, als ob sie allein auf der Welt seien, und einfach willkürlich Forderungen aufstellen und durchzwingen könnten. Keine Forderung wird dadurch schon gerecht, daß sie statt von Einzelnen von einer organisierten Gruppe des Volkes aufgestellt wird. Auch Organisationen müssen sich bescheiden lernen, das durchzusetzen, was neben den Interessen der übrigen Volksteile Raum hat. Nur wird sich das nicht durch bloße Regierungserlasse, manchmal nicht einmal durch rasche Volksentscheide sicher feststellen lassen, sondern nur durch geduldiges untersuchen, verhandeln und abwägen, d. h. durch ernste belehrende, erzieherische und gesetzgeberische Arbeit von Jahren und Jahrzehnten.

Daß man glaubt, mit Streikgesetzen, die rasch, im Zorn und unter einseitigem Parteieinfluß zu Stande kommen, eine so vielseitige, tiefgreifende und wichtige Angelegenheit, wie die Streiks, ordnen zu können, ist völlig verfehlt. Die bisherigen Darlegungen haben hoffentlich dem Leser gezeigt, daß sich diese Behauptung begründen läßt. Man trifft mit Polizeimaßregeln und Strafgesetzbuch ja nur eine fast unvermeidliche, wenn schon stets sehr bedauerliche *Begleiterscheinung* der Sache, und läßt den eigentlichen *Kern* kilometerweit bei Seite. Man sage nicht: gut, dann verhindern wir eben einstweilen die lästigen Begleiterscheinungen, bis uns der Kern klarer geworden ist. Das wäre höchstens dann berechtigt, wenn man sich ernstlich Mühe gäbe, wenigstens diese Begleiterscheinungen gerecht zu beurteilen. Das ist aber schlechterdings *nicht* der Fall, so lange man Belästigungen, Drohungen und Gewalttätigkeiten in Streikfällen *härter* beurteilt, als in anderem Zusammenhang. Das ist ungleich, also ungerecht geurteilt und *kann* daher nicht nützen, sondern nur schaden. Wer „Begleiterscheinungen" so behandelt, der ist ein Arzt, der die Pocken heilen will, indem er den Ausschlag abkratzt.

Der *Kern* des ganzen Streikproblems liegt in dem Ersatz des Einzelhandelns durch Kollektivhandlung bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen, und in der Regelung der Rechte von Majorität und Minorität in solchen Fällen. Auf dieser Linie wirkt die Resultante der sozialen Entwicklung. Hier muß jede nützliche Tätigkeit Einzelner

und jedes ordnende Eingreifen der Allgemeinheit, resp. des Staates einsetzen. Wenn auf möglichste Verminderung und Verhütung der Streiks im Interesse des Volksganzen hingearbeitet werden soll, so kann das am wirksamsten z. B. an folgenden Punkten geschehen:

1. Beförderung der Organisation der Arbeiter sowohl als der Arbeitgeber. Verschiedene rivalisierende Arbeitsorganisationen sind unendlich besser, als gar keine. Das Wort „Freiheit" ist in dieser Hinsicht nicht viel mehr, als ein Schlagwort von recht zweifelhaftem Wert. Es ist nicht einzusehen, warum die gesetzliche Nötigung für jeden Arbeiter oder Arbeitgeber, die Arbeitsbedingungen nur gemeinsam mit seinen Berufskollegen zu besprechen und festzustellen, einen unberechtigten Zwang darstellen sollte.

2. Sorge dafür, daß innerhalb dieser Organisationen wirklich freie Besprechung und Vertretung aller, auch der entgegengesetztesten Standpunkte möglich wird. Daß eine Gruppe Rabiater oder Alkoholisierter einen Redner niederbrüllt, wie es jetzt noch oft vorkommt, weil er z. B. gegen einen Streik, oder gegen die Vorstandsmeinung Opposition macht, muß je länger, je völliger verunmöglicht werden. Die Rechte der Mitglieder bei Abstimmungen und Wahlen müssen auf's strengste geschützt werden, wie überhaupt das Recht der Minoritäten. Das gilt ganz besonders bei der Wahl der Kommission, die in Konfliktsfällen mit der Gegenpartei zu verhandeln hat; eine event. Minorität der Organisation soll darin jedenfalls vertreten sein.

3. Insbesondere ist das ganze Verfahren vor und bei Beginn, während der Dauer und zum Abschluß eines Konfliktsfalles auf's sorgfältigste zu regeln und dafür zu sorgen, daß bei Verletzung dieser Regeln eine obere Instanz einschreiten kann. Beim jetzigen Zustand der Dinge haben z. B. bei einem Streik alle Nichtorganisierten zu den Verhandlungen meist sehr wenig oder gar nichts zu sagen. Ist ein Streik in Sicht, so werden in den Gewerkschaften bereits vor dem entsprechenden Beschluß Listen in Zirkulation gesetzt, auf denen sich der Einzelne für den Fall eines Streikbeschlusses zu fügen und eine hohe Konventionalstrafe zu zahlen verspricht, falls er streikbrüchig werde. Das führt zu einem voreiligen Druck auf das Abstimmungsergebnis und sollte unterbleiben. Die verhandelnde Kommission ist meist fast allmächtig und was in den Besprechungen mit der Gegenpartei verhandelt wurde, vernehmen die andern Interessenten nur in deren Beleuchtung. Ein unparteiisches Protokoll ist selten vorhanden und wäre eine der wichtigsten Forderungen. Wenn beiderseits mit völlig blanken Waffen gefochten wird, ist überhaupt die jetzt übliche Geheimnistuerei über Inhalt und Stand der Verhandlungen überflüssig. Genaue Bestimmungen über die Kompetenzen dieser Kommissionen sind, wo nicht schon bereits vorhanden, anzustreben. Ueber Konfliktsfälle sollte nicht nur geheim, sondern in Urabstimmung entschieden werden, oder wenigstens nur bei Beteiligung eines sehr großen Teiles aller Berufsgenossen. Bei der gewaltigen Bedeutung,

die ein Streik für das wirtschaftliche Leben einer Arbeiterfamilie hat, sollten die Majoritäten dafür nicht nur innerhalb der Organisation, sondern auch mit Einrechnung der Unorganisierten oder Andersorganisierten beträchtliche sein. Eine Wiederholung der Urabstimmungen je nach einer gewissen Streikdauer, um der Anschauung der Beteiligten sicher zu sein, sollte verlangt werden. Alles das in gerechter Berücksichtigung vorhandener Minoritäten.

4. Ein besonderer Punkt wäre die Verstärkung des Einflusses der verheirateten Mitglieder einer Gewerkschaft gegenüber den Ledigen, die ja nur für sich zu sorgen haben. Wie das erreicht werden könnte, wäre noch zu untersuchen.

5. Das Ziel der Verhandlungen um Arbeitsbedingungen sollten möglichst weite Kreise umfassende Tarifverträge zwischen den gegenseitigen Organisationen sein. Beide Parteien sollten rechtlich daran gebunden sein und eine schiedsrichterliche Instanz anerkennen für den Fall von Streitigkeiten irgendwelcher Art. Das ist in mehreren Berufszweigen da und dort schon durchgeführt und sollte entwickelt und verallgemeinert werden. Damit würde mehr genützt, als mit Streikgesetzen.

* * *

Die Leser finden vielleicht in diesem Aufsatz nicht das, was sie erwartet hatten, weil er sich in den Allgemeinheiten hält, und eine Menge von Einzelfragen nicht eingehend berücksichtigt. Allein in der Beurteilung des Streikproblems, wie sie jetzt landläufig ist, sehen eben unseres Erachtens sogar die leitenden Staatsmänner und noch viel mehr das Publikum vor lauter Einzelheiten, über die sie sich ereifern, die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Hauptfragen viel zu wenig. Deshalb war es das Bestreben dieses Aufsatzes, einige Hauptlinien herauszuheben. Und zwar sind es, neben einigen Punkten zur Begründung eines sittlichen Urteils in Streiksachen, hauptsächlich diejenigen Stellen, an denen die rechtliche und politische Beurteilung und Behandlung des Streikproblems in Frage steht. Es darf durchaus nicht länger dauern, daß Vorgänge von der Bedeutung der Streiks fast ausschließlich vom rein privaten Gesichtswinkel der einen oder andern beteiligten Partei aus besprochen werden. Die rechtliche Regelung der ganzen Materie wird dadurch ungebührlich eingeengt und erschwert. Und doch ist sie dringend und sehr wohl möglich, sei es auf kantonalem, sei es auf eidgenössischem Boden. Mehr als bescheidene, wenn auch möglichst bestimmte und begründete Hinweise auf die Grundzüge einer solchen Regelung wollte dieser Aufsatz nicht bieten.

O. Lauterburg, Bern.

Es war einmal

oder was ein liberaler Staatsmann vor vierzig Jahren über die Arbeiterbewegung sagte.

(Schluß.)

Das sind Phrasen — entgegnet die strenge Kritik; — wir werden aus denselben zu sehr positiven Schlüssen gelangen. Es gibt Phrasen auf diesem Gebiete —, die zu nichts weiterem führen, als zu einer nutzlosen Betrachtung. Man hört sie oft: „Arm und Reich, Hoch und Nieder, Herren und Knechte, Gesellen und Meister wird's immer geben, so lange es Verschiedenheit menschlicher Anlagen, der Erziehung und des Ortes gibt. Diese göttliche Weltordnung kann niemand umkehren. Sich mit Ergebung darein schicken, jeder in sein Los, ist das beste." Dieses türkische System ist das bequemste, wenigstens für diejenigen, die bei der Verteilung der Glücksgüter und Genüsse nicht zu kurz gekommen —; doch scheint's auch im Reiche des Islam zu wanken, denn wir lasen jüngst, daß der Beherrscher der Gläubigen die Gleichberechtigung der Menschen anerkenne, mehr als sie mancher christliche Kantonsrat anerkennt.

Mit dieser göttlichen Weltordnung hat die Gewalt und das Unrecht noch zu aller Zeit argumentiert. „Seid untertan der Obrigkeit, denn sie ist von Gott verordnet," riefen die Unterdrücker den Freiheitsbestrebungen der Völker zu. Das Gottesgnadentum ist ein Artikel der göttlichen Weltordnung — und in Hinterpommern ist es jetzt noch Glaubenssatz, daß es Junker und Kathbauern geben werde bis zum jüngsten Tag. — Trotz dieser Lehre von der göttlichen Weltordnung hat man anderorts diese Privilegien abgeschafft, bestehende Obrigkeiten gestürzt; wir feiern diesen Sturz als eine der schönsten Taten unserer Vorfahren und von den Staatsmännern der 30er und 40er Jahre waren wenige, die nicht durch Putsch emporgekommen. — Nichts wird verschiedener ausgelegt als die göttliche Weltordnung. Dem Einen ist es Glaubenssatz, daß es immer Papst und Bischöfe geben werde, dem Andern heilige Ueberzeugung, daß die Tiara vergehen wird, wie Anderes, das kam und ging. — Wir kennen jene Lehrsätze, welche es als eine weise Einrichtung verteidigten, daß Kenntnisse und Bildung nur bei einzelnen Klassen der Bevölkerung, die Menge aber unwissend bleibe —, jetzt hilft auch der orthodoxe Priester Realschulen gründen in den Dörfern.

Solche absoluten Sätze wird es immer geben, so lange es Freunde des Bestehenden gibt — aber sie können nicht hindern, daß die kommende Generation über die Sätze lacht, welche die vorhergehende für unumstößlich hielt. Dieß muß auf sozialem Gebiete gelten wie auf politischem.

Arm und Reich wird's noch lange geben — aber wir sehen in die Stabilität dieser Verhältnisse schon manche Bresche geschossen. Während die Lehens- und Erbschaftsstatute früherer Zeiten das Eigentum in den Familien festnagelten, hat die neuere Zeit es von diesen Banden befreit, die tote Hand der lebendigen Platz gemacht und die Macht des Erwerbs sich an die Seite gestellt derjenigen des überlieferten Eigentums.

Die Güterteilung, die Vermehrung der Bedürfnisse, die Schwankungen der Werte, die Entwertung des Geldes machen das tote Kapital immer wertloser und nur dasjenige, das sich umsetzt, mächtig.

Der Wechsel wird immer größer und rascher.

Konstatierte man schon in den verflossenen Dezennien an manchen Handelsplätzen, daß in der Regel der flüchtige Glücksgott kaum zwei Generationen in einem Hause verweilt, so sind die gegenwärtigen Verhältnisse nicht dazu angetan, ihn konservativer zu machen.

Ein bedeutender Teil unserer Industrie ist hinausgedrängt auf ferne, unsichere Märkte; dazu die Unsicherheit und die rasche Veränderung der Verhältnisse in allen Staaten und noch weit mehr der tiefe Mißstand, daß das Wohl und Wehe

großer Geschäfte von wenigen Persönlichkeiten abhängt; all dies vermehrt die Unstätigkeit.

Niemand wird bestreiten, daß auf diesem Gebiete bereits gewaltige Umänderungen stattgefunden haben gegenüber den Verhältnissen früherer Zeit.

Und es sollte nicht denkbar sein, daß es nicht noch ganz anders kommen werde, daß die Eigentumsverhältnisse noch weit weniger stabil, Reich und Arm noch weit mehr durcheinander gewürfelt werden, der Unterschied der Stände bald noch mehr verschwinde, das Schwergewicht der menschlichen Verhältnisse noch weit mehr nur in der Arbeit ruhe und die Zeit schneller heranrücke, wo alles zusammen nur ein Arbeitervolk ist.

Es ist nicht nur denkbar, sondern es wird so kommen; mit Riesenschritten eilt unsere Zeit diesem Ziele entgegen.

Es gibt andere, sie suchen die Quelle der Uebelstände in der Verderbnis der Menschen —, und die Abhilfe in der Ermahnung zur Besserung.

Mit diesem Standpunkt läßt sich nicht rechten. — Er wird immer in gewisser Beziehung Recht haben, denn die Leidenschaften der Menschen haben stets einen Teil an ihren Mißgeschicken.

Wenn die Diener der Kirche und unsere Großmütter dies lehren, so mag man's wohl leiden und hört ihnen noch mit Andacht zu — aber wenn in der Diskussion volkswirtschaftlicher Probleme dieser Ton angeschlagen wird, macht's meist einen widerlichen Eindruck. Durch Moralpredigten werden diese nicht gelöst, so wenig als die Probleme der Mathematik und der Naturwissenschaften.

Die Verhältnisse machen den Menschen und die Erziehung.

Die gleichen Menschen und die gleichen Menschenklassen wären unter andern Lebensverhältnissen anders geworden als sie sind.

Es gibt Beispiele genug — und die Schriften der Nationalökonomen konstatieren, daß Arbeiter, die mutlos, träge und unhäuslich waren, als man sie bloß wie Maschinen behandelte, die fleißigsten, tüchtigsten und sparsamsten Menschen wurden, als man sie zu Teilnehmern am Geschäfte machte.

Je gleichmäßiger die Verteilung der Lasten und Genüsse, desto genügsamer ein Volk.

Leidenschaften und Laster wuchern da, wo Mangel an ordentlichem Lebensgenuß neben dem Ueberfluß wohnt.

Ehe die Gesellschaft dem Elend Moral predigt, trachte sie die Ursachen desselben zu heben — und ehe man über den Luxus der sogen. untern Schichten jammert, fange man oben, an der Quelle an.

Es werden viele Mücken geseigt und Elephanten verschluckt in diesem Kapitel.

Ehe ihr klagt über den Mangel an Häuslichkeit unter den Arbeitern verschafft ihnen die Möglichkeit der Häuslichkeit.

Es ist wahr, unter den Hablichen existiert viel schönes, glückliches Familienleben — aber sie haben Zeit dazu — eine ordentliche Mittagsruhe und des Abends nicht übermäßige Ermüdung; heimelige, gesunde Wohnungen, wo sie sich gemütlich tun können, nicht zusammengepfercht leben müssen.

Wer sich darüber aufhält, daß die Arbeiterbevölkerung ihre Feierstunde gerne außer dem Hause zubringt und dabei der Verdienst oft schnell verrinnt, der denkt oft nicht daran, daß zu Hause eine düstere und ungesunde Kammer ihrer wartet.

Ein Lehrer der Nationalökonomie, Malthus, hat Bücher geschrieben über die Notwendigkeit für die arbeitenden Klassen, weniger Kinder zu erzeugen; Andere wehren ihnen das Heiraten, die Dritten machen strenge Gesetze gegen die außerehelichen Geburten im Erbrecht und Strafrecht 2c.

So straft, verbietet, mahnt und gesetzgebert an ihren minder begüterten Brüdern herum — die Gesellschaft der Wohlhabenden; — ihre Söhne genießen ungestört die Jugend, während die Töchtern der Armen, die sie verlassen, zur Schande noch vor den Richter geschleppt werden; und das nennt die Gesellschaft Moral und göttliche Weltordnung.

Es gibt andere, sie sehen in der Wohltätigkeit das Heilmittel. Wer wird ihren Segen verkennen und ihren veredelnden Einfluß. Möge sie uns nie

verlassen, diese milde Himmelstochter, die in unserm Lande stets zu Hause war; aber sie ist doch nur ein schwaches Palliativ — ein Tropfen auf ein glühendes Eisen — nur etwelche Linderung des Uebels, nicht dessen Verhinderung.

Man schenkt viel der Not, der Krankheit — aber der Taler, der hingegeben wird, nützt nicht soviel, als der halbe Franken Lohnerhöhung genützt hätte, der den Mut des Arbeiters gehoben, seine Kräfte gestärkt und die Krankheit oft verhindert hätte.

Milde Hände springen dem frühen Alter bei — und der Gebrechlichkeit — aber ein oder zwei Stunden weniger Arbeit per Tag hätten die Jahre des Alters hinausgeschoben und frühes Siechtum verhindert.

Die Wunde zu verbinden ist eine edle Tat — sie nicht zu schlagen ist die schwierigere . . . . . .

Unterordnung der Vielen unter Wenige kann nicht gut tun auf die Länge, namentlich im Freistaat. Er, der auf politischem Gebiet Freiheit will, kann auf sozialem nicht die Knechtschaft wollen —, in einem Land voll Lohnarbeiter wäre jenes stolze Unabhängigkeitsgefühl nicht haltbar, das die Stärke unserer Republik und ihre Fortexistenz bedingt.

Sie bedarf eines in jeder Beziehung freien Bürgerstandes.

So redete ein „sehender Mensch" vor vierzig Jahren! Es war einmal . . . . ! L. R.

Erste internationale Konferenz der sozialen Käuferligen in Genf, 24.—26. Sept. 1908.

Die soziale Käuferliga ist bekanntlich ein Gebilde, das die Macht des Konsumenten, des Käufers, im wirtschaftlichen Leben in der Weise zur Geltung zu bringen sucht, daß sie den Verkäufern und Produzenten sagt: Wir, eure Abnehmer und Kunden, verlangen diese und jene soziale Verbesserung in euren Betrieben, in den Arbeitsbedingungen eurer Angestellten und Arbeiter u. s. w. Geht ihr nicht darauf ein, so entziehen wir euch unsere Kundschaft und machen gegen euch, oder zu Gunsten sozialer gesinnter Konkurrenten, Propaganda. Demgemäß sucht die Liga möglichst viele Anhänger zu gewinnen und in ihnen das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit zu wecken. Bis jetzt war ein Käufer oder eine Käuferin in einem Laden, oder der Besteller einer Ware beim Fabrikanten, durchaus nicht gewöhnt, sich darum zu kümmern, unter welchen Bedingungen das betr. Stück oder die Ware hergestellt worden waren. Man hatte keine Ahnung, ob die Hersteller, d. h. die Arbeiter, gut bezahlt und gut behandelt wurden, oder ob sie dabei an Hungerlöhnen und an bis in tiefe Nacht ausgedehnter Arbeitszeit zu Grunde gingen. Man dachte auch nicht daran, daß z. B. viele Konfektion in von Tuberkulose und anderen derartigen Krankheiten verseuchten Lokalen hergestellt wurden. Nicht einmal beim Einkauf in den Läden dachten die Käufer daran, daß es ihnen eigentlich nicht gleichgiltig sein könne, ob der Geschäftsinhaber seine Ladenfräulein und Angestellten bei schlechtem Lohn ausnütze, ihnen keine volle Sonntagsruhe gewähre, sie in ungesunden Räumen arbeiten lasse

u. dergl., oder ob er sie so behandle, wie man es eigenen Söhnen oder Töchtern wünschen würde, die ihr Brot verdienen müßten.

Da nun eigentlich jedermann Käufer ist, so will die soziale Käuferliga auch jedermann veranlassen über sein Interesse und seine Verantwortlichkeit für die Arbeitsbedingungen nachzudenken und dementsprechend zu handeln. Wie in Deutschland und England das Interesse der Oeffentlichkeit an den Arbeitsbedingungen speziell der sogenannten Heimarbeit erst durch die „Heimarbeitsausstellungen", deren wir hoffentlich bald auch eine in der Schweiz erhalten, geweckt wurde, so hat erst die Käuferliga die Aufgabe gelöst, auch in Bezug auf die Ladenangestellten, mit denen das kaufende Publikum ja am direktesten zusammenkommt, und in Bezug auf die Fabrikarbeiter, hauptsächlich soweit ihre Produkte dem direkten Verkaufe ans Publikum dienen, das Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken. Die Liga will diesem Gefühl den richtigen Ausdruck geben, sie will als Vertreterin des Käufers handeln, sie stellt die Forderungen auf, die ihr für die Wohlfahrt der Arbeitenden nötig scheinen, sie übt mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln einen Druck auf Verkäufer und Fabrikanten aus und sucht sich dazu Bundesgenossen nicht nur in allen sozial interessierten Kreisen, sondern speziell auch bei den Organisationen der Arbeiter selber.

So viel wir sehen ist die Liga in Frankreich am meisten entwickelt, aber auch bei uns in der Schweiz hat sie schon große Fortschritte gemacht und manchen Erfolg gehabt. So hat sie z. B. besonders die Arbeitsbedingungen der Schokoladefabriken untersucht und eine wertvolle „weiße Liste" derjenigen hergestellt, die ihren Forderungen entsprechen. Einige der bekanntesten, wie Tobler und Cailler sind z. B. nicht auf dieser Liste. Damit wird bezweckt, das Publikum zur Bevorzugung der einwandfreien Firmen zu veranlassen. Die Liga hat sich auch um die Sonntagsruhe der Confiseure und Coiffeure bemüht, und zwar nicht ohne Erfolg. Sie hat in Streikfällen vermittelnd eingegriffen u. s. w.

Nun soll **die erste internationale Konferenz** dieser Ligen, die am 24.—26. September in Genf stattfindet, diese Bestrebungen einem möglichst weiten Kreise bekannt machen und möglichst viele sozial gesinnte Frauen und Männer zum Beitritt veranlassen. Wer irgendwie Interesse spürt für die Liga, der möge die Gelegenheit benutzen, sich an der Konferenz in Genf sehr vollständigen und klaren Einblick in ihre Grundsätze und ihre Tätigkeit zu verschaffen. Die Hauptpunkte des Programms sind:

Am ersten Tag, Donnerstag, 24. September, vormittags 9 Uhr, in der Aula der Universität Genf:

Geschichtliches über die Ligen, über ihren Einfluß zur Beseitigung der Nacht- und Ueberzeit-Arbeit, zur Hebung der Lage der Ladenangestellten, zur Hebung der Arbeitsbedingungen der häuslichen Angestellten.

Berichterstatter: Vereinigte Staaten: Mr. J. Graham Brooks, Präsident der amerikanischen Nationalliga. Frankreich: Mme. Brunhes, Generalsekretärin der Pariser Liga. Schweiz: Mme. E. Pieczynska, Präsidentin des Vorstandes der schweizerischen Käuferliga.

Nachmittags 2 Uhr:

Die soziale Reklame, ihr Recht und ihre Vorteile für Arbeitgeber und Arbeiter. Die „weißen Listen" und das „Label" (gute Fabrikmarke).

Berichterstatter: Prof. Dr. M. Turmann (Freiburg), Prof. Dr. J. Brunhes (Freiburg), M. Keufer (Paris), M. Filliol (Bern) Mr. Mac Lean (Brooklyn).

Am zweiten Konferenztag, Freitag, 25. September, vormittags 9 Uhr:

Die Rolle der Ligen in industriellen Konfliktsfällen (Mr. J. Brunhes).
Die Stellung der Konsumenten zu besonders guten und besonders schlechten Arbeitsbedingungen.
Die Pflichten von Kollektivgesellschaften (Konsumvereine, Staat, Gemeinde) gegen ihre Angestellten, Lieferanten ꝛc.

Nachmittags 2 Uhr:

Die soziale Käuferliga und die Heimarbeit.

Abends 8¼ Uhr:

Oeffentlicher Propagandavortrag: Die Kaufkraft des Konsumenten im Dienst der Propaganda für ethische und soziale Verbände (Vereine für Sonntagsruhe, Hebung der Sittlichkeit, Kampf gegen Alkohol u. s. w.).

Am dritten Konferenztag wird noch eine Rundfahrt auf dem See und eine Besichtigung des Schlosses Coppet stattfinden.

Der **Kongressbeitrag beträgt Fr. 6.**— und gewährt Anspruch auf alle Ermäßigungen und Veröffentlichungen, mit Ausnahme des Verhandlungsberichts, auf den zum ermäßigten Preis von Fr. 2.— schon jetzt subskribiert werden kann.

Die Hauptkonferenzsprache wird französisch sein. Ueber Reise- und Wohnungsvergünstigungen wird den Angemeldeten später Mitteilung gemacht. Für alle weitere Auskunft wende man sich an: Madame J. Brunhes, Generalsekretärin des internationalen Komitees, Clos Ruskin, Freiburg oder an das Sekretariat des Organisationskomitees, 3 Rue des Allemands, Genève.

O. Lauterburg (Bern).

Zwei Briefe.

1. An einen Schwarzseher.

Warum habe ich Ihnen bisher nie geantwortet? Der Mangel an Zeit allein war nicht der Grund. Sondern weil ich Ihnen nur hätte wiederholen können, was ich Ihnen schon öfter mündlich gesagt habe. Nach Ihrem letzten Briefe ist mir aber der Gedanke gekommen, daß es für Sie vielleicht wünschenswert ist, die Gesichtspunkte, die für Sie gelten, einmal schwarz auf weiß zu haben. Und darum schreibe ich Ihnen heute:

Im Grunde genommen glauben Sie an nichts. Nur an die unfehlbare Richtigkeit Ihres Urteils über sich selbst, über Ihre Lage, über die innere Logik Ihres Geschicks u. s. w. Davon sind Sie unerschütterlich überzeugt. Diese fixe Idee ist aber Ihr eigentliches und einziges Verhängnis. Alles andere wird es nur von hier aus, ist es nicht an sich. Und sie ist die Ursache, warum Ihnen nicht zu helfen ist, solange wenigstens nicht, als Sie an diesem Wahne festhalten.

Denn Sie sind in ein förmliches Gewebe von Irrtümern über sich eingesponnen. Es ist als ob Sie sich damit einen Sack über den Kopf gezogen hätten, so daß Sie nur Finsternis sehen.

1. Es ist nicht wahr, daß Sie ein schlechter, verlorener, zum Guten unfähiger Mensch sind. Unglücklich sind Sie und innerlich elend, aber nicht schlecht. Wenn Sie mit einem wahren Ingrimm alle Ihre Regungen und Handlungen verdächtigen, haben Sie mich nie überzeugt. Denn aus jedem Worte sprach unmittelbar die Eingenommenheit und Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Ihre Art, sich schlecht zu machen, hat geradezu etwas Gotteslästerliches an sich, denn dadurch, daß Sie das Gute in sich leugnen, leugnen Sie Gott, der Sie geschaffen hat.

Sie müssen ja auch immer in die Vergangenheit zurückgreifen, um sich als den hinstellen zu können, der Sie zu sein glauben. Aber es kommt gar nicht darauf an, was Sie *getan* haben, und auch nicht darauf, was vielleicht für schlimme Wirkungen davon ausgegangen sind, sondern allein darauf, was Sie sind. Und da sage ich Ihnen nun ein- für allemal, daß Sie im Grunde Ihres Wesens gut sind wie irgend ein Mensch. Das wissen wir alle, die wir Sie kennen, besser als Sie selbst. Denn es ist der unmittelbare Eindruck Ihres Wesens, der gegen Ihre Selbstverurteilung zeugt. Der kann nicht trügen, denn er ruht auf der ursprünglichen Offenbarung Ihres Wesens in Ihrer ganzen Erscheinung und Haltung.

Sie dagegen haben gar keine Ahnung von sich selbst, weil Sie sich derartig vor sich selbst angeschwärzt haben, daß Sie sich gar nicht mehr erkennen *können*, wie Sie wirklich sind. Sie sind in einer Autosuggestion über sich befangen, weil Sie die Schatten Ihrer Vergangenheit und die Schwächen Ihrer Gegenwart für Ihr Wesen halten.

Das möchte heraus und sich entfalten. Ganz ungestüm regt es sich in Ihnen. Aber in Ihrer Verblendung stoßen Sie es immer wieder in das Grab der Vergangenheit und lähmen es durch Ihre Verzweiflung über sich selbst. Ihre Selbstverwüstung, die Sie ahnungslos unausgesetzt treiben, muß dem unbefangenen Menschen wie ein Wahnsinn vorkommen.

2. Es ist nicht wahr, daß Sie für das Unglück, daß Sie nicht verwinden können, verantwortlich sind. Denn Sie waren in der Art Ihres früheren Lebens ein Ergebnis der Verhältnisse und das Verhängnis, das daraus erwuchs — ich setze den Fall, es wuchs wirklich daraus, und Sie schieben es nicht bloß sich zu — war nicht Ihr Wille, sondern Schickung. Infolgedessen ist ihre Schuld ein Phantom. Aber an dieses Phantom glauben Sie mit der ganzen Inbrunst Ihres guten Herzens, welches das Böse haßt.

Ebensowenig ist es natürlich wahr, daß Ihre gegenwärtige äußere und innere Lage eine Strafe für begangene Missetaten wäre. Das Fegefeuer, von dem sie sprechen, ist nur das Leiden unter Ihrer Selbstquälerei und Ihrem zum Lebensprinzip erhobenen Pessimismus.

3. Es ist nicht wahr, daß Sie infolge Ihrer Vergangenheit einerseits und Ihres gegenwärtigen körperlichen Leidens andererseits von dem neuem Werden und einem befriedigenden, erfüllenden fruchtbaren Leben ausgeschlossen wären. Denn auch ihre Vergangenheit kann Ihnen nur zum Besten dienen, sobald Sie sich recht zu ihr stellen und aus ihr Leben schöpfen statt Selbstvernichtung. Glauben Sie an die Gnade Gottes oder an den Fluch Gottes? Erkennen Sie die Offenbarung Jesu an oder mißtrauen Sie ihr? Wenn Gott will, daß allen geholfen wird, so dürfen wir seines Erbarmens unter allen Umständen sicher sein. Wenn aber Gott uns vergeben hat und nichts mehr von unsrer Sünde wissen will, so dürfen wir auch nichts mehr von ihr wissen wollen. Wir haben nur eine Zukunft, wenn wir ganz entschieden der Vergangenheit absagen und ihr den Rücken kehren. Wenn wir sie aber mitschleppen wollen, wird sie uns begraben.

Deshalb brauchen Sie nur aufzuhören, sich selbst zu belasten, um zu erfahren, daß in Ihnen ebenso alles neu wird wie in allen aufrichtig denkenden Menschen, die den Weg Jesu, den uns die Bergpredigt zeigt, einschlagen. Sobald Sie aus dem Bann und der Befangenheit in Ihren Irrtümern heraus sind, und anfangen, an sich zu glauben, d. h. an Gott zu glauben, wird sich Ihr eigentliches Wesen ganz von selbst entfalten. Jetzt ist das noch unmöglich, weil Sie ihm durch das ewige Sichselbstverdammen die Luft zum Leben nehmen und jede Lebensregung von vornherein lähmen.

Andererseits ist ihr schweres körperliches Leiden kein Hindernis, sobald Sie es mit Willen auf sich nehmen und heldenhaft tragen. Nehmen Sie es als aus Gotteshand und erkennen Sie sich als mit einer schweren Aufgabe begnadigt. Vielleicht sagen Sie: es ist über-

menschlich. Mag sein, aber dann können Sie doch nur an seiner Schwere die Größe der Lebensbedeutung ermessen, die es für Sie haben kann, wenn Sie dieses Ihr persönliches Lebensproblem lösen.

Es kommt also nur darauf an, wie Sie sich dazu stellen. Solange Sie sich darüber beklagen, gehen Sie daran zu Grunde. Aber in jedem Augenblick können Sie das Verhängnis wenden, wenn Sie sich als ein Kämpfer für die schwere Aufgabe begeistern, die Ihnen geworden ist.

Erst wenn Sie von dieser dreifachen Gebundenheit des Blicks und des Lebens frei geworden sind, werden Sie „die Bergpredigt" verstehen, weil dann erst das Leben in Ihnen keimen kann, von dem dort die Rede ist.

Soweit für heute. Gelingt diese Operation Ihres schwarzen Stars, so kann ich Ihnen weitere Fingerzeige zum Vorwärts geben.

2. An einen Unbefriedigten.

So lange wir unbefriedigt sind über unsre Verhältnisse, ist uns nicht zu helfen. Denn keine Veränderung unsrer Lage würde daran etwas ändern, selbst wenn wir alle unsre Wünsche erfüllen könnten, weil die Quelle unsrer Mißstimmung in uns selbst liegt und uns alle Verhältnisse verleiten würde, in die wir kämen. In unserm Unbehagen äußert sich, wie abhängig wir von unsern Verhältnissen sind, statt innerlich darüber zu stehen und sie geistig zu beherrschen, die Voraussetzung der Fähigkeit, sie für uns zuträglich und angemessen zu gestalten. Das Unbefriedigtsein ist also die Stimmung einer persönlichen Schwäche, die ganz unabhängig ist von der Art und Gestalt unsrer Verhältnisse. Sie würde uns in jede Lage folgen und uns immer wieder den Verhältnissen unterwerfen. Die Bedeutung, die wir den ersehnten Umständen dadurch zuerkennen, daß wir unser ganzes Glück davon abhängig machen, zeigt ja schon, wie abhängig wir von ihnen sind.

Erst wenn wir die Ursache unsers Unbefriedigtseins in uns selbst suchen, können wir davon frei werden, indem wir dafür sorgen, daß wir in uns selbst in Ordnung kommen und für uns erfreulich werden. Diese Wendung auf uns selbst und die Sorge darum erlöst uns schon unwillkürlich von der Befangenheit unter unsern Verhältnissen. In dem Maße aber, als wir uns auf uns selbst besinnen und an uns selbst vorwärts kommen, gewinnen wir die innere Überlegenheit, die nicht nur imstande ist die Verhältnisse uns zuträglich zu gestalten, sondern auch Licht und Leben dort zu entdecken, wo wir vorher zu Grunde gehen zu müssen meinten.

Dr. Johannes Müller.

Umschau.

Wir haben in Nr. 4 von den Bestrebungen unseres Mitarbeiters, Professor Hagmann in St. Gallen berichtet. Nun möchten wir auf eine seither erschienene Broschüre hinweisen, in welcher er im Zusammenhang seine Grundsätze darlegt: **Grundlinien eines Reformplanes der Volkserziehung.** (St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung.) Wir wollen aus der Fülle der gebotenen Anregungen keine Einzelheiten herausgreifen, sondern zur Lektüre ermuntern. Viele — ich gehörte auch dazu — fühlen mehr instinktiv, daß bei unserm heutigen Betrieb manches nicht recht gesund ist und wissen doch nicht, wo es fehlt und wie es anders gemacht werden kann. Da wird ihnen Hagmann die Augen öffnen. Sie werden merken, daß vielerlei, was wir als Notwendigkeit zu betrachten gewohnt sind, nur ein großes Vorurteil ist. Den Skeptikern, welche die Unmöglichkeit seiner Postulate behaupten, wird Hagmann selbst die Antwort erteilen: „Was nicht möglich ist, das ist eben nicht möglich; aber tausendfach wäre dies und jenes wohl möglich, wenn man es nicht unmöglich machte." — Wir setzen gerne eine Stelle aus der Schrift hieher:

„Ich möchte an dieser Stelle mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit der Forderung Ausdruck verleihen, daß Kinder beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters zusammengezogen werden. Nicht so zwar, daß man sie auf einmal zusammenschüttet, sondern daß man sie von unten an nie trennt. Nirgends ist Trennen und Scheiden verwerflicher als hier. Der gegenseitige Einfluß der Kinder aufeinander im Lernen und Ueben muß hoch angeschlagen werden, und Beobachtungen aus dem familiären und geselligen Leben bestärken mich in der Ansicht, daß verschiedenes Alter und Geschlecht einander im geistigen Wachstum förderlich ist. Der Austausch in Wissen und Können, Tun und Lassen vollzieht sich in einer dem jugendlichen Leben höchst zuträglichen Art. Die Gelegenheiten werden nicht gemacht und erzwungen, sie geben sich. Das verstimmende Moment der Absichtlichkeit bleibt ferne, oder wird gar ersetzt durch das Naturgemäße, Gelegentliche. Leben und Verhältnisse schaffen Wandel wie im Spiel. . . .,

„Das leidige Einklassensystem, verschärft durch die Trennung der Knaben und Mädchen, eine Folge der Pensenwirtschaft, sowie ganz falscher Befürchtungen, muß durchaus verurteilt werden. Nicht das Alter entscheidet, sondern die Reife; nicht die Trennung erzieht, sondern der Verkehr; nicht die gleichbegabte Mittelmäßigkeit fördert, sondern das Vorbild. Verstehen Lehrer und Lehrerin, statt die Schulmeisterei hervorzukehren, das gute Beispiel der Eltern nachzuahmen, so finden sie innert dem Rahmen der Reformschule Hunderte von Anknüpfungspunkten, um Begabte auf Unbegabte, Geweckte auf Rückständige einwirken zu lassen, besonders wenn sie der Tyrannei enthoben sind, Examenausstellungen zu ersagen und eine Art Maulkrattendisziplin beobachten zu sollen." L.

Die vortreffliche pädagogische Zeitschrift „Der Säemann" bringt in der Juninummer eine erfrischende Kritik des **Schulzeugnisses** und der Platzordnung in der Schule. Die letztere kennen wir

zum Glück nur noch aus alten Geschichten und der Zopf des Ranges wird auch mehr und mehr abgeschnitten. Aber das Zeugniswesen oder vielmehr -Unwesen blüht immer noch.

An sich könnte das Schulzeugnis vor andern Zeugnissen wenigstens die Wahrheit voraushaben. Wer dürfte im gewöhnlichen Leben, wenn er jemand ein Zeugnis auszustellen hat, die Wahrheit sagen? Und wer glaubt es, wenn ihm jemand lauter Ausweise vorlegt über „ausgezeichnete Dienste", die er selbst oder ein von ihm empfohlener Artikel geleistet habe, über „volle Befriedigung", die ein unbekannter jemand über die Leistungen des empfohlenen Menschen oder Gegenstandes empfunden habe? Einen Schulinspektor hörte ich neulich klagen, daß man in den Visitationsberichten sich nur in Superlativen ergehen dürfe, sonst werde der Bericht als Tadel aufgefaßt; damit stimmt auch, daß von den mehreren hundert Lehrern der Stadt Zürich bloß drei die Zensur 2 sollen erhalten haben. So geht es auf allen Gebieten.

Die Schulzeugnisse hingegen brauchen den Tadel nicht zu verschweigen. Dafür kranken sie an andern Uebeln. Wie zufällig die Noten oft sind, weiß jeder noch aus seiner eigenen Schulzeit. Doch ist ein unzutreffendes Zeugnis noch kein großes Unglück. Es wird erst dazu, wenn man das große Gewicht ermißt, das ihm oft von den Eltern beigelegt wird. „Die Eltern schlagen auch sofort das Zensurheft auf, wenn ihr Sproß die Tür geöffnet hat, um schwarz auf weiß zu sehen, was ihr Sohn, ihre Tochter unter „Brüdern", unter „Schwestern" wert seien. Und davon hängt dann vielfach in den Ferien die gehobene oder gedrückte, die heitere oder traurige Stimmung ab, die dem braven Kinde oder dem faulen Sünder das Heim zum Himmel oder zur Hölle macht." Wenn die Eltern bedächten, wie willkürlich und zufällig die Noten oft sind, sie könnten dieselben nie als Wertmesser ihrer Kinder ansehen und zum Anlaß penibler häuslicher Szenen machen. Sie würden nicht die scheinbaren Rückschritte zu Symptomen bedenklicher Faulheit oder intellektueller Degeneration stempeln.

Doch diese Ueberschätzung, die dem Schüler den Tag der Zeugnisausgabe zum schwarzen Punkte im Jugendlande macht, ist ja nicht notwendig mit dem Zeugnis verbunden. Hingegen lassen sich die Einwirkungen auf den Schulbetrieb kaum vermeiden. „Vielfach sind es gerade recht gewissenhafte Lehrer, die stets das Notizbuch in der Hand haben, um jede Arbeitsleistung des Kindes sofort zu buchen, damit ihrem Gedächtnis nur ja nichts zu einer gerechten Beurteilung entfalle. Dabei mag ja bei dem Lehrer allein der gute, redliche Wille vorhanden sein, das Kind nur richtig zu bewerten; allein gerade dieses Verfahren, das beständige Zensieren, gereicht dem Kinde sicher nicht zum Vorteil. Denn es wird sich nur dann so geben, wie es ist, wenn es sich unbefangen äußern kann. Schwebt ihm aber fortwährend die sichere Aussicht auf die Zensur vor der Seele, dann wird es mehr oder weniger aufgeregt werden, sein Gemüt wird beunruhigt, es verliert die Fähigkeit, seine Gedanken nur allein auf den verlangten Gegenstand zu richten und zu sammeln, und leistet deshalb schließlich nur etwas Mangelhaftes, während es im Grunde genommen die Sache doch gut versteht." Es ist in der Tat traurig, wieviel Unbefangenheit durch das beständige Notieren der Antworten zerstört wird. Ja, es kann je nach der Natur des Kindes für seine Charakterentwicklung direkt verderblich werden, wenn es beständig verleitet wird, nicht das zu sagen, was es wirklich denkt, sondern was ihm eine gute Note einträgt. Alle die kleinen Betrügereien, die uns aus der Schule noch wohl bekannt sind und von den Lehrern jeweilen als Kapitalverbrechen behandelt wurden, sind eine mächtige Anklage gegen das Notiersystem; sie würden zum großen Teile wegfallen, wenn die Jagd nach der guten Note nicht mehr die Seele des Unterrichts wäre. Natürliche Folge ist auch, daß jede Ungerechtigkeit des Lehrers bei den Schülern viel größere Erbitterung hervorruft, besonders wenn sie ihm angemerkt haben, mit welcher wollüstigen Grausamkeit er rote Tinte verspritzt. Wenn häufig die Schüler die Lehrer als ihre geborenen Feinde betrachten, so ist zum großen Teil das Notensystem daran schuld. Und wenn die Schüler niemals glauben, daß sie für das Leben und nicht für die Schule

lernen — welcher Schüler glaubt das? — so sitzt der Grund wieder hier. Freilich beruht schließlich all' das auf dem Kardinalfehler, daß man glaubt, die Schule habe nur Kenntnisse einzutrichtern. Ich verweise hiefür nochmals auf Hagmann.

Natürlich haben die Eltern das Recht, zu erfahren, wie sich ihre Kinder in der Schule machen. Aber da sind doch die Noten nicht das Einzige. Ich habe einmal die Schulzeugnisse meines Großvaters gesehen. Die bemühten sich, eine genaue Verstandes- und Charakteranalyse des Schülers zu geben, natürlich in der halb pedantischen, halb überschwänglichen Sprache jener Zeit; manches daran mutet uns heute lächerlich an; aber das Prinzip ist dem Notensystem entschieden vorzuziehen. Das Wichtigste aber wäre vermehrter persönlicher Kontakt des Lehrers mit den Eltern seiner Schüler. Was für uns Pfarrer ganz selbstverständlich ist, gilt merkwürdigerweise für den Lehrer als seltene Ausnahme. Aber sobald man von der Schule nicht bloß intellektuelle Dressur, sondern Erziehungsarbeit verlangt, so kann sie das doch ohne Kontakt mit dem andern Erziehungsfaktor, dem Haus, kaum leisten. Beim Fachlehrersystem ist das nicht durchführbar; aber jede Klasse hat, z. B. in Basel, auch ihren sogenannten Klassenlehrer; dieses Institut bekäme wieder mehr Sinn, wenn ihm die Aufgabe des besondern Kontaktes mit dem Elternhaus zugewiesen würde. Dann würde das Bedürfnis der Eltern nach dem Zeugnis von selbst wegfallen. L.

Büchertisch.

Im letzten Winter hat die „positiv-evangelische Vereinigung" der Stadt Zürich eine Serie von sieben apologetischen Vorträgen in der Fraumünsterkirche veranstaltet, an denen sich die Pfarrer Blocher, Schlatter, Trautvetter, H. Bachofner, Gut, Brassel und Liechti beteiligten. Sie sind unter dem Titel **„Im Kampf des Glaubens"** bei Müller, Werder & Cie. erschienen (153 Seiten, Preis Fr. 2.50, geb. Fr. 3.50). Selbstverständlich wird uns die Apologetik Anderer selten ganz befriedigen; wir hätten gewünscht, daß hier etwas anderes gesagt, dort ein Problem von einer andern Seite angepackt worden wäre. Aber wir dürfen bei solcher Beurteilung nicht stecken bleiben; jede solche Verteidigung findet ihr Publikum, das gerade dieser Art bedarf. Aufs Ganze gesehen, wird hier gesunde Apologetik getrieben und kein zu großes Gewicht auf Nebensachen gelegt, wenn auch etwa nach unserm Gefühl Unrettbares zu retten gesucht wird. Eine Hauptsache ist es, daß die Redner auf den modernen Menschen nicht schimpfen, sondern ihn zu verstehen suchen. L.

Redaktionelle Bemerkung.

Die vorliegende Nummer entspricht in der Zusammenstellung nicht ganz der von uns sonst befolgten Regel. Der Aufsatz von Lauterburg ist so lang, daß daneben nur noch kleinere Beiträge Raum gefunden haben. Aber er ist nicht zu lang und wir halten ihn für so wertvoll und zugleich für so aktuell, daß wir ihn nicht gern zerschneiden mochten. Hoffentlich sind unsere Leser damit einverstanden.

Die zwei Briefe sind den „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens" entnommen, die Dr. Joh. Müller herausgibt. Sie seien Lesern, die nach starker Anregung durch auserwählte Gedankenkost verlangen, bei dieser Gelegenheit bestens empfohlen. (Zu beziehen direkt vom Verlag: Schloß Mainberg bei Schonungen, Unterfranken, zu 4 Fr. im Jahr). Wir hoffen, bei gelegener Zeit über das Werk des Mannes einen Aufsatz bringen zu können.

Dieses Heft soll der Propaganda dienen. Probehefte werden gern an jede Adresse gesandt, die uns zur Verfügung gestellt wird.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Zur Entwicklungslehre.

Die Entwicklungs- oder Evolutionstheorie gilt häufig als eine Erfindung und ein Charakteristikum der neuesten Zeit. In Wirklichkeit sind evolutionistische Anschauungen und Theorien beinahe so alt wie das bewußte Nachdenken über den Lauf der Dinge überhaupt, soweit wir davon Kunde haben. Besonders die ältesten Anfänge des griechischen Denkens sind erfüllt davon. In der Folge hat es dann nacheinander mehrere Kulturepochen gegeben, die durchaus von evolutionistischen Ideen getragen waren; am bedeutsamsten sind neben der neuplatonischen Philosophie die Entwicklungsgedanken der Renaissance und der klassischen deutschen Kulturperiode um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts geworden.

Aus all den verschiedenen Formen, in welche sich der Entwicklungsgedanke im Lauf der Geschichte gekleidet hat, ist sein eigentliches Wesen und sind seine nährenden Wurzeln für die aufmerksame Beobachtung unschwer zu erkennen. Vor allem sind es zwei unaustilgbare Bedürfnisse des nachdenkenden Verstandes, zwei Prinzipien jeder Tatsachenforschung, welche immer wieder, indem sie sich vereinigten, den Evolutionismus hervorgebracht haben. Denn Theorien werden ja nicht aus den Tatsachen allein geboren, sondern sie sind Produkte der durch die Tatsachen angeregten menschlichen Kombination, der denkenden Phantasie — wenn man diese Wortverbindung nicht scheut.

Das erste der angedeuteten Prinzipien ist dasjenige der Kausalität. Es besteht in dem Grundsatz unseres Denkens, daß nichts, was geschieht, ohne Ursache geschehen könne. Aus dieser allgemein menschlichen Grundüberzeugung erwächst das Bedürfnis und Streben, in allen Fällen ein beobachtetes Geschehen in seine Bedingungen zurückzuverfolgen, für jede Tatsache die dazu gehörigen Ursachen aufzusuchen. Hier liegt die eine Wurzel jeder evolutionistischen Welterklärung: Alles, was ist, muß *geworden* sein.

Die andere Wurzel ist der Trieb zur Einheit und Einfachheit im denkenden Nachschaffen, d. h. im Begreifen und Erklären der Ereignisse.

Es ist der „monistische“ Trieb der Spekulation. Man ist bestrebt, jede neue Erscheinung zunächst in Elemente, womöglich in bereits bekannte Elemente zu zerlegen, um so das Neue auf Altes zurückzuführen und geistig zu beherrschen. Das Weltbild wird um so klarer und übersichtlicher, auf je weniger Elemente es zurückgeführt werden kann. Das letzte Ziel ist dies: Alles Geschehen in seiner auf den ersten Blick verwirrenden und betäubenden Mannigfaltigkeit auf ein einheitliches, dieser Mannigfaltigkeit zugrundeliegendes Geschehen zurückzuleiten, so daß es sich als Eines erweist, wiewohl in mannigfaltiger Modifikation. So sucht die spekulierende Wissenschaft bewußt oder unbewußt alle Einzelerscheinungen nach einem Ur-Gesetz aus einem Ur-Vorgang zu erklären. Das Urgesetz ist im Gesetz der Kausalität gegeben, der Ur-Vorgang wird nach Maßgabe dieses Gesetzes gesucht, indem man die tatsächlich gebotene Mannigfaltigkeit des Geschehens rückwärts verfolgt, bis zu einem nicht weiter zerlegbaren und nicht weiter erklärbaren ersten Geschehen. Die Herleitung des Bestehenden aus einem theoretisch gefundenen ersten Geschehen ergibt eine Entwicklungstheorie. Diese sucht in allen Fällen zu zeigen, wie aus einem Ur-Ereignis mit kausaler Notwendigkeit alle andern Ereignisse folgen, bis hinauf zu der heute wirklich gegebenen Reichhaltigkeit und Komplikation.

Damit ist gleich der allgemeine Grundzug charakterisiert, der jede „Entwicklung“ in ihrem Wesen kennzeichnet: Entwicklung heißt ein Fortschreiten vom Einfachen zum Komplizierten nach dem Prinzip der Kausalität. Und die These jeder Entwicklungstheorie muß also in ihrer allgemeinsten Form etwa so lauten: Das Weltgeschehen ist eine beständige Entwicklung, d. h. eine beständige Veränderung im Sinne immer größerer Mannigfaltigkeit, wobei die verschiedenen Stadien im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen.

Es ist bisher von Entwicklung im allgemeinsten Sinne, d. h. mit Bezug auf das gesamte Weltgeschehen die Rede gewesen. Entwicklung in diesem weiten Sinne lehren die universellen Entwicklungstheorien. Darnach umfaßt die Entwicklung nicht allein die materiellen Vorgänge, wie sie im Einzelnen die Naturwissenschaften, die Physik, Chemie, Astronomie und Biologie zu erforschen trachten — sondern auch die seelischen Vorgänge im einzelnen Individuum während seines Lebens und in der gesamten Menschheit, wie sie Gegenstand der Psychologie, Soziologie und Geschichtswissenschaft sind. — Wir wollen uns auf eine kritische Prüfung der vorhandenen universellen Enwicklungslehren nicht einlassen, sondern uns mit diesen Hinweisen auf ihren allgemeinen Charakter begnügen. Sie unterscheiden sich untereinander mit Bezug auf die angenommene Ur-Tatsache sowohl wie mit Bezug auf die Formen, unter denen man sich im Einzelnen das Walten des Kausalgesetzes vorstellt. Einer großen Schwierigkeit entgeht aber keine dieser Theorien: der Unmöglichkeit, die erste Tatsache sowohl wie die erste Veränderung zu erklären. Auch über den Fortgang der Entwicklung

vom gegenwärtigen Moment an, besonders aber über das Ende oder Ziel alles Geschehens vermögen sie keine allgemein befriedigende Auskunft zu geben. Um so weniger, als sowohl theoretisch wie nach den gemachten Erfahrungen eine fortwährende Steigerung der Komplikation nicht denkbar ist und also die Entwicklung mit der Zeit in eine Ein-Wicklung umschlagend gedacht werden muß — wenn man nicht ein Aufhören des ganzen Prozesses auf der Höhe der Entwicklung annehmen will.

Von den früheren evolutionistischen Theorien unterscheiden sich die modernen im wesentlichen durch eine doppelte Eigentümlichkeit. Einmal und vor allem liegt der Unterschied in der verschiedenen Auffassung der Kausalität, des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, begründet. Seit den kritischen Untersuchungen Humes und Kants ist die Erkenntnis nicht mehr verloren gegangen, daß das Kausalgesetz nur ein zusammenfassender Ausdruck für die vornehmste Art und Weise ist, wie wir die einzelnen Glieder unserer sinnlichen Erfahrung zusammenordnen. Das „Gesetz" bezieht sich darnach rein auf Dinge, die unsrer Erfahrung gegeben sind. Es hat keine Bedeutung für solche Vorgänge, die etwa hinter oder jenseits der möglichen Erfahrung, im metaphysischen Reich der Idee sich abspielend gedacht werden. Unser Kausalitätsbegriff ist demgemäß ein unmetaphysischer, erfahrungsmäßiger: Kausalität bedeutet eine gewisse Art des Zusammenhangs unter den der Erfahrung zugänglichen Tatsachen. — Frühere Zeiten waren sich dieser Erfahrungsnatur der Ursächlichkeit nicht im gleichen Maße bewußt. Sie nahmen ursächliche Beziehungen zwischen den außer- und überweltlichen Gebilden ihrer Spekulation untereinander, wie zwischen diesen und der Welt der erfahrbaren Dinge an. Deshalb konnte der alte Evolutionismus metaphysischen, überwirklichen Charakter tragen; er konnte das Weltgeschehen aus einem außerweltlichen, göttlichen oder ideellen Geschehen herleiten. Mit der heutigen Erkenntnis über die Natur von Ursache und Wirkung ist dagegen die Beschränkung des Evolutionismus auf das innerweltliche Geschehen notwendig gegeben: Die wissenschaftliche Entwicklungslehre hält sich bewußt von metaphysischer Spekulation fern; sie sucht alles Werden auf „natürliche" Weise zu erklären.

Das zweite Charakteristikum des modernen Evolutionismus ist in seinem Ursprung aus der biologischen Naturwissenschaft begründet. Der Entwicklungsgedanke in seiner neuesten Fassung hat sich aus der Erforschung der Lebewesen und ihrer Geschichte ergeben; die biologischen Veränderungen bilden das Zentrum und das bevorzugte Feld der heutigen Entwicklungslehre. Von hier aus wird alle andere „Entwicklung" verstanden; die hier gefundenen Gesetze werden mit Vorliebe auf das übrige Werden angewendet. Speziell die geistigen Erscheinungen werden nach Analogie biologisch-organischer Vorgänge und aus solchen zu erklären gesucht. Dieses Bestreben gibt dem modernen Evolutionismus seine naturwissenschaftliche Färbung. Dem „ob-

jektiven", körperlichen Geschehen wird der Vorrang vor dem „subjektiven", seelischen Erleben eingeräumt, dieses wird zeitlich und wohl auch ursächlich als Folge des körperlichen, speziell des biologischen Geschehens aufgefaßt.

Auf diese moderne, biologisch bedingte Form des Evolutionismus möchte ich etwas näher eintreten, weil sie heute noch in außerordentlichem Maße das Interesse gebildeter und ungebildeter Kreise in Anspruch nimmt. Und zwar beschränke ich mich auf ihr Kernstück, die Geschichte der Lebewesen selber und ihre evolutionistische Deutung. Die Theorie lautet in dieser Beschränkung ganz kurz folgendermaßen: Die heute existierenden Formen der Lebewesen sind durch Umbildung aus früher existierenden hervorgegangen, so zwar, daß die einfachsten Formen die relativ ältesten, die kompliziertesten dagegen die relativ jüngsten Glieder dieser Kette sind. Die frühern, einfachern Formen haben sich zum Teil ungefähr so erhalten, wie auf frühern Entwicklungsstufen auch die gegenwärtig höherkomplizierten gewesen sind. So daß wir heute ein Nebeneinander von Formen besitzen, welches in seiner großen Mannigfaltigkeit eine Analogie zu dem Nacheinander ihrer Entstehungsgeschichte bildet. Diese ganze Entstehungsgeschichte ist ein natürlicher Vorgang und muß zuletzt aus einer Urform ausschließlich nach dem Gesetze der Kausalität erklärt werden können.

Die Beweismittel für diese Auffassung sind so allgemein bekannt, daß ich nur eben kurz auf die wichtigsten hinzuweisen brauche. Das erste ergibt sich aus den Tatsachen der Paläontologie, der Kunde von den in frühern Epochen der Erdgeschichte lebenden Wesen, sofern sie uns der Erdboden in Resten oder Abdrücken aufbewahrt hat. Die Reste scheinen deutlich eine allmähliche Aenderung der Pflanzen- und Tierformen im Sinne immer größerer Komplikation und Annäherung an die Flora und Fauna der Gegenwart zu zeigen. Aus gemeinsamen Ur-Formen scheinen sich mit Deutlichkeit verschiedene Tochterformen herauszudifferenzieren, sodaß nicht nur die einzelnen Individuen einer spätern Periode im ganzen einen verwickelteren Bau aufweisen, sondern auch das Gesamtbild der Lebewesen ein mannigfaltigeres wird.

Einen analogen Weg von der undifferenzierten Einfachheit zur zusammengesetzten Mannigfaltigkeit legt aber auch, wie die Keimesgeschichte lehrt, jedes einzelne höher organisierte Individuum der Gegenwart zurück, während es aus der Eizelle des mütterlichen Organismus zum fertigen, selbständigen Wesen wird. Ja einzelne Stadien dieses individuellen Werdeganges scheinen direkt einzelnen Typen niedriger organisierter Wesen zu gleichen. Man hat in starker Verallgemeinerung dieser Beobachtung ein „biogenetisches Grundgesetz" aufgestellt, wonach die individuelle Keimesgeschichte eine abgekürzte Wiederholung der ganzen „Stammesgeschichte" sei.

Ein weiteres Beweismaterial scheint sich aus der Tatsache zu ergeben, daß hochorganisierte Wesen in ihrem Bau und ihren Funktionen Eigentümlichkeiten besitzen, welche scheinbar zwecklos sind und

in den Zusammenhang des übrigen Organismus gewissermaßen nicht passen. Ich meine die sogenannten Rudimente. Weil nun die diesen Eigentümlichkeiten analogen Organe oder Funktionen „tiefer" stehender Geschöpfe bei diesen einen ganz bestimmten Sinn haben, so faßt man sie, wo sie bei höheren Formen auftreten, als unverwandelte Ueberbleibsel oder Rückschläge auf, die nur zu erklären seien aus der durchlaufenden Stammesgeschichte heraus.

Die Hauptstütze hat aber der biologische Evolutionismus in den Tatsachen, welche die vergleichende Anatomie überhaupt lehrt: Es zieht sich eine unverkennbare Aehnlichkeit des Baues durch das gesamte Tier- und Pflanzenreich, so zwar, daß die auffallenden Unterschiede zwischen entfernten Formen fast lückenlos durch Zwischenformen (lebende oder ausgestorbene) stufenweise ausgeglichen sind. Dieses Nebeneinander gewinnt evolutionistische Bedeutung, sobald man damit die Ergebnisse der andern genannten Forschungszweige (Paläontologie und Keimesgeschichte) zusammenhält. Nimmt man dazu die experimentell festgestellte Veränderlichkeit der Formen und die so wahrscheinlich gemachte „Unbeständigkeit der Arten", so erscheint die Entwicklungslehre mit Bezug auf die Lebewesen so gut begründet, wie es eine Theorie überhaupt sein kann.

Und doch bleibt ihren Verteidigern noch eine schwere Frage zu beantworten übrig: Wie kommt es — die Tatsache der angedeuteten Entwicklung einmal zugegeben —, daß die ursprünglichen, einfachen Formen sich verändert, und zwar gerade in dieser Weise verändert haben, eben im Sinne immer höherer Komplikation? Welches sind die Ursachen, die aus der angenommenen Ur-Form die ganze Entwicklung zustande gebracht haben? Um Antwort auf diese Frage sind die Entwicklungstheoretiker nicht verlegen. Doch streiten ihre auseinandergehenden Annahmen mannigfaltig gegeneinander. Die bekannteste, vorzüglich an Darwins Namen sich knüpfende Erklärung ist die sogenannte Selektions- oder Zuchtwahltheorie. Sie behauptet, die Um- und Höherbildung der Arten sei so zu verstehen: Infolge der Ueberproduktion junger Individuen muß unter den ja immer ein wenig verschiedenen Nachkommen einer Art-Generation ein Wettbewerb um die günstigsten Plätze und die beste Nahrung stattfinden. In diesem „Kampf um's Dasein" müssen diejenigen siegen, welche den bestehenden Verhältnissen am besten angepaßt sind. Sie gelangen am ehesten zur Fortpflanzung und damit zur Vererbung ihrer „günstigen" Eigenschaften. Indem unter ihren Nachkommen der Kampf um's Dasein wiederum die „Tüchtigsten" ausliest, findet allmählich die Höherbildung statt, deren Resultat wir vor uns haben. — Viele Forscher haben sich dagegen den ältern Erklärungsversuchen von Lamarck und E. Geoffroy Saint-Hilaire wieder zugewandt: Ursache der Um- und Höherbildung ist die Fähigkeit der Organismen, sich an die veränderte Umgebung anzupassen, sei es direkt oder infolge der nötig werdenden Verschiebungen im Gebrauch der Organe. Dadurch

erleiden die Formen und Funktionen kleine Aenderungen, die sich stufenweise steigern, wenn die Verhältnisse darnach geartet sind. Auf diese Weise sind die heutigen Typen nach und nach aus den frühern hervorgegangen.

Seit einigen Dezennien hat man angefangen, sich mit diesen Erklärungen (ich habe nur die Hauptzüge erwähnt) nicht mehr zufrieden zu geben. Abgesehen von den problematischen Voraussetzungen und Hilfsannahmen, mit welchen die Erklärungen rechnen, scheinen die angegebenen Ursachen nicht völlig hinreichend, um alle Erscheinungen der Entwicklung begreiflich zu machen. Deshalb hat man eifrig nach andern Ursachen geforscht. Dabei ist man, besonders seit den überraschenden Entdeckungen des Botanikers de Vries, gewahr geworden, daß den Lebewesen auch eine Fähigkeit zu spontaner und plötzlicher Formänderung innewohnt. Allerdings nicht das einzelne Individuum vermag seine Organisation in dieser Weise zu ändern; wohl aber kommt es vor, daß schon die direkten Nachkommen eines Individuums diesem ihrem Mutterorganismus auffallend wenig gleichen. Man kann dann von neuen Typen reden, sobald den entstehenden Formen die Fähigkeit innewohnt, sich fortzupflanzen und ihre Eigentümlichkeit zu vererben. — In ähnlicher Weise wie diese „Heterogenesis" wirkt in vielen Fällen die Bastardierung oder Kreuzung verschiedener mehr oder weniger verwandter Individuen.

Mag indessen auch keiner der genannten Faktoren allein oder mit den andern zusammen imstande sein, die Entwicklung völlig befriedigend zu erklären, — mögen die Forscher sich über die Wichtigkeit der einzelnen Faktoren streiten und nach neuen suchen:*) die allgemeine Idee der evolutionistischen Entstehung der heutigen Lebewesen wird schwerlich sobald aufgegeben werden. Sie ist zu tief nicht sowohl in den Tatsachen allein als besonders in den Bedürfnissen des nach Ordnung strebenden Verstandes begründet. Es wäre ja nicht schwer, ihre schwachen Stellen aufzuzeigen. Allein ich begnüge mich hier mit der gebotenen Uebersicht.

Dagegen muß noch eine Frage berührt werden, welche bisher absichtlich zurückgeschoben worden ist: die Frage nach der Entstehung des Menschen. Sind doch gerade um dieser Frage willen die Kämpfe für und wider den biologischen Evolutionismus so heftig entbrannt! Die konsequenten Evolutionisten machen mit ihrer Theorie natürlich vor dem Menschen nicht Halt. Der Mensch ist ein lebender Organismus, wie die andern auch. Er steht mit den höhern Wirbeltieren und durch sie mit dem gesamten Tierreiche in naher verwandtschaftlicher Beziehung. Die vergleichende Anatomie und die Keimesgeschichte haben uns erst recht die Augen darüber geöffnet. Die Aehnlichkeit

*) Anmerkung: Eine sehr beachtenswerte neuere Richtung erklärt die Entwicklung aus einer zielstrebigen Entwicklungs-Tendenz heraus, die allen Organismen eigentümlich sein soll. Diese Tendenz könne weiter nicht erklärt und jedenfalls nicht auf bloß „mechanische" Vorgänge zurückgeführt werden.

des anatomischen Aufbaues und der physiologischen Funktionen mit denjenigen der sogenannten Menschenaffen ist in der Tat so groß, daß sie buchstäblich jedem Kinde auffallen muß. Allerdings sind auch bezeichnende Unterschiede vorhanden; aber soweit sie die körperliche Organisation anbetreffen, verschwinden sie beinahe vor den Aehnlichkeiten. Natürlich wäre es trotzdem oberflächlich zu sagen, der Mensch stamme vom Affen ab. Und die Bemühungen, Zwischenglieder zwischen den beiden, etwa aus vergangenen Erdperioden, zu finden, haben bisher auch nur zu negativen Resultaten geführt. Auch der berühmte Fund der paar Knochen des sogenannten Pithekanthropus in Java, welcher lange als Beweis für die Existenz einer ausgestorbenen Zwischenform galt, hat auf die Dauer daran nichts geändert. Man faßt deshalb in evolutionistischen Kreisen das Verhältnis des Menschen zum menschenähnlichen Affen lieber als ein mehr indirektes auf: sie seien die Endglieder zweier divergierender Entwicklungsreihen, hervorgegangen aus einer mehr oder weniger zurückliegenden gemeinsamen Stammform.

Allein ob man nun die „Ahnen" des Menschen in dieser oder jener Tiergattung erblicke: gegen die ganze Anschauung von der rein „natürlichen" Entstehungsweise des Menschengeschlechts, wie sie der Evolutionismus prinzipiell auf alle Fälle lehrt, hat immer wieder das Gefühl der großen Mehrheit energischen Protest erhoben. Man findet die Theorie ungereimt, ja geradezu unmoralisch, daß der Mensch, der doch mit einer vernünftigen Seele begabt sei, seine Vorfahren im unvernünftigen Tierreiche haben solle. Die Theorie scheint aller Würde des Menschen, allen heiligsten Ueberzeugungen und Wertschätzungen in's Gesicht zu schlagen. Ja nicht selten werden Evolutionismus und Gottlosigkeit als gleichbedeutend gebraucht.

Was nun den Vorwurf der Gottlosigkeit betrifft, so ist er selbstverständlich nicht ohne weiteres gerechtfertigt. Die biologische Entwicklungslehre schließt eine ehrliche religiöse Ueberzeugung nicht aus; ja es mag Naturen geben, die gerade durch sie ihren Weg zu Gott wieder gefunden haben. Auch der Moral kann unter vernünftigen Menschen der biologische Evolutionismus keinen Abbruch tun. Die moralischen Gefühle und daraus entspringenden Gesetze sind nun einmal da und lassen sich weder wegleugnen noch ungestraft mißachten, — gleichgültig, welches unsre Vorfahren seien. Aber die Menschenwürde? Nun, man ist beinahe versucht zu sagen, mit der *wirklichen* Würde des Menschen sei es im allgemeinen so wenig weit her, daß wir schon deshalb nicht allzu sehr auf sie pochen sollten.

Doch bleiben wir bei der Sache! Wenn auch weder der Religion noch der Moral noch der Wertschätzung der Menschen vom biologischen Evolutionismus irgend eine Gefahr droht, so hat trotzdem das Gefühl, das sich dagegen sträubt, nicht ganz Unrecht. Denn in der Tat bietet gerade die *seelische* Seite des Menschen der entwicklungstheoretischen Erklärung große Schwierigkeiten. Stammt auch die „Seele" des Menschen

aus dem Tierreich? Ist auch das seelische Erleben des Menschen nur eine Höherbildung eines entsprechenden Erlebens, welches allen andern lebenden Organismen oder wenigstens den „höhern" unter ihnen gemeinsam ist? Haben Tiere überhaupt seelisches Erleben? So muß die Frage gestellt werden; nicht: ob sie eine Seele haben.

Den höheren Tieren wird wohl niemand heute seelisches Erleben absprechen wollen. Es kann sich nur fragen, ob nicht das Seelenleben des Menschen seiner Qualität nach von demjenigen auch der bestorganisierten Tiere so stark abweiche, daß an eine evolutionistische Verwandtschaft nicht zu denken sei. Hingegen darf man nicht vergessen, daß ja die Entwicklungslehre nicht eine direkte Abstammung des Menschen von existierenden Tieren oder von ihnen gleichen ausgestorbenen Formen zu behaupten braucht. Man kann annehmen, der Menschenstamm habe sich erst nach und nach aus einem älteren, vielleicht ausgestorbenen Tierstamm entwickelt, unabhängig von den jetzt lebenden höhern Tieren. Wobei dann freilich die Frage nach den Zwischengliedern wieder Schwierigkeiten zu machen scheint. Vielleicht aber sind diese Schwierigkeiten nicht so bedeutend, daß ein evolutionistisches Verstehen des menschlichen Seelenlebens an ihnen zum vornherein scheitern müßte.

Dagegen gibt es noch andere Bedenken zu überwinden. Selbst wenn der Uebergang von dem seelischen Geschehen in den höheren Tieren zu demjenigen im Menschen schließlich im Sinne der Theorie zu verstehen wäre: dürfen wir auch in den „niedersten" Organismen ein solches Geschehen annehmen? Tun wir es nicht, so entsteht das unlösbare Rätsel — unlösbar wenigstens vom Standpunkt des Evolutionismus aus —, wo und wie denn nun das Seelenleben in der aufsteigenden Tierreihe seinen Anfang genommen habe. Man müßte denn annehmen, es sei im Zusammenhang mit irgend einer organischen Weiterbildung (etwa mit dem ersten Auftreten eines Nervensystems) entstanden und durch sie veranlaßt worden. Allein diese Annahme ist für unsere heutige Erkenntnis vom Verhältnis des körperlichen zum seelischen Geschehen nicht möglich. Ich verweise hier auf meinen frühern Aufsatz über „Leib und Seele" in Nr. 4 der „Neuen Wege".

Es bleibt also nur ein Ausweg: man muß glauben, daß das gesamte Tier- und konsequenterweise auch das Pflanzenreich „beseelt" sei. Man muß an eine „Zellseele" glauben. Daß die einfachsten Organismen kein Nervensystem haben, darf dabei nicht stören. Denn wenn auch bei den Nerven- oder Gehirn-Tieren ein direkter Zusammenhang nur zwischen dem nervösen Apparat und dem seelischen Geschehen stattzufinden scheint, so ist nicht ausgeschlossen, daß in niedern Geschöpfen ein anderer Zellkomplex oder Zellteil die Funktionen des Gehirns erfüllt. Wohl aber gibt die Annahme der Urzell-Seele andere Fragen auf. Woher stammt sie? Nimmt man eine „Urzeugung" an, d. h. denkt man sich die lebende Materie ursprünglich als das Produkt einer eigenartigen Verbindung von „toten" Stoffen, so müßte man

wohl auch annehmen, daß bei dieser Urzeugung das seelische Ur-Geschehen mit entstanden sei. Allein das hieße abermals seelisches Geschehen aus materiellem Geschehen heraus erklären, und so etwas geht nicht an (vgl. den zitierten Aufsatz!). Dann bliebe nur die Möglichkeit, sich bereits die „toten" Urstoffe „beseelt" vorzustellen, und wir wären glücklich bei der „Atomseele" angekommen. Lehnt man aber eine Urzeugung oder überhaupt die Frage nach der Entstehung der Urzell-Seele ab, so steckt eben der Dualismus in der ersten lebenden Zelle, und das kommt im Prinzip auf dasselbe hinaus.

Wenn man also häufig glaubt, durch die Abstammungslehre sei die Entstehung der „Seele" aus sogenannten „natürlichen" (oder besser: materiellen) Vorgängen erklärt, so ist dies ein absoluter Irrtum. Der biologische Evolutionismus ist keine monistische Theorie und kann keine sein. Die ganze vermutete Entwicklung der höhern Formen aus den niedern, insbesondere die Entstehung des Menschen mit seinem seelischen Erleben wäre, wenn sie fest stünde, nur aus einem bereits ursprünglich vorhandenen Dualismus von „Leib und Seele" heraus zu begreifen. Eine materialistische Ausbeutung der Abstammungslehre ist schon deshalb jedenfalls unmöglich.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Urzell-Seele! Wie hätte man sich das seelische Erleben des ersten Keimes vorzustellen? Man sagt gewöhnlich: als ein unbewußtes. Aber was heißt das? Läßt sich unbewußtes Erleben überhaupt denken? Merkt das Individuum etwas vom Erlebnis, so ist es nicht unbewußt; und merkt es nichts, so handelt es sich nicht um ein Erleben. Man kann von unbewußter Tätigkeit, aber nicht von unbewußtem Erleben reden. — Man müßte also wohl bereits im Ur-Keim „bewußtes" Erleben annehmen, etwa in der Form von wenig differenzierten Gefühlen und Empfindungen.

Mit dem allem sollte nur angedeutet werden, zu welchen Annahmen mit Bezug auf die Erklärung des menschlichen Seelenlebens eine durchgedachte Entwicklungstheorie etwa führen würde. Ob diese Annahmen und mit ihnen die ganze Theorie möglich seien oder nicht, diese Frage ist damit noch nicht entschieden. Ihre Beantwortung würde eine besondere, ausführliche Darlegung erfordern. Gesetzt aber einmal, die Möglichkeit könnte nicht bestritten werden, wie stünde dann die Sache? Wir hätten eine in sich nicht unmögliche Theorie über den Zusammenhang unter den heutigen und den früheren Lebewesen mit Einschluß des Menschen. Sie sagt, diese Lebewesen seien durch gemeinsame Abstammung aus einer Urform unter einander verwandt. Auf welche Weise diese Abstammung zustande gekommen, darüber vermag sie vorläufig keine allgemein einleuchtende Auskunft zu geben. Auch darüber nicht, wie die angenommene Urform vorzustellen, noch wie sie zu erklären sei.

Diese Theorie wäre dann innerhalb der so bezeichneten Schranken eine mögliche Ansicht, weiter nichts. Denn das darf man sich ja

nicht verhehlen, daß die heute bekannten Tatsachen zur Theorie zwar nicht übel passen, daß sie sie aber keineswegs mit Notwendigkeit fordern. Es ließen sich andre Anschauungen denken, welche ebenfalls mit den Tatsachen nicht im Widerspruch stünden. Man könnte also die Entwicklungslehre — ihre Möglichkeit immer vorausgesetzt — in guten Treuen entweder annehmen oder ablehnen. Auf keinen Fall aber ist ein Grund dazu vorhanden, sich vor ihr zu fürchten oder aber sich ihr mit Leib und Seele zu verschreiben. P. Häberlin.

Tolstoi.

Am 9. September wird Tolstoi achtzig Jahre alt. In seiner russischen Heimat wird ihn die politische Aufregung wohl um die Hälfte der üblichen Ehrenbezeugungen bringen. Aber das Ausland wird den Ausfall reichlich decken. Denn Leo Tolstoi ist längst nicht mehr nur der sehr bedeutende Dichter, der seinen Platz in der russischen Literaturgeschichte neben Gogol, Puschkin und Dostojewski behauptet, er ist vielmehr seit den achtziger Jahren eine Erscheinung im allgemeinen europäischen Geistesleben geworden, und mit staunenswerter Frische hat der hochbetagte Mann bis in die allerletzten Jahre stets wieder weit über die Grenzen Rußlands hinausgerufen.

Allerdings sinds zwei sehr verschiedene Dinge, ob Goethe oder Tolstoi den achtzigsten Geburtstag feiert. Dort beugte man sich widerstandslos unter eine geistige Macht; ganz anders hier, bei Tolstoi. Auch er hat seine Gemeinde in der ganzen gebildeten Welt vom ruhigen Verehrer seiner dichterischen Kraft und sittlichen Größe bis zum Jünger, der ihn mit schwärmerischen Worten als den Propheten einer neuen natur- und gottgemäßen Lebensweise preist. Daneben aber steht die große Zahl von erbitterten Widersachern und, was schlimmer ist, von Spöttern, die ihn nicht ernst nehmen wollen oder können. Vor fünf Jahren hat sich ein Berlinerblatt das billige Reklamestück einer Umfrage nach den zehn bedeutendsten Männern der Gegenwart geleistet. Da hat Tolstoi die meisten Stimmen erhalten. Zehn Jahre nach Bismarcks Tod der Mann, welcher alle Staatsgewalt als Anmaßung und ungöttliche Verirrung erklärt. Hatte so die Leserwelt des Berliner Tageblattes entschieden, so steht dem Volksurteil gegenüber der norwegische Dichter Ibsen, der in den letzten Jahrzehnten für seinen großen russischen Kollegen nichts übrig hatte als das ärgerlich wegwerfende: „Der ist ein Narr!“ Und auch dies ist noch nicht einmal das herbste Urteil, das seit 25 Jahren über Tolstoi gefällt worden ist. Uns selbst ist's begegnet, daß wir von unterrichteter Seite her die Frage hörten: Halten Sie Tolstoi wirklich nicht für einen Schauspieler und Heuchler?

Wofür wir Tolstoi halten? Unsere Leser haben das Recht, es zu erfahren, denn daß gerade wir zu dem eigenartigen Mann Stellung nehmen müssen, liegt auf der Hand. Wenn Einer, ist Tolstoi in den letzten Jahrzehnten zugleich ein Sozialreformer und ein Sucher nach neuen religiösen Werten gewesen. Ja, wir wüßten wenige zu nennen, in denen sich eine so enge und einfache Verbindung vollzogen hat zwischen volkswirtschaftlichen und religiösen Gedanken.

Wofür wir Tolstoi halten? Wir stellen an die Spitze unserer Besprechung ein ablehnendes Urteil: Wir halten ihn für einen Russen und Halbasiaten, der seine Herkunft nicht verleugnet, weder dann, wenn er alles geschichtlich Gewordene verdammt, noch in den Stunden, da er Leben, Gott, Natur, Zeit und Ewigkeit in eigenartig unbesorgter Weise mit einander verbindet und in einander übergehen läßt. Das hindert uns aber nicht im geringsten, in diesem Russen einen der ganz Großen zu sehen im Reich der Wahrhaftigkeit, und ihn zu verehren als einen ganz Ehrlichen, der nicht nur am Christentum genippt und es an sich trug wie ein Gewand, sondern mit dem Schwersten an Jesu Lehre gerungen hat bis aufs Blut und nicht zurückwich vor den äußersten Konsequenzen.

In der Zeit, da man in den Salons der Großstädte schwärmt für den heiligen Franz von Assisi, da ein deutscher Dichter wie Hermann Hesse sein Spiel treibt mit der reinen Seele des heiligen Umbriers (Peter Camenzind) — in solcher Zeit ists gut, vor einen Mann hinzutreten, dem alles dies kein Spiel und kein Sport gewesen ist, sondern tiefer, nagender Ernst, Tolstoi, der eine glänzende Gegenwart über Bord geworfen hat, um wirkliches Leben und Gotteskraft zu finden. Darum haben sie den heiligen Franz einen Narren genannt und darum auch Leo Tolstoi, weil ihnen ein Atemzug in Gottes Nähe mehr bedeutete, als die gesamte menschliche Kultur. Dem Umbrier grollt man nicht mehr. Man hat ja seit einigen Jahrzehnten die Entdeckung gemacht, daß er „interessant" ist, und daß man ihn ästhetisch nehmen, ja ihn mit Hermann Hesse beim Glas Wein besingen kann. Wahrscheinlich wirds auch Tolstoi einmal so ergehen in hundert Jahren und etwas mehr. Auch er ist in der Tat eine eminent ästhetische Natur. Gewisse Berliner Dichter, die ihn verherrlichen, ohne, wie mir scheint, von seinem sittlichen Ernst etwas zu empfinden, haben dies schon seit Jahren herausgefunden. Aber für die große Menge ist er zum Glück zur Stunde doch noch der furchtbare Verneiner unserer Gegenwartskultur, der ihre sittlichen und gesellschaftlichen Mängel so unnachsichtlich beim Namen genannt hat wie wenige. Und weils ihm ernst gewesen, darum ist er der Narr. Wir aber meinen, daß ein solcher Mann zum mindesten gekannt sein muß. Man wird den größeren Teil seiner Lehren ablehnen können, seine Person aber nie und nimmer.

Und dieses persönliche Problem an Tolstoi wird umso fesselnder, je mehr man sich bemüht, nicht nur eine und die andere seiner Schriften, sondern sein ganzes Lebenswerk und die hochdramatiche

Geschichte seines Lebens zu kennen. Bekehrungen eigentümlichster Art unter dem Einfluß der Evangelien hat es viele gegeben im Lauf der Zeit, seitdem Saul von Tharsus gen Damaskus ritt. Es steht nicht einzig da, daß aus einem Wüstling ein Heiliger, aus einem Räuber und Mörder ein aufopfernder Christ wurde. Immer ists wieder vorgekommen, daß ein Reicher alle seine Habe den Armen gab, um Christus zu gewinnen, daß ein Hoher seinen Adelsbrief zerriß, ja daß ein Gelehrter seinen Doktorhut unter die Füße trat, um evangelisierend unter die Armen an Geld und Geist zu treten und den Geringsten seinen Bruder zu nennen. Aber wo in aller Welt hat es sich zugetragen, daß ein Dichter und Gestalter von Gottes Gnaden, ein Mann, der als Künstler des Epos schon den Ruhm der ganzen zivilisierten Welt besaß, sein eigenes dichterisches oeuvre mit vernichtenden Worten hinter sich warf, um fortan wahres Leben zu haben und Gott? Unseres Wissens ist dies nur einmal da gewesen. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als der größte Dichter seiner Zeit, den Rußland besaß, Tolstoi, nach mächtigen inneren Kämpfen mit dem Dichter brach, um anzufangen ein Mensch des wirklichen Lebens, ein Christ zu sein.

Leider fehlt bis zur Stunde noch eine Tolstoi-Biographie. Die einzige, die wir haben, die von Dr. Loewenfeld, ist noch nicht über den ersten Band hinausgekommen und führt nur bis zur Schwelle von Tolstois großer Produktionszeit als Epiker, d. h. Romanschriftsteller. Das lange Zögern des Verfassers, sein Werk fortzuführen, läßt fast den Verdacht aufkommen, er scheue sich, an den mächtigen Umschwung in des Dichters Denken und an die Geschichte seiner „Bekehrung" hinzugehen. Indes hat Tolstoi allen seinen Büchern so viel Persönliches eingeflochten — er taucht in jedem seiner Romane unter irgend einem Namen selbst auf — daß es nicht schwer fällt, mit Zuhilfenahme von historischen Daten sich die Lebensgeschichte des Mannes selbst auszuziehen.

Geboren 1828 auf dem gräflichen Gut Jasnaja Polnaja im Gouvernement Tula, südlich von Moskau, ist Leo Nikolajewitsch Tolstoi früh mit den Eltern nach Petersburg gekommen. In richtiger Adelsluft slavischer Art ist er herangewachsen. Früh starben die Eltern. Eine bigotte Tante und zwei Hauslehrer, ein deutscher und ein französischer, führen seine Erziehung fort. An der Universität Kasan hat Tolstoi wenig studiert und mit Not die Staatsexamina gemacht. Wir wollens ihm nicht zum Verdienst anrechnen, aber seiner grundehrlichen Natur hat es sichtlich widerstrebt, durch eine Examensfarce sich das Recht zu erwerben, auf Lebzeiten an der Staatskrippe versorgt und aufgehoben zu sein. Als 18jähriger Junker bezieht er sein ihm erblich zugefallenes Herrschaftsgut Jasnaja Polnaja, halb Kinderspiel halb Gott im Herzen. Er schwärmt für Befreiung und geistige Hebung seiner Leibeigenen, findet aber bei denen, die er beglücken möchte, ein stumpfsinniges Mißverstehen und stürzt sich schon nach einem Jahr

halt- und ziellos in den Wirbel des gesellschaftlichen Lebens von Petersburg. Abermals ein Jahr, und er hats durch seine Spielwut soweit gebracht, daß der Besitz seines Erbgutes noch an einem Faden hängt. Mit großartiger Ehrlichkeit hat Tolstoi mehr als 30 Jahre später in seinem Buch „Meine Beichte" über dieses lüderliche Leben berichtet, das übrigens noch öfter ihn erfaßte. Es war ein Leben, das schwächere Naturen wohl körperlich und seelisch umgebracht hätte. Ihm hats nichts zurückgelassen als ein Quantum körperliche Hypochondrie und, wie wir vermuten, den ersten Hang zur Askese. Es läßt sich in der Tat nicht vollständig in Abrede stellen, daß Tolstois sittliches Wesen sich in Extremen bewegte.

Es war sein Glück, daß sein älterer, ihm in diesen Zeiten moralisch weit überlegener Bruder ihn aus dem tollen Leben riß und ihn veranlaßte, ihm als Fahnenjunker zu den russischen Okkupationstruppen im Kaukasus zu folgen. Er hats dem Bruder zeitlebens mit abgöttischer Verehrung gelohnt. Zwei Jahre dient er im Kaukasus und die Jahre haben ihn zum Dichter gemacht. Seine ersten literarischen Versuche sind absolut schmucklose, in ihrer einfachen Sprache und Darstellung verblüffende Kriegserinnerungen aus dem Kaukasus. Sie schlugen ein fast vom ersten Tag weg. Als gefeierter Dichter kehrt der junge Mann nach Rußland zurück, doch nur um nach kurzer Unterbrechung sich als freiwilliger Offizier der russischen Verteidigungsarmee für Sebastopol anzuschließen. So hat er den Krimkrieg mitgemacht, und wenn er später als schneidender Anwalt gegen Krieg und Gewalt auftrat, ists doch etwas ganz anderes gewesen, als die Stimme eines im Frieden erschlafften Menschen. Kein zweiter Dichter hat den Krieg mit allen seinen Schrecken und menschlichen Feigheiten gekannt, wie Tolstoi, keiner auch ihn so groß und wahr darzustellen vermocht (vergl. Tolstois Bücher: „Sebastopol" und vor allem „Krieg und Friede").

1855 fällt Sebastopol. Tolstoi kehrt heim und läßt sich als Literat in Petersburg nieder. Die kommenden Jahre waren zum Teil ernstester Arbeit gewidmet, aber noch sehr bewegt im Sinn eines Junggesellenlebens der Großstadt. Er ist der Löwe der Boulevards, gefürchtetes Mitglied einer literarischen Clique, von Zeit zu Zeit Spieler ohne Maß und Sinn. Innerlich bereits weit über den Dingen, ein Mensch, der sich selbst ironisiert. Aeußerlich hin- und hergerissen von allem, was er im Grunde verachtet.

Da kommt seine erste Auslandsreise, der bald andere folgten. Sie ist ein Wendepunkt in seinem Leben. Paris, Italien, Deutschland werden wiederholt besucht. Die deutsche Philosophie imponiert ihm mächtig. Es war die Blütezeit des Schopenhauerschen Pessimismus. Daneben wird er wie viele edle Russen jener Tage mächtig angefaßt von den Ideen des aufstrebenden, kaum erst wieder stark gewordenen Liberalismus. Am meisten packt ihn das Problem der Volksbildung. Während aber andere noch in Tiraden sich ergehen, formuliert sich

Tolstoi rasch die ganz bestimmte Aufgabe: Wie der russische Bauer zu einer Bildung zu bringen sei, die ihn veredle und befreie und dennoch nicht seinem ureigenen Wesen entfremde. Fröbel ist sein Mann, der von Anfang an wie wenige die Gefahr einer rein intellektuellen Bildung erkannte.

Endlich kehrt er nach Jasnaja Polnaja zurück, nicht mehr als der leichtfüßige, ehrgeizige Literat. Jetzt war er zum Mann geworden, der mit voller Energie sich seine Gedanken machte über die Zustände und die politische Zukunft seines Volkes,

Und er hat Ernst gemacht sozusagen vom ersten Tage weg. Von da an erscheint Tolstoi als der Mann mit dem imponierenden Zusammenklang von Denken, Reden und Handeln. Eben war in Rußland das Reichspatent zur Aufhebung der Leibeigenschaft erschienen. Seine Durchführung war ein Werk voll verzweifelten Schwierigkeiten. Tolstoi gab sich her als eines der vielen staatlichen Organe zu diesem Zweck. Der Dichter wurde zum Friedensrichter und hat jahrelang mit unendlicher Geduld die Verhandlungen mit der Bauernschaft geführt. Daß ihn das Amt aufs engste mit dem Volk in Verbindung brachte, hat ihm nachträglich goldene Früchte getragen. Seine virtuose Kenntnis der Volksseele hat dort den Anfang genommen (vergl. seine Bücher Herr und Knecht, die Volkserzählungen u. a.).

Doch nicht genug. Hand in Hand mit seiner Geduldsarbeit als Friedensrichter ging seine Gründung und Leitung der Volksschule in Jasnaja Polnaja. Es war kein vornehmer Sport, den er da betrieb. Mit Leib und Seele ist er dabei gewesen, hat die Schule nach eigener Methode persönlich geleitet, hat unterrichtet, Schulbücher verfaßt, pädagogische Abhandlungen geschrieben in eine eigene für den Zweck begründete Zeitschrift. Wir dürfen hier auf diese Tätigkeit nicht weiter eintreten. Drei Bemerkungen genügen für unsern Zweck: Erstlich hat Tolstoi seine ganze Person in die Sache gesetzt. Zum andern treffen wir hier zum erstenmal ganz ausgeprägt seine Ehrfurcht vor dem Volksgemüt, vor dem, was durch die freischaffende Natur geworden und von keiner Kultur verdorben ist. Es ist rührend, wie der Dichter sagen kann, er habe von seinen Bauernkindern die Kunst der Darstellung gelernt, und wahrhaft beschämend ist es, neben den Experimenten des damaligen deutschen und schweizerischen Liberalismus, wie dezent er sich hütet, Eigenart und Innenleben seiner Schüler zu vergewaltigen. Endlich — auch ein Kontrast zu den deutschliberalen Erziehungsmethoden jener Zeit — finden wir hier in Tolstoi zuerst den Mann, der um keinen Preis dem Volk seine Religion zu nehmen gewillt ist. Er, der Schopenhauerianer, erklärt in jenen Tagen, daß er keinen wichtigeren Bildungsstoff für seine Bauernkinder kenne, als die biblischen Geschichten. Er steht unter ihnen in der Schulstube und erzählt gelegentlich stundenlang aus dem alten Testament.

Wir eilen weiter. Endlich 1862 mitten in sozialer Arbeit und schriftstellerischen Plänen hat Tolstoi sich verheiratet. Selten wohl

hat ein großer Dichter eine glücklichere Ehe geführt. Seine Frau, die Tochter eines deutschen Arztes aus den Ostseeprovinzen, ist sechzehn Jahre jünger als er. Sie hat ihm im Lauf der Jahre dreizehn Kinder geschenkt und lebt heute noch. Die folgenden zwanzig Jahre sind der Hochstand seines dichterischen Schaffens gewesen. Wenn Tolstoi in späteren Jahren (nach der „Bekehrung") sagte, er habe damals Romane geschrieben, um recht viel Geld zu verdienen für seine stets wachsende Familie und Ruhm zu ernten für sich selbst, so ists natürlich eine arge Uebertreibung. Künstler wie er schaffen, weil sie einem inneren Zwang gehorchen. Neben einer Reihe von kleineren Stücken hat er in den ersten zwei Jahrzehnten seiner Ehe die beiden großen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" geschaffen. Beides Meisterwerke allerersten Ranges. Uns interessiert hier nur das, daß beide Hauptwerke am letzten Ende sittliche Tendenzschriften sind. Wer darin einen Mangel sieht, mag ja hingehen und sich an Karl Spittelers Muse erbauen. Wir ergreifen den Rekurs an Goethe, Schiller und Gottfried Keller. Das Eigenartige an Tolstois Hauptwerken ist indes, daß sie ihn zeigen im allerschwersten inneren Kampf. Seine Doppelgänger in seinen großen Romanen sind tiefunglückliche Kulturmenschen, denen man aber öfters zurufen möchte: Laßt doch das Grübeln und versuchts mit dem Glücklichsein! Ihr habt ja das Zeug dazu, denn Ihr seid grundehrliche Leute mit guten, starken Nerven!

So hatte Tolstoi in glücklicher Ehe, getragen von Gunst und Bewunderung seines Volkes und begleitet von glänzendem finanziellen Erfolg, in vollster künstlerischer Schaffenskraft fast zwei Jahrzehnte verbracht. Da kamen die ausgehenden Siebziger Jahre und mit ihnen der Umschwung in Tolstois Denken, eine Wandlung von so unerhörter Gründlichkeit und so radikal in ihren Aeußerungen, daß man sie direkt eine „Bekehrung" genannt hat. Ich meine des Dichters Bruch mit Fortschritt und Kultur, seine unnachsichtliche Kritik an den bestehenden sittlichen Zuständen in Staat und Gesellschaft, seine Rückkehr zur Natur und zur Religion. Zugleich das vernichtende Selbstgericht über seine gesamte bisherige Schriftstellerei. Das Dokument dieser Bekehrung hat er selbst geschrieben. Es ist seine berühmteste moralisch-philosophische Schrift „Meine Beichte", auf die wir später noch zurückkommen werden. Man hat sie schon öfter mit Augustins Bekenntnissen verglichen. Die Bedeutung dieser altchristlichen Schrift wird sie nun allerdings nie erlangen. Immerhin ist der Vergleich erlaubt. An Ehrlichkeit und Mut steht sie ihr nicht nach, und hier wie dort ist es ein Großer, der mit sich abrechnet und beim Resultat endet: Gott, unser Herz ist unruhig, bis daß es Ruhe findet in dir.

Von da weg gilt Tolstois ganzes Interesse der religiösen Frage. Von ihr aus wird nun alles beurteilt und gewertet. Zwar macht er auch in seiner letzten, religiösen Periode noch eine Entwicklung durch. Auf die Rückkehr zur orthodoxen griechischen Kirche folgt der radikale Bruch und die Heimkehr zum Evangelium, das sich für Tolstoi

bezeichnenderweise in der Bergpredigt konzentriert. Ihr entnimmt er dann seine eigentümliche Stellung zu Staatsgewalt, Krieg, Arbeit und Genuß und endet als der Mann, wie ihn Rjepin öfters gemalt hat: barfuß und barhäuptig als russischer Bauer mit der Blouse angetan. Einmal dasitzend in seinem allereinfachsten Arbeitsgewölbe am Bauerntisch schreibend, Axt nnd Säge an der Wand, bald hinter dem Pflug schreitend oder unter seinen Knechten die Sense führend. Dieser Kulturmensch par excellence, der allen Genüssen eines verfeinerten Kulturlebens entsagt, der Gentleman in Bauernkleid, der Riesengeist hinter dem Pflug. Und alles das, um wirkliches Leben zu finden, Gott zu haben.

Wohl wäre es nicht richtig, zu meinen, daß Tolstoi seither auf schriftstellerische Arbeit überhaupt verzichtete. In diesem Stück unterscheidet er sich sehr stark von einem Asketen des vierten Jahrhunderts. Die Zahl der Schriften seit den achtziger Jahren ist fast unübersehbar. Doch sinds nun die Werbebücher eines Missionars, der alles und jedes von der Kunst bis zu Eigentum und Politik von seinem neu gewonnenen Standpunkt aus bespricht.

Doch auch den Dichter hat er nicht ganz ausziehen können, wir sagen „zum Glück", denn er hat uns in diesem letzten Lebensabschnitt noch ganz herrliche Dinge geschenkt. Nicht hoch erheben möchten wir seine paar Dramen, von denen „die Macht der Finsternis" auch über deutsche Bühnen gegangen ist, eine Dramatisierung viehischer Verrohung, die der Alkohol in einem russischen Bauernhaus hervorgebracht. Aber wir nennen mit besonderer Freude seine Volkserzählungen, die wenigstens teilweise in diese Zeit nach der großen Krise fallen und zum Allerfeinsten gehören, was „christliche" Dichtung hervorgebracht („Die beiden Alten", „Wo Liebe ist, da ist Gott"). Und endlich hat ja Tolstoi in den neunziger Jahren noch einen großen Roman geschrieben: Die „Auferstehung". Diese erschütternde Geschichte, die hineinzündet in die dunkelsten Winkel russischer Herrenmoral, der russischen Gerichtszustände und der Strafpraxis. Es ist der Roman einer Prostituierten, der in den Strafkolonien Sibiriens endet, äußerlich in den gedrücktesten Verhältnissen, aber in der reinen Luft urchristlicher Sittenlehre, wie sie das Evangelienbuch verbreitet. Es geht eine sittlich reinigende Kraft durch das Buch, bei allem Schwülen, Schweren, das er ohne Nachsicht aufdeckt. Dazu kommt die alte Tolstoische Gestaltungskraft, seine einzigartige Virtuosität in der Behandlung von Massenszenen, die wir aus „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" kennen und die in dem 70jährigen (das Buch ist 1897 erschienen) wahrhaft staunenswert erscheint.

Unter Tolstois letzten Kundgebungen nennen wir endlich noch den kurzen „Aufruf an die russische Regierung, die Revolutionäre und das Volk", der unter dem Titel „Der Weg zur sozialen Befreiung" beim Ausbruch der russischen Revolution erschien. Kühner kann man nicht reden, als der alte Mann es hier getan. Und daß ihm solche

Sprache nicht Freiheit und Leben kostet, findet seine Erklärung wohl nur darin, daß einerseits die russische Regierung mit Tolstoi als einer eminenten geistigen Macht paktiert, auf der andern Seite aber die politischen Pläne des Dichters zu unpolitisch sind, um ernst genommen zu werden.

B. Hartmann.

(Schluß folgt.)

Der nächste Schritt.

Das Absinthverbot ist angenommen, und wenn schon dies nicht von den Abstinenten, sondern durch die Mitwirkung aller sozial Wohlgesinnten erreicht worden ist, darf man doch sagen, daß es seit dem Alkoholmonopol der erste weitere Schritt zur nationalen Bekämpfung des Alkoholismus gewesen ist.

Die Frage ist, welches wird der nächste Schritt dieser Bewegung sein? Je eher man sich darüber klar geworden ist, desto schneller wird er gewagt werden können. Je größer die Einigung darüber sein wird, desto sicherer wird dem Wagen das Gelingen folgen. Die Frage ist ernst genug. Jedes Zaudern, jede Verzettelung der Kräfte, erst recht jedes Mißlingen eines weitern Schrittes, schraubt die Bewegung zurück. Die Schäden des Alkoholismus — der ja unser Land unendlich viel mehr kostet als die jährlich für Alkoholika verausgabten baren dreihundertfünfundsechzig Millionen Franken — sind zu groß, als daß wir nicht ein rasches weiteres Vorgehen wünschen müßten.

Wollte man denken, auch den nächsten Schritt gegen ein bestimmtes Alkoholikum, etwa gegen den Schnaps, als das allgemein am ehesten verworfene Getränk, oder gegen das Bier, als ein ursprünglich unschweizerisches Getränk, zu richten, so würde man die Bewegung in eine Sackgasse lenken. Wir können die Antipathie gegen den Schnapsgenuß nach Kräften steigern. Wir können namentlich in die Kreise der Bauern und Winzer unseres Landes den nationalen Gedanken werfen, daß es für die schweizerische Volkswirtschaft das Richtigste ist, wenn zunächst vom Schweizer der Schweizer Wein und Schweizer Most getrunken wird. Wir können unsere Stimme dafür geltend machen, daß der Verkauf von alkoholischen Getränken einzig den Wirtschaften zugewiesen wird, und der Vorteil davon ist nicht zu unterschätzen. Noch gilt es für eine Schande, am hellen Tage im Wirtshause zu sitzen, und mit Beschränkung des Alkoholkonsums auf einen bestimmten Raum, eben das Wirtshaus, ist auch eine Beschränkung auf eine bestimmte Zeit, eben die üblichen Stunden des Wirtshausverkehrs verbunden, und niemand wird mehr für eine derartige Maßregel sein, als eben gerade die geschworenen Feinde der Bekämpfung des Alkoholismus, die Wirte selber. Wir werden Erschwerung der

Einfuhr fremder Weine fordern, gegen den Flaschenbierhandel, die eigentliche Alkoholisierung der Frauen- und Arbeiterwelt, kämpfen, wir werden einstehen für Ausschließung des Alkoholverkaufs aus den Konsumen, den landwirtschaftlichen und den städtischen. Alles dies sind wertvolle Mittel, aber sie sind zumeist rein örtliche oder territoriale, so gut wie das Streben, den bedingungslosen Anhängern des Abstinenzgedankens in den kommunalen Behörden eine Vertretung zu schaffen (Grenchen). Weil es örtliche Mittel sind, sind es auch kleine Mittel.

Der nächste Schritt muß in einer andern Richtung erfolgen.

Er muß sich gegen das Wirtschaftswesen richten. Ich weiß nicht, ob es genügende und zusammenfassende Arbeiten über das gesamte Wirtschaftswesen der Schweiz gibt. Sie wären dringend zu wünschen, und wenn jemand ist, der eine solche Arbeit finanziell, etwa durch Ausrichtung eines Preises für eine gute derartige Arbeit, unterstützt, so tut er etwas Gutes und etwas Großes.

Aber auch ohne eine solche Arbeit und ihr Beweismaterial darf man ruhig die Behauptung wagen, daß es allenthalben um das Wirtshauswesen in der Schweiz schlimm genug bestellt ist. Dafür nur zwei Beispiele aus dem Kanton Zürich. Die Stadt Zürich selber hat, nach Berechnungen, nicht nach Zählungen, jetzt 180,000 Einwohner. Sie hat gleichzeitig über 1000 Wirtschaften. Es lebt also durchschnittlich ein Wirt von 180 Einwohnern. Allein schon das Blaue Kreuz zählt in Zürich 1000 Mitglieder. Dazu kommen die andern Abstinenten, die Heerhaufen von Kindern, Frauen, Greisen, Kranken, Pietisten und andern Leuten, die nie ein Wirtshaus besuchen. Man darf die Behauptung wagen, daß in Zürich von höchstens 100 Einwohnern im Durchschnitt ein Wirt sich und seinen Betrieb erhalten will. Daneben stelle man die Tatsache der großen Wohnungsnot mit ihrer schon rein materiell so überaus schädlichen Mietzinssteigerung. Hätte man 500 Wirtschaften schließen können, so kämen immer noch auf eine Wirtschaft durchschnittlich 200 Gäste, es wären aber 500 Wohnungen frei gewesen, die meisten jedenfalls beträchtlich besser, als so viele Notunterkünfte, und eine Steigerung der Mietzinse wäre fast ganz unterblieben.

Daneben stellen wir die Verhältnisse eines kleinen Dorfes von 600—700 Bewohnern. Etwa Zweidrittel Familien haben ihren eigenen Most im Keller, dazu einige noch selbst gezogenen, andere gekauften Wein. Eine Anzahl brennt jährlich Schnaps und behält ein gewisses Quantum, wenn auch wenig, für sich. Dieses Dorf hat sechs Wirtschaften, einen Konsum mit Weinverkauf und noch eine zweite Verkaufsstelle von Wein über die Gasse.

Es ist der amtliche Leiter des stadtzürcherischen Wirtshauswesens, welcher in amtlicher Erklärung eingesteht, nach dem heute zu Recht bestehenden sogenannten Bedürfnisartikel habe Zürich 200 Wirtschaften zuviel. Man sieht, zu laxen Gesetzesnormen — davon darf man wohl

sprechen, wenn für 180,000 Einwohner 800 Wirtschaften erlaubt sind — kommt noch eine laxe Anwendung der Bestimmungen. Uebrigens meinen viele zürcherische Kommunalpolitiker, dieser ungesetzliche Ueberschuß an Wirtshäusern sei günstig für die Beseitigung der Auswüchse. Man könne nämlich diesen Ueberschuß so beseitigen, daß man die Wirtschaften schließe, welche das Animierwesen und die verdeckte Unzuchtsbeförderung hegen. Auch dies ist lehrreich. Daß man Wirtschaften schließen könne, wenn das gerüttelte und geschüttelte Maß der gesetzlich erlaubten Zahl (die doch nach der Meinung des Gesetzgebers natürlich eine Höchstzahl ist) nicht erreicht bleibe, scheint sehr fern zu liegen. Ebenso das andere, daß man schon an sich gegen das Animier- und Unzuchtskneipenwesen streng vorgehe. Es wird einen harten Kampf kosten, wenn die Eidgenossenschaft das Wirtschaftswesen reformieren und einheitlich zeit- und sittlichkeitsgemäß gestalten soll.

Im Ganzen handelt es sich um zwei einschneidende Maßnahmen, deren jede wenigstens einen Freund bis zu einem gewissen Punkte erwarten darf.

Die erste Maßnahme ist die Beschränkung der Zahl der Wirtschaften. Dafür werden die Wirte selber sein. Wir fordern also zunächst ganz erheblich höhere Ziffern für die Bedürfniszahl. Dies umsomehr, als sich deutlich in der Erfahrung zeigt, daß das, was als Höchstzahl gemeint ist, wohl immer als Regelzahl genommen wird.

Dabei ist aber keine starre Bedürfniszahl zu wählen, sondern ein progressives System von Bedürfniszahlen. Wenn in einer politischen Gemeinde von 500 Einwohnern zwei Wirtschaften das Gegebene sind, weil sich innerhalb des Gemeindebannes zwei von einander ziemlich weit getrennte Häusergruppen befinden, wenn mithin da die Bedürfniszahl = 250 ist, so ist gar nicht einzusehen, weshalb sie nicht in einem Orte von 3000 Einwohnern, dessen Häuser alle nahe bei einander liegen, 500 oder 600 betragen soll. Für Verhältnisse, wie sie z. B. Zürich hat, genügt die Bedürfniszahl 1000 vollkommen. Entscheidend ist für den Ansatz die Wirtschaftsverkehrsziffer, d. h. die Zahl derer, die gleichzeitig (etwa innerhalb einer Stunde) das Wirtshaus besuchen. Feste, für welche man ja auch eigene Festhallen mit eigenen Festwirtschaften erstellt, fallen hier außer Betracht. Ich schätze rund 80,000 tägliche Wirtshausgäste. Das gäbe bei der Bedürfniszahl 1000 auf die Wirtschaft 440 Plätze; wenn der Wirtschaftsbetrieb auch nur drei Stunden täglich am lebhaftesten ist, brauchen die 180 Häuser nur je 147 Sitzplätze. Dies ist eine mögliche Ziffer. Ich werde unten noch etwas dazu sagen.

Alles ist ja nur beispielshalber gesagt und beansprucht garnicht genau zuzutreffen. Es bleibt aber auch mit den Zahlen, wie ich glaube, durchaus im Bereich des Möglichen. Es wäre nun erwünscht, hier vergleichsweise die Zahlen über den Kirchenbesuch anfügen zu können. Ich muß das einem Kundigen überlassen. Er möge uns

sagen, wie viel Plätze in gottesdienstlichen Räumen Zürich hat, wie groß ihre regelmäßige Ausnutzung am Sonntag etwa ist, und noch einiges andere. Was sind solche Zahlen in der Hand etwa eines Naumann nicht für ein riesiges Mittel, das Gedankenmäßige lebendig, sinnlich wahrnehmbar zu machen.

Nicht alle Wirtschaften Zürichs — um daran weiter zu exemplifizieren — haben heute 147 Sitzplätze. Viele Wirtsstuben sind ohnehin nichts anderes als das große Wohnzimmer einer Familie, welche mit dem Erwerb eines Wirtspatentes daran denkt, sich einen Nebenverdienst zu schaffen. Also wenn man so will, auch eine Art „Heimarbeit." Aus guten Quellen fließt die Nachricht, daß manche Wirte in Zürich, wenn nur einiger Zuspruch kommt, gezwungen sind, Getränk in der nächsten Wirtschaft erst zu kaufen, um es dann auszuwirten. Die Elemente, aus welchen sich diese Art Wirte zusammensetzt, sind oft recht mindere; Entgleiste aller Art meinen auf den grünen Zweig zu kommen, wenn sie eine Wirtschaft auftun. Unter diesem Wettbewerb leidet der rechte Wirtestand überaus, und wir können hier einsetzen.

Hier läßt sich noch etwas anderes erledigen. Ich hatte lange Zeit die Meinung, Wirt solle man nur im Nebenberuf sein dürfen, so wie es der bäuerliche Wirt oft ist. Der Vorteil davon springt in die Augen: Der Wirt lebt nicht vom Alkoholverkauf und ist deshalb den Gästen gegenüber unabhängiger. Aber schon aus technischen Gründen läßt sich diese Forderung nicht halten. Ein guter Wirt ist nur der Berufswirt. Dazu kommt, daß das Wirten im Nebenberuf Elementen Tür und Tor öffnet, die besser fern blieben. Der ungeübte Wirt ist eher abhängiger als unabhängiger denn der Berufswirt. Auch sein ganzer Betrieb ist nach ästhetischen wie nach hygienischen Gesichtspunkten minderwertig.

Hier müssen wir einsetzen. *Wir müssen einen tüchtigen Wirtestand wollen.* So wenig man jeden Irgendwer Apotheker oder Arzt sein läßt, so wenig soll jedweder Wirt sein dürfen. Der Wirt sei seiner Verantwortung bewußt, über die moralischen, hygienischen, gemütlichen Folgen des Wirtshauslebens unterrichtet, nicht auf den einzelnen Kunden angewiesen, ein Mann, der mit gewerbsmäßiger Gastlichkeit wohl sein Brot verdienen will, aber nicht einer, der mit allerlei Raffinement andern das Geld abnimmt. Ich glaube, wir kennen alle aus Gasthäusern alten Rufes den Typus, der dieses Ideal einigermaßen in sich verkörpert. Es ist die Frage, ob sich dieser Schlag Wirte nicht heranbilden läßt.

Wir müssen gut und gesund eingerichtete Wirtshäuser wollen. Jene Fastabstinenten, welche nur noch der Zauber der Stimmung im Freundeskreis, der um ein Glas Bier oder Wein versammelt ist, von uns trennt, gehen ins Wirtshaus, nicht um zu trinken, sondern um der Geselligkeit willen. Das Wirtshaus werde Geselligkeitsstätte. Heute wollen die Gäste, daß sie „gemütlich" (du deutschestes aller deutschen Wörter!) beisammen sein können — tausende

gehen nur deshalb ins Wirtshaus — und der Wirt will, daß sie trinken. Er muß es wollen, denn er muß verdienen. So trinken viele, um ihm Verdienst zu geben. Man könnte daran denken, ihm ein Platz- oder Zeitgeld zu geben. Er wird es kaum wollen, denn sein Gewinn stellt sich sicher beim heutigen System höher. Oder man könnte daran denken, ihn zum Verwalter des von der Kommune gehaltenen Wirtshauses zu machen. Ich muß sagen, daß, wenn wir erst einmal soweit wären, wir auch das alkoholhaltige Wirtshaus ganz abschaffen könnten. Es handelt sich hier um die Maßnahmen, welche in der Zeit möglich sind, wo die Mehrheit noch Alkohol genießt, also für die nächsten zwanzig und dreißig Jahre. Da wird nichts anderes bleiben, als daß die hygienischen und die ästhetischen Anforderungen bedeutend erhöht werden. Für die ersten bedarf es keines Wortes mehr. Ueber die Aesthetik des Wirtshauses sei nur bemerkt, daß es mich überaus Wunder nimmt, warum die Freunde des Schönen gar nie davon reden. Von den Stätten des Kults, der Arbeit, des Verkehrs und des Wohnens — es ist für viele eine rein biologische Funktion — reden sie, warum nie von den Stätten der Volksgeselligkeit, vom Wirtshaus? Wer aber etwa mit tastender Hand, was er von jenen gelernt hat, hier als Maßstab anlegt, der muß sagen: „Scheußlich! scheußlich! prosaischste Dürftigkeit oder protziger Prunk und dazwischen nichts!“

Beide Forderungen, sowohl die des tüchtig gebildeten Wirtes — seine Persönlichkeit ist noch heute das Wesentlichste — als auch die der gut eingerichteten Wirtschaft, stützen ihrerseits die Forderung der Verminderung der Wirtschaftszahl. Deren Vorteile für den Wirt sind Beseitigung der zu starken Konkurrenz und Erhöhung der Rendite. Wir Abstinenten sind mit beiden wohl zufrieden.

Denn auch die Erhöhung der Rendite dient unsern Forderungen. Eine zweite Maßnahme nämlich, die ich in Diskussion stellen möchte, ist die Belastung der Wirtschaften mit den durch sie entstandenen Alkoholschäden. Dafür werden die Wirte überhaupt nicht sein, wir werden die Maßnahmen nur durchführen können, wenn die Rendite der Wirte groß genug ist, und dafür wird bei richtiger Aufklärung der Steuerzahler sein. An sich ist die Sache ganz klar. Trunkenheit ist jede merkbare Beeinträchtigung der menschlichen Fähigkeiten, deutlich zu sehen, gradaus zu gehen, klar zu reden, gut zu verstehen, sachgemäß zu überlegen, zweckmäßig zu handeln, sofern diese Beeinträchtigung durch den Genuß alkoholischer Getränke verursacht worden ist. Trunkenheit ist Trinkkrankheit. Die Folgen der Trinkkrankheit sind persönliche oder allgemeine, vorübergehende oder dauernde, immer aber sind es Schädigungen. Geschieht durch eine solche Schädigung (Verbrechen, Vermögensverlust, Arbeitsunfähigkeit, Geschäftsrückgang, physische oder psychische Krankheit) der Gesellschaft eine Beeinträchtigung, so sucht sie diese abzuwehren und zu ersetzen. Sie kann es am besten dadurch, daß sie die Urheber der Schädigung

dafür verantwortlich macht und zur Rechenschaft zieht. Denn die weitgehende Alkoholisierung rührt einfach daher, daß die Kreise, welche alkoholisieren, wissen, daß man sie nicht zur Verantwortung ziehen kann, deren sie nach klaren Grundsätzen schuldig wären. Man ändere ihr Wissen, so werden sie ihr Verhalten ändern.

Phantastisch mag der Gedanke dem einen und andern vorkommen. Wirklichkeitswidrig, unmöglich ist er in seinen Grundzügen gewiß nicht. Wir müssen in dieser Richtung den nächsten Schritt in der nationalen Bekämpfung des Alkoholismus tun, und ich weiß, wir werden ihn tun. Unser Volk liegt in weiten Kreisen im Banne der Suggestion, daß Alkohol getrunken werden müsse. An sich vielleicht meist ganz ehrenwerte Männer verdienen gewissenlos genug damit Geld, daß unnötig getrunken wird. So darf es nicht bleiben. Dagegen müssen auch die Nichtabstinenten kämpfen.

Schließlich aber ist dieser nächste Schritt, wie es die bisherigen waren, nichts anderes als eine voraushüpfende Welle des Stromes, der kommt, um auch unserm Lande zum Segen zu werden, der Abstinenz. Es ist ein unschönes Gerede, von einer alkoholfreien Kultur zu sprechen. Kulturen bauen sich nicht aus negativen Elementen auf. Aber der Phrase liegt immerhin die Wahrheit zugrunde, daß Alkoholismus kulturhemmend ist.

Ludwig Köhler.

Gottes Heimkehr.

Vor einigen Jahren erschien ein Buch: „Hin und zurück; aus den Papieren eines Arztes." Es erzählt nicht ohne Geschick, wie der Sohn aus pietistischem Hause auf der Universität an seinem Glauben irre, später aber durch schwere Lebensschicksale zum Christentum zurückgeführt wird. So geschickt auch die Bedürfnisse des Gemütes nach dem Glauben dargestellt werden, legt man das Buch doch nur mit halber Befriedigung weg, weil man den eigentlichen „Kampf um die Weltanschauung" doch nicht erlebt, die wirklichen Gründe weder bei der Abwendung noch bei der Rückkehr mit wünschenswerter Deutlichkeit erfährt.

Was der Verfasser (oder, wenn ich recht berichtet bin, die Verfasserin) gewollt aber nicht geleistet, das ist erreicht in dem Buche, von dem ich heute erzählen möchte: „Gottes Heimkehr." Die Geschichte eines Glaubens. Herausgegeben von Richard Kabisch. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Geh. Fr. 5.—, geb. Fr. 6.50.) Es enthält die Aufzeichnungen eines Juristen und erzählt in einem ersten Teil die Jugend, im zweiten die Studienjahre und die Verlobung, im dritten die ersten Jahre in Ehe und Amt. In der Hauptsache fällt der erste Teil zusammen mit der Entstehung des

Glaubens, der zweite mit seiner Erschütterung, der dritte mit seiner Wiedergewinnung. Der Herausgeber (er ist Seminardirektor in Uetersen in Schleswig-Holstein) sagt im Vorwort, ein Jahr nach dem Tode des Erzählers habe ihm seine Witwe diese Papiere übergeben, damit er prüfe, ob es nicht Menschen geben müsse, denen sie lieb werden möchten. Und sie sind mir lieb geworden, denn was bei jenem andern Buche konstruiert war, ist hier wirklich erlebt. Wir haben hier ein Kunstwerk statt des Machwerks.

Kunstwerk, dieses Wort könnte irre führen, als ob wir es mit einer erdachten Geschichte zu tun hätten. Nun, wir fragen unwillkürlich bei der Lektüre, ob Kabisch wirklich bloß der „Herausgeber" und nicht vielmehr der Dichter sei. Aber das ist im Grunde eine Frage der bloßen Neugier. Es mag damit stehen wie es will, das Erzählte trägt deutlich den Stempel des Echten, Erlebten an sich; der das erzählt, hat sicher all diese Kämpfe nicht bloß erdacht, er hat sie selbst durchgekämpft. Und weil er den Leser zwingen kann, ihm nicht bloß als neutraler Zuschauer zu folgen, sondern alles mit durchzuleben, so dürfen wir das Buch ein Kunstwerk nennen.

Kabisch lehnt zwar diese Beurteilung ab. Er habe zuerst die Blätter weggelegt, da er geglaubt, sie wollten ein Kunstwerk sein, „und da schien mir vieles zu fehlen und noch mehreres zu viel zu sein"; erst als er sah, wie es gemeint war, daß der Verfasser seinen Söhnen aufschreiben wollte, was er für den besten Gewinn seines Lebens hielt, habe er sich zur Herausgabe entschlossen. Wir finden auch an mehreren Stellen Abhandlungen eingeschoben, die der Aesthetiker tadeln wird. Und auch wir fragen uns bei ihrer Lektüre, ob es nicht sein Mißliches habe, den Kampf um die Weltanschauung in Form einer Lebensgeschichte vorzuführen, ob sich dazu nicht viel besser eine apologetische Abhandlung eigne.

Aber nein, den Grundgedanken des Verfassers, das was er als den eigentlichen Ertrag seines Lebens auszusprechen wünscht, das konnte er nur in dieser Form aussprechen. Daß der Glaube, solange er bloß angenommene Theorie, zurechtgelegte Weltanschauung ist, kraftlos bleibt und erst da zur Kraft erwacht, wo er aus der erlebten Wirklichkeit Gottes hervorgeht, das kann eine Lebensgeschichte viel deutlicher zeigen als eine Abhandlung. Dieser Unterschied zwischen Gedachtem und Erlebtem läßt sich nicht mit einigen Worten darlegen; man lese aber das Buch, und man wird ihn verstehen. Und weil uns dieses Erleben mit so voller Glaubhaftigkeit und unverkennbarer Wahrheit erzählt wird, kann es auch dem Leser zu einem Stück Gotteserfahrung werden.

Schon in der Jugendzeit spüren wir den Gegensatz zwischen dem Gott, der Timm — so nennt sich der Erzähler — durch die Person seiner Eltern und später seiner Frau berührt und durch den in ihnen lebenden Geist auf ihn einwirkt, der in allerlei Erlebnissen den guten Kern in ihm weckt und stärkt, und dem Gott, an den er in Schule und Konfirmandenunterricht zu glauben gelehrt wird, der

ihm aber in seinem eigenen Leben nicht lebendig entgegentritt. Dieses ganze Gebiet der Bibel und des dogmatischen Lehrgebäudes von Gesetz, Sünde, Versöhnung und Gnade ist ihm eine Welt für sich, an der zu rütteln ihm noch gar nicht eingefallen, nachdem schon längst die kritischen Gedanken, die sich damit nicht vereinigen lassen, über ihn Macht gewonnen haben.

Er wird über die Erkenntnisprobleme, die mit seinem Glauben in Konflikt geraten, leidlich Herr. Er vertieft sich in die Probleme der Naturphilosophie und stellt der mechanistischen Auffassung eine Art Allbeseelungslehre gegenüber. Dem Psychiater, der alle religiösen Heroen als Psychopathen betrachtet und in der Begeisterung ein Symptom geistiger Erkrankung erblickt, weiß er wohl zu antworten. Und doch, er hat das Gefühl, Gott gerettet zu haben und tut sich darauf etwas zu Gute. Zugleich aber spürt er, daß ein Gott, der von Menschen gerettet wird und sozusagen von ihrer Gnade lebt, keine Hilfe und Stütze sein kann. Dazu müßte er mit unwiderstehlicher Gewalt über den Menschen kommen. Gerade durch solche Rettungsversuche kommt Timm in innere Unsicherheit hinein.

Wie er seine todkranke Frau trösten soll, da merkt er, daß dieser angelernte Glaube keine Kraft ist; es ist bloße Theorie gewesen, er versagt, wo er halten und stützen sollte, es zeigt sich, daß er kein wirkliches Vertrauen gewesen ist. Bezeichnender Weise merkt die Frau zuerst die Brüchigkeit des Bodens, auf dem sie beide stehen. Aber dieses selbstgemachte Gebäude mußte zusammenstürzen, damit die Seele für das wirkliche Erleben Gottes frei werden konnte und in diesem Zusammenbruch sieht dann der Befreite wieder Gottes eigene Hand.

Neben diesem Gegensatz von Gedachtem und Erlebtem steht noch ein anderer Grundgedanke. Die Eingenommenheit von sich selbst läßt ihn nicht wirklich zu Gott kommen; sie treibt ihn im Gegenteil immer mehr von Gott weg, in innere Unwahrheit hinein. Es ist zwar keine gewöhnliche, niedere Selbstsucht. Daß Timm groß und ausgezeichnet werde, das ist das eigentliche Lebensziel. Er faßte den Entschluß, Richter zu werden, damit er das Gute belohnen, das Böse strafen könne. Das will er aber, weil es ihm schmeichelt, gleichsam als Gottesgeißel über die Erde zu wandeln.

Die Leugnung der Willensfreiheit, zu der er als Student gekommen ist, weiß er zwar mit seinem Richterberuf leidlich in Einklang zu bringen. Aber mit dem Determinismus ist auch der Zweifel an der Geltung von Gut und Böse in sein Herz geschlichen, trotzdem aber hält er an dem Ziele seiner Eitelkeit fest. Weil er der fromme und korrekte Timm sein möchte, hält er trotz seinen Zweifeln an der angelernten Religion fest. Trotzdem ihm das Recht des Keuschheitsgebotes wankend geworden ist und er seine Gedanken von Lüsternheit nicht mehr freihält, tritt er noch weiter als Vorkämpfer gegen die Unsittlichkeit auf. So kommt er immer tiefer in die innere Unwahrheit hinein und seine angelernte Religion vermag ihn nicht zurückzuhalten.

Doch es naht die Katastrophe. Nachdem ihn der Ehrgeiz zur Denunziation eines seiner Carriere im Wege stehenden Kollegen getrieben, erwacht sein Gewissen und enthüllt ihm seine ganze Verlogenheit. Aber er hat nicht die Energie, mit seiner Erkenntnis ernst zu machen, er fährt fort, die Rolle des untadeligen Timm zu spielen, seine eigene Frau und seine ganze Umgebung zu täuschen, er steigt empor zu der höhern Stelle, die er durch seine niedrige Handlungsweise gewonnen. Aber schließlich bricht er über der innern Marter dieses Zwiespaltes seelisch und auch körperlich zusammen.

Jetzt aber, wo Timm gebrochen, elend, klein am Boden liegt, jetzt, wo ihn der Ekel über seine Unwahrheit erfaßt hat, kann Gott zu ihm kommen. Er merkt, wie eben in diesem Haß gegen die Lebenslüge bei ihm selbst und bei andern, in seinem Zorn über die Zureden des Nervenarztes, es doch nicht allzuernst zu nehmen, da sonst das Leben alle seine Gemütlichkeit verliere, wie in seiner Verachtung solcher oberflächlicher Gemütlichseit Gott sich in ihm geregt hat. Plötzlich geht es ihm schließlich auf: diese Stimme des Wahrheitsernstes, die ihm zugerufen: „willst du nun mit Lüge und Haß dein Leben erhalten, dann wirst du sterben vor Selbstverachtung," das ist Gott gewesen. Und im selben Augenblick, wo er den heiligen Ernst Gottes begreift und sich ihm bedingungslos unterwirft, geht ihm auch das Verständnis dafür auf, daß dieser selbe Gott zugleich der Gnädige ist.

Es geht ihm auf an der Geschichte von der großen Sünderin im Evangelium; es tritt vor sein Auge die Darstellung aus der Bilderbibel seiner Mutter: „Er (Jesus) sprach zu dem Weib, das weinend am Boden lag, weinend über seinen Füßen, mit den Haaren sie trocknend, ganz entzwei, gleichgültig gegen die harten, stechenden Blicke der Welt, gleichgültig gegen die eigene Schande. Denn sie sah nur den Einen, der aufgestanden war in ihrem Herzen. Da strich er mit der Hand über diese Haare und sagte: ‚Deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin mit Frieden. Dein Glaube hat dir geholfen.'"

Nie hatte ich das Wort verstanden. Dein Glaube! Das war mir Papier gewesen. Und heute leuchtete es aus allen übrigen Worten hervor, als wären alle übrigen nur um seinetwillen geschrieben. Ihr Glaube!

Sie hatte bis dahin nicht geglaubt an Gott. Wie die meisten Menschen nicht an Gott glauben. Sie hatte gehört von einem Allmächtigen, Allgegenwärtigen, Allwissenden, Heiligen. Aber geglaubt hatte sie nicht. So oft sie auch das nachgesprochen und so wenig sie auch daran gezweifelt hatte. Wirklich, sie hatte nie daran gezweifelt. Aber nie daran geglaubt. Sie hatte geglaubt, ihren eigenen Willen tun zu können, als wenn es keinen allmächtigen Willen gäbe. Sie hatte geglaubt, ihre Geheimnisse ganz für sich allein zu haben, als wenn kein Allwissender da sei. Sie hatte geglaubt, für sie selbst sei und bleibe ihre Sünde eine Lust, wie wenn der Heilige, dem die Sünde ein Greuel ist, nicht auch in ihr allgegenwärtig sei. Da war

der überwältigende Ernst dieses Jesus zu ihr gekommen so scharf durchdringend und so mild schmelzend, wie ein Sonnenstrahl und hatte ihr Herz geöffnet. Und unter Schauern der Empfängnis hatte sie Glauben gewonnen. Allgegenwärtig, allmächtig, unwiderstehlich stand der Heilige in ihr. Es war vergeblich, die Geheimnisse der Sünde mit starrem Trotz zu bedecken. Da lagen sie bloß wie aufgebrochene Schwären.

Und dennoch leise, leise quoll es zu gleicher Zeit wie kommende Genesung. Es war doch in ihrem eigenen Busen, daß der Heilige lebendig geworden. In diesem befleckten, diesem verwirrten Herzen. Da stand Gott in ihr. Sie war ihm, sie war ihm nicht fern. Und wie entzückende Ahnung dämmerte es ihr auf, daß sie unmöglich verloren sein könne, da der Heilige, der Allmächtige in ihr lebendig geworden. Wirklich lebendig mit solchem Leben, von dem das Herz klopft und die Augen überfließen. Und mit dem Entzücken des Kindes, das zum ersten Mal mit Bewußtsein den Frühling erlebt, horchte sie auf das Frühlingsrieseln in ihrer Seele. Scheu und selig wie das Veilchen aus den Grashalmen drängte sie sich zu dieser Sonne. Sie glaubte mit der ganzen Seligkeit des Glaubens. Und sie fühlte diese Hand auf ihrem Haar: „Dein Glaube hat dir geholfen."

Das verstand Timm, weil er dasselbe erlebt hatte, und diese Geschichte half ihm das eigene Erlebnis deuten.

So ist Gott zu ihm heimgekehrt, nachdem Timm, der ihm im Wege gestanden, von seiner Höhe gestürzt war. Deshalb ist sein Ziel auch nicht mehr, Timm zu erhöhen, sondern einzig diesen Gott zu erhöhen, der als der Heilige und Gnädige zugleich zu ihm gekommen. Aus diesem Verlangen empfängt er nun auch neue Kraft, seine zerrütteten Nerven zu doppelt treuem Dienst zu zwingen; denn Gott hat ihn ergriffen, während er früher Gott gerettet zu haben geglaubt hatte.

Er zweifelt keinen Augenblick daran, der ihm dort erschienen war und ihn vernichtet und aufgerichtet zugleich, das ist die Kraft, die alles Leben hervorgebracht hat, die es erhält und trägt und ohne die nichts ist was ist, und der nichts entrinnen kann, weil alles von ihr lebt. Und diese Kraft heißt Wahrheit und Gesetz und Liebe. In der Hingebung an diese Kraft fühlt er erst die rechte Freiheit, während Timm, der sein eigenes und nicht Gottes Leben hatte leben wollen unfrei gewesen war.

Mit packender Gestaltungskraft schildert der Verfasser diese Vorgänge des innersten Lebens, und erschüttert erleben wir diesen Zusammenbruch des eitlen Ich, um auch aufatmend an der Befreiung teilzunehmen. Daß der ganze Umschwung nicht in einem kurzen Akt zusammengedrängt ist, wie es ein Tendenzroman getan hätte, spricht für die Wahrheit der Erzählung. Was keine Predigt und Ermahnung erreicht hätte, das packt uns deshalb hier unwiderstehlich, das Erlebnis Timms wird uns zum Gericht an uns selbst: Wir stehen mit allem Tugendstreben Gott ferne, so lange die Größe und Vor-

trefflichkeit der eigenen Person unser Ziel ist, und wir Gott bloß dafür zu brauchen glauben, daß er unsere Tugend schütze und belohne. Erst wenn das Ich klein geworden ist, Gott aber allein groß und wichtig, sodaß wir das Gute nur um seinetwillen tun, erst dann hat unser Leben Wert und unser Christentum Wahrheit gewonnen.

Es ist die Lebensgeschichte eines Menschen, der eine „Bekehrung" erlebt hat. Will der Verfasser sagen, es müßten alle solchen Bruch erleben, und nur der Bekehrte sei ein rechter Christ? Ich denke nicht, es ist ein Schicksal, das uns erzählt wird, und Gottes Wege sind nicht für alle die gleichen. Daß wir vom Gedachten zum Erlebten durchdringen sollen und das Streben nach der Größe des eigenen Selbst dem Erlebnis Gottes im Wege steht, das können und sollen wir von diesem Leben lernen. Aus dem Uebrigen aber dürfen wir kein Gesetz machen. Wohl sind es meist nicht die Schlechtesten, die solche Bekehrung erleben, und die tiefsten Geister werden am ehesten durch einen Bruch hindurchgeführt und erleben dabei das Tiefste, alle Schrecken der Gottesferne und kosten darum umsomehr die Wonne der Gottesnähe. Sie sind größer in ihrem Irren und Fehlen wie in ihrem Wiederaufstehen. Bei ihnen wird sich der Kampf zwischen dem Göttlichen und dem Selbstischen in dramatischen Konflikten und gewaltsamen Revolutionen entladen, während er bei anderen, bei den Matten und Mittelmäßigen, mehr ein stilles, zähes Ringen sein wird; ihr schwacher Geist würde wohl solche Erschütterungen nicht aushalten. Sie können nicht Gleiches erzwingen, sondern müssen sich dabei bescheiden, zu den Kleinen zu gehören und ihr inneres Leben zu ernähren von dem, was die Großen und Tiefen erkämpft haben. Und wenn wir mit dem Empfangenen treu haushalten, so sind auch wir Christen zweiten Ranges doch nicht unnütze Glieder der Welt Gottes.

Weil wir von solchem tieferen Erleben Gottes in diesem Buch etwas finden und empfangen, wollen wir trotz manchem, was der Aesthetiker daran auszusetzen haben mag, dem Verfasser und dem Herausgeber von Herzen dankbar sein, daß sie es uns geschenkt haben.

R. Liechtenhan.

Der „christliche" Arbeiter und die Arbeiterbewegung.

Die Stellung der „christlich-sozialen" Richtungen aller Art zur Arbeiterbewegung ist eines der wichtigen Probleme des sozialen Kampfes. Es ist für das Christentum vielleicht noch viel kompromittierender als es für die Arbeiterbewegung schädlich ist, wenn die „christlichen" Arbeiter sich von den übrigen (d. h. von den sozialdemokratischen) absondern, eigene Organisationenen gründen und bei

Aktionen, die die Arbeiterschaft gemeinsam ausführen sollte, gesondert vorgehen oder gar den andern in den Rücken fallen. Gewöhnlich proklamieren sie im Namen des Christentums die Unabänderlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und werden Verbündete des staatlichen oder kirchlichen Konservatismus. So verhält es sich z. B. in Deutschland und der Präsident des evangelisch-sozialen Kongresses, der berühmte Theologe Harnack, hat dieser Richtung vor einiger Zeit seine Sympathie erklärt.

Desto wertvoller ist es, daß die „evangelisch-sozialen" Arbeitervereine der Schweiz eine andere Haltung einnehmen. Sie wollen ihre Mitglieder bloß auf religiösem Boden sammeln und stärken, fordern sie aber ausdrücklich auf, keine wirtschaftlichen Sonderorganisationen zu gründen, sondern den „freien" Gewerkschaften beizutreten, die in der Mehrheit aus Sozialdemokraten bestehen. Dieser Sachverhalt (an dem auch die Sozialdemokratie besonders in der Person Greulichs ein Verdienst hat) ist sehr erfreulich, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß einzelne evangelisch-soziale Vereinigungen, wie z. B. die baslerische, mit der konservativen (vulgo liberalen) Partei gehen, was nicht geeignet ist, sie modernen Arbeitern zu empfehlen.

Diese im ganzen doch erfreuliche Haltung ist durch einen Vortrag festgelegt und markiert worden, den Herr Pfarrer Benz am achten Delegiertentag der schweizerischen evangelisch-sozialen Arbeitervereine, der im Mai dieses Jahres in Bern stattfand, gehalten hat und der nun im Druck erschienen ist.*) Er darf insofern als eine Tat bezeichnet werden. Es ist erquickend, wie Benz die Pflicht des christlichen Arbeiters begründet, an der Arbeiterbewegung teilzunehmen und sich, solange dazu nicht dringende Ursachen vorhanden seien, nicht in eine Sonderorganisation zurückzuziehen, sondern in den vorhandenen als ein Salz zu wirken; erquickend auch, was hier an sozialen Wahrheiten den konservativen „christlichen" Kreisen gesagt wird, die das „Evangelisch-Soziale" gern als ihre Domäne betrachten.

Aber an diesem letzten Punkte setzen auch meine Bedenken gegen die sonst so wertvolle Schrift ein. Benz betont im letzten Teil seiner Arbeit, wie der „christliche" Arbeiter sich vom gewöhnlichen, sozialistischen unterscheiden soll durch Vermeidung des Klassenhasses, musterhaftes Familienleben, Treue in der Arbeit u. s. w. Dabei fallen allerlei trübe Lichter auf die gewöhnliche, sozialistische Arbeiterschaft. Das klingt mir nun doch (trotzdem es Benz sicher nicht so meint) etwas nach der Melodie: „Seht, wir Christen sind doch andere Leute!" Jene konservativen Kreise, von denen ich geredet habe, werden sich mit Begier auf diesen Teil der Schrift stürzen. Sie hatten es nicht nötig, daß man ihnen diese Wahrheiten sage, ihnen hätte noch kräftiger gezeigt werden müssen, wie gerade jene sittlichen Güter, die Benz dem

*) Gewissenspflichten des christlichen Arbeiters. Von Gustav Benz, Pfarrer. Basel 1908. Fr. Reinhardt.

„christlichen" Arbeiter so sehr ans Herz legt, durch die Arbeiterbewegung gefördert, zum Teil erst möglich gemacht werden. Sonst läuft für die genannten Kreise alles auf das alte, bequeme Schlagwort: „Zuerst bessere Menschen!" hinaus, mit dem man gründliche soziale Reform ablehnt. Auch scheint Benz mir trotz aller Anerkennung, die er ihnen spendet, die sittlichen Kräfte, die in der sozialistischen Arbeiterbewegung schaffen, zu unterschätzen und ihre trüben Begleiterscheinungen zu einseitig hervorzuheben. Wir sogenannten Christen haben nach meiner Ansicht nicht Ursache, sie zu richten, sondern uns vor ihr zu schämen und von ihr zu lernen. Diese Art der Betrachtung deutet den Unterschied an, der zwischen Benz und uns andern besteht. Wir setzen die Akzente anders.

Im übrigen bin ich mit fast allem, was Benz sagt, einverstanden, freue mich des Vorhandenen und hoffe, daß er noch einmal zu einer freudigeren Bejahung der sozialistischen Arbeiterbewegung gelange. Ich hoffe auch, daß ein Tag komme, wo man nicht mehr von „christlichen" und nichtchristlichen Arbeitern spricht, sondern schlechtweg von Arbeitern. Die Broschüre, die alle Vorzüge hat, die die Schriften von Pfarrer Benz auszeichnen, empfehle ich lebhaft. Sie bezeichnet einen Schritt weiter auf dem Wege, der Christentum und Sozialismus zusammenführt.

L. Ragaz.

Umschau.

Der Fall Wassilieff. Dem Protest gegen die Auslieferung des russischen Flüchtlings Wassilieff durch Beschluß des schweizerischen Bundesgerichtes schließen wir uns von Herzen an. Wir sind keine Juristen, aber dieser Fall liegt so klar, daß jeder einigermaßen Denkfähige sich darüber ohne weiteres ein Urteil bilden kann. Soweit haben wir es im Untertänigkeitsgefühl noch nicht gebracht, daß wir vor dem Spruch irgend einer Behörde einfach in Ehrfurcht verstummten. Diese Ehrfurcht wird von uns regelmäßig da verlangt, wo man die Kritik zu scheuen hat, aber da, wo die echte Ehrfurcht am Platze wäre, z. B. vor der Reinheit und Würde des Weibes, ist sie unter uns keineswegs so verbreitet. Es

handelt sich in diesem Falle auch gar nicht um juristische, sondern um politische Erwägungen. Daß Wassilieff ein politisches Verbrechen begangen hatte, war klar. Nicht der Schatten irgend eines persönlichen Motives konnte ihm nachgewiesen werden. Er hatte einen jener Tyrannen und Tyrannenwerkzeuge getötet, die, zehnmal schlimmer als Geßler, in seinem unglücklichen Vaterlande schalten, einen Mann, auf dessen Schuldkonto Brutalität und Vergewaltigung alles Rechtes, Mißhandlung von Kindern und Schändung von Frauen stand, gerichtet. Denn ein anderes Gericht gibt es in Rußland für solche Menschen nicht. Er hat das getan, was wir Schweizer in allen unseren patriotischen Erinnerungen feiern. Dafür haben schweizerische Richter ihn dem Henker ausgeliefert.

Man verstehe mich nicht falsch: ich selbst halte jede Gewalt für böse und glaube, daß es in letzter Instanz nie richtig sei, Böses durch Böses besiegen zu wollen. Ich stehe also auf dem Boden Tolstois, nicht Wassilieffs. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß seine Tat ein rein politisches „Verbrechen" war, aus hochherzigen Motiven begangen, ein Tyrannenmord, wie ihn bis jetzt alle Freiheitslieder der Völker verherrlicht haben. Ich halte es für durchaus richtig, seine Tat mit derjenigen Tells (oder Johann Caldars, Baumgartens im „Wilhelm Tell") zu vergleichen, von Jürg Jenatsch gar nicht zu reden. Dann durfte er aber nach bisheriger schweizerischer Praxis nicht ausgeliefert werden.

Wir zweifeln nicht daran, daß die sechs Richter, die Wassilieff dem russischen Büttel ausgeliefert haben, dabei ihrer Ueberzeugung gefolgt sind. Aber wir können nicht umhin, anzunehmen, daß ihre Ueberzeugung durch eine gewisse bürgerlich-reaktionäre Denkweise, besonders die Abneigung gegen alles Revolutionäre, wie sie bei uns ja weite Kreise beherrscht, beeinflußt wurde. Und vollends unerträglich finden wir es, daß eine einzige Stimme über Tod und Leben eines Menschen und über die politische Haltung der Schweiz in einer so wichtigen Sache entscheiden könnte. Der Präsident des Bundesgerichtes behauptet zwar in einer öffentlichen Erklärung, daß in diesem Falle der alte Grundsatz: in dubio pro reo (d. h. im Zweifelsfalle zu Gunsten des Angeklagten) nicht habe zur Anwendung kommen können, da es sich nicht um einen Angeklagten gehandelt habe, sondern einfach um die Prüfung der Frage, ob Auslieferung nötig sei oder nicht und daß niemand ihm verwehren könne, seine Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen. Das scheint auf den ersten Blick richtig zu sein, ist es aber nur rein formell. In Wirklichkeit war Wassilieff doch ein Angeklagter. Das Bundesgericht selbst untersuchte ja die Motive seiner Tat und die Hälfte der Richter kam zu dem Ergebnis, daß zum Teil „gemeine" Motive ihn geleitet hätten. Und es handelte sich um Leben oder Tod. Wenn Herr Jäger seiner Ueberzeugung dadurch Ausdruck gab, daß er für Auslieferung stimmte, so hatte das zur Folge, daß ein junges Leben dem Tod verfiel. Wäre da nicht nach uralter Regel und nach gewöhnlichen sittlichen Ueberlegungen ein anderes Verhalten am Platze gewesen? Hätte der Gerichtspräsident nicht erklären können: „Die Hälfte der Richter, ernste, pflichtbewußte Männer, finden, daß es rein politische Motive gewesen, die Wassilieff geleitet, ich selbst bin der Ansicht, daß seine Tat teilweise den Charakter des „gemeinen Verbrechens" trage, aber da ich mich irren kann und an meiner Stimme das Leben dieses jungen Mannes hängt, so bin ich doch gegen die Auslieferung"? Das wäre keine „Verleugnung der eigenen Ueberzeugung", sondern einfach Bescheidenheit, Humanität, Ehrfurcht vor dem Menschenleben gewesen.

Diese Ehrfurcht haben die alten Zeiten gehabt. Mir ist ob dieser Verhandlung dort auf dem Montbenon in Lausanne eine andere, uralte, in den Sinn gekommen, die, wie die Sage meldet, vor dreitausend oder mehr Jahren auf dem Areopag in Athen stattgefunden hat.*) Vor dem Gericht stand auch ein schutzsuchender Flüchtling, Orestes, der die Mutter, die Mörderin des Vaters, erschlagen hatte. Die Stimmen waren auch gleich, da erschien Athene, die Göttin der Weisheit und Menschlichkeit, und legte eine weiße Kugel (das Zeichen der Freisprechung) in die Urne. Ich wünschte,

*) Widmann erinnert an die Geschichte des schutzflehenden Oedipus, der von den Athenern abgewiesen wird.

unser Bundesgerichtspräsident hätte in entscheidender Stunde an diese Stimme der Menschlichkeit aus grauem Altertum gedacht!

Die Schweiz hat eine schwere Niederlage erlitten durch ihre eigenen Söhne. Leider liegt darin nicht viel Ueberraschendes mehr. Wir sind allgemach ein recht rückständiges Land geworden. Wer sich ein wenig, sei es vermittelst der Literatur, sei es durch Reisen und persönliche Berührung, draußen in der Welt, besonders den demokratischen Ländern, England und Amerika, umgesehen hat, weiß, welch' ein größerer und freierer Geist dort weht. Möge das neueste Erlebnis über diese Wahrheit vielen die Augen öffnen, dann wird es auch etwas Gutes schaffen.

In diesem Sinne schließe ich mich dem Proteste an, den der Waadtländer Dichter René Morax der Presse übergeben hat. Es gibt noch eine Schweiz, die über den auf dem Montbenon gefaßten Beschluß trauert. L. R.

Die Abstimmung über die **Absinthinitiative** ist dazu angetan, allen Arbeitern für den Fortschritt des Guten das Herz zu stärken. Das scheint mir das Erfreulichste an diesem Tage zu sein, viel erfreulicher noch als der direkte Erfolg im Kampfe gegen den Alkohol. Wer hätte vor zehn Jahren noch die siegreiche Durchführung einer solchen Aktion auf Schweizerboden für möglich gehalten? Wir wollen die sittliche Leistung, die in diesem kraftvollen Ja steckt, nicht überschätzen, denn es bedeutete für die meisten Deutschschweizer keine Entsagung. Trotzdem war es kein Kleines, daß 236,582 Männer eine solche prohibitive Maßregel billigten, auch wenn sie nicht direkt darunter zu leiden hatten. Man hatte es ihnen genügend gesagt, daß nachher Wein und Bier an die Reihe kommen würden, hatte an ihre „persönliche Freiheit" appelliert, und damit einen Punkt berührt, wo der Schweizer sehr empfindlich ist. Daß das alles nicht verfing, ist ein gutes Zeichen für den ethischen Ernst, der in unserem Volke noch vorhanden oder neu erwacht ist — womit wir natürlich nicht allen denen, die Nein gestimmt haben, den ethischen Ernst absprechen wollen.

Nicht vergessen wollen wir auch die gewaltige freiwillige Arbeit, die zur Herbeiführung dieses Resultates von verschiedenen Seiten geleistet worden ist und ohne die es nicht so gegangen wäre. Vor allem verdienen der eidgenössische und die kantonalen Ausschüsse für die Initiative den höchsten Dank. Einzelne Männer haben dieser Sache Monate fast völlig gewidmet, ohne daß ihnen jemand dafür gedankt hätte. Erhebend war es, zu sehen, wie junge Leute bei der Sammlung der Unterschriften und nachher bei der Agitation vor der Abstimmung ins Feuer gingen. Das sind die Kämpfe, in denen in Zukunft immer mehr ein Teil der Kräfte zum Ausdruck gelangen wird, die einst der Krieg verbrauchte. Auch die Pfarrer, an die wir in Nr. 6 appelliert, haben zum nicht kleinen Teil sich eifrig für die Sache eingesetzt. Der in Lausanne erscheinende „Essor" hat eine Nummer ihr ausschließlich gewidmet. Kurz, was wir bei diesem Anlaß erlebt haben, darf wohl die Stimmung des bekannten Lieds in uns auslösen: „Es kann zu jeder guten Tat Ein jeder frischer glühn." L. R.

Büchertisch.

Philosophische Bibliothek. Diejenigen unserer Leser, die sich für philosophische Fragen interessieren, möchten wir einmal auf die ausgezeichnete Serie von guten und sehr preiswerten Neu-Ausgaben der philosophischen Klassiker hinweisen, welche im Verlage der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig unter dem obigen Titel erscheint. Die 114 bisher erschienenen Bände erfreuen sich bei Kennern großer Beliebtheit und die gewöhnlich gut orientierenden Einleitungen und Erläuterungen ermöglichen auch dem Laien zumeist eine fruchtbringende Lektüre.

Mit dem 115. Band ist nun die „Philosophische Bibliothek" über ihr ursprüngliches Programm hinausgegangen. Sie plant eine kleine Reihe von möglichst allgemein verständlichen, zusammen-

fassenden Orientierungswerken über den heutigen Stand philosophischer und verwandter Bestrebungen. Der vorliegende Band (115) ist ein recht brauchbarer, sachlich und klar geschriebener Grundriß moderner Psychologie.*) Der erste Teil führt in die allgemeinen Probleme ein, welche das Seelenleben und sein Verhältnis zum körperlichen Geschehen darbietet. Der zweite spezielle Teil referiert vortrefflich über die Ergebnisse und die noch ungelösten Fragen der neueren Seelenkunde. Wer sich einen zuverlässigen Einblick in die Arbeit und die Erfolge dieser jungen Wissenschaft verschaffen will, dem ist hier eine ausgezeichnete Gelegenheit dazu geboten. Sie dürfte um so freudiger ergriffen werden, als ja gründliche psychologische Kenntnisse von eminenter praktischer Bedeutung sind oder sein können. P. H.

Der Unterricht im Freien auf der höheren Schulstufe. In Verbindung mit Lehrern der obern Realschule zu Basel herausgegeben vom Rektor dieser Anstalt, Dr. Robert Flatt. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld.

Daß auf den allgemach trocken und staubig gewordenen Gefilden des modernen Schulbetriebs frisches Leben allenthalben aufblüht, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Ein solches Zeichen frischen Lebens ist auch das Buch, das ich hiemit anzeigen und warm empfehlen möchte. Herr Dr. Flatt, der energische Rektor der obern Realschule in Basel, erblickt in einer möglichst ausgiebigen Verlegung des Unterrichts ins Freie ein wichtiges Mittel pädagogischer Verjüngung. Er stützt sich dabei auf reichliche Erfahrungen, die in der von ihm geleiteten Schule durch Versuche dieser Art gemacht worden sind. Auf halb- oder ganztägigen Exkursionen wurden einzelne Klassen, gelegentlich auch mehrere zusammen durch einen Lehrer oder mehrere, an naturwissenschaftlich oder historisch interessante Punkte geführt, um dort einen Anschauungsunterricht zu erhalten, der ganz sicher ungleich mehr Eindruck machte, als wenn in der Schulstube von den gleichen Dingen geredet worden wäre, sei's auch an Hand von Abbildungen oder Vorweisungen. Eine Reihe solcher Ausflüge sind in dem Buche in sehr interessanter Weise geschildert. Keiner, der mit diesen Dingen zu tun hat, sollte sie ungelesen lassen. Unsereins bekommt ob diesen Schilderungen unwillkürlich das Gefühl: „O hättest du es als Schüler auch so schön gehabt!" Gewiß hat schon lange da und dort ein Lehrer ähnliches ausgeführt, aber im ganzen ist's doch viel zu wenig geschehen.

Herr Dr. Flatt erwartet von einer Ausbreitung dieser Art des Lehrens Belebung des Interesses am Unterricht, Hebung der körperlichen und geistigen Gesundheit der Schüler, besonders Stählung des Willens, der sittlichen Lebensfrische, eine bessere Bekanntschaft des Lehrers mit dem geistigen Wesen des Schülers, und zugleich eine auf die einfachste und natürlichste Weise hergestellte Konzentration des Unterrichts. Wir können ihm darin nur recht geben. Natürlich ist auch dieser Vorschlag nicht ein pädagogisches Allheilmittel (er ist auch nicht so gemeint), nur ein Mittel unter vielen, es muß mit Maß und Vorstand angewendet werden und stellt an die Persönlichkeit des Lehrers nicht kleine Anforderungen, aber alles Gute kostet etwas und hat seine Gefahr. Wir wünschen dem Buche eine kräftige Wirkung. L. R.

*) Dr. Stephan Witasek, Grundlinien der Psychologie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1908. Preis 3 Mark.

Noch nie probiert!

Wendell Philipps, der berühmte amerikanische Vorkämpfer in der Bewegung gegen die Sklaverei, wurde eines Tages gefragt: „Hat das Christentum sich eigentlich bewährt oder nicht?" Er antwortete: „Ich kann's nicht sagen, man hat's noch nie probiert!"

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Sind wir verantwortlich?

Der Generation unserer Urgroßeltern war von den überlieferten christlichen Dogmen kaum eines so anstößig, wie dasjenige von der Erbsünde. Jenes Geschlecht glaubte in ungetrübtem Optimismus an die Güte der menschlichen Natur.

In seiner alten Form, die ihm namentlich Augustin gegeben, ist jenes Dogma damals auch wirklich gefallen, um nicht wieder zur Herrschaft aufzustehen. Auch die wenigsten Anhänger der heutigen Orthodoxie werden noch lehren, die Schuld, die Adam im Paradies auf sich geladen, werde auf alle seine Nachkommen übertragen, indem durch den als sündlich aufgefaßten Zeugungsvorgang die fleischliche Begierde beständig von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt werde. Und wenige von den Geistesströmungen der gebildeten Welt Berührte werden mehr die Behauptung verfechten, daß wegen der Erbsünde das neugeborene Kind der Verdammnis verfallen sei, wenn ihm nicht durch die Taufe die Wirkung der Erlösungstat Jesu zugeeignet werde.

Der naive Optimismus der Aufklärungszeit ist als Reaktion gegen diese düstere Theorie zu begreifen. Aber auch seine Anhänger sind heute vereinzelt, denn gegen ihn ist eine neue Reaktion eingetreten; diese neue Anschauung betont wieder mit Entschiedenheit die Erbsünde, um ebenso radikal die Erbschuld zu streichen. Sie betrachtet jeden Menschen als Produkt in erster Linie der Vererbung, sodann auch der Umgebung und der Lebensschicksale. Und indem sie diese Abhängigkeit unterstreicht, streicht sie die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun durch. Die einzelne Tat geht mit Notwendigkeit aus dem Charakter hervor und dieser mußte unter den gegebenen Umständen mit Notwendigkeit diese Besonderheit annehmen.

Wir haben es wirklich bei der Vererbung mit unleugbaren Tatsachen zu tun. Zwar sind wir noch lange nicht so weit, Gesetze der Vererbung aufzustellen und dadurch mit einiger Wahrscheinlichkeit zukünftige Erscheinungen vorauszuberechnen. Es ist auf diesem Gebiet

noch alles unberechenbar. Es können natürlich sehr wohl Gesetze und Regeln der Vererbung vorhanden sein; nur sind sie uns nicht bekannt. Man möchte etwa die Hypothese aufstellen, daß der Gemütszustand der Eltern bei der Zeugung und während der Schwangerschaft großen Einfluß auf das Kind ausübe, und manches spricht dafür. Aber dann beobachtet man wieder, daß Zwillinge, die doch in ihrem ersten Entwicklungszustand genau unter denselben Einwirkungen gestanden haben, nach Körpergestalt, Temperament und Charakteranlage ebenso ähnlich wie verschieden sein können. Besonders auffallend ist das Ueberspringen von Generationen. Wenn wir hier aber auch noch vor lauter Rätseln stehen, so wird dadurch die Tatsache der Vererbung nicht aufgehoben.

Sie beschränkt sich gar nicht bloß auf körperliche Eigentümlichkeiten, wie die berühmte Habsburgernase und -Unterlippe und dergleichen. Sie ist auch unverkennbar bei geistigen Fähigkeiten, künstlerischer Begabung und, worauf es uns hier ankommt, beim Temperament und Charakter. Ein Kind, das seine Eltern nie gekannt hat, bei dem also direkte psychische Einwirkung ausgeschlossen ist, kann doch die Charakteranlage derselben zeigen, daß man deutlich erkennt: das kommt vom Vater und jenes von der Mutter. „Es steckt im Blut," lautet der populäre Ausdruck. Eltern sehen zu ihrem Schmerz Fehler, die sie überwunden zu haben glaubten, bei ihren Kindern wieder hervorbrechen. Auch wenn man sich bemüht, möglichst gleichmäßig zu sein, beobachtet man doch, daß ein Kind auf die Erziehungsarbeit anders reagiert als das andere. Bei dem einen hat man nicht die geringste Mühe, es zur Wahrhaftigkeit anzuleiten, während man beim andern einen hartnäckigen Kampf gegen die Lüge zu führen gezwungen ist, und doch war die Behandlung und das Beispiel der Eltern bei beiden gleich. Die Verschiedenheit muß auf angeborener Anlage beruhen. Oder woher kommt es, daß das eine Kind vom bösen Beispiel angesteckt wird, während das andere davon unberührt bleibt? Sie kommen eben schon verschieden auf die Welt.

Andere sind geneigt, die Macht der Vererbung gering anzuschlagen und den neugeborenen Menschen als ein ganz unbeschriebenes Blatt zu betrachten; dafür stellen sie alles ab auf die Gewalt des Milieus. Es mag auch vieles fälschlich für angeboren gehalten werden, was erst das Werk einer spätern Erziehung ist. Es wird sich oft nicht entscheiden lassen, was angeboren und was erworben ist. Jedenfalls läßt sich die Einwirkung des Milieus nicht leugnen. Die Anlage, welche die Vererbung grundlegend mitgegeben, wird nun durch die seelischen Einflüsse der Umgebung befestigt. Und zwar sind die ersten Wirkungen auch die tiefsten. Der erwachende Geist ist geneigt, das, was er in seiner nächsten Umgebung, also normalerweise im Elternhaus, erblickt, für selbstverständlich hinzunehmen und die später in seinen Gesichtskreis eintretenden Erscheinungen daran zu messen. Dem Kind aus einer Lügnerfamilie wird die Lüge natürlich und ein die

Wahrheit gestehender Kamerad als dummer Tölpel erscheinen, und alle ernsten Mahnungen werden wirkungslos an ihm abprallen. Die Bedeutung der Erziehung ist groß, aber die unbewußte Wirkung des Beispiels macht hier mehr aus als die absichtsvolle Einwirkung durch Mahnung und Warnung, durch Lohn und Strafe. Korrekturen kann die letztere wohl am werdenden Charakter noch anbringen — natürlich auch noch viel verderben — aber die Richtung der Entwicklung bestimmt der unbewußte Einfluß.

Auch den Einfluß einer dritten Macht dürfen wir nicht unterschätzen, der Lebensschicksale. Welche Erfahrungen ein Mensch macht, was für Versuchungen er ausgesetzt ist, das hat doch auch wieder seine ungeheure Bedeutung, über die niemand selbst Macht hat. Wie viele Prostituierte z. B. wurden verführt oder mißbraucht, dann in Verachtung und Not hinausgestoßen und endeten im Leben der Schande! Ihre Schicksale haben das aus ihnen gemacht, was sie nun sind.

All' das werden wir in Rechnung ziehen, ehe wir vorschnell über Andere ein Urteil fällen. Der ersten Entrüstung wird die Ueberlegung folgen: Kann dieser Mensch soviel dafür? Hätte ich selbst unter gleichen Umständen anders gehandelt? Hätte ich die gleichen üblen Anlagen schon von meinen Eltern her mit in die Welt gebracht, hätte ich in derselben Umgebung aufwachsen müssen, wäre ich ebenso großen Versuchungen ausgesetzt gewesen, hätte ich unter denselben sozialen Verhältnissen gelitten, so hätte ich auch nicht anders werden können als er jetzt ist. Es ist leicht zu sagen, er hätte allen diesen Einflüssen Widerstand entgegensetzen müssen. Aber woher hätte er den Willen, solchen Widerstand zu leisten, und die Kraft dazu nehmen sollen? Es hat ihm niemand bessere Motive eingepflanzt; es hat ihn niemand angehalten, seinen Willen zu stählen. Lehrer und Pfarrer haben sich einige Mühe mit ihm gegeben. Aber es fehlten die psychologischen Voraussetzungen, unter denen ihre Versuche hätten Erfolg haben können. Diese Milderungsgründe werden wir gerade in den krassesten Fällen am lebhaftesten geltend machen müssen. Es gibt einfach geborene Verbrecher. Kurz, wir betonen die Erbsünde so stark, daß die Verantwortung aufgehoben wird.

Diese Betrachtungsweise ist durchaus modern. Aber indem wir sie anwenden, spüren wir, daß wir dabei das Christentum für uns haben, daß sie dem Geist Christi besser entspricht als die grausame Justiz früherer Zeiten, aber auch noch als die starre Vergeltungstheorie der klassischen Kriminalistenschule, trotzdem wir die Christen in Mehrzahl auf ihrer Seite sehen.

Wir können auch wohl begreifen, was sie gegen diese moderne Beurteilung eingenommen hat. Dieselbe wird nämlich bedenklich, sobald wir sie auf uns selbst anwenden, sobald wir uns damit entschuldigen und die Verantwortung von uns abzuwälzen suchen. Wir spüren wohl, wie damit, daß wir sagen: „ich konnte nicht anders," aller Schwung des sittlichen Strebens gelähmt ist und die moralische Versumpfung

beginnt. Die Scham geht so verloren und damit auch die Ehre. Und es ist eine Stimme da, die gegen diese Selbstentwürdigung protestiert: „Du mußtest nicht." Wohl werden wir nach einiger Ueberlegung sagen: „So wie ich bin, konnte ich eigentlich gar nicht anders handeln. Bei meiner Leidenschaftlichkeit, bei meiner moralischen Schwäche und Menschenfurcht mußte ich notwendig dieser Versuchung unterliegen." Aber wir werden uns dabei nicht beruhigen, sondern den Fehler darin suchen, daß wir eben so sind, noch nicht Herr über unsere Leidenschaften und noch nicht hinausgewachsen über unsere Feigheit. Wir sagen uns: ich sollte und könnte anders sein, wir schämen uns und machen uns selbst dafür verantwortlich, und fühlen, daß wir, wenn wir es nicht mehr tun wollten, das Beste in uns zerstören würden. Das Entschuldigenwollen ist eine Regung unserer schlechten und trägen Natur, die überwunden werden sollte. Aber eben, hat das Verantwortlichkeitsgefühl recht? Dürfen wir das festhalten, was wir nicht preisgeben möchten? Oder ist es ein Vorurteil des rohen, unphilosophischen Geistes?

Wir werden zunächst betonen, daß dieses Verantwortlichkeitsgefühl nun einmal da ist, ja sich mit Notwendigkeit einstellt, und daß darum seine Aussage: „Du mußtest nicht", ebensosehr Gehör verdient wie die Behauptung des Verstandes: „Du konntest nicht anders." Hätte er damit recht, so ständen wir hier in einem unlösbaren Widerspruch drin und könnten einfach nicht daraus heraus. Dabei müßten wir uns beruhigen und uns sagen, daß solcher Widerspruch eben das Los endlicher und unvollkommener Wesen ist, daß aber das Gefühl der Verantwortlichkeit ebensosehr Gehör verdient, wie die Konsequenz des Denkens, und daß ich es der Logik nicht opfern darf, wenn ich mein menschliches Wesen nicht selbst verstümmeln will. Wenn es nicht anders ginge, müßten wir eben das logisch Unvereinbare doch in unserer Brust beherbergen.

Dieser Standpunkt ist die uneinnehmbare Festung, in die ich mich zurückziehen kann, auch wenn mir jemand logisch das Nichtanderskönnen klar bewiese. Aber ich werde von dieser Festung aus doch auch Ausfälle in das feindliche Gebiet unternehmen. Ohne Bild gesprochen: ich wage es doch zu bezweifeln, ob das logische Denken wirklich keinen Platz für die Verantwortlichkeit frei läßt.

Die Anschauung, welche auch alle menschlichen Handlungen als aus der Notwendigkeit geboren ansieht, ist erwachsen aus der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung, welche für jedes Ding eine Ursache aufsuchen, die Kette der Ursachen möglichst vollständig bloßlegen möchte; sie stellt sich das Ziel, aus den aufgewiesenen wirkenden Faktoren die eingetretene Wirkung als notwendige Folge abzuleiten. Diese Betrachtung erstreckt sich auch auf das Seelenleben und macht daraus einen großen Mechanismus von Anschauungen, Vorstellungen, Gefühlen, Begierden, Urteilen, Entschlüssen, wo jedesmal eins aus dem andern mit Notwendigkeit hervorgeht. So wird eigentlich die Aktivität des

Ich aufgehoben, es wird mehr nur noch zum geographischen Ort, an dem sich die Seelenvorgänge von selbst abspielen. Es bildet sich ein, sie hervorzurufen, aber sie steigen von selbst über die Schwelle des Bewußtseins empor und versinken wieder darunter, sie haben die Seele ganz in ihrer Gewalt. So wird auch das menschliche Handeln zu einem automatischen Vorgang; klar ist, daß damit die Verantwortlichkeit radikal verschwindet. Aber ist diese Betrachtung nicht eine Uebertragung naturwissenschaftlicher Methoden auf ein Gebiet, wo sie ihr Recht verloren haben?

Es ist auch leicht zu zeigen, daß diese Anschauung den Tatsachen des menschlichen Seelenlebens widerspricht; mag sie sich auch noch so sehr brüsten, allein auf der wissenschaftlichen Psychologie zu beruhen, so verdient eben eine Psychologie, die nur auf einseitiger Beobachtung beruht, das Prädikat der Wissenschaftlichkeit nicht. Nach dieser rein mechanischen Auffassung des Seelenlebens müßten alle Seelenvorgänge, weil mit gleicher Notwendigkeit erfolgend, gleichwertig sein. Nun ist es aber eine Tatsache, daß wir Wertunterschiede machen, machen müssen, wenn nicht die Möglichkeit menschlichen Gemeinschaftslebens aufgehoben werden soll. Wir unterscheiden unsere Sinnesempfindungen nach einem festen Maßstab von Schön und Häßlich, wir machen einen deutlichen Unterschied zwischen einem Gänsegeschnatter und einem Vogelkonzert im Walde, zwischen einem harmonischen Farbenbilde und einer das Auge verletzenden Zusammenstellung von Farbentönen, und doch ist jedesmal im Seelenvorgang selbst nicht der geringste Unterschied zu finden, es ist jedesmal eine Folge oder ein Gemisch von Gehörs- oder Gesichtsempfindungen.

Noch deutlicher wird die Sache, wenn wir die Beurteilung der Gedankenassoziationen ins Auge fassen. Wir wenden hier den Maßstab von Wahr und Falsch an, obschon der Seelenvorgang genau derselbe ist, ob ich nun mit dem Begriff Gras den Begriff blau oder grün verbinde. Und doch müssen wir eben die eine Gedankenverbindung als falsch, die andere als wahr anerkennen; wenn ich diese Beurteilung nicht anwenden wollte, so müßte alle Erkenntnis aufhören und damit auch meine Anschauung sich selbst auflösen. Und doch ist es schlechthin unerfindlich, wie wir zu einer solchen Unterscheidung kämen, wie wir mit unserm Denken zufrieden oder unzufrieden sein könnten, wenn auch über allen unsern Gedankenverknüpfungen eine eiserne Notwendigkeit herrschte.

Dürfen wir aber so zwischen wahren und falschen Aussagen unterscheiden, obschon bei beiden der psychische Prozeß genau derselbe ist, dürfen wir so einen festen, geheimnisvollen Maßstab der Beurteilung an unser Denken heranbringen, so ist nicht abzusehen, warum wir nicht auch unser Handeln nach einem solchen Maßstab, dem von gut und böse, beurteilen dürften. Ist der Maßstab auch nicht überall derselbe, so ist doch die Tatsache einer solchen ethischen Beurteilung allgemein, dem menschlichen Wesen eingeboren, und wir dürfen ihn

anwenden, trotzdem der Seelenvorgang bei der guten und der schlechten Handlung genau derselbe ist. Auch hier wäre unerklärlich, wie wir zu einer solchen Beurteilung kämen, wenn alle unsere Handlungen notwendig wären, und will man uns solches Urteil wehren, so werden wir antworten, daß dann auch die Unterscheidung von wahr und falsch dahinfallen muß.

Man wird versuchen, sich aus der Sache zu ziehen, indem man einfach gut und böse auf nützlich und schädlich zurückführt. Aber erstens wird das niemals völlig gelingen, da so oft das Gute dem Nutzen stracks zuwiderläuft. Zweitens wird es niemals gelingen, den Gegensatz von wahr und falsch auf einen andern, psychologisch ableitbaren, zurückzuführen. Besteht ein solcher fester, geheimnisvoller Maßstab auf einem Gebiet, so wird man sich auch nicht mehr sträuben, auf einem andern einen ebensolchen anzuerkennen. Ja nicht einmal die Reduktion von schön und häßlich auf angenehm und unangenehm wird gelingen. Man mag definieren, wahr bedeute: „der Wirklichkeit entsprechend," hat aber damit nichts erklärt, sondern bloß der Sache einen andern Namen gegeben; denn was bedeutet das: der Wirklichkeit entsprechend? Wir stoßen hier auf das uralte philosophische Problem des Verhältnisses von Denken und Sein. Glaubt aber jemand durch eine solche Definition das Geheimnis dieses festen Wertmaßstabes der Wahrheit beseitigt zu haben, so kann man gut definieren als dem Willen und Ziel der die Wirklichkeit beherrschenden Macht entsprechend. Somit bleibt die Tatsache, daß wir zwischen unsern Seelenvorgängen Wertunterschiede machen, und diese Tatsache widerstrebt einer rein mechanistischen Auffassung des Seelenlebens.

Wenn ich mit meinen Seelenvorgängen zufrieden oder unzufrieden bin, so werde ich suchen, ihren Verlauf zu regeln, damit meine Gedanken wahr, meine Taten gut seien. Man wird uns nun wieder behaupten, das sei nicht möglich. Aber ist nicht ein großer Unterschied, ob ich mich am Waldrand ins Gras lege und wohlig hindämmernd eine bunte Reihe von Vorstellungen, Gefühlen, Erinnerungsbildern, Zukunftsphantasien durch mein Inneres ziehen lasse oder ob ich mit der Feder in der Hand an meinem Schreibtisch sitze und an einer Abhandlung arbeite? Im ersten Fall lasse ich die Gedanken kommen und gehen, wie sie wollen, im zweiten aber zwinge ich sie, sich zu verbinden oder zu trennen oder in eine bestimmte Ordnung zu stellen, wie ich will. Mein Ich kann sich passiv verhalten, dann befindet es sich im „zerstreuten" Zustand; es kann aber auch „gesammelt" sein, und dann regiert es über die Seelenvorgänge in aktiver Weise. Ich behaupte nicht meine absolute Willkür, daß ich alles und jedes denken könnte; aber ich behaupte, daß mein Wille auf meinen Gedankengang Einfluß hat; daß diese Aktivität des Ich beim wirklichen Denkprozeß im Unterschied vom bloßen Assoziationsspiel nur Schein sei, wird einstweilen weniger bewiesen als behauptet von

der willkürlichen Annahme aus, das Seelenleben müsse denselben Gesetzen unterworfen sein wie die Naturvorgänge.

Ebenso kann ich mich nun aktiv oder passiv verhalten bei meinen Handlungen. Wie treffe ich denn eine Willensentscheidung? Es wirken verschiedene Motive auf mich ein und möchten entgegengesetzte Entschlüsse hervorrufen. Nun kann ich einfach meinen Launen, Begierden, Leidenschaften freien Lauf lassen, kopflos trifft mehr mich die Entscheidung, als daß ich sie treffe. Ich kann aber auch überlegen, die verschiedenen Motive nach dem Maßstab von Gut und Böse beurteilen, gegen einander abwägen und demjenigen, dem mein sittliches Urteil beistimmt, mich überlassen, dem andern widerstehen. Im erstern Falle war mein Ich passiv, und nur im letztern war es aktiv, war meine Handlung meine Tat und nicht bloß mein Widerfahrnis.

Nun wird man aber behaupten, diese Auswahl des einen Motivs sei eben mit Notwendigkeit erfolgt; auch wo ich mich nicht einfach gehen lasse, sondern reiflich überlege, wo ich mich also am aktivsten fühle, müsse ich so wählen. Mein Entschluß sei einfach die Wirkung meines Seelenzustandes. Was heißt aber das? Legen wir uns einmal zurecht, was denn die Verknüpfung von Ursache und Wirkung ist.

Jeder Vorgang wird verursacht durch das Zusammenwirken von mindestens zwei Faktoren, die entweder zusammen oder einander entgegenwirken. Beim physischen Geschehen nun ist die Wirkung immer genau gleich der Ursache; die Billardkugel läuft in der Richtung, in der sie gestoßen wird und treibt die andere Kugel, an die sie stößt, je nach dem Winkel, in dem sie dieselbe trifft, in gleicher oder veränderter Richtung weiter. Man kann die Wirkung genau ausrechnen, indem man die verschiedenen wirkenden Kräfte addiert oder subtrahiert. So ist es aber im psychischen Leben nicht. Die menschliche Seele leitet die empfangenen Eindrücke anders weiter als eine Billardkugel. Sie kann sich allerdings den auf sie einwirkenden Faktoren willenlos hingeben, aber sie kann auch eine Auswahl treffen, kann sich der einen der auf sie eindringenden Wirkungen widersetzen und sich der andern hingeben. Sie ist kein bloßer Kreuzungspunkt der verschiedenen wirkenden Kräfte, sondern ein eigenes Kraftzentrum, von dem aus die empfangenen Ursachenreihen in veränderter oder gleicher Richtung, verstärkt oder geschwächt weitergeleitet oder zum Stillstand gebracht werden. Das Ich verhält sich keineswegs immer passiv, sondern es wirft oft in entscheidender, umwälzender Weise seine Aktivität in das Spiel der Kräfte hinein.

Nun wird man antworten, das Ich sei allerdings als wirkender Faktor im Geschehen anzuerkennen, aber so wie es durch Vererbung, Milieu und Geschicke geworden sei, müsse es eben in dieser Weise entscheiden. Damit wird aber das Problem nur um eine Linie zurückgeschoben. Mein Charakter ist allerdings das Produkt meiner frühern Entscheidungen. Aber mußten diese so fallen, wie sie gefallen sind? Ich bin doch nicht als einfaches Wesen, sondern schon als Mensch mit

seinem Widerspruch in die Welt gekommen, entgegengesetzte Einflüsse aus dem Milieu haben auf meine werdende Individualität eingewirkt und jeder Schicksalswechsel hat widersprechende Tendenzen in meinem Innern wachgerufen. Jede Entscheidung war eine Wahl zwischen entgegenstrebenden Seiten meines Ich. Natürlich konnte ich mich gehen lassen und unüberlegt stets nur das Nächstliegende wählen oder besser gesagt, mich von ihm bestimmen lassen; ich konnte so widerstands- und willenlos von allen Geschicken und Einflüssen mich treiben lassen wie ein Kahn, der sich ohne Ruder und Steuer von den Wogen treiben läßt. Ich konnte aber auch ein Ziel vor mich hinstellen und mit planvoller Charakterarbeit einsetzen. Und wenn nun gesagt wird: „Siehe, diese Regung war die stärkere, darum hat sie gesiegt," so ist eben die entscheidende Frage, warum sie die stärkere war. Es ist eine völlig unkontrollierbare Behauptung, dieses Kräfteverhältnis als unabänderliches Verhängnis hinzustellen. Hat nicht vielmehr die siegreiche Regung darum die Oberhand bekommen, weil das Ich nach reiflicher Ueberlegung gerade sie bevorzugte und sich ihr hingab, der entgegengesetzten Regung aber widerstand?

Wenn dagegen eingewendet wird, das bedeute eine Durchbrechung des lückenlosen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung, das sei Wunderglaube, so werden wir das Odium dieses Schlagworts tragen können. Ist doch die Forderung, daß nirgends neue Kräfte in das Ursachengewebe einschießen dürfen, eine ganz willkürliche Uebertragung von dem physischen auf das psychische Geschehen, das unbegründete Postulat eines einseitigen Denkens auf einem Gebiet, wo es nichts zu postulieren hat.

Als zwiespältige Wesen treten wir in das bewußte Leben ein und sollen wählen zwischen den entgegengesetzten Regungen des Innern, nicht ohne eigenen Willen uns einfach treiben und bestimmen lassen. Das Ziel solcher Entscheidungen ist aber eine höhere Gesetzmäßigkeit, die Stetigkeit des Charakters, der nun wieder zwischen den verschiedenen Motiven gar nicht anders wählen kann, dessen Entschlüsse man mit Sicherheit voraus erwarten kann. Es gibt einen niedern Zwang, wo der Wille noch nicht zur Gewalt über die elementaren Triebe erwacht ist, und einen höhern Zwang, wo der Wille in hartem Kampf die Zwiespältigkeit überwunden hat und gar nicht mehr in Gefahr ist, von der eingeschlagenen Richtung wieder abzuweichen.

Es ist also falsch, zu fragen, ob alle Menschen immer aus Zwang handeln oder frei sind, ob alle für ihr ganzes Tun verantwortlich sind oder nicht. Es sind eben nicht alle Menschen gleich. Es gibt bloße *Nummern*, die das werden, was die Umstände aus ihnen gemacht haben, weil sie sich dem blinden Spiel der auf sie eindringenden Motive unterworfen haben. Es ist ein Trost, gerade bei den traurigsten Erscheinungen des Menschengeschlechtes diese Erklärung als die wahrscheinlichere bei der Hand zu haben. Andere aber werden das, was sie selbst aus sich gemacht haben, *Persönlichkeiten*. Sie

werden nicht leugnen, daß sie vieles ihren Vorfahren, ihrer Erziehung, ihren Geschicken verdanken. Es geschieht auch nicht jeden Tag und jede Stunde, daß ihr Ich eine solche schöpferische Aktion herbeiführt. Es sind vielleicht seltene Augenblicke, diese Geburtsstunden des Charakters und Entscheidungstage seiner Entwicklung; es sind einzelne Schritte, in denen er emporstieg über das, was er von Natur war, zu dem, was er nach einem höhern Willen werden sollte.

Dürfen wir die Unzähligen, die sich widerstandslos von allen Einflüssen haben treiben lassen und nie zur schöpferischen Aktion erwacht sind, ihren Charakter zu bauen, dafür verantwortlich machen? Wir wissen nicht, ob sie Gelegenheit dazu hatten, sich zu einem selbständigen Ich zu gestalten. Sie haben sicher den Keim zur Entfaltung persönlichen Lebens in das Dasein mitgebracht. Aber wie in der Natur unendlich viel Same zu Grunde geht, weil ihm die Bedingungen zur Keimung nie geboten wurden, so geschieht es vielleicht auch mit dem Samen des persönlichen Lebens; er findet keinen günstigen Boden, in dem er keimen und Wurzel fassen könnte, keine Luft und kein Licht, um seine Blätter zu ihm emporzustrecken und seine Früchte zu reifen. Solche Menschen bleiben ein Stück vergänglicher Natur und müssen mit ihr vergehen. Wir nehmen an, daß das jedesmal ein Leiden Gottes ist. Deshalb dürfen wir aber umso weniger lieblos verdammen. Und auch wenn die Gelegenheit durch Schuld des Menschen versäumt wurde, so sind wir nicht in der Lage, das festzustellen; aber selbst wenn wir es könnten, sind nicht wir dazu bestellt, sie zur Verantwortung zu rufen. Deshalb sollen wir die Frage nach der Verantwortlichkeit der Andern offen lassen und im Urteil über sie milde sein.

Anders steht es bei der Selbstbeurteilung. Da müssen wir uns oft anklagen: ich habe als bloße Nummer, als Produkt der Umstände gehandelt. Ich habe die Gelegenheit versäumt zu einer schöpferischen Aktion. Das sind die großen Schulden des Lebens, die seinen Wert zerstören. Die einzelnen Fehltritte, die unzähligen Alltagssünden mögen mit Notwendigkeit aus unserm Wesen hervorgegangen sein. Auch ihrer müssen wir uns schämen, denn eben unser schwaches, feiges, selbstsüchtiges Wesen ist die Folge der großen Schulden, der versäumten Gelegenheiten. Wissen wir nicht, ob andern Gelegenheit gegeben war, so wissen wir doch, wann sie uns geboten wurde, und deshalb müssen wir uns selbst verantwortlich machen, wenn wir nicht zu einem höhern, selbständigen Leben uns erhoben haben, sondern bloße Produkte geblieben sind. Und wenn wir uns nun wieder den Gedanken vom Leiden Gottes um jede Seele, die nicht zur Persönlichkeit erwacht ist, gegenwärtig halten, so werden wir es doppelt ernst nehmen mit dem Urteil über uns selbst, werden streng mit uns ins Gericht gehen und uns nicht mit falschen Entschuldigungen beruhigen, nicht die Verantwortlichkeit abzuschütteln suchen. Wir werden uns auch als Ergänzung des Gedankens vom Leiden Gottes den von seiner „Freude über jeden Sünder, der Buße tut“ vor Augen stellen und uns sagen,

daß wir seinem ewigen Weltplan dienen, wenn wir zur Persönlichkeit erwachen.

Natürlich hat nicht jeder die Möglichkeit, alles zu werden. Wir bleiben immer abhängig von ererbter Anlage, von dem was Milieu und Schicksal in uns geschaffen, auch von dem, was wir durch eigene Schuld in uns verderbt haben. Aber unsere Aufgabe ist eben, uns ein paar Stufen darüber zu erheben. Gottes höhere Gerechtigkeit wird all das beim Urteil über die Menschen in Rechnung ziehen. Er schaut, was wir in die Welt mitgebracht und welche Schwierigkeiten uns im Wege gestanden haben; er schaut, auf welcher Stufe wir standen, als wir ins Dasein traten, und wie hoch wir gestiegen oder gefallen sind. Der Eine mag tief stehen, aber er war schwer erblich belastet und hat übermenschlich gekämpft. Sein Erfolg war gering in den Augen der Mitmenschen, aber groß in den Augen Gottes. Dafür ist unter denen, die mit Verachtung und Abscheu auf ihn herunterblicken, manch einer, der vortreffliche Anlagen in die Welt mitgebracht, eine ausgezeichnete Erziehung genossen und vor allzuschweren Versuchungen bewahrt geblieben ist. Aber er ist geblieben, was er war, er ist, eben weil er selbst und andere immer mit ihm zufrieden waren, nicht höher emporgestiegen; er hätte Außergewöhnliches leisten können und ist ein Durchschnittsmensch geblieben, und deshalb könnte Gottes Urteil über ihn lauten: Ich habe dich nie gekannt.

Sind wir verantwortlich? Wir sollen nicht die Andern, dafür umso mehr uns selbst verantwortlich machen. R. Liechtenhan.

Der Sozialismus und die persönliche Freiheit.

Man kann aus allerlei Gründen gegen den Sozialismus sein. Daß alle diejenigen seine Gegner sind, deren materielle Interessen durch ihn geschädigt werden oder auch nur geschädigt zu werden *scheinen*, ist leicht begreiflich. Die Allermeisten vielleicht verwerfen und verabscheuen ihn, weil sie ihn nicht verstehen, wie es ja stets in solchen Dingen zu gehen pflegt. Die Einwände, die von dieser Seite kommen, sind selten der Widerlegung wert. Neben diesen beiden Kategorien aber gibt es in allen Volkskreisen, auch unter den Arbeitern, eine Anzahl Menschen, die sich durch ihre materiellen Interessen nicht an die bisherige Gesellschaftsordnung gebunden wissen oder auch imstande wären, eine Ordnung der Dinge zu begrüßen, die gegen ihr Eigeninteresse ginge, Menschen, die auch vorurteilslos genug sind, um sich vor dem Sozialismus nicht zu fürchten wie Kinder vor einem Gespenst, und die doch vor ihm ein leises Grauen empfinden, *weil sie in ihm eine Gefahr für die Freiheit und den Wert der Persönlichkeit erblicken*. Sie verkennen die Schäden

der gegenwärtigen Zustände nicht, aber sie fürchten, daß eine sozialistische Gesellschaftsordnung noch Schlimmeres bringen könnte: eine Lähmung alles tatkräftigen Unternehmungsgeistes, eine allgemeine Herrschaft der flachen Mittelmäßigkeit, eine Entwertung des Einzelnen zu Gunsten der Masse. Der Sozialismus erscheint ihnen wie eine Walze, die über allen blühenden Reichtum des Menschenwesens schwer und grob hinführe, es platt zu drücken. Ihnen schaudert vor dem Zwangsstaate, in dem jedem seine Arbeit und sein Lohn durch irgend ein Direktorium zugeteilt, ja, wenn möglich, auch die Lebenshaltung vorgeschrieben würde; er käme ihnen wie ein großes Zuchthaus vor. Sie befürchten von einer gesellschaftlichen Regelung der Produktion und der Arbeit eine Vereinigung aller Mängel der Demokratie mit allen Schrecken der Bureaukratie. Einer der besten Männer, die die Schweiz besitzt, alt-Bundesrat Emil Frey, ein Mann, der schon vor Jahrzehnten für eine sehr radikale Sozialreform eingestanden ist und immer noch mitten in sozialer Arbeit steht, wird doch nicht müde, diese Einwände gegen eine sozialistische Gesellschaft zu wiederholen. Ein Mensch vollends, der von Goethe, Emerson, Nietzsche oder auch von Carlyle herkommt, kann, scheint es, nicht wohl das Erfurter Programm unterschreiben, wer die Angst vor den Vielzuvielen, dem Herdenmenschentum, der Sklavenmoral, in sich aufgenommen hat, nicht den Bienenstaat zu seinem Ideal erheben. Die Begeisterung für sozialistische Gedanken erscheint solchen aristokratischen Naturen leicht als Zeichen von Flachheit oder mangelnder Urteilskraft. Der Sozialismus ist ihnen ein Plebejer, kräftig, wie viele Plebejer, aber grob und kulturlos. Sie haben vielleicht insofern eine gewisse Sympathie für ihn, als er allem Bestehenden gegenüber revolutionär ist, aber wenn sie selbst in die Bewegung hineinstehen, mit anfassen sollten — nein, das kann ein feiner Mensch doch nicht!

So stößt der Sozialismus, wie es scheint, hart mit der andern Zeitströmung zusammen, die ebenso mächtig ist als er: dem Verlangen nach Persönlichkeit und persönlicher Kultur. Welche von beiden wird, welche *soll* Sieger bleiben? Oder besteht vielleicht doch eine verborgene Einheit, die beide dem gleichen Zwecke dienstbar macht? Wie verhält sich der Sozialismus zur Freiheit der Persönlichkeit?

I.

Um zur Klarheit über unser Problem zu gelangen, müssen wir zuerst und vor allem die Frage beantworten, *was denn eigentlich Sozialismus sei*. Das scheint keine leichte Aufgabe zu sein, denn man streitet sich über das Wesen des Sozialismus genau so, wie über das Wesen des Christentums, des Protestantismus oder Katholizismus. Dennoch scheint es mir möglich, am Begriff des Sozialismus das Wesentliche vom Unwesentlichen auf eine Weise zu scheiden, die allgemein einleuchten muß, weil sie einfach und notwendig ist.

Zweierlei muß zunächst festgestellt werden:

1. Der Sozialismus ist nicht gleichbedeutend mit irgend einer vorhandenen Partei. Natürlich kommt als Partei, von der das behauptet werden könnte, nur die sozialdemokratische in Betracht. Sie ist ohne Zweifel eine Trägerin des Sozialismus; er ist ihr Programm. Aber es gibt neben ihr noch andere Bewegungen, die rein sozialistisch sind, in dem entschiedenen Sinne, daß sie die gegenwärtige privatwirtschaftliche Gesellschaftsordnung durch eine andere, gemeinwirtschaftliche, ersetzen wollen. Ich nenne vor allem die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung. Es gibt Gewerkschafter, die nichts von der Tätigkeit der politischen Partei erwarten und alles von der beruflichen Organisation der Arbeiter, und es gibt Genossenschaftssozialisten, die Konsumvereine und Produktivgenossenschaften für allein fähig halten, den Kapitalismus zu besiegen und sich ganz schroff gegen die besonderen Lehren der Sozialdemokratie wenden,*) wie umgekehrt die Sozialdemokratie der Gewerkschafts- und Genossenschaftssache lange eher ablehnend gegenübergestanden ist. Der Sozialismus ist also umfassender als die Sozialdemokratie, diese ist nur eine von seinen Formen, die politische. Sie hat in jedem Lande ein bestimmtes, detailliertes Programm, das regelmäßig auch allerlei Postulate enthält, die mit dem Sozialismus nichts zu tun haben. Dieses kann man in einigen wichtigen Punkten ablehnen und doch Sozialist in entschlossenstem Sinne sein. Also muß wohl ein Sozialdemokrat Sozialist sein, aber nicht umgekehrt ein Sozialist Sozialdemokrat. Beides geht ja gewöhnlich zusammen, muß aber nicht zusammengehen. Man sollte sich daher gewöhnen, die beiden Worte nicht im gleichen Sinne zu brauchen. Sozialist ist, wer die Ersetzung der privatwirtschaftlichen durch eine gemeinwirtschaftliche (kollektivistische) Gesellschaftsordnung erstrebt, Sozialdemokrat, wer einer bestimmten politischen Partei angehört. Was man also der Sozialdemokratie als Partei vorwirft, gilt nicht ohne weiteres vom Sozialismus. Sie mag, wie jede Partei, der Freiheit der Persönlichkeit vielfach Zwang antun, damit ist noch nicht gesagt, daß das auch der Sozialismus tun müsse.

2. Aus dem Spiel lassen müssen wir sodann, wenn wir im Ernste vom Sozialismus reden wollen, die landesübliche Vorstellung vom „Zukunftsstaate", womit namentlich in Wahl- und Abstimmungszeiten so viel Lärm gemacht wird. Man stellt sich darunter jenes Zwangsarbeitshaus vor, das wir schon geschildert haben, wo die ganze Produktion und Distribution der Güter von einer Masse von staatlichen Ober- und Unterbehörden, einem riesigen, weltumspannenden bureaukratischen Mechanismus, geregelt und der Einzelne ein willenloses Rädchen an der ungeheuren Arbeitsmaschine würde, ja, wo man ihm sogar vorschriebe, wie er essen, wohnen, denken solle. Ob ein

*) So neuerdings Dr. H. Müller in seiner Schrift. „Die Klassenkampftheorie und das Neutralitätsprinzip der Konsumgenossenschaftsbewegung."

solches Gebilde je in eines Menschen Kopf existiert hat, weiß ich nicht. Es würde denen, die den Leuten vor diesem „Zukunftsstaate" bange machen, schwer fallen, nachzuweisen, wo denn in der Literatur des modernen, wissenschaftlichen Sozialismus das Bild eines solchen Zukunftsstaates entworfen sei. Nicht einmal in Bebels „Frau" findet es sich. Die Klassiker des Sozialismus reden mit keiner Zeile davon und Romanschreiber wie Bellamy*) fallen außer Betracht. Richtig ist nur soviel, daß der moderne Sozialismus lange Zeit erwartete, daß nach dem Zusammenbruch des Kapitalismus der Staat die gesamte Industrie und den Handel, ja sogar die Landwirtschaft übernehmen werde. Aber davon ist man ziemlich allgemein abgekommen. In dem Maße als das Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen aufkam, hat der Staatssozialismus an Kredit verloren. Ein Stück Staatssozialismus (z. B. die Verstaatlichung des Bergbaues, der großen Truste, des städtischen Grund und Bodens) bleibt auf dem sozialistischen Programm, aber nicht der allmächtige sozialistische Polizeistaat. Ueberhaupt lehnt es der geschulte Sozialist ab, das, was in fünfzig oder hundert Jahren sein wird, im Einzelnen auszumalen, das überläßt er den Utopisten, er selbst geht der Entwicklung nach und weiß, daß vieles anders kommen wird, als er sichs jetzt denkt. Allerdings lebt in der Seele des Proletariats noch immer ein glühender Traum von einer schöneren und besseren Zukunft, einem Reich der Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit — das ist sein tausendjähriges Reich — aber dieses Bild hat nur allgemeine Linien, es enthält nicht das Modell eines Zwangsstaates; es braucht niemand davor Angst zu haben.

Der Sozialismus ist also nicht eine Partei, nicht das Modell einer vollendeten Gesellschaftsordnung — was ist er denn? Ich antworte: er ist ein Prinzip, und zwar das Prinzip der Solidarität, im Wirtschaftsleben wie auf andern Lebensgebieten. — Es dient oft zur Aufhellung eines Begriffes, wenn man auf die Entstehung des Wortes, durch das er ausgedrückt wird, untersucht. Sozialismus kommt von „Sozius" = Genosse. Damit ist eigentlich vollständig ausgedrückt, was aller Sozialismus meint: er behauptet und verlangt, daß wir in allem Genossen seien, nicht Gegner, daß wir unser Leben führen als Glieder der Gemeinschaft, er ist die Betonung der Gemeinschaftspflicht. Er will also auch eine Wirtschaftsordnung, die der Gemeinschaft dient und von der Gemeinschaft kontrolliert wird (seis gesetzlich, seis bloß moralisch). Damit stellt er sich im Gegensatz zum Individualismus, der vorwiegend den Einzelnen im Auge hat, das Recht des Einzelnen betont und dessen Geschöpf auf wirtschaftlichem Gebiet der Kapitalismus ist.

Hier können wir uns einen kurzen historischen Gang nicht ersparen, auch wenn wir dabei Gefahr laufen, Bekanntes und schon oft Gesagtes zu wiederholen.

---

*) „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887."

Als die alte Zunftordnung in Handwerk und Handel, die doch auf ihre Weise, wenn auch nur unvollkommen, der Ausdruck einer gemeinwirtschaftlich organisierten Gesellschaft war, zusammenbrach, da trat an ihre Stelle langsam der Individualismus in Gestalt der Privatwirtschaft. Jeder produzierte und trieb Handel auf eigenes Risiko und das treibende Motiv alles wirtschaftlichen Tuns wurde der möglichst hohe Profit. Zwar wurde die Arbeit insofern mehr eine gesellschaftliche (soziale) Sache denn vorher, als in der Manufaktur und noch mehr in der Fabrik, die vorher über verschiedene Werkstätten und an verschiedene Gewerbe verteilten Arbeiter und Hantierungen zu einer größeren und komplizierten Arbeitsgemeinschaft verbunden wurden. Aber das bezog sich nur auf die Form des Arbeitsprozesses, die Arbeit selbst wurde egoistisch, ja anarchisch. Denn ihr Zweck wurde ausschließlich die Bereicherung des Einzelnen. Die in Manufaktur oder Fabrik vereinigten Arbeiter hatten innerlich nichts mit der Arbeit und darum auch nichts mit einander zu tun. Sie wurden durch den (sehr kargen) Lohn abgefunden. So entstand der Kapitalismus mit all seinem Zubehör. Er eroberte allmählich die Industrie und den Handel ganz (bescheidene Reste der alten Ordnung abgerechnet) und zuletzt auch die Landwirtschaft. Die gesetzlichen Schranken, die auf diesem Gebiete die Freiheit des Individuums gehemmt hatten, fielen eine nach der andern und zugleich die ganze alte feudale und patriarchalische Welt.

Mit der wirtschaftlichen Bewegung ging die geistige Hand in Hand. Die großen Lehrer der Volkswirtschaft, allen voran Adam Smith, stellten die Theorie auf, daß im wirtschaftlichen Leben das Ganze am besten bestellt sei, wenn die Einzelnen möglichst ungehemmt dem auf diesem Gebiete natürlichen Motive — dem Verlangen nach eigenem Gewinn — gehorchen dürften. In dem Optimismus, der das 18. Jahrhundert kennzeichnet, nehmen sie an, daß zwischen dem Interesse des Einzelnen und dem der Allgemeinheit eine natürliche oder gottgegebene Harmonie bestehe. Das ist die Theorie des laisser faire oder des Manchestertums. Es war die Zeit, wo Rousseau die staatliche Ordnung aus einem Rechtsvertrag zwischen Regierenden und Regierten ableitete. Auf allen Gebieten, auch in Religion, Kunst, Lebensführung, regt sich die Leidenschaft, die Schranken staatlicher, kirchlicher und konventioneller Autorität abzuwerfen, die die freie Regung des Individuums gehemmt hatten. Der folgenreichste Ausdruck dieses Geistes sind auf der einen Seite die französische Revolution und auf der andern der deutsche Idealismus in Philosophie und Religion, der allerdings in seiner Fortentwicklung wieder eine neue Denkweise erschließt. Hier erhält der Liberalismus seine Weihe, hier sind seine Ideen verankert, Schillers Freiheitspredigt ist seine verklärteste Aeußerung.

Aber bald setzt auch die Gegenbewegung, der Sozialismus, ein. Schon Fichte ist Sozialist. In den Ländern, wo der Kapitalismus am frühesten eingesetzt und seine Früchte gezeitigt hatte, in England

und Frankreich, beginnt auch die Opposition gegen ihn. Es hatte sich gezeigt, daß die absolute Entfesselung der individuellen Willkür nicht zu Harmonie und Beglückung Aller geführt hatte, sondern zur Erhebung Weniger, meistens der Skrupellosesten, auf Kosten der Vielen, zu tötlichem Kampf der Konkurrenten unter einander, Massenelend, Stumpfheit oder Aufruhr. Es kamen die Utopisten, allen voran Robert Owen (der allerdings mehr ist als Utopist), die sich daran machen, durch moralische Bekehrung der Menschen, durch den Appell an ihre Gerechtigkeit und Brüderlichkeit die Wirtschaftsordnung umzugestalten und da und dort solch ein Stück Zukunftsreich gründeten, das aber immer wieder rasch zerfiel. Es kam der Aufruhr des mißhandelten Proletariates, das Fabriken und Kornspeicher zerstörte, um sich an seinen Tyrannen zu rächen. Dahin gehört ein Teil der englischen Chartistenbewegung und bei uns der Fabrikbrand von Uster. Und dann erscheint der sog. moderne Sozialismus. Das Jahr, in dem das kommunistische Manifest veröffentlicht wird (1847), ist als sein Geburtsjahr zu bezeichnen. Marx, Engels und Lasalle treten auf den Plan. Sie erwarten nichts von einer moralischen Bearbeitung der Gesellschaft, und ebensowenig (theoretisch wenigstens) etwas von der Barrikade, sondern alles von der Entwicklung. Der Kapitalismus, sagen sie, muß zur gegebenen Zeit von selbst in den Sozialismus umschlagen. Das Kapital konzentriert sich in immer weniger Händen (Trust, Kartell), infolge der durch die Konkurrenz bedingten regellosen Produktion führt es zu furchtbaren Krisen und eines Tages zur Katastrophe. Dann wird sich die Arbeiterklasse daran erinnern, daß sie es ist, die alle Güter schafft und wird die Produktion selbst in die Hand nehmen und so die große Weltwende herbeiführen. Auf diesen Tag hin muß sie sich international organisieren, um gerüstet zu sein, die Zügel der Regierung zu ergreifen, wenn sie den Händen des Bürgertums entfallen. — Das ist die Theorie des Marxismus, der dem Sozialismus ein Arsenal von furchtbaren Waffen geliefert und ihm den Schwung einer Religion verliehen hat. Er wird heute in manchen seiner Bestandteile von den Sozialisten selbst angegriffen; auch der Marxismus ist nicht der Sozialismus, sondern nur eine seiner Formen, allerdings bis jetzt die gewaltigste. Wenn nicht alles täuscht, so setzt gerade gegenwärtig eine neue Periode des Sozialismus ein. Er sucht eine geistige Vertiefung und verwandelt sich so in eine allumfassende, fortreißende, nicht nur wirtschaftliche, sondern auch ethische und religiöse Bewegung.

Denn auch hier geht der wirtschaftlichen eine ideelle Bewegung parallel. Schon die idealistische deutsche Philosophie in Fichte und Hegel betonte gegenüber der einseitigen Verherrlichung des Individuums das Recht und die Würde der Gemeinschaft. In England erhoben Carlyle und Ruskin ihre Stimme gegen das laisser faire und die Entwertung des Menschen zu gunsten der Sachen. Der geistige Weltverkehr erzeugte etwas wie eine internationale Stimmung. Die so-

ziologischen Studien ergaben einen großen Zusammenhang der Schuld und zeigten, wie wenig das Einzelleben von dem Gesamtleben losgelöst werden darf. Man strebte auf mancherlei Wegen über den Individualismus hinaus. Das Christentum fing in allerlei Versuchen an, seinen sozialen Gehalt zu entwickeln; Tolstoi wurde eine geistige Macht.

Doch brechen wir hier unseren geschichtlichen Gang ab. Was er uns gelehrt hat, ist dies: *Der Sozialismus ist die weltgeschichtliche Reaktion gegen den Individualismus und zwar auf allen Gebieten, nur besonders greifbar auf dem wirtschaftlichen.* Er ist, wie wir schon gesagt haben, das Prinzip der Solidarität und eine sozialistische Wirtschaftsordnung, also eine solche, die von diesem Prinzip beherrscht wird.

Welche Formen wird eine solche Ordnung annehmen? Hier wiederholen wir die Warnung vor zu detaillierten Ausmalungen des Zukunftsstaates. Es handelt sich vielmehr darum, einige *Entwicklungslinien*, die in der Gegenwart deutlich aufleuchten, weiter zu verfolgen. — Das Wort, das die gegenwärtige Entwicklung, äußerlich betrachtet, am kürzesten und besten kennzeichnet, heißt *Organisation*. Die Gesellschaft wächst aus unorganischen Zuständen zu einer neuen Lebensform empor. Es organisieren sich nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Unternehmer und nicht nur sie beide, sondern auch die Bauern; alles und alle organisieren sich. Jede Tätigkeit sucht ihren rechten Ort im Leben des Ganzen. Daraus entsteht nun aber ganz offenbar nicht ein alles befehlender, alles reglementierender sozialistischer Zwangsstaat, sondern eine bunte Mannigfaltigkeit von sozialistischen Gebilden. Das *Genossenschaftswesen* wird sich ohne Zweifel noch bedeutend ausdehnen, zu den Konsumvereinen werden immer mehr Produktivgenossenschaften treten. In ihnen erscheint tatsächlich ein neues Prinzip, eben das der Solidarität, verkörpert. Sie haben nicht privates Profitmachen zum Zweck, sondern gegenseitige Hilfe. Ihre Mitglieder sind nicht Konkurrenten, sondern „Genossen". Zwar sind diese Gebilde noch weit davon entfernt, auch nur halbwegs ideale Ausgestaltungen des neuen Prinzips zu sein, aber man braucht nicht Schwärmer zu sein, um zu erwarten, daß der neue Geist in ihnen allmählich wachsen werde durch die Arbeit selbst. Daneben aber darf man wohl den Gedanken bewegen, ob nicht die großen *Aktiengesellschaften*, die jetzt einer Leitung unterstehen, die nur einer aus meistens gar nicht orientierten Aktionären bestehenden Generalversammlung Rechenschaft schuldig ist, in demokratisch regierte Arbeitsgemeinschaften umgewandelt werden könnten. Jede Fabrik sollte eigentlich eine solche kleine industrielle Demokratie sein, wo der letzte Handlanger das Gefühl haben dürfte, nicht nur Untertan, sondern Bürger zu sein. Die Arbeiterausschüsse, die bis jetzt allerdings nur eine bescheidene Rolle spielen, sind vielleicht dazu berufen, in diesen Arbeitsrepubliken der Zukunft das Parlament zu sein und

zwar nicht nur im Sinne der heutigen russischen Duma. Wenn das geschehen soll, dann muß die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter allerdings noch mächtig wachsen. In ihr verkörpert sich vorläufig der Gedanke, daß der Arbeiter im Arbeitsprozeß mit dem Unternehmer mindestens gleichberechtigtes Glied ist. Daneben wird sich allerdings noch ein Stück Staats- und Munizipalsozialismus realisieren müssen. Besonders inbezug auf Grund und Boden wird die Gemeinschaft sich anders als bisher ihr Recht zu verschaffen haben. Die Bodenspekulation und die damit verbundene Häuserspekulation muß aufhören. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen gehört auch hieher, mag es auch heute noch vorwiegend den schon jetzt besser gestellten Bauern dienen. Ja, auch die Organisationen der Unternehmer — Unternehmerverband und Kartell — gehören hieher, denn sie repräsentieren eine Ordnung, in der der einzelne Unternehmer immer mehr untergeht; sie sind auch ein Stück Sozialismus, wenn zunächst auch noch in feudal-aristokratischer Gestalt.

Der wichtigste Faktor der neuen Ordnung wird aber schließlich sein ein neuer Geist, der Geist sozialer Verantwortlichkeit, feinerer Menschlichkeit, brüderlichen Fühlens, ein stärkerer Zug des Menschen zum Menschen, eine neue geistige Orientierung des menschlichen Zusammenlebens. An diesem Punkte sind tiefere Kräfte an der Arbeit, die, wenn ihre Stunde gekommen ist, das Allergrößte schaffen werden und die schon jetzt sehr wirksam sind. Der Sozialismus als wirtschaftliche Bewegung wird zum Hinweis auf eine neue Epoche des menschlichen Gesamtlebens, in unserer Sprache geredet: auf eine neue Entfaltung des Gottesreiches auf Erden.

Also nicht ein Zwangsstaat, nicht ein allumfassender Mechanismus, sondern eine Fülle von verschiedenartigen Ausgestaltungen des einen Prinzips größtenteils auf dem Boden der Freiwilligkeit — das dünkt mich der Zustand zu sein, dem wir entgegen gehen. So viel ich sehe, sind alle diejenigen Führer der sozialistischen Bewegung, die nicht in alten Dogmen erstarrt sind, darin einverstanden. Es ist gar nicht nötig, daß die private Unternehmung in dieser neuen Gesellschaft ausgeschaltet sei. Sie kann in manchen Formen fortbestehen, wenn sie auch nicht mehr die heutigen Entfaltungsmöglichkeiten besitzen wird. Es wird einer auch in dieser Gesellschaft nicht heute Handlanger und morgen Fabrikdirektor sein, sondern es wird leiten, wer dazu das Talent besitzt, und geleitet werden, wer es nötig hat, und es wird dabei auch ohne Unrecht und Torheit nicht abgehen. Es wird keine allgemeine Reglementierung des Lebens geben, sondern mannigfaltige lebendige Bewegung. Und doch wird der Sozialismus gesiegt haben. Er wird alle diese neuen Formen mit einem neuen Geiste durchdringen, auch die mehr privaten Unternehmungen. An Stelle des Profites wird er überall den Menschen, an Stelle der individuellen Willkür die Gemeinschaftspflicht und an Stelle des Kampfes gegeneinander die gegenseitige Hilfe gesetzt haben. In Arbeitsordnung,

Arbeitszeit, Arbeitslohn, in der Behandlung des Arbeitenden, im ganzen Verhältnis von Mensch zu Mensch wird überall das neue Prinzip wirksam sein. Es hält diese bunte Mannigfaltigkeit von Formen zusammen, nicht ein äußerer Zwang. Es schafft sich in aller Freiheit Formen, die wir jetzt noch kaum ahnen. Der Sozialismus wird siegen, so wie auf Erden Prinzipien siegen, unvollkommen, mit Beimischungen, aber er wird siegen so gut wie der Liberalismus gesiegt hat und hoffentlich in noch viel tieferem und großartigerem Sinne. Denn wer weiß, vor welch gewaltigen Geistesentwicklungen wir stehen! „Man weiß nicht, was noch werden mag." L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

„Persönlichkeit."

Persönliche Erwägungen.

Das Wort Persönlichkeit ist zum Schlagwort geworden, und wenn Schlagwörter Wörter sind, die jedermann gebraucht und niemand versteht, dann schwebt es in Lebensgefahr. Fug und Unfug teilen sich in seine überreichliche Anwendung, und ich will zu fragen versuchen, was „Persönlichkeit" ist.

Am Gegensatz wird vieles erkannt. Wer weiß, was schwarz ist, weiß, was weiß ist. Redet man im Brustton von Persönlichkeiten, so rümpft man dazu verächtlich die Nase über „Ideen". Also kreist die Frage um den Gegensatz: Persönlichkeit oder Idee? Dann sollte die Antwort zu finden sein.

Nach schönem, einsamem Ritt traf ich auf der Höhe von Bethel einst einen amerikanischen Professor für Altes Testament. Wir gingen gemeinsam nach Ramallah, sahen über Beth Horon feurig den Sonnball ins Mittelmeer sinken und saßen noch lange beisammen. Er war ein schöner Mann, schön sein schlanker Edelwuchs, schön sein reines Auge, seine edle, geistige Stirn, schön sein Reden, wie er spät an seinem Weibe sein Glück gefunden, schön sein Bekenntnis zur ernsten Theologie des Calvin, sein alleiniges Verlassen auf den vollmächtigen Willen Gottes. Andern Tages ritt ich einsam weiter und werde ihn nie vergessen, denn er war ein reiner Mensch, das Gemeine liegt restlos hinter ihm.

Ist nun das Persönlichkeit?

Wir sprachen nicht bloß von Calvin, sondern von Zwingli auch. Er tat ihm keinen Glimpf an, aber mit sachter Bestimmtheit schob er den Mann, seine Rede, sein Werk, seine Kirche weit von sich, so weit wie den Papst oder Nietzsche. Die Schriften dieses Professors stehen da, wo die Forschung ums Jahr 1830 stand, was wir heute freudig anerkennen als sichere Wahrheiten, als gewissen Unterbau unsrer

eigenen Frömmigkeit und Sittlichkeit, er würde es weit von sich wegweisen, weiter noch vielleicht als Zwingli, den Papst oder Nietzsche. Mit Entrüstung, die edel, aber mit Entschiedenheit, die felshart wäre.

Ist nun das seine „Persönlichkeit"? Was? Der Professor ohne die Ideen oder der Professor mit den Ideen? Ich weiß es nicht, aber ich frage.

Zum Beispiel ein Gegenbeispiel. Jesus selber sei das Gegenbeispiel. Von der Persönlichkeit Jesu wird ja viel geredet. Ein Pfarrer schrieb mir: „Gewiß haben sie Recht. Gott tritt mir sehr stark zurück. Er ist der Urgrund der Welt, A und O, Anfang und Ende, Umfang und Mittelpunkt. Aber er ist mir unfaßbar, übergroß, weltenfern. Die Persönlichkeit Jesu ist mir — nicht faßbar, aber eher in dieser und jener Weise erreichbar. Er steht einesteils auf dem gleichen Boden wie ich. Ich kann Teile meiner Seele in die seine legen, kann aus seiner Seele Kräfte in die meine aufnehmen, kurzum, ich kann, was ich bei Gott nicht kann, ich kann mich zu Jesus in Beziehung setzen. Darum tritt mir die Persönlichkeit Jesu an die Stelle Gottes. Jesus ist für mich Gott. Ja, fast möchte ich sagen: er ist mein Gott."

O, dieses „fast"! Nicht um vieles wäre mir dies „fast" feil. Jene andern sagen gedanken- und bedenkenlos: „Jesus ist mein Gott," er aber flüchtet, noch im letzten Augenblick, mit diesem „fast" auf unsre Seite.

Natürlich wäre es wertvoll zu wissen, was die Persönlichkeit Jesu ist. Versuchen wir, es herauszubringen.

Als ich in meinen Jugendtagen ins unvergeßne Pietistenstündli ging, da wußt' ich ganz genau, wie Jesus aussieht. Steht nicht im Propheten: „seine Gestalt ist häßlicher denn andrer Leute und sein Aussehn denn der Menschenkinder" und „er hatte keine Gestalt noch Schöne"? Damals war mir Jesus häßlich, wie Sokrates schreiend häßlich war. Aber siegreich bricht aus den Mängeln und Mäkeln der leiblichen Gestaltung das strahlende Licht seiner geistigen Schönheit hervor. Denn so muß das Wort gemeint sein: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern." Damals war mir Jesu ausbündige Häßlichkeit, geweiht durch den Adelsstempel sündenloser geistiger Güte; diese Harmonie des Disharmonischen war der Trost beim mitleidigen Erschauern angesichts der Welt von Stummeln und Verstümmelungen, von Schieligem und Hinkendem, von Wust und Garstigkeit.

Längst ist auch das dahin, das Wissen aus dem Pietistenstündli ist als Trug erfunden, und geblieben ist ein Nichts. Ich weiß nicht, wie Jesus aussah. Keine Phantasieen, kein Maler, kein Weilen in Galiläas Gefilden und Zions Gassen hilft diesem Mangel ab. Uns bleibt ein Bündel von Worten und Taten Jesu, sein Widerschein im Leben der Jünger, und das alles deckt den Mangel nicht.

Wir wissen nicht, wie Jesus war. Und das ist doch mehr als das Fehlen einer Photographie von ihm. Wie eines Großen Blick und Miene und Stimme und Gebärde und überhaupt sein ganzes leiblich-

geistiges Wesen und Gebahren war — wer, der es von einem Großen kennt, wollte es als zu kennen unwesentlich missen? Wer wollte sagen, darin stecke nicht auch etwas, ja viel von der Persönlichkeit?

Das alles fehlt uns bei Jesus. Wir — man redet dennoch von seiner Persönlichkeit. Sie kann nicht ganz, nicht einmal wesentlich darin stecken. Steckt sie in seinen „Ideen"? Aber „Ideen" sind „allgemeine Wahrheiten", und man wirft sie in dieser weisen neuen Zeit wie altes Eisen auf die Seite, obgleich ich die allgemeine Wahrheit, daß zwei Mal zwei gleich vier ist, nicht um vieles missen möchte. Könnte ihr Fehlen auch den Theologien keinen Schaden antun, so möchte doch die Welt ob ihrem Ausbleiben etwas aus den Fugen gehen. Freilich, wie welche Persönlichkeit dem Zweimalzweivierfatze an seiner Bündigkeit und Tüchtigkeit noch etwas hinzufügen sollte, weiß ich nicht.

Wir können nicht die Persönlichkeit Jesu in den Taten suchen, die er getan hat. Denn seine Taten sind schlechtweg nichts anderes, als seine Lebensenergie, wie sie von seinen Ideen in seinen Verhältnissen geformt ward.

Unsere Verhältnisse sind unser Unpersönlichstes. Darüber ist kein Streit.

Unsere Lebensenergie, wie steht's um sie? Vielleicht hatte Napoleon der Große ebensoviel Lebensenergie wie Jesus. Dann ist Lebensenergie nicht Persönlichkeit, denn die Persönlichkeit des Nazareners und die Persönlichkeit des Korsen sind nicht dieselben.

So bleiben die Ideen Jesu? Ja aber, sagt da jemand, so wie sie mit den Taten Jesu zusammenklingen. Wie Jesus selber seine Ideen verwirklicht, das ist seine Persönlichkeit.

Ich will nicht dagegen sagen, daß Jesus Ideen geäußert hat, die er nicht verwirklicht hat. Sein Erdengang ließ ihn nicht mehr nach allen Seligpreisungen leben, wiewohl er nicht gegen eine gelebt hat.

Lieber will ich sagen: steht es so, daß Persönlichkeit eines Menschen der Zusammenklang seiner Taten mit den von ihm für gültig befundenen Ideen ist, dann steht es schlimm. Dann mag Jesus eine Persönlichkeit gewesen sein, wir sind es dann doch wohl nicht. Denn wir spüren tief und schmerzlich, wie immer wieder in schriller Dissonanz unsere Taten tief unter den Edelflug unserer Ideen in die sündige Erde sinken.

Ich will nicht weiter reden, denn ich weiß nun zur Genüge, daß ich nichts weiß.

Nur fragen will ich: wenn wir von Persönlichkeit reden, wissen wir immer, was wir meinen?

Für die allgemeinen Ideen gedenke ich keine Lanze zu brechen. Aber ich wollte, ich hätte die Wünschelrute, um aus der Brust eines Wissenden den Strom der Erkenntnis hervorzulocken, der mir Kunde brächte, was das ist: die Persönlichkeit.

L. Köhler.

Tolstoi.

(Schluß).

Eine Würdigung des Dichters Tolstoi liegt nicht im Rahmen unserer gegenwärtigen Aufgabe. Wir müssen uns darauf beschränken, seiner religiösen Bedeutung gerecht zu werden, soweit dies auf wenig Seiten geschehen kann. Es versteht sich von selbst, daß ein Phänomen wie Tolstois Lebensauffassung und Lebensgestaltung schon oft untersucht und besprochen worden ist auf protestantischer und katholischer Seite. Wir machen unsere Leser besonders auf die Schrift des Pfarrers Dr. Rittelmeyer in Nürnberg über „Tolstoi und seine religiöse Botschaft" aufmerksam (148 Seiten), die weit entfernt von blinder Verherrlichung dem Manne seinen Platz im gegenwärtigen Geistesleben anzuweisen sucht. Rittelmeyer nennt Tolstoi „die interessanteste religiöse Persönlichkeit unserer Zeit" und schreibt an anderem Ort: „Er hat das Höchste erreicht, was ein Mensch erreichen kann; er gehört zu dem geheimen heiligen Orden derer, welche im Gewissen der Menschheit weiterleben."

Noch mehr ist indes jedermann zu empfehlen, sich selbst aus Tolstois Schriften einen Eindruck seiner religiösen Person zu verschaffen. Wir betonen: einen Eindruck, denn es kann nicht jedermanns Sache sein, das Wertvolle vom Unklaren zu scheiden und sich ein Urteil zu bilden über die Bedeutung des Mannes für die Zukunft. Aber weit mehr als ein Urteil über Tolstois Lehren ist der Mann selbst in seiner Sicherheit und wahrhaft großartigen praktischen Uebereinstimmung mit dem, was er lehrt. Wenn etwas Wahres ist an dem Satz, daß Religion im tiefsten Grunde sich mitteile durch persönliche Einwirkung von Mensch auf Mensch, so wird es sich hier zeigen müssen. Und es hat sich auch bereits gezeigt. Tolstoi ist der Seelsorger für Tausende geworden. Man nehme die „Erinnerungen an Tolstoi" von P. Sergenjenko zur Hand (81 Seiten), und man ahnt, für wie viele aus dem Dichter der Berater in allen Lebenslagen geworden ist, für Leute jeder Nationalität und jeden Standes bis zum Droschkenkutscher und Vagabunden, von den Landleuten seiner Dörfer und der ganzen Nachbarschaft des Gutes Jasnaja Polnaja gar nicht zu reden, für die er längst eine besondere tägliche Audienzstunde hat festsetzen müssen.

Besonders wichtig für die Kenntnis von Tolstois religiöser Botschaft sind unseres Erachtens die Schriften: „Meine Beichte", „Kurze Darlegung des Evangeliums" und die „Volkserzählungen." Die zuletzt genannte sollte in keiner Gemeindebibliothek fehlen. Man fürchte aber auch nicht, in den zwei erstgenannten Schriften gelehrte Auseinandersetzungen zu finden. Tolstoi hat die Gabe des Vereinfachens und Populärisierens religiöser und sittlicher Fragen, wie wir sie etwa an Peter Rosegger kennen, nur getragen von weit höherer Energie und

Kraft. Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Dessau ist kürzlich bitter geklagt worden, die protestantischen Pfarrer der Gegenwart verständen nicht mehr, die Sprache des Volks zu reden. Der Laienprediger Tolstoi versteht's noch.

Seine religiöse Entwicklung hat Tolstoi in der „Beichte" so einfach als möglich beschrieben. Die griechisch-katholische Kirchenlehre und Kirchenfrömmigkeit, in der er aufwuchs, ist ihm in ihrer oberflächlichen Gestalt entgegengetreten und scheint ihn innerlich fast unberührt gelassen zu haben. In seinem sechzehnten Jahre, erzählte er, habe er zu glauben aufgehört. Im Sinne eines ausgesprochenen Atheismus ist dies nicht zu verstehen. Ein eminentes Verständnis für die Religion seines Volkes ist ihm wohl früh aufgegangen und nie ganz abhanden gekommen. Aber für seine persönliche Lebensauffassung war ihm der Glaube eine rein gleichgültige Sache geworden, und dabei blieb es nun bis zu seinem 50. Lebensjahr. Wir haben oben erzählt, wie der kaum Dreißigjährige mit dem deutschen Pessimismus Schopenhauers eingehend bekannt wird. Der bleibt im großen und ganzen seine Weltanschauung bis zum Ende der 70. Jahre, d. h. er begleitet ihn durch seine große dichterische Schaffensperiode. Wie wenig er ihn aber eigentlich befriedigte, weiß jeder Leser von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina." Neben den deutlichen Spuren dieses dekadenten Weltschmerzes gehen hier die Symptome einer herannahenden Wendung, der großen Krise, die sich mit dem Jahre 1878 fast gewaltsam einstellt. Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Weltgeschehen verkehrt sich in die rein praktische Frage nach dem Sinn des Lebens: Wozu leb' ich denn?

Die Abrechnung, die nun Tolstoi in seinem 50. Lebensjahr anstellt, ist eine furchtbare, erbarmungslos konsequente. Zuerst frägt er an bei den Erfahrungswissenschaften und erhält als Antwort auf die Frage nach den Endursachen und dem Sinn des Lebens „baren Unsinn." Von hier weg wendet er sich an die Philosophie, und das Resultat ist — wenigstens für ihn — noch trauriger. Ergreifend ist die Stelle aus der „Beichte": „Bei dem Suchen nach Antworten auf die Frage des Lebens habe ich ganz dasselbe Gefühl empfunden wie ein Mensch, der sich in einem Wald verirrt hat. Er kommt auf eine Lichtung, steigt auf einen Baum und erblickt deutlich die grenzenlose Ausdehnung des Waldes, aber er hat auch gesehen, daß hier kein Haus ist, noch sein kann." — „So irrte ich im Walde des menschlichen Wissens umher." Bei Sokrates, bei Schopenhauer, dem Prediger Salomos, bei Buddha findet er nichts, als die traurige Auskunft: „Wir nähern uns der Wahrheit nur so viel, als wir uns vom Leben entfernen." Die Lage ist entsetzlich. Nur vier Auswege bestehen noch: die Unwissenheit, die Betäubung des eigenen Denkens in einem Genußleben, der energische Selbstmord und — die energielose Schwachheit, trotz der Erkenntnis von der Sinnlosigkeit des Lebens, es dennoch weiterzuschleppen, weil man nicht den Mut findet zur erlösenden Tat.

Verstandesmäßig ist nun Tolstoi alles vernichtet. Es bemächtigt sich seiner mit der unheimlichen Kraft einer Zwangsvorstellung. Er bekennt, daß es damals für ihn eine Zeit gab, wo er jeden Strick vor sich selbst verstecken mußte, wo er es nicht mehr wagen durfte, mit einer Flinte auf die Jagd zu gehen, um nicht seinem Leben ein Ende zu machen. Und dies in einer Zeit seines höchsten literarischen Ruhms, als glücklicher Familienvater, im Besitze glänzender Einkünfte. Doch nun kommt die Entscheidung. Aus dem dicken Nebel ungelöster Erkenntnisfragen und philosophischer Paradoxieen erhebt sich der große Wirklichkeitsmensch Tolstoi, dieser geniale Realist, der sichs einfach nicht nehmen lassen kann, daß „Leben" stärker sein muß, als alles, was es verneint und zu entwerten sucht. Der Verstand arbeitete, aber noch etwas anderes, was ich nicht anders nennen kann als das „Bewußtsein des Lebens." Wie eine große Erleuchtung überkommt es ihn, daß er ja seine Auskunft über den Sinn des Lebens bisher nur bei einem engen Kreis von Menschen geholt, bei gelehrten, reichen und müßigen Menschen. Das arbeitende Volk hatte er vergessen, das er ja von Jugend auf geliebt, und dessen Seelenwelt ihm schon damals bekannt war, wie wenigen. Diese ungeheure Masse einfacher, ungelehrter, nicht reicher Menschen bejaht ja das Leben beständig trotz aller äußeren Not. Aber es bejaht sie mittelst einer — unvernünftigen Vorstellung, seinem Gottes- und Schöpfungsglauben. Nun erwachts in Tolstoi: Der Glaube ist die Kraft des Lebens. Ohne Glauben kann man nicht leben. Gottes Willen tun, das giebt dem Leben seinen Sinn zurück. Und damit ist der Weg gebahnt, das Tor gesprengt in eine neue Welt.

Es ist das Ereignis, das man Tolstois Bekehrung genannt hat. Eine Bekehrung im alten Sinne ists nicht. Da ist nichts von äußerer Einwirkung und nichts von Gewissensqualen. Es ist die Umkehr eines Intellektuellen, eines souveränen Verstandes zur Ehrfurcht, zum Willen, und was ihm sein „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" zugerufen hat, ist nichts anderes, als die Wirklichkeit. Gehört Tolstoi als Dichter unter die allerersten Realisten, die wir gehabt, so gilt dies doppelt vom Menschen Tolstoi. Wir können nicht umhin, einer anderen Bekehrung zu gedenken, die sich auch im letzten Jahrhundert allerdings auf ganz anderem geistigem Boden zugetragen hat. Wir meinen die, welche Thomas Carlyle im VII. Kapitel seines Sartor resartus geschildert hat. Es ist wohl zweierlei, ob man sich zur Fichteschen Philosophie oder zur russischen Bauernreligion bekehrt, und verschiedener geartete Menschen als Tolstoi und Carlyle lassen sich nicht leicht neben einander stellen. In einem indes reichen sie sich die Hände. Beide sind Wahrheitsmenschen ersten Ranges, die demutsvoll vor der Wirklichkeit kapitulierten, als sie anfingen, das Leben, seinen Sinn und Wert und seine Gottgewolltheit zu bejahen. Und beidemale wirkt die eigenartige Bekehrung mit der Kraft eines durch und durch religiösen Ereignisses.

Ganz anders ist nun allerdings der Weg, den Tolstoi geht, als

der, den Carlyle gegangen ist. Der energische Engländer steigt aufwärts. Ihm gilts, mit seinem Ja, mit seinem Gott die gegenwärtige Kultur zu erobern und umzugestalten. Der Russe steigt abwärts, nicht plötzlich aber mehr und mehr hinein in die kulturfremde Natur seines Landvolkes, seiner Aecker und Dörfer und Steppen. Wir bedauerns aufrichtig. Tolstoi wäre uns mehr, wenn er nach seiner Bekehrung nicht einfach „heimwärts" geritten wäre. Aber wir verdanken ihm so genug, um ihm gerne weiter zu folgen.

Die Religion, der Glaube ist ein Stück Wirklichkeit — das war der Meilenstein, an dem wir Tolstoi zurückließen. Was nun folgt, ist ein wahrhaft großartiger Beweis, wie ernst es dem Manne gewesen ist. Der Dichter kehrt zurück in den Schoß der russischen Staatskirche. Er wird orthodox; er zwingt sich dazu. Die Unsumme russischer Kirchenfeste, Riten und Ceremonien wird mitgemacht. Tolstoi schildert selbst, wie er sich zwingt, zum heiligen Abendmahl zu gehen mit andächtigem Herzen, und seinen ganzen Willen anstrengt, mehr zu hören, als die Formel des Priesters. Vergeblich. Nirgends stellt sich eine rechte Befriedigung ein. Endlich greift er zu den russischen Kirchenvätern und Theologen. Ihre Bücher werden studiert, nicht nur flüchtig durchblättert, und — der Widerwille wächst zugleich mit dem heißen Verlangen nach wirklicher Religion. Doch das russische Volk kennt längst neben dem offiziell kirchlichen Christentum Strömungen, die mit mehr oder minder volkstümlicher Mischung direkt aus den Worten des Evangeliums herkommen. Begierig lauscht nun Tolstoi dem Wellenschlag dieses abseits rinnenden Stroms. Er mischt sich unter die Pilger und Wanderbrüder. Seine Wallfahrer-Geschichten in den Volkserzählungen sind nicht nur die feine Beobachtung eines Dichters, sie sind erlebt. Endlich ist die letzte Station erreicht: Das Evangelienbuch, dem er nun sein ganzes Interesse zuwendet. Empört, mit den Worten bittersten Hasses und Hohnes wirft er Kirche, Ceremonien und das ganze System kirchlicher Glaubenslehren von sich. „Ich befand mich in der Lage eines Mannes, der einen Pack voll stinkenden Schmutzes erhalten und nach langer Ueberwindung und Mühe erst gefunden hätte, daß in diesem mit Schmutz vollgepfropften Sacke in Wirklichkeit unschätzbare Perlen lägen." Was nunmehr kommt, ist ein herrliches Auferstehen zu einem durch und durch neuen Leben: Das Leben nach dem Evangelium.

Und nun dieses Evangelium Tolstois? Selten hat einer subjektiver die Evangelien gelesen, ohne wenigstens eine Anzahl ihrer Grundgedanken zu verlieren. Vor allem lehnt Tolstoi es ausdrücklich ab, mit irgend welchem theologischen oder historischen Interesse an das Evangelium hinzutreten. „Die Lehre Jesu zu verstehen muß man das Leben der Kinder verstehen und sein wie sie." Durchaus laienhaft liest er seine Evangelien, aber nicht in Ermangelung einer gewissen theologischen Bildung, sondern mit voller Absicht. Einige wenige evangelische Gedanken werden erfaßt und nun überall hineingelesen

mit großartiger Unbekümmertheit um schulmäßige Schriftauslegung und sprachliche, sowie historische Forschung. Die Theologenarbeit von Jahrhunderten existiert für ihn gar nicht, obschon er ihrer keineswegs unkundig ist.

Voran geht die strenge Scheidung zwischen dem Leben des Geistes und dem des Fleisches. Das wirkliche Leben ist im Geiste. Es ist nicht zukünftig, sondern gegenwärtig. Gottes Reich ist in der Seele des Menschen. Gott ist der unendliche Geist. Einen äußeren Gott, Schöpfer und Herrscher der Welt, weist Tolstoi als jüdische Vorstellung streng zurück. In dem Maß, als ein Mensch im Geiste lebt, nimmt er Teil am unendlichen Geist, an Gott, d. h. er wird sich seiner Gottessohnschaft bewußt. — Wir bemerken nur beiläufig, daß Tolstoi trotzdem vom Apostel Paulus nichts wissen will, „der Christi Lehre nicht recht verstand." — Im Geiste leben aber eben nur die, welche das Gute tun. Das Gute wiederum drängt sich zusammen in dem fünffachen: „Ich aber sage Euch" der Bergpredigt (Matth. 5), so wie es Tolstoi verstanden haben will: 1) Zürnet nicht und seid im Frieden mit allen. 2) Habt euer Vergnügen nicht an unzüchtiger Lust. 3) Schwöret niemand etwas. 4) Widersetzt euch dem Bösen nicht. 5) Macht keinen Unterschied nach Völkern und liebt die Fremden, wie das Eigene.

Darauf folgt die Explikation dieses Gotteswillens. Was Tolstoi zum ersten der fünf Gebote sagt, deckt sich durchaus mit dem, was jeder ernste Christ davon denkt. Auch zum zweiten hat er eigentlich nichts Neues beigebracht. Wohl hat es bisweilen den Anschein, als sei er daran, auch die Ehe zu verwerfen, wenigstens moralisch zu entwerten, und wer die „Kreutzer-Sonate" gelesen hat, möchte nicht erstaunt sein. Daß er unter derartigen Gedanken zeitweilig stand, ist nachgewiesen, ebenso aber, daß es nicht seine dauernde Ansicht war. Zum dritten Gebot hat Tolstoi die berühmte Erklärung gegeben, daß auch jedes Eidesverhältnis gegenüber einer Obrigkeit gegen Gottes Willen sei: „auf die Forderungen der Obrigkeit müssen die Menschen blicken wie auf Gewalttätigkeiten". Dabei ist er aber weit entfernt zum Aufruhr gegen die Obrigkeit aufzufordern, denn im gleichen Atemzug fährt er fort: „Nach dem Gebot, daß man dem Bösen sich nicht widersetze, müssen die Menschen das hingeben und erfüllen, was die Oberherrlichkeiten von ihnen verlangen: Habe und Arbeit." Auf Grund des vierten Gebotes verwirft Tolstoi bekanntlich unsere ganze Gerichts- und Strafpraxis. Die glänzendste Rechtfertigung dieses Standpunkts hat er in seinem letzten Roman „Auferstehung" gegeben. Endlich führt ihn das fünfte Gebot zur vernichtenden Kritik an allem nationalen Denken und Tun, an Politik, Militärdienst, Krieg. Es sind widergöttliche Dinge, die ein Leben des Geistes unmöglich machen.

Wir fragen, wohin denn diese vollständig kulturfremde Moral führe, vor allem, wo denn dabei das Recht der Persönlichkeit

bleibe, das der einzelnen, so wie der nationalen, staatlichen? Die Antwort erhalten wir bündig mit den Worten: Das persönliche Leben ist ein Trug des Fleisches, das Böse. Das wahre Leben ist das, das allen Menschen gemeinsam ist." Und am andern Ort: „Die Menschen stellen sich vor, sie seien Einzelwesen, ein jedes mit einem Leben für sich. Das ist Trug. Das alleinige Leben ist das, das den Willen des Vaters als Ursprung anerkennt."

Es versteht sich von selbst, daß von hier aus Tolstoi auch zur Verwerfung des Eigentums gelangen mußte. Und in der Tat, er hat sie öfter klar ausgesprochen. Das persönliche Eigentum ist ein Teil des Bösen. Es verdirbt die Menschen. Mit Vorliebe hat er dieses Thema in seinen kurzen Erzählungen variiert. (Vergl. „Leinwandmesser", „Drei Tode" und die Volkserzählungen.) Man hats dem schwerreichen russischen Grafen besonders übel genommen, und unter den Lehren, die ihm den Vorwurf der Heuchelei eingetragen haben, steht diese oben an. Auch hats bis in die neueste Zeit dann und wann geheißen, Tolstoi trage sich mit der Absicht, alle seine Habe den Armen zu geben, werde aber von seiner Familie dran verhindert. Wir wissen nicht, wie viel des Wahren dran ist. Rittelmeyer zitiert einen Brief Tolstois, der dem Gerücht viel Wahrscheinlichkeit gibt.

Doch zurück zu seinem Evangelium. Wir fragen: „Was nun?" Diese Moral macht ja einen großen Teil unserer modernen Kultur unmöglich. Tolstoi antwortet: Gerade das soll sie ja. Was Tolstoi in seiner Beichte über Kulturfortschritte geschrieben hat, ist gleichbedeutend mit einem unerhört radikalen Bruch, wie ihn der heilige Franz nicht überboten hat. Und wenn wir richtig sehen, hat er auf unser „Was nun?" doch kaum eine andere Antwort, als: Geh' hin und tue zuerst Gottes Willen so, wie ich ihn dir aus dem Evangelium herausgelesen habe, und alsdann wirst du erfahren, daß das wirkliche Leben für dich beginnt. Das ist auch die Quintessenz seines „Aufrufs an die russische Regierung, die Revolutionäre und das Volk," der genau so sehr die sozialpolitischen Pläne der Revolutionäre, besonders der Industriearbeiter, brandmarkt, wie die obrigkeitliche Gewalt. Es mutet uns an, wie eine grandiose Naivität, um einen Ausdruck des Herausgebers dieser Schrift zu gebrauchen. Und das gleiche gilt von Tolstois ganzer Art, die Evangelien zu lesen und ihre Hauptwahrheiten zu formulieren.

Es ist aber mehr. Nichts ist leichter, als Tolstois ganze Lehre mit der Bemerkung abzutun, sie sei eine große Naivität, vielleicht eine großartige. Welches Propheten Lehre ist das nicht ebenso gewesen? Wie hat man sich abgequält, im Evangelium Jesu, wie es der Historiker aus seinen Hüllen herausgeschält hat, ein positives Verhältnis zu Arbeit, Reichtum, Staat, Erziehung und Fortschritt herauszufinden! Ueberzeugend gelungen ists keinem. Wie oft haben die sogenannten „Großen Naivitäten" die segensreichsten Reformen in der Christenheit geschaffen! Luthers „aus Gnaden", Franckes Gottvertrauen, die ganze

Erscheinung des ersten Quäkers Georg Fox, der uns erst kürzlich durch die Verdeutschung seiner Selbstbiographie neu geschenkt worden ist*) — alles eine große Naivität. Der Historiker weiß, daß die Kraft einer Religion im umgekehrten Verhältnis steht zu ihrer sogenannten kulturell-praktischen Verwendbarkeit. Und es besteht uns kein Zweifel, daß Tolstoi mit all seinen Auslegungs-Gewalttätigkeiten dem Urchristentum näher steht, als die meisten seiner Zeitgenossen. Drum kann auch seine Lehre nicht einfach als fromme Kuriosität verschwinden. Wir betrachten sie als eine Heilquelle, die die allerwenigsten Vertreter westeuropäischer Kultur an Ort und Stelle besuchen werden, aber sie kann ihre Wirkung auch dann nicht ganz verlieren, wenn sie in Flaschen abgezogen uns auf den Tisch gestellt wird.

Tolstoi als Christ, Tolstoi nach 1880 ist ein durch und durch geschichtsloser Mensch. Er will es sein. Er negiert jede Gottesoffenbarung in der Geschichte der menschlichen Kultur. Gewaltsam reißt er sich los von einer Kulturentwicklung, die in Verwirrung und grenzenloser innerer Leere endet. Mit kühnem Entschluß kehrt er aller Kultur den Rücken und kehrt zurück zu seinem hartarbeitenden Naturvolk. Und von hier aus, in engster Verbindung mit Natur und Feldarbeit, in einem geschichtslosen, politiklosen Bauernvolk, geht ihm das Verständnis auf für die ungeheure Ueberlegenheit eines Lebens nach dem Wortlaut der Evangelien. Da ist Gott. Wir spüren, das ist enthusiastische Frömmigkeit, bei allem Nüchternen in ihrem äußern Auftreten. Nur ein ganz gewaltsamer Bruch mit dem Bestehenden macht sie möglich. Wir müssen sie kritisieren, aber wir können wohl bedacht doch nie wünschen, daß sie verschwinde.

Tolstois Lehre, seine Religion ist reich an Angreifbarem. Er ist Pantheist. Gewisse monistische Sekten haben ihn längst unter ihre Apostel aufgenommen. Sein Gottesglaube treibt nicht vorwärts. Er kennt nur die Gegenwart. Die Gottergebenheit seiner Bauern hat etwas Physisches, durchaus nicht Sieghaftes. Es kann ferner keinem entgehen, daß seine Lehre eine sittliche Hauptkraft tötet: Das Persönliche. Wer das persönliche Leben als Trug des Fleisches negiert, verneint eben auch die persönliche Verantwortung. Tolstois Ethik ist eine Vergottungslehre, nicht ein sittlicher Kampf, der sich jeden Tag wiederholen muß. Drum hat er auch nicht vermeiden können, daß schon zu seinen Lebzeiten sich Leute an seine Ferse hefteten, denen es nicht einfällt, seine sittliche Botschaft anzunehmen und damit Ernst zu machen. Und Julius Hart, der Berliner Dichter, bestreitet direkt, daß Tolstoi eine moralische Mission habe. Er feiert ihn als den Bringer einer neuen Lehre von der Kunst, die Gott, Natur, Kunst in eine Linie rückt. Und dabei haben wir nicht einmal das Recht, Hart einfach einer Fälschung zu bezichtigen. Tolstois Gottesbegriff, sein Neben-

*) George Fox, Aufzeichnungen und Briefe des ersten Quäkers. Uebersetzt von Marg. Stähelin.

einanderrücken von Gott und Natur hat etwas so ausgesprochen Ästhetisches, daß solche Auslegungen nahe liegen. Wir haben ja schon oben die Befürchtung ausgesprochen, es möchte eine Zeit kommen, da Tolstoi das Schicksal des heiligen Franz teilt, ästhetisch genommen zu werden.

Dies alles und noch viel mehr kann uns aber nicht hindern, in Tolstois Lehre Kräfte zu entdecken, die aus dem wirklichen Evangelium stammen und die unsere Zeit nötig hat. Nennen wir nur drei Dinge: Seine furchtbare Bußpredigt an die moderne Kultur, seine Seligpreisung der Armen an Geist und sein nüchternes Bekenntnis, daß nur der Glaube dem Leben Wirklichkeit verleiht.

Seine Zergliederung und unnachsichtige Kritik der modernen Kultur ist genugsam bekannt. In der „Kreutzer Sonate" hat sie sich selbst überboten. Dieser kühne Hohn, mit dem er allen Kulturerscheinungen und sogenannten Fortschritten ihre eigene Kehrseite weist: eine sittliche Verlotterung und eine namenlose Ratlosigkeit in den letzten Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Bedeutung des eigenen Ichs. Dann seine Neuentdeckung des einfachen, arbeitenden Landmenschen, des Armen an Geist, mit seiner latenten Sicherheit und Ueberlegenheit. Es ist eine Rückkehr zur Natur, die hier Tolstoi predigt, durch die man unwillkürlich an Jean Jacques Rousseau erinnert wird. Was aber bei Rousseau kalte Ueberlegung ist, verwandelt sich bei Tolstoi in eine fast mystische Liebe zum Landvolk und seiner Lebensweise, zu Pflug und Steppe. Rousseau schreibt seinen Emile in den Prachtsgärten des Herzogs von Luxemburg, Tolstoi steht da unter seinen Landkindern, unterrichtet sie, spielt mit ihnen, geht in den Bauernhütten ein und aus, treibt selbst den Pflug durch den Acker, macht mit in der langen Kolonne seiner Mähder und stellt nicht aus bei der ersten Ermüdung. Ihm ist dies Volk in seiner einfachen Arbeit, mit seinem Denken, Sorgen und Streben eine heilige Offenbarung Gottes, ein Mahnruf gegen die Marxistische Theorie von der allgemeinen Industrialisierung der Arbeit. Das ist seine unpolitische Sozialpolitik, ein Neuwerden des Lebens im engsten Zusammenhang mit der Natur. Daß ihn diese Liebe zum einfachen Mann und seiner einfachen Lebensweise blind macht, hat er in dem Drama: „Die Macht der Finsternis" selbst bewiesen. Aber das hebt die Wahrheit dieses Mahnrufs nicht auf. Und dann seine Wertung des Glaubens. Er steht ja mit ihr nicht allein da, sondern ist nur eine Stimme in dem großen Chor derer, die der Religion ihre durchaus selbständige Bedeutung im Geistesleben zurückgeben. Aber er geht über die meisten unter ihnen hinaus durch die Konsequenz, mit der er alles und jedes wirkliche Leben nur aus dem Glauben kommen läßt. In diesem Stück ist er ein Erneuerer vom Schlage Luthers, so wenig er sonst mit ihm gemein hat — er scheint ihn nicht zu kennen, wie er denn überhaupt über den Protestantismus die unklarsten Urteile abgibt. — Wenn irgendwo evangelischer Geist weht in seiner Lehre, ist's hier.

Doch auch, wenn einer und der andere unserer Leser nicht geneigt sein sollte, ein einziges der oben genannten positiven Verdienste Tolstois anzuerkennen, so bleibt Eines, was uns zwingt, vor dem Manne still zu halten. Es ist seine persönliche Lebensführung. Größer als Tolstois Lehre ist seine Person. Das führt uns zurück zum Anfang unserer Besprechung.

Es ist ja in der Verleumdung Tolstois allerlei geleistet worden. Wir erinnern nur der stillen Genugtuung, mit der vor Jahren die verleumderischen Berichte über Tolstois Privatleben aus der Feder einer Gouvernante seines Hauses gelesen wurden. Man hätte offenbar nichts mehr gewünscht, als sie wären wahr, um diesen lästigen Gewissensmahner los zu werden. Die Gerüchte sind längst widerlegt. Es ist wahr, daß Tolstoi weder einen Tropfen Alkohol noch einen Bissen Fleisch genießt. Aber was wollen diese Dinge allein — wahr ist ja viel mehr. Daß Tolstoi mit dem Verzeihen Ernst gemacht und einst in den achtziger Jahren dem von ihm schwer gekränkten und durchaus anders gearteten Turgenjew die Hand zum Frieden anbot, daß sein Haus jedem Menschen offen steht und er nicht Einen ungehört gehen läßt. Daß seine Liebe zum russischen Volk nicht nur eine ästhetische ist, sondern sich täglich mit der Tat beweist. Was er geleistet hat als Vermittler zwischen Volk und Regierenden, was er gelegentlich in den Hungerdistrikten vollbracht, übersteigt weit, weit das Maß der christlichen „Wohltätigkeit". Und welche Rolle er gegenwärtig wieder spielt in seinem aufgeregten Land, ist jedermann bekannt, der seine Zeitung aufmerksam liest. Daß Tolstoi zwischen seiner Lehre und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung persönlich Kompromisse hat schließen müssen, ist selbstverständlich. Wir haben oben davon geredet, wie wir von seiner Stellung zum Eigentum sprachen. Wir halten es aber für besser, als wenn er einen neuen Mönchsorden gestiftet hätte. Den hohen Ernst und die Wahrhaftigkeit seiner Botschaft und seiner eigenen Lebensführung hats nicht zu brechen vermocht.

Wir schließen mit einem Beweis dafür, was es für Tolstoi bedeutet hat, mit seinem Dichterberuf zu brechen und der Prediger einer religiösen Botschaft zu werden. Im August 1883 starb in Paris Iwan Turgenjew. Auf dem Krankenbett, in der sicheren Erwartung des Todes, schrieb er mit Bleistift ein Abschiedsbillet an Tolstoi. Er sprach seinem Kollegen in der Kunst und bedeutendsten Rivalen zum letztenmal die unverhohlene Bewunderung aus und beschwor ihn, von seinen religiösen und ethischen Idealen zurückzukehren zur Kunst. Der Brief hat Tolstoi nicht für Augenblicke wankend zu machen vermocht. Es ist in diesem Mann ein „Ich muß es sagen, und weh' mir, wenn ich es nicht tue!" Und dabei ist er geblieben bis in sein achtzigstes Jahr, trotz Hohn und Gefahr und Verleumdung. Solche Männer müssen gehört werden. Sie haben mehr zu sagen, als ihre eigenen Gedanken.

B. Hartmann.

Umschau.

Deutsche Trinksitten in amerikanischer Beleuchtung. Ueber obiges Thema hat der amerikanische Sozialist und Theologe Prof. Walther Rauschenbusch aus Rochester am evangelisch-sozialen Kongreß in Dessau bei einem Volksabend gesprochen. Trotzdem bei uns die Abstinenzbewegung weiter fortgeschritten ist als in Deutschland, trifft Einiges auch auf die Schweiz zu; wir drucken darum gern einige Stellen ab. (Vollständig ist die Rede gedruckt in „Evangelisch-sozial" Nr. 4.)

Nachdem der Redner ausgeführt, daß manchen Amerikanern bei ihrem Besuch in Deutschland die Vorzüge des deutschen Biergartens vor dem amerikanischen Saloon zuerst auffallen, fährt er fort:

„Lernt man aber das deutsche Leben gründlicher kennen, so ändert sich der Eindruck der Harmlosigkeit. Es wird in Amerika oft behauptet, in Deutschland sehe man keine betrunkenen Menschen. Sie wissen selbst am besten, daß das nicht wahr ist. Wenn man z. B. in Vorortzügen am Sonntagabend oder an andern Festtagen sitzt, kann man Betrunkene genug sehen. Die rohesten, brutalsten Scenen, die ich in meinem Leben gesehen habe, habe ich nicht in Amerika, sondern in Deutschland erlebt. Ferner, wir beobachten in Amerika fortwährend mit Ingrimm, wie der Trunk Menschenleben ruiniert. Das tut er in Deutschland auch, und zwar ruinieren hier die Trinksitten auch eine Klasse von Menschenleben, die bei uns beinahe immun ist, nämlich die Klasse der gebildeten, jungen Männer. Die trinken hier, während sie bei uns meist nicht trinken. Infolgedessen gehen sie hier dadurch auch verloren. Ich habe sowohl in Amerika wie hier meine Ausbildung genossen und habe Jugendfreunde dort wie hier. Ich habe alle meine Jugendfreunde in Amerika durchgedacht und ich weiß keinen einzigen, der durch das Trinken zu Grunde gegangen wäre. Dagegen unter meinen Verwandten und unter meinen Freunden und Schulkameraden in Deutschland weiß ich eine ganze Anzahl, die ruiniert sind und zwar manche von ihnen in der traurigsten Weise, so daß es herzzerbrechende Familientragödien dabei gegeben hat. Hier haben Sie nun eine Tatsache, die wohl der Mühe wert ist, daß Sie darüber nachdenken! Daß gerade in den gebildeten und feinen Kreisen in Deutschland die Trinksitten so viele Opfer fordern, und daß sie das bei uns nicht tun. Ich glaube, es würde sich sehr lohnen, wenn ältere Lehrer an Gymnasien und Realschulen, die eine Klasse nach der andern entlassen haben in die Welt hinaus, einmal eine Privat-Enquête darüber anstellen würden, wie viele von ihren Schülern schon in den Universitätsjahren zu Grunde gegangen sind und wie viele in den folgenden zehn Jahren. Denken Sie einmal an die bedeutenden deutschen Männer, an Ihre Dichter und Denker, die am Alkoholismus zu Grunde gegangen sind. Ich denke an einige, deren Namen mir zu den allerliebsten und teuersten in der ganzen deutschen Literatur gehören und die ein beklagenswertes Ende genommen haben. In der amerikanischen Literatur weiß ich nur einen Namen von Bedeutung,

Edgar Allan Poe, von dem dies behauptet wird, und der gehörte der Zeit an, ehe die Abstinenzbewegung einsetzte. . . . .

Wenn einem einmal die Augen aufgehen für den chronischen Alkoholismus, dann sieht man hier in Deutschland noch viel mehr den Schaden der Trinksitten. So viele abnorm gerötete Gesichter, so viel Augen mit sackigen Lidern. Wenn man von Amerika nach Deutschland kommt, fällt einem sofort in Hamburg oder in Bremen in der Physiognomie der deutschen Städte eine doppelte Tatsache ins Auge: erstens, daß so viele Leute Uniformen tragen, und zweitens, daß es so viel korpulente Leute hier gibt. Das letztere mag nun teilweise von dem Klima und anderen Lebensgewohnheiten kommen, aber sicher zum Teil auch vom Alkoholismus. Speziell auch die Physiognomie der akademischen Jugend wird durch die Trinksitten stark beeinflußt. Ich bin ja auch akademischer Lehrer, und wenn ich hier in Deutschland die Studenten mir manchmal ansehe, so fehlt mir bei so vielen das innere Aufleuchten der Jugend und die ideale Verklärung der Begeisterung. Man sieht so viel schwammige Gesichter; so viele, die aussehen wie Brotteig. Die Trinksitten im deutschen akademischen Leben sind zum Teil schuld daran . . . .

Haben die Damen hier jemals daran gedacht, weshalb die Abstinenz in Amerika ein Hauptgrund ist, weshalb unsere Frauen sich so frei bewegen dürfen? Unsere Frauen dürfen selbst in größeren Städten spät abends allein hinausgehen, ohne Herrenbegleitung. Unsere jungen Mädchen dürfen frei mit jungen Männern ausfahren und ausgehen, fast wie sie wollen. Das wäre unmöglich, wenn die jungen Männer alkoholisiert wären. Die Freiheit der Frau in Amerika ist abhängig von der allgemeinen Abstinenz in den Kreisen, von denen ich gesprochen habe."

Der Entwurf der Regierung von Baselstadt für eine **Neuregelung des Verhältnisses von Kirche uud Staat** ist erschienen. Die „Basler Nachrichten" Nr. 227 und 228 drucken ihn zum großen Teile ab. Wir begnügen uns damit, unsere große Befriedigung über die vorgeschlagene Lösung auszusprechen. Sie entspricht im großen und ganzen völlig dem, was wir in Nr. 11 des vorigen Jahrgangs über die Frage ausgeführt haben. Erfreulich ist vor allem, daß die Regierung den von Vielen befürchteten Ausweg entschieden ablehnt: Durch Bewilligung einer Subvention die römischen Katholiken zum Schweigen zu bringen und im Uebrigen weiter fortzuwursteln. Das Verhältnis von Kirche und Staat wird einer gründlichen Revision unterzogen. Aber diese wird nicht doktrinär, nach einer abstrakten Theorie vorgenommen, sondern in zeitgemäßer Modifikation des bisher geltenden Zustandes. Die reformierte und die christkatholische Kirche, die bisherigen Landeskirchen, behalten öffentlich-rechtlichen Charakter, während die übrigen Kirchen (römisch-katholische, Sekten, israelitische Gemeinde) unter den Grundsätzen des Privatrechts stehen. Natürlich enthält der Entwurf erst die einschlägigen Verfassungsbestimmungen, während die Ausarbeitung des Kirchengesetzes den kirchlichen Behörden vorbehalten wird. Nur bestimmte Schranken setzt die Verfassung der Kirchengesetzgebung: Die kirchliche Organisation muß auf demokratischer Grundlage fußen (Verhütung der von Einigen befürchteten Plutokratie.) Jeder Kantonseinwohner der betreffenden Konfession, der nicht seinen Austritt erklärt, muß als Mitglied der Kirche anerkannt werden (keine exklusive Bekenntniskirche.) Selbstverständlich wacht die Regierung darüber, daß diese Bedingungen eingehalten werden. Die Kirchen erhalten das Steuerrecht; ihre Verwaltung wird vom Staat kontrolliert. Die theologische Fakultät bleibt staatlich. Merkwürdig kurz ist die Einführungsfrist: Die Neuregelung erfolgt auf 1. Januar 1910. Hoffentlich ziehen nun die gesetzgebenden Behörden ihre Beratungen nicht zu lange hinaus L.

Büchertisch.

Zweisimmen, Novellen und Skizzen von Hermann Oeser, 1909.

Wohl den meisten unserer Leser ist H. Oeser kein Unbekannter. Ihm einen Platz in der Literatur anzuweisen, ist eigentlich nicht leicht. Didaktisch — erbaulich — das Eine sagt zu wenig, das Andere zu viel und keines sagt das Ganze,

was Oeser kann und ist. Es wäre auch vollständig verfehlt, ihn unter die Verfasser sogenannter „christlicher Novellen" zu zählen. Dazu ist Oeser zu weitherzig und vor allem zu deutsch und endlich ein viel zu feinfühlender Dichter. Dennoch ist er einer von den deutschen Schriftstellern, die offenbar die Absicht verfolgen, Leben zu bringen in unser religiös-sittliches Empfinden. Daß er nicht Pfarrer ist, sondern Philologe, giebt diesem Bestreben besondere Bedeutung. Ihm handelt es sich nicht um das Bringen einer „neuen Religion der Gegenwart". Ein Vorwärtsdränger ist er nicht. Er hängt am Alten und schämt sich dessen nicht. Aber er verstehts in einzigartiger Weise, dem Alten Gegenwartswert zu geben. Nichts weniger als ein plumper Verteidiger christlichen Denkens, versteht er doch in Allem, die christliche Tradition neu verklärt durchscheinen zu lassen. Nie ist er nur der Moralist, nie nur der Prediger eines religiösen Gedankens, aber auch niemals der Darsteller des Menschlichen allein ohne weitgehendes Interesse an dem, was den Menschen über sich selbst hinausdrängt. Künstlerisch hat er mich öfters sehr stark an W. H. Riehl erinnert, religiös hat er manches Verwandte mit F. Naumann.

Am vorliegenden Bändchen scheint mir das am wenigsten Glückliche der Titel zu sein, der übrigens eigentlich nur seinem ersten Viertel gilt, kurzen erbaulichen Betrachtungen, wie sie Oeser eigen sind. Man hätte sie auch ebensogut anderswo, als in Zweistimmen anstellen können. Aber es sind sehr fein gewobene Sachen darunter. Mir selbst sympathischer sind die Novellen, darunter drei Weihnachtsgeschichten, von denen wir zweien schon anderorts begegnet sind. Die Novelle „So wars einmal" und die Weihnachtserzählung „Zum Kaiser Cavacalla" sind Prachtsstücke deutscher Erzählungskunst, zugleich echt protestantischer religiöser Kultur. Das Ganze eine Sonntagslektüre, die heiter und mutig macht für den Montag. Endlich schließt das Bändchen mit einem ästhetischen Aufsatz „Die Laienfreude am Schönen", der mir das Wertvollste ist, was ich über den Gegenstand je gelesen, und der ganz allein schon den Besitz des Bändchens reichlich lohnt. B. H.

Die heilige Schrift des alten Testamentes, übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch.

Diese Bibelübersetzung, die keinem Theologen mehr unbekannt ist und die auch über den Kreis der Fachleute viele Freunde erworben hat, erscheint heute in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage. Wer die klassische Urkunde der Religion Altisraels verstehen und sich daran freuen will, wird dieses Buch nicht missen können. Neu ist dabei, daß zusammenfassende Einleitungen, die in die religionsgeschichtlichen Zeitverhältnisse einführen, jedem Buche vorangestellt sind, wobei der ganze Fortschritt berücksichtigt werden soll, der die Erforschung des Alten Testaments in den letzten Jahren gemacht hat. Daß man dabei nicht fürchten muß, alle die Trapezkünste sonderbarer Köpfe an diesem altehrwürdigen Buche vorgeturnt zu bekommen, dafür spricht klar der vom Herausgeber betonte Grundsatz: „Das Ideal, das uns vorschwebte, war, den Leser tunlichst genau erfahren zu lassen, was wirklich dasteht und was davon mit Sicherheit übersetzt werden kann und was nicht. Die neuerdings von manchen beliebte Ersetzung eines verderbten Textes durch selbstverfertigtes Hebräisch ist der Tod einer besonnenen und zuverlässigen Bibelwissenschaft." Einer weitern Empfehlung bedarf diese Kautzschbibel wohl kaum mehr.

Das Buch erscheint in Lieferungen, deren Anzahl sich voraussichtlich zwischen 20 und 25 bewegen wird (alle 5 Wochen eine Lieferung) bei Siebeck in Tübingen. Preis der einzelnen Lieferung: 80 Pfg.

A. B.

Eine Besprechung des neuen Buches von Kutter: „Die Revolution des Christentums" mußte aus Raummangel auf die nächste Nummer verschoben werden.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Von unsern kirchlichen Parteien und dem letzten Wahlkampf in Basel.*)

Nur weil es wie ein Geständnis der Furcht oder Schwäche aussehen würde, wenn die „Neuen Wege" nach unserm letzten Wahlkampf um das Basler Münster sich ausschweigen würden, schreibe ich die folgenden Zeilen, geleitet von der Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um ein persönliches Gezänke, sondern um eine wichtige Episode in unserm allgemeinen Geisteskampf handle. Das Herauskommen aus unsern veralteten Parteigegensätzen und das Sichfinden in neuem Gotteserleben und neuen Aufgaben, die ein solches bringt, ist von Anfang an ein Hauptziel unseres Blattes gewesen. Darin hat uns alles, was uns die letzten Wochen brachten, bestärkt und froh gemacht.

Wie es mit unsern kirchlichen Parteien in andern Gegenden der Schweiz bestellt ist, das mögen andere selbst beurteilen. Bei uns in Basel steht es so, daß wir äußerlich eine reformierte Kirche bilden und in Wahrheit zwei Parteikirchen sind, die der staatskirchliche Verband lose zusammenhält. Jede Parteikirche bestimmt für sich in ihren Parteivereinen resp. deren Komitees die Pfarrwahlen, die Wahlen für die Synode, die Verwerfung oder Annahme der dort gestellten Anträge; eine jede hat ihren besondern Frauenverein, Krankenverein, Kinderabend ꝛc. Da und dort haben wir Ausnahmen, etwa ein Gemeindeblatt für St. Matthäus, einen Krankenverein zu St. Peter, aber sie ändern am Gesamtcharakter unserer Doppelkirche nicht das mindeste. Das äußere Symbol der Trennung ist die getrennte Abendmahlsfeier

*) Es liegt mir daran, hier ein für allemal festzustellen, daß ich sowohl an der Aufstellung der Kandidatur meines Schwagers Liechtenhan für das Münster in Basel, als auch am Wahlkampf selbst gänzlich unbeteiligt gewesen bin, darum aber um so freier von dem Recht einer nachträglichen Stellungnahme Gebrauch machen darf. P. Wernle.

in jeder der beiden Parteikirchen, die so, wie die Dinge bei uns liegen, natürlich und in der Ordnung ist, das Gegenteil wäre unter den heutigen Umständen eine Unwahrheit.

Den Nachteil dieser sauberen Scheidung haben zunächst die Parteien selbst zu tragen. Eine jede von ihnen verfällt in irgend einem Grade der Verknöcherung und Orthodoxie. Ihre Hauptaufgaben sind die zähe Behauptung des kirchlichen Besitzstandes nach außen und die Erhaltung eines Friedens und einer Eintracht im Innern, die vom Schlaf nicht weit entfernt sind. Ich will nicht sagen, daß bei dieser Abgeschlossenheit keine etwas von der andern lernt; sobald die eine etwas Neues organisiert, wird es in der Regel von der andern nachgemacht. Aber theologisch und vor allem religiös können sie von einander gar nichts lernen. Ich war jahrelang Mitglied unserer hiesigen Predigergesellschaft, in der alle Pfarrer sich zu finden Gelegenheit haben, und habe nicht ein einzigesmal erlebt, daß die Geister von beiden Seiten auf einander platzten; wir jüngern Parteilosen sind etwa die Ruhestörer gewesen, aber von Seite der Reform wurden mit Vorliebe unschuldige, bloß referierende Themata ausgesucht, um ja keinen Anlaß zu einem Zusammenstoß zu geben, wenn nicht überhaupt auf den Besuch dieses einzigen gemeinsamen Sprechsaals verzichtet wurde. Nicht daß ich von solchen Redetournieren überhaupt etwas erwarten möchte, aber wenn so die Gelegenheit sich zu sehen, hören und verstehen vermieden wird, wie soll denn eine Partei wissen, was in der andern lebt und Neues wird, aus dem für sie selbst ein Gewinn zu holen wäre. Das schöne Gerede, wie man sich in diesen letzten Jahrzehnten näher gekommen sei und gegenseitig höher schätzen gelernt habe, stimmt nicht recht mit der Tatsache, daß jeder bestenfalls den andern seine Wege gehen läßt und froh ist, wenn sich die Kreise nur am Rande berühren. Die Hauptsache ist doch, daß bei den Pfarr- und Synodalwahlen jede Partei ihre Kanzeln und Sitze behauptet und daß es der Wählerschaft in Fleisch und Blut übergeht, daß es von nun an bis zum jüngsten Tag die Positiven und die Reformer neben einander geben muß und folglich jeder seine Marke im Herzen und am Kopf trägt. Wenn durch allerlei mehr oder weniger aufdringliche Bekehrungsversuche von der Rechten manche Eroberungen gemacht werden, die den Besitzstand der Linken schmälern könnten, so bedeuten sie doch numerisch nicht viel und werden dadurch wett gemacht, daß eine beständige Zuwanderung freisinniger Kreise auch immer neuen „Muckerhaß“ und Antipietismus in unserer Stadt vermehrt. Wer aber noch im Unklaren sein sollte, wie es mit dem Bedürfnis nach dauerndem Frieden und Ruhe innerhalb jeder Partei bestellt ist, der lese die poetischen Worte, mit denen am Abend nach der Wahl der wieder gesicherte Friede, den „irdische Macht nicht mehr löst,“ gefeiert wurde und frage sich, ob der Grundton der gerade von den Pfarrern bei diesem Anlaß gehaltenen Reden ein anderer gewesen ist als „Ruhe sanft“.

Wie sollten sich aber solche in diese Lage finden, denen es aus Gründen der Wahrhaftigkeit unmöglich ist, sich in den Zwang der einen oder anderen Partei zu begeben? Es ist von vornherein schon unglaublich, daß sich der ganze Reichtum wissenschaftlicher und religiöser Bestrebungen, sobald nur irgendwelche Selbständigkeit und Freiheit des Lebens vorhanden ist, in die Oede und Enge einer solchen Entweder-oder-Parteischablone fügen läßt. Man hat ja auch das schon in allem Ernst durch möglichst weit gehaltene Definitionen des jeder Partei Eigentümlichen zu beweisen gesucht, daß man, ob man wolle oder nicht wolle, entweder schwarz oder weiß sein müsse, und so sei z. B. jeder, der wahrhaft unabhängigen Forschersinn betätige, eben dadurch schon ein Reformer. Aber solche Spielereien der Eitelkeit können an der Tatsache nichts ändern, daß die Mannigfaltigkeit der Individualitäten und der beständige Fluß des geschichtlichen Lebens noch jede solche gewalttätige Einschachtelung widerlegt hat. Das 19. Jahrhundert ist ganz besonders reich gewesen an solchen selbständigen Männern, die der Parteigruppierung Kopfzerbrechen machen, ich denke an Schleiermacher und Rothe, an Vinet und Kirkegaard, an Lagarde, Carlyle, Naumann, Blumhardt, auch an Ritschl und seine Freunde, die den Orthodoxen gegenüber freisinnig und den Freisinnigen gegenüber positiv erscheinen, und die man so lange überhaupt nicht versteht, bis man mit andern Fragestellungen als denen der Partei an sie herantritt. Als bei uns in der Schweiz der Kampf zwischen den beiden Parteien, der mit der „modernen Weltanschauung ohne Wunder" und der mit dem Wunderchristus des alten Dogmas, am heftigsten tobte, hat er gleichwohl zu keiner Zeit eine absolut sichere Scheidung zwischen den Geistern durchgeführt, und in dem Maß, als neue Fragen und Aufgaben sich einstellten, erst recht nicht. Für mich persönlich war dieser Gegensatz seit dem ersten Herauswachsen aus der Tradition meines Elternhauses schlechthin widersinnig, da ich mich durch die nachhaltigsten Eindrücke lebendiger Frömmigkeit gerade so zu der positiven Richtung hingezogen fühlte, wie mich ihre Aengstlichkeit und Engherzigkeit im Denken und Leben immer wieder von ihr abgestoßen und die Unterordnung unter ihr Bekenntnis mir unmöglich gemacht hat. In Deutschland bahnte sich während meiner Studienzeit eine gerade für das Parteiwesen höchst folgenreiche Umwälzung an, indem der alte Liberalismus an den Universitäten abzusterben begann und durch Männer wie Harnack und Herrmann, Tröltsch und Bousset eine in sich selbst wieder außerordentlich verschiedene, ja entgegengesetzte und doch vom Frühern sich deutlich abhebende Art zu denken und zu empfinden aufkam, für die leider das nichtssagende Schlagwort „moderne Theologie" in Brauch gekommen ist. Unsere ganze theolgische Jugend, soweit sie offen und lernfähig gewesen ist, hat an dieser Bewegung teilgenommen, besonders, wenn sie in Basel durch die Schule eines so originalen, in die alten Parteien schlechterdings nicht einzurangierenden Forschers wie Duhm gegangen ist. Und das ist noch lange nicht

alles. Es kamen die großen, praktischen Umwälzungen hinzu, es begann überhaupt eine entschiedene Abwendung vom frühern orthodoxen und freisinnigen Intellektualismus zu den schweren Lebensfragen unserer Zeit, der Kirchenfrage und dem Problem des Sozialismus, wodurch von selbst neue Gegensätze und neue Gruppierungen sich bildeten, in die man sich zu neuen gemeinsamen Aufgaben zusammenfand. Es ist ganz begreiflich, daß man von Seiten der alten Parteien diesem Prozeß der Umwälzung und Neubildung mit unangenehmen Gefühlen gegenüberstand und sich immer wieder die wirkliche Lage dadurch zu verschleiern suchte, daß man sich damit tröstete, „wir haben das alles schon längst gewußt und gewollt." In Wahrheit behauptete man damit einen Stillstand der Geschichte, an den man selbst nicht glaubte, und die Aufnahme, die dem Neuen, sobald es sich selbständig regte, von Seite der alten Parteien zu teil wurde, war die beste Widerlegung jenes der Gemütlichkeit nicht entbehrenden Leiertons: wir haben das alles auch schon gesagt. Heute — man darf das ohne Uebertreibung sagen — ist die große Mehrzahl der jüngern Theologen für die alten Parteien einfach verloren, es gehören ihnen nächstens nur noch solche unter ihnen an, die als Fertige schon zur Universität gekommen sind, denen aber das schönste Glück der Jugend gar nie zu teil geworden ist, durch neue, tiefe Erlebnisse auf Neuland zu kommen. Ebenso aber — und das ist noch wichtiger — mehrt sich die Zahl der Laien, die über die alten Parteigegensätze innerlich hinauswachsen, da sie von ganz andern Fragen und Nöten bewegt werden, als die Generation vor uns — Laien, welche es gern den Dogmenriechern zur Rechten und Linken überlassen, jede Osterpredigt zuerst darauf zu untersuchen, ob Jesus leiblich auferstanden sei oder nicht, welche dagegen darauf sehen, ob dem Prediger ein inneres persönliches Leben mit seinem Gott anzumerken ist und ob er daraus eine frohe, ermutigende Botschaft für unser Geschlecht gewinnt.

Aber das ist nun die Unwahrheit unseres kirchlichen Lebens, ganz besonders bei uns in Basel, daß unsere Parteikirchen alles Neue und Vorwärtstreibende gar nicht fassen können und einem jeden, der sich davon innerlich ergriffen fühlt, nichts übrig bleibt als das Gefühl völliger Heimatlosigkeit. Wir haben ja gar keine christlichen Gemeinden bei uns, wir haben Reformervereine und positive Vereine und weiter nichts. Dazu ist bei uns das Religiöse mit dem Politischen aufs allerengste verknüpft und dadurch auf beiden Seiten mit Elementen verbündet, denen jede ernste Frömmigkeit ein Spott ist und die dennoch bei den kirchlichen „Aktionen" mit den Ausschlag geben — ich denke an die große Zahl der konservativen Skeptiker und radikalen Religionsfeinde. Für einen Menschen, der seine eigenen Wege geht, gibt es außer dem Kirchenbesuch gar keine Möglichkeit, sich am kirchlichen Leben zu beteiligen und mit andern Menschen religiöse Gemeinschaft zu pflegen. Sobald er einem der beiden Parteivereine beiträte, wäre das anders, aber wer das mit seinem Gewissen nicht vereinigen kann,

empfindet zuweilen eine Einsamkeit des religiösen Lebens wie außerhalb der Christenheit. Wenn das vielleicht Nebensache ist, wie steht es, wenn wie in unserer Stadt eine immer weitere, scheinbar unüberbrückbare Kluft die Arbeitermassen und die Bürgerlichen auseinanderreißt? Wie soll einer von unserer Parteigruppierung aus den Weg so zu den Arbeitern hinüberfinden, daß er als ein Freier bei ihnen Vertrauen findet? Wenn irgendwo, so stehen hier Aufgaben vor uns, für die unsere alten kirchlichen Parteien rundweg versagen. Als Einzelner und auf eigene Faust kann wohl auch einer unserer Pfarrer sich an der Arbeiterbewegung beteiligen, als Parteipfarrer weiß er ganz wohl oder, wenn er's nicht weiß, wird er es erfahren, welchen Horror das Wort Sozialist oder gar Sozialdemokrat den bürgerlichen Klassen, die seine Partei bilden, bereitet. Einem der hiesigen Parteipfarrer ist es so ergangen, daß er unter dem unmittelbaren Eindruck eines Kutterbuches im „Protestantenblatt" gegen den Mammon donnerte und zum Weheruf gegen die Ringe, Trusts und Aktiengesellschaften aufforderte, und nachher, als der Kampf sich verschärfte und es mit der Popularität aus war, wenn einer zum Sozialismus stand, mäuschenstill geworden ist.

Nur wer unsere kirchliche Lage in Basel mit ihren beiden Parteikirchen kennt, kann die Neuerung würdigen, welche das Auftreten von Ragaz am Münster uns gebracht hat. Es ist ganz richtig, daß die Gegensätze da und dort zuvor schon stark erweicht waren und daß eine Reihe gerade der positiven Pfarrer im Sinn eines an Jesus orientierten und doch durchaus undogmatischen zukunftsfreudigen Christentums schon länger unter uns wirkten. Aber so scharf hat noch keiner von der ersten Predigt an erklärt, daß der Gegensatz von Positiv und Reformerisch der Vergangenheit angehören sollte im Interesse der neuen Aufgaben und Ziele der Gegenwart. Das in Basel Unerhörte geschah, daß ein Geistlicher reformerischer Herkunft, von der Reform ans Münster berufen, neben seinem freisinnigen Hörerkreis eine große Zahl positiver Zuhörer aus der ganzen Stadt unter seiner Kanzel vereinigte und beide Gruppen völlig über ihren Parteigegensatz erhob. Seit die Reform in Basel einzog, sind ihr niemals solche Eroberungen gelungen, sie hat ihren Besitzstand gehütet und durch Zuzug aus der Ostschweiz vermehrt, aber ich möchte wissen, wie viele Basler mit lebendiger, nicht nur traditioneller positiver Frömmigkeit während all' der Jahre durch religiöse Eindrücke auf ihre Seite gezogen worden sind, während ich dafür einstehen kann, daß hunderte, die für freies Denken und mutige Kritik offen waren, auf der positiven Seite bloß durch den widerlichen Eindruck des reformerischen Parteiwesens festgehalten wurden. In einem Blatt, dessen Mitherausgeber Ragaz ist, den persönlichen Gründen seines Erfolges nachzugehen, verbietet sich von selbst. Man wird nur allgemein sagen dürfen, daß die Art, wie er auf das unmittelbare Erleben Gottes gegenüber allen Theorien, Autoritäten und Institutionen drang, und wie er aus diesem Erleben

die Forderung Gottes gerade an unsere Zeit mit ebenso herbem Ernst wie zukunftsfreudiger Begeisterung schöpfte, das Neue war, das auch gerade Reformern bei ihm auffiel. Ich persönlich habe bei ihm auf eine neue Weise hoffen gelernt, hoffen nicht nur für das Jenseits, sondern für die nächste und die fernere Zukunft auf dieser Erde. Wir waren keineswegs in unsern Ansichten immer einerlei Sinnes, und ich würde — um einen charakteristischen Ausdruck des zweiten reformerischen Wahlaufrufs zu gebrauchen — so wenig alle seine Worte unterschreiben, als er die meinen, wie das hoffentlich unter freien Männern sich von selbst versteht, aber unsere Gegner in den beiden Parteien glauben gar nicht, wie wertvoll das ist, wenn man von so verschiedener Seite kommt und sich in gemeinsamem Hoffen und Wollen findet. Das Bedeutsamste war doch, daß er das Zutrauen der Arbeiter, nicht nur der christlichen und braven, sondern gerade der sozialdemokratischen, in immer größerem Umfang gewann, wesentlich durch nichts anderes, als indem er hinter und über ihren wirtschaftlichen Forderungen große Menschheitsziele erblickte, welche ihren ganzen Kampf in andere Beleuchtung setzten und welche anderseits nur mit religiösem Glauben und sittlicher Vertiefung im Ernst erstrebt werden können. Er hat das gefährliche und leicht mißverständliche Schlagwort Sozialismus nicht gescheut, aber auch nie verborgen, daß der Arbeiterbewegung eine religiöse Erneuerung der Christenheit zur Seite gehen müsse, wenn die außer der Kirche und die drinnen in einem Gottesreich sich finden sollten. Wie er selbst ihnen Vorträge in ihren Vereinen hielt und an ihrem sozialdemokratischen Abstinentenverein teilnahm, so sind viele von ihnen, die nie zuvor eine Kirche anders als von außen betrachteten, von ihm gewonnen, wieder in die Kirche gegangen und gaben damit auch äußerlich zu verstehen, daß die Religions- und Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie nicht unveränderlicher ist als alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, wenn nur von beiden Seiten Mensch und Mensch in wahrer Bruderliebe sich finden lernt.

Was ist von da aus begreiflicher, als daß beim Weggang von Ragaz nach Zürich von vielen, welche durch ihn über die Enge des bisherigen Parteikirchentums hinausgehoben worden waren, eine Fortführung seiner freien, weitherzigen Arbeit gewünscht wurde, sowohl von Positiven und Freisinnigen, die bei ihm ihre Parteien vergessen hatten, wie von Arbeitern, die sein Verständnis für sie mit neuem Interesse am kirchlichen Leben erfüllt hatte? Man hat gespottet über die wunderliche Zusammensetzung einer neuen Wahlkommission aus sogenannten Positiven, Freisinnigen und Sozialdemokraten, welche Liechtenhan, den Herausgeber der „Neuen Wege", als Nachfolger von Ragaz berufen wollten. Mir scheint es, daß es kein hoffnungsvolleres Zeichen einer bessern Zukunft für Basel gibt, als die Tatsache, daß Männer so verschiedener Provenienz sich zu gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Arbeit zusamenfanden. Wir kommen in

kirchlichen und religiösen Fragen keinen Schritt vorwärts, wenn nicht alle freien, offenen, von Gott ergriffenen Männer aus allen diesen Richtungen ohne Ausnahme mit einander Fühlung gewinnen. Man glaubt es gar nicht, wie man unter dem Zeichen unserer Parteikirchen das sich Verstehen verlernt hat, weil Mauern von Vorurteilen innerlich Verwandte von einander trennten. Von Seite solcher Positiven, die ebenfalls alle Dinge nur mit Parteiaugen ansehen können, wurde natürlich flugs die neue zum erstenmal zusammentretende Vereinigung zu einer Partei gestempelt, um ja die eigenen Parteigenossen vor dieser grundsätzlichen Negation unseres Parteikirchentums zu warnen; die beiden wissenschaftlichen Führer dieser Partei gaben dann die Losung strikteſter Wahlenthaltung aus, um nach dem „Was du nicht willst, daß man dir tu“ ꝛc., von der Reform zu erreichen, daß auch sie bei keiner Störung des positiven Besitzstandes künftig mithelfe. Es ist nur eines von den unzähligen Malen, da die Kirchenpolitik den Führern dieser Partei die Wirklichkeit verfälscht und den offenen Sinn für das, was wir brauchen, wenn es uns mit Gott ernst ist, verdunkelt hat.

In der Reformpartei der Münstergemeinde mußte man vorsichtig vorgehen, weil man mit der durch Ragaz geschaffenen neuen Lage unter den eigenen Anhängern zu rechnen hatte. Deshalb zählten die ersten Wahlkundgebungen Ragaz noch mit zu den Münsterheiligen, denen die Partei den würdigen Nachfolger erwählen mußte, und wurde es im ersten Wahlaufruf als ein Hauptanliegen des freisinnigen Münsterkomitees bezeichnet, auch die in allen Teilen der Stadt zerstreuten parteilosen Anhänger von Ragaz zu befriedigen. Wie ernst dieses Ansinnen war, zeigte nach der Wahl die unverhohlene Freude der Reformer darüber, daß man den unbequemen Friedensstörer und den neuen Geist, den er brachte, nunmehr gänzlich losgeworden sei. Wenn man den Bericht nach der Wahl und jenen ersten Aufruf vergleicht, kann man Wahrheit und Mache leicht unterscheiden. Sobald es ruchbar wurde, daß man keinen Parteireformer zu wünschen gedenke, erhob sich eine Entrüstung wider solchen Angriff auf einen ererbten Besitzstand der Partei, wie wenn nicht erst vor wenig Jahrzehnten eine Reform aufgetreten wäre, die mit nicht immer gerade zarter Hand eine Kanzel nach der andern in Basel eroberte. Man muß in der Tat zurückgreifen zu den damaligen kirchlichen Kämpfen, bis man Aeußerungen einer Parteileidenschaft findet, wie sie in diesem Kampf unsere Reformer, Pfarrer und Laien, kundgegeben haben; Dokumente: die „National-Zeitung“ vom 1.—8. September, die „Basler Zeitung“ vom 4.—6. und 8. September, um von den Basler Korrespondenzen in auswärtigen Blättern zu schweigen. Das ist auch eines der wesentlichen Symptome unseres Parteikirchentums, und wer das nicht in seiner ungeschminkten Wirklichkeit gesehen hat, der kennt es nicht. Ein Urteil darüber zu fällen ist ganz unnötig, da sich hier das tiefe johanneische Wort von dem immanenten Gericht bewährt, das in den

Ereignissen selber liegt. Wenn ich hier in den „Neuen Wege“ mich zwinge, davon zu schreiben, so geschieht es nur, um ein für allemal denen eine ganz deutliche Antwort zu geben, die uns immer wieder fragen, warum wir in Basel keine Reformer seien. Ich darf es aufrichtig sagen: ich hasse diese Kämpfe, die uns von so unendlich wichtigeren positiven Aufgaben ablenken, und zudem für jeden, der an ihnen teilnimmt, eine ernste Versuchung sind, selber schlecht und gemein zu werden. Aber das vornehme Ignorieren halte ich gleichwohl für allzu bequem. Wir müssen hindurch wie durch einen Gewittersturm, der Staub aufwirbelt und wegfegt und frische, reine Luft bringt.

Für die Fanatisierung der Partei ist die Heruntermachung des Gegenkandidaten immer das beste Mittel. Kein besseres Schreckmittel für freisinnige Ohren als das Wort Orthodoxie! L. stamme aus einer orthodoxen Familie, sein Name schon habe einen gut positiven Klang, er könnte gelegentlich in der Synode mit den Positiven stimmen — man denke, diese Auffassung des „Freisinns“! Das war der Anfang. Zuletzt schrieen grüne, rote und weiße Plakate an allen Mauern gegen die drohende Auslieferung des Münsters an Orthodoxie und Ueberlieferung. „Das Muckertum aus den siebziger und achtziger Jahren guckte wieder hervor“, ein Stadtmissionar sei in der Versammlung anwesend gewesen, die Liechtenhan vorschlug — nämlich als neugieriger Zuhörer; zuletzt sei eines der Komiteemitglieder zu Pfarrer Salis ins Haus gegangen, um ihn zu bewegen, seine Positiven zur Stimmabgabe für L. anzuhalten. Auf diese Weise wollten die „Kirchlich-Sozialen“ mit verräterischen Mitteln den Freisinnigen die Münsterkanzel entreißen. Erst nach der Wahl konnte diese effektvolle Lüge von Pfarrer Salis in der „National-Zeitung“ berichtigt werden, nachdem sie ihre Wirkung getan. Im übrigen kennen die Leser der „Neuen Wege“ Liechtenhans Orthodoxie zur Genüge.

Entschieden glücklicher war der zweite Popanz gewählt: Sozialismus. Dies Wort hatte Liechtenhan gelegentlich sich selbst angeeignet, wie er denn zu den Führern der neuen Religiös-Sozialen Gruppe in der Tat gehört. Wie er selbst den Sozialismus auffaßte, hatte er soeben in der erst erschienenen kleinen Schrift: „Soziale Religion“ gezeigt. Nun weiß jedermann, daß kein Wort so vieldeutig ist wie das Wort Sozialismus und anderseits, daß gar kein Wort unsern Bürgerlichen einen blinderen Schrecken einjagen kann, es ist förmlich das rote Tuch für sie. Wenn noch ein Funke von Edelsinn bei Liechtenhans freisinnigen Gegnern gewesen wäre, so hätten sie mit dem Vorwurf des Sozialismus ganz besonders zurückhaltend und exakt sein müssen. Sie griffen aber nur darnach, um L. auf plumpe Weise zu diskreditieren. Die eine Taktik war, statt religiös-sozial, wie sich die neue Gruppe absichtlich im Gegensatz zu den konservativeren Christlich-Sozialen nennt, beharrlich für die Leser Kirchlich-Sozial oder Christlich-Sozial zu setzen, damit sie gegen die schweizerische „Stöckerei“ gehetzt werden. Die andere entgegengesetzte Taktik, das sozialdemo-

kratische Gespenst aufrücken zu lassen durch drei erstaunliche Zitate aus Ls. neuester Schrift. Es ist wahr, der Satz, L. halte „den Klassenkampf für die weltgeschichtliche Aufgabe, die Gott unserer Zeit gestellt habe," steht in einem seiner Vorträge zu lesen, aber mit dem Vordersatz, daß die Religion den Klassenkampf zivilisiere, ihn ohne Brutalität und Hinterlist, mit Achtung vor dem Gegner führe. Das scheinbar wortgetreue Zitieren einzelner aus dem Zusammenhang herausgerissener, dem Geist ihres Verfassers völlig entfremdeter Sätze hat von jeher zu den perfidesten Kampfmitteln gehört, und dieser Quellennachweis hat denn auch seine Wirkung bei der Wahl getan, auf den Plakaten hat neben der Orthodoxie der klassenkämpferische Sozialismus am meisten gezogen. Ich persönlich habe immer noch die größten Bedenken, mich kurzweg Sozialist zu nennen, aber wer wollte bei solcher Taktik der Gegner nicht gerne Sozialist sein!

Endlich haben die persönlichen Verunglimpfungen natürlich nicht fehlen dürfen. Vielleicht ist man in Zürich und St. Gallen doch etwas erstaunt, zu hören, daß L., weil er aus einer Basler Familie stamme, in Basel von den Freisinnigen nicht gewählt werden dürfe; uns in Basel ist das nichts Neues. Dann wurde an ihm mit Berufung auf seine Vorträge die männliche Reife und durchaus notwendige Lebenserfahrung vermißt. O, du heilige Einfalt! Das alles hätte er schnell gehabt, wenn er Reformer gewesen wäre! Endlich wurde eine Wahlniederlage in der „bescheidenen Gemeinde R." gegen ihn ausgespielt und zwar bis zuletzt, obschon jedermann wissen konnte, wie es sich damit verhielt und zuletzt der freisinnige Pfarrer dieser „bescheidenen Gemeinde" selbst sich gegen dieses Wahlmanöver verwahrte, eines der wenigen erfreulichen Zeichen in diesem Kampf, daß Wahrheit und Ritterlichkeit noch nicht unter uns erstorben sind. Daß dann der scheidende Ragaz, den der erste Wahlaufruf noch verherrlicht hatte, weil er „in seiner eigenen Art die Tätigkeit seiner beiden Vorgänger fortsetzte und sich eine begeisterte Anhängerschaft schuf", sein Teil von Schmähungen bekam, ist selbstverständlich. Hatte er doch — man denke — in einer Wahlversammlung selbst für L. das Wort ergriffen, nicht einmal von sich aus, sondern auf das Verlangen einzelner Anwesenden, und wesentlich auch nur deshalb, weil der freisinnige Münsterverein in seinem ersten Wahlaufruf den Schein erweckt hatte, als ob er im Einverständnis mit Ragaz vorgegangen sei. Der zweite Wahlaufruf des Freisinnigen Münstervereins berief sich wider ihn auf die St. Gallische Kirchenordnung, die dem das Amt verlassenden Geistlichen verbiete, sich in die Wahlgeschäfte seines Nachfolgers einzumischen; ich weiß aber nicht, ob die St. Gallische Kirchenordnung auch statt dessen verordnet, daß die Nachfolge vom Parteiverein und Parteikollegen zu bestimmen sei. Die Heuchelei dieser Gesetzesmänner ist auch gar zu offenkundig: was man in Basel bei einem Reformer ohne Bedenken hinnimmt, daß er sich einen gleichgesinnten Nachfolger oder Kollegen sichert, ist schwere Sünde, wenn ein Unabhängiger es

wagt. Nun hieß es plötzlich mit Bedauern, daß er „nicht in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, sondern eigene Wege ging," er war von der freisinnigen Orthodoxie in gefährliche asketische, mystische, sozialistische Bahnen abgewichen und hatte damit den Frieden und die Eintracht in der freisinnigen Partei gestört. Eine während des Wahlkampfs herumgebotene zügige Verleumdung wurde erst nach der Wahl von einem Anonymus in einer zürcherischen Zeitung ins Feld geführt, um ihn als intoleranten Pietisten und Hierarchen hinzustellen. Wahr ist daran das eine, daß er die übliche freisinnige Popularität, die in einer grenzenlosen Akkommodation an den Gewohnheitsschlendrian und einer grenzenlosen Furcht, die Volksgunst zu verlieren, ihren Grund hat, nicht begehrt und in der Tat nicht erworben hat. Begreiflich, daß es dann in jenem poetischen Erguß nach der Wahl in Bezug auf die Nachfolge Ragaz-Täschler heißen konnte:

Im alten Münster wie vor Zeiten
Tönt von der Kanzel Gottes Wort.

Man hatte, während Ragaz predigte, Gottes Wort nicht mehr hören können. Etwas eigen nahm sich dann nur bei diesem Anlaß die Rede des Pfarrer Baur aus mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß auf kirchlich-freisinniger Seite in diesem Kampf keine einzige Stimme auf hetzerische unredliche Weise gewonnen worden sei. (Nat.-Zeitung vom 8. September.)*)

Im Laufe des Kampfes war der Reformkirche auch ihre enge Allianz mit dem politischen Freisinn vorgehalten worden, da gerade in der Kommission des Münstervereins einige Politiker die Matadoren sind. Ein entrüstetes Nein war die Antwort. Aber was bedeutet alle Entrüstung neben der Tatsache, daß die politisch freisinnigen Blätter, „National-Zeitung" und „Basler Zeitung", sich einfach mit der kirchlichen Reformpartei solidarisch erklärten und die Aufnahme jeder unabhängigen Einsendung rundweg verweigerten. Eine solche Tatsache streicht alle Protestationen mit der Zunge einfach durch. Ebenso wurde gegen den Vorwurf der Parteiengherzigkeit in der „National-Zeitung" auf einen längern Aufsatz von Altherr im „Protestantenblatt" hingewiesen, worin „mit zwingenden Schlüssen" die fabelhafte Weitherzigkeit der Reformpartei dargelegt war. Als ich seinerzeit diesen Altherrschen Aufsatz las, wunderte ich mich, wie geduldig das Papier und wie kurz sein und seiner Leser Gedächtnis ist. Vor noch nicht vier Jahren ist ein so freier Theologe wie Otto von den hiesigen Reformern aus „wissenschaftlichen" und „ethischen" Gründen abgelehnt worden, einfach weil er kein Reformer ist. Das ist die Wahrheit und alles andere sind Flausen. Und von der Weitherzigkeit und Vorurteilslosigkeit der Partei redete der gegenwärtige Wahlkampf auch eine andere Sprache als

*) Ausdrücklich stelle ich fest, daß das von mir Mitgeteilte nur Proben sind aus dem viel reicheren Repertoir von Verdrehungen, Verleumdungen und Unwahrheiten, die in den freisinnigen Zeitungen zu lesen waren.

meinetwegen ein ganzer Jahrgang Nummern des „Protestantenblattes". Schließlich wurde von ebenfalls theologischer Seite großartig erklärt, daß auch die Reformer die Ueberwindung des Parteigeistes gewollt hätten, so gut wie jetzt die Unabhängigen. Leere, unwahre Worte, wenn man weiß, daß vor gar nicht langer Zeit die Gründung eines gemeinsamen Krankenvereins, zu dem alle positiven Pfarrer der Münstergemeinde die Hand geboten hatten, an der Schwäche gerade des theologischen Leiters der reformerischen Wahlaktion seinen eigenen Parteigenossen gegenüber gescheitert war. Künftig mögen diese Parteiführer reden, so viel sie wollen; wer diesen Wahlkampf verfolgt hat, lacht ihnen ins Gesicht. Denn wir haben das Recht, auf gar kein schönes Wort das geringste mehr zu geben, wenn die Taten es Lügen strafen.

Und nun das Ergebnis? Ich meine das Wahlresultat, das Verhältnis der Stimmen, kann uns gleichgültig sein, es bedeutet nichts gegenüber dem Kampf selbst und seinen Offenbarungen. So sehr ich mit Schmerzen die in ihrem Bauen wie Zerstören so segensreiche Tätigkeit von Ragaz unter uns ein Ende nehmen sehe, sein Weggang ist doch auch der Anlaß geworden zu einer Klärung unserer Lage, wie sie sein ganzes Hiersein nicht gebracht hat. Ich glaube, daß unser kirchliches Parteiwesen noch nie so gerichtet worden ist, wie durch diese, seine neuste Offenbarung. Ich sage nicht, wer noch religiösen Ernst hat, sondern wer Anstand im Leibe hat, ist damit fertig. Freilich ist mit diesem negativen Ereignis nur das Erste erreicht. Die Hauptsache wird sein, daß auch künftig, wie bei diesem Anlaß, Menschen aus allen frühern Parteien sich verstehen lernen, sich ihr eigenartiges Suchen und Erleben Gottes mitteilen und zu gemeinsamer Arbeit an den so völlig andern Aufgaben unserer Zeit sich verbinden. Ein Zusammenschluß in irgend welcher losen Form wird dabei nötig sein. Mögen uns die Erfahrungen, die wir jetzt gemacht haben, verhindern, den alten Parteien und Parteikirchen eine neue hinzuzufügen, welche die alten Sünden wiederholt. Das ist dann erreichbar, wenn der Sinn für Gott so lebendig in uns bleibt, daß nie Systeme, Organisationen, ja auch Personen, sich dauernd zwischen Gott und uns legen können.

P. Wernle.

Revolution oder Reformation?

Zu Kutters neuestem Buch: „Die Revolution des Christentums".

Es ist keine angenehme Ueberraschung, wenn der Laufzettel eines neuen Kutter'schen Buches erscheint. Am wenigsten in den letzten Tagen des Juni, da man nach einigen ruhigen Sommertagen seufzt und nichts sehnlicher wünscht, als ein kurzes Aufatmen fern von dem Drängen und Stoßen unserer wirtschaftlichen und geistigen

Bewegungen. Ich habe einmal — wo, weiß ich nicht mehr, glaube aber, es war im Bulletin einer Buchhandlung — als Ferienlektüre Kutters Schriften angepriesen gefunden. Da ists mir kalt den Rücken hinauf gegangen, als hätte mir jemand zugemutet, an Weihnachten die ersten sechs Kapitel des Propheten Amos zu lesen. Gott behüte uns vor solchen Freunden! Sie kommen mir vor wie die deutschen Schauspielerinnen, die in den letzten Jahren Stücke aus dem Alten Testament im intimen Theater „gesprochen" haben.

Aber es läßt sich nun nicht ändern. Kutters Revolution des Christentums ist auf die Sommerferien gekommen. Widerstrebend haben wirs in die Hand genommen und weggelegt mit — herzlichem Dank. Nicht in dem Sinn, daß Kutter ein anderer geworden wäre. Das wird kaum je geschehen, und wir wünschens gar nicht. Aber zum erstenmal hat uns Kutter hier deutlich gesagt, was er will und wie ers meint, und die Wasserwogen seiner Gedanken und seiner nie ermattenden Beredsamkeit sind nicht mehr alles niederreißend an uns vorübergegangen.

Schon der Aufbau seines Buches ist viel durchsichtiger als der seiner letzten Schriften (Gerechtigkeit und Wir Pfarrer). Der Vortrag ist nicht mehr der gepeitschte, alle paar Seiten zu einer Explosion sich verdichtende. Und am Schluß steht man nicht verblüfft, gequält und ratlos, sondern mit einem bestimmten Ausblick, mag man nun zustimmen oder ablehnen. Wer in späteren Zeiten Kutters religiöse Erscheinung analysiert, wird wahrscheinlich mehr als nach den andern gerade nach diesem Buch greifen, denn es enthält in Wirklichkeit — wir müßten uns denn arg täuschen — des Mannes religiösen Werdegang, sein Hinauswachsen aus pietistischer Frömmigkeit in die „neue Religion", die nicht vom Glauben ihren Ausgang nimmt, sondern von der Liebe, dem sozialen Denken, das nach Kutter Jesus Christus in erster Linie gebracht, und das beim lebendigen Gott enden muß.

Demgemäß hat sich die Einleitung des Buches gestaltet mit seinen drei großen Kapiteln: Glaube, Liebe und der lebendige Gott. „Himmelanstürmend ist der Glaube. — Alles ist ihm möglich. Eine wunderbare Himmelsgabe — und doch nichts, wenn ihm die Liebe fehlt." Liebe ist Weltbejahung und Heimkehr zum lebendigen Gott.

Nichts Neues. Wer Kutters frühere Schriften kennt, wird kaum einen vollständig neuen wichtigen Gedanken finden. Dennoch möchten wir um keinen Preis, daß das Buch ungeschrieben geblieben wäre. Hier ist nun einmal mehr, als der fürchterliche „Angriff auf die Christenheit". Hier ist der Versuch, dem bisherigen religiösen Denken gerecht zu werden. Wenn der Verfasser diesmal vom „ernsten Christentum" redet, so spricht er nicht nur von seiner neuen sozialen Frömmigkeit, sondern ebenso vom alten frommen Erfassen der Welt und Gottes, und ich meine, daß dadurch die Kraft seiner Argumente gewinnt, vielleicht nicht die Wucht der Hiebe, aber die Ueberzeugungskraft. Es ist ein Verhängnis, daß gerade dieses Buch den revolutionären Titel er-

halten mußte. Es ist revolutionär, gewiß, so gut wie eines seiner Vorgänger. Nie habe ich Kutter mehr geglaubt als jetzt, daß die „Liebe eine revolutionäre Macht ist“. Aber an Stelle des gewaltsamen Abrüstens und des paradoxen Dreinfahrens ist der Versuch getreten, vom Alten ins Neue hinüberzuleiten. Kein Kompromiß — bei Leibe nicht. Aber weit mehr Gerechtigkeit und Liebe nach hinten, nicht nur nach vorne. Ich glaube, daß der Verfasser mit diesem Buch manchen Oberflächlichen im sozialistischen Lager arg verstimmen wird, umsomehr aber hunderte für sein soziales Denken und seine Religion der Liebe gewinnt, die bisher für sich und ihre alte Gedankenwelt die billige „Gerechtigkeit“ vermißt haben.

Inhaltsangaben von Kutterschen Büchern zu geben, ist eine undankbare Sache, denn es verschwindet dabei gerade ein Hauptreiz, ja Hauptwert: Die eminente Sprachgewalt des Verfassers. Eine Anzahl von Citaten aneinander zu reihen aber wäre gerade diesem Buch gegenüber verkehrt, weil es lange nicht so rein aggressiv ist, wie die früheren. Eine lange Abhandlung über das Buch wäre nur da gerechtfertigt, wo sich bei jedem Leser seine Kenntnis voraussetzen ließe. Wir aber machen keinem einen Vorwurf, der den 300seitigen Band mit dem revolutionären Titel zur Seite legte, für Zeiten, da die Sommersonne nicht mehr so freundlich einladet. Wir begnügen uns daher mit wenigen einführenden Bemerkungen.

Von besonderem Wert ist uns der erste Hauptabschnitt, den Kutter „Glaube“ überschreibt. Ohne Absicht des Verfassers wohl, ist er zu einer meisterhaften religionspsychologischen Darlegung des Pietismus, stellenweise überhaupt der alten Christenfrömmigkeit geworden. Beginnend mit der Himmelshoffnung, der Stimmung, die Himmel und Erde zu schroffen Gegensätzen gestaltet hat, führt Kutter hinein in das oft große, im Grunde aber ewig unsicher schwankende Wesen der alten „ernsten“ Christenfrömmigkeit. Man verneint die sichtbare Welt und fürchtet sie doch. Man verlegt den Schwerpunkt seines Glaubens und seiner Hoffnung ins Jenseits und spürt doch, daß das Diesseits nicht einfach vom Teufel sein kann. Aus dem Frommsein macht man ein Gesetz zur Ueberwindung der Welt, verlangt Bekehrung, konzentriert seine ganze Kraft auf Selbstbeobachtung und Selbsterhebung (Individualismus), kommt am Ende dazu, die ganze Geschichte Gottes mit den Menschen in sein eigenes Innenleben zu verlegen und mit dem Aeußeren wird paktiert als einem Unabänderlichen zugleich Religiös-sekundären. Das ist so recht das Verhängnis der alten Frömmigkeit: „Die Zweideutigkeit, die das Christentum von jeher der Welt gegenüber eingenommen hat. Es ist nicht Bosheit, nicht niedriger Geiz, nicht schrankenlose Habsucht, was den Frommen zu seiner verkehrten Haltung treibt. Nein, sondern ganz einfach die Angst vor der Welt. Sie ist ihm verboten, darum zieht sie ihn an. Er fürchtet sich vor ihren Reizen, darum fällt er ihnen zum Opfer.

Sie soll gemieden und überwunden werden zugleich. Das verdirbt jede natürliche Beziehung zu ihr."

Feiner beobachtet und dargestellt ist die intensive Christenfrömmigkeit wohl selten worden, und Kutter ist ehrlich genug, um deutlich durchblicken zu lassen, wie tief er selbst in diesem Pietismus edelster Art wurzelt. Wer Wert darauf legt, kann sich mit leichter Mühe aus diesen ersten 110 Seiten seines Buches einen Pietisten ausziehen. Wir tun es nicht. Wir denken vielmehr, daß eines solchen Mannes Worte doppelt ernst genommen werden müssen, wenn er sich nun im zweiten Hauptabschnitt „Liebe" wendet und eine positive Stellung zum Diesseits, zur Welt, sucht und findet. Ohne Weltseligkeit, ohne Kulturoptimismus, ohne einen kraftlosen Rationalismus, sondern einfach von der Liebe aus, von dem Verhältnis des Menschen zum Menschen, das einen neuen Glauben schafft und einen lebendigen Gott in der Gegenwart spürt, im Diesseits. „Die Liebe ist Gott, der Raum schafft für das Geschöpf. — Liebe ist Freude, selige Daseinsfreude. — Der Glaube reißt uns mit Sturmesgewalt hinüber ins Jenseits, die Liebe gießt neues Leben ins Diesseits." Und damit man nicht meine, Kutter ergehe sich hier auf längst begangenen und von jedem Dichterling besungenen Wegen, muß man das Kapitel über das Wesen der Liebe lesen. Das ist Neuentdeckung einer Liebeskraft, die weit über Formeln und hausbackenes Liebesgerede hinausragt. Bisweilen dunkel im Ausdruck. Die Worte reichen nicht mehr und auch das Denken nicht, wie Kutter selbst bekennt. Am Ende ists Paulus, 1. Kor. 13, nicht anders gegangen. Genug, daß man spürt, Zeile um Zeile, wie ungeheuer diese Liebe verschieden ist von der hübsch abgezirkelten christlichen Durchschnittsmoral. Und dann das Walten der Liebe: „Sie lebt nicht in Abstraktionen und Systemen. — Sie hofft alles, und darum stellt sie sich auf Seite der vorwärtsdrängenden, schaffenden Mächte. — Sie erkennt gerade da das Göttliche, wo der Glaube, am Aeußeren haftend, nichts als Gottlosigkeit zu sehen vermag. — Sie will das Böse weder erklären noch widerlegen, sondern ganz einfach tragen. — Wir müssen erkennen, daß der Mensch selbst unendlich wertvoller ist, als alles, was Religion und Frömmigkeit aus ihm macht. — Das ist das Evangelium Jesu Christi." Und dann kommt das Kapitel vom Sozialismus, „welcher die ursprüngliche Tendenz des Evangeliums wieder erweckt hat, wie unkirchlich, unchristlich, unfromm er sich auch gebärden mag." Es folgt die Forderung der Hochachtung vor jeder Seele, statt Bekehrungseifer im alten Sinn, dann die Hilfeleistung in äußeren Dingen: „Ist das Irdische nebensächlich, dann muß mans umso schneller, nicht umso weniger schnell ins Reine bringen." Das Religiös-Sozial muß in unser deutsches Christentum einziehen, so wie es in England und Amerika bereits überhand zu nehmen beginnt, und alle Fehler des Sozialismus dürfen und können uns nicht davon abhalten, denn größer als seine Fehler sind die Impulse, die ihn treiben. Die aber stammen

aus der Liebe, „jener unbedingten Wirklichkeitsmacht, die eine Scheingesellschaft durchbricht."

Wir schweigen vom letzten Kapitel: „Der lebendige Gott", so sehr wir eben hier Anlaß fänden zu Aussetzungen. Es ist uns selbst das am wenigsten Ueberzeugende an dem Buch. Wir glauben, daß das Walten des lebendigen Gottes sich denn doch nicht einzig und allein in eine soziale Umwälzung hineinzwingen läßt. Aber das ist Kutters Meinung, ja weit mehr als Meinung, die wir gerne unbekrittelt lassen. Die Hauptsache ist uns, daß wir dem eigenartigen Mann wieder um einen Schritt näher gekommen sind und eine ganze Reihe von Paradoxieen seiner früheren Schriften verstehen gelernt haben.

Recht wird er doch behalten. Nicht mit dem Titel seines Buches. Das hat uns Kutter mehr denn je eben mit diesem Buch bewiesen, daß seine Gedankenwelt nicht unvermittelt vor uns hintritt in revolutionär verwirrender Weise, sondern daß sie einfach ein neuer Versuch ist, das Diesseits mit Gott zu bejahen, ohne in ihm kraftlos unterzugehen. Der Versuch ist einseitig orientiert an den sozialen Zuständen unserer Tage, ähnlich wie Luthers große Reformation einseitig bestimmt war durch die individuelle Seligkeitsfrage seiner Zeit. Wir lassen das Eine nicht fahren und halten das Andere fest. Und wenn dann ein Mann wie Naumann kommt und es unternimmt, die ästhetische, technische und wirtschaftliche Kultur unserer Zeit religiös durchzudenken, so ergreifen wir auch diesen Faden mit Freuden und hoffen mit Kutter sicher und ganz auf eine Zeit, da Gott wieder unter uns lebendig ist, diesseits. Was wir aber nicht wünschen, ist, daß Kutters Glaubenskraft und seine sittlichen Bestrebungen von einer revolutionären Sekte mit Beschlag belegt werden, die ihrem Vorwärtsgehen im allgemeinen Denken erst recht die Bahn vertreten würde. Aehnliches ist ja auch schon da gewesen. Man weiß, wie viel die Reformation vor 400 Jahren verloren hat durch solche, die mit Gewalt eine Revolution aus ihr machen wollten. Daß aber Kutter selbst niemals an die Spitze dieser religiösen Revolutionäre treten wird, das beweist uns sein neuestes Buch über die Revolution des Christentums. Es wird weniger Staub aufwirbeln als die vorangehenden, aber sehr wahrscheinlich umso nachhaltiger wirken, denn es ist nicht nur ein geistvolles, stürmisches Buch, sondern ein gerechtes. *)

B. Hartmann.

---

*) Wir machen darauf aufmerksam, daß in der neuesten Nummer der kathol. Vierteljahrsschrift: „Schweiz. Rundschau" ein sehr beachtenswerter Artikel aus der Feder von Prof. A. Gisler, in Chur, über Kutters Schriften erschienen ist, unter dem Titel: „Ein Prophet in Zürich".

Der Sozialismus und die persönliche Freiheit.

II.

Wenn dies der Sinn des Sozialismus ist*) — und ich meine, darüber könne unter Verständigen kein Zweifel sein — dann ist die Frage nach seinem Verhältnis zur persönlichen Freiheit des Einzelnen zum Teil schon beantwortet. Denn dann ist so viel doch wohl klar, daß wir für sie nicht so sehr Angst haben müssen, wie wir vorher glaubten. Es geht uns die beruhigende Erkenntnis auf, daß auch in einer andersartigen, sagen wir also: einer sozialistischen Gesellschaftsordnung für die Freiheit mindestens so viel Raum sein könnte, als in der gegenwärtigen. Unsere weitere Untersuchung wird diese Erwartung bestätigen.

Allerdings müssen wir gleich zu Beginn ein Zugeständnis machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die zunehmende Sozialisierung der Gesellschaft Gefahren für die Freiheit einschließt. Zwischen den Forderungen der Einzelpersönlichkeit und deren der Gemeinschaft besteht nun einmal eine gewisse Spannung und der Sozialismus legt naturgemäß das größere Gewicht auf das Recht der Gemeinschaft. Es gibt Philosophen — ich nenne nur August Comte — die den Einzelnen überhaupt nur als Glied der Gesellschaft zu schätzen wissen und deren ethische Hauptforderung ist, daß er sich selbst über der Gemeinschaft vergesse. Das ist die Lehre des einseitigen Altruismus und dürfte auch Tolstois Meinung sein. Das Ich ist hier einfach böse, nur das Du ist gut. Solche Gedanken sind auch in den sozialistischen Kreisen zu Hause. Ganz natürlich, denn diejenige Tugend, die das Proletariat in seinem Kampfe am meisten nötig hat, ist die Solidarität, die Hintansetzung des unmittelbaren persönlichen Vorteils zu Gunsten der Klasse. Daraus erklärt sich auch der Zorn des organisierten Arbeiters gegen den Streikbrecher. Dieser sündigt gegen die ethische Hauptforderung der Arbeiterklasse, er ist in ihren Augen darum ein Ehrloser. Dabei läuft es nun eben ohne Zwang und Gewalttätigkeit nicht ab. Das gleiche ist übrigens auf der Unternehmerseite der Fall. Ob ein Arbeiter durch Scheltworte, Drohungen oder Ueberredung halb oder ganz gegen seinen Willen einer Gewerkschaft beizutreten, oder ein Fabrikant sich einem Kartell oder auch nur dem Unternehmerverband anzuschließen genötigt wird, macht nur den Unterschied, daß der Unternehmer mehr darunter leiden wird als der Arbeiter. Bedenklich ist auf alle Fälle auch das Ueberhandnehmen des Bureaukratismus. Davor fürchtet sich ein rechter Sozialist so gut wie der Individualist und aus dieser Furcht entspringt auch ein Teil der Abneigung gegen den reinen

*) Vergl. den I. Teil des Aufsatzes in Nr. 9.

Staatssozialismus. Wenn wir uns endlich den Fall denken, daß in irgend einem kleineren oder größeren Staatswesen die Sozialdemokratie durch den Stimmzettel zu völliger Herrschaft gelange oder daß etwa gar eine Revolution den großen Umschwung bringe, dann könnte es wohl geschehen, daß in einzelnen Führern der Arbeiterschaft tyrannische Gelüste obenaufkämen, die an ähnliche Erscheinungen der französischen Revolution erinnerten, und daß wer nicht durch dick und dünn mitginge oder sich gar der sozialen Ketzerei schuldig machte, ihren Zorn deutlich zu spüren bekäme. Jeder von uns kennt ja wohl diesen oder jenen Volksführer, unter dessen Regiment er lieber nicht leben möchte. Auf dergleichen tut man gut, sich gefaßt zu machen.

Aber auch abgesehen von solchen Auswüchsen wird die wachsende Sozialisierung der Gesellschaft von selbst viel Einschränkung der persönlichen Bewegungsfreiheit bringen. Wir werden manches nicht mehr tun dürfen, was wir bisher ungehindert taten und umgekehrt. Die Gemeinschaftspflicht wird der individuellen Willkür in manchen Orten bisher ungekannte Grenzen setzen.

Aber haben wir ein Recht, dies zu bedauern? Bedeutet eine Einschränkung der individuellen Willkür ohne weiteres ein Abnehmen der Freiheit? Vielleicht eher das Gegenteil. Denn die individuelle Willkür bedeutet gewöhnlich eine Beschränkung der Freiheit des Einen zu Ungunsten des Andern; sie kommt gewöhnlich einigen wenigen (den Starken, Rücksichtslosen) zugute und bedeutet für die andern Unterdrückung, während eine Ausgleichung der Rechte und Pflichten die Freiheit über einen größeren Kreis von Menschen verbreitet. Hier wäre überhaupt eine Abhandlung über *das Wesen der Freiheit* am Platze. Diese ist keineswegs eine so einfache und selbstverständliche Sache, wie man vielfach meint. Es ist namentlich falsch, wenn man sich dafür eine *Schablone* zurechtmacht und eine bestimmte Form der Freiheit für allein gültig erklärt. So meinen viele, die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit der kapitalistischen Epoche sei allein des Namens Freiheit würdig, alles andere sei ein Rückfall in Sklaverei. In Wirklichkeit läßt sich Freiheit nicht ein für allemal festlegen, sondern befindet sich in stetem Fluß. Sie muß stets neu erobert werden; *denn sie ist im Grunde nichts anderes als das sich stetig entwickelnde Leben, das gegen seine Hemmungen ankämpft.* Eben weil das Leben beständig vorwärts treibt, muß die Freiheit sich beständig verwandeln. Was für eine Periode höchste Sehnsucht und Befreiung war, ist einer andern gleichgültig oder hemmend. Die Freiheit ist ein Gewand, in dem es uns wohl ist, weil es uns paßt, aber so lange wir in der Periode des Wachstums sind, muß das Kleid von Zeit zu Zeit sich dem Körper neu anpassen, sonst wird es zu eng. Namentlich ist es falsch, die Freiheit in gewissen *äußeren Formen* zu suchen. Die mögen einen Wert haben, aber sie sind nicht das Wesentliche. *Frei sind wir, wenn wir uns nach dem Gesetz unseres Wesens entfalten dürfen.* Diese Freiheit

ist von Willkür weit entfernt. Die höchste Freiheit, die es gibt, die sittliche, ist zugleich höchster Gehorsam. „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben." Große äußere Bewegungsfreiheit kann mit innerer Unfreiheit verbunden sein und in der Gebundenheit sich die innere Freiheit kraftvoll entwickeln. Es könnte wohl sein, daß die größere Rücksicht auf den Mitmenschen, die die neuen sozialen Ordnungen fordern, die innigere Einordnung in das größere Ganze, daß, um das edelste Wort zu brauchen, das Dienen, gerade der Weg zur höchsten Freiheit wäre.

Was wir nötig haben, ist also zunächst eine Vertiefung des Freiheitsbegriffes. Es ergreift uns eine Ahnung, daß es eben eine neue, eine vielleicht höhere Art von Freiheit ist, der uns die sozialistische Entwicklung entgegenführt, jedenfalls gerade die Freiheit, deren wir jetzt bedürfen. Und das ist auch tatsächlich der Fall. Sie bedeutet eine der größten Freiheitsbewegungen der Geschichte, denn sie will den Menschen zum Herrn über die Sachen machen, ihn zum Selbstzweck erheben auch in der Wirtschaftsordnung. Der Mensch war bisher mehr oder weniger ein Sklave der materiellen Bedürfnisse, des Hungers vor allem. Als die moderne Maschine kam und damit die Möglichkeit einer ungeheuer vermehrten Gütererzeugung, da schien der Traum seiner Herrenbestimmung in Erfüllung zu gehen, aber zunächst wurde er erst recht Sklave, Sklave der Maschine, Sklave der Konkurrenz, Sklave eines Mechanismus, der nur den einen Zweck hatte: Erzeugung von Profit. Der Mensch für sich war nichts mehr. Der Gott Mammon gewann Macht über die Menschen, wie er noch nie besessen hatte. Aber dieser Höhepunkt seiner Macht bedeutete zugleich den Anfang des Endes. Denn unter ihrem Druck reifte in den Herzen und Köpfen der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, gerade vermittelst Maschine, Großbetrieb, Weltverkehr den Menschen zum Herrn der Erde zu machen, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, in der wirklich er die Hauptsache wäre, wo jede Einrichtung soweit als irgend möglich, darauf berechnet wäre, dem Menschen zu dienen, sein Bedürfnis, sein Recht, seine Würde zum Ausdruck zu bringen. Das Recht und die Würde des Menschen und zwar eben nicht nur des einzelnen, sondern auch der Gemeinschaft — das ist ganz deutlich das oberste Ziel der sozialen Bewegung. Es ist doch vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, wenn man über ihren einzelnen Erscheinungen diesen ihren letzten Sinn vergißt. Die Befreiung des Menschen aus der Macht der Sachen, die Unterwerfung auch der wirtschaftlichen Mächte unter das sittliche Recht der Persönlichkeit — kann es einen größeren Freiheitskampf geben? Die soziale Bewegung ist die Inthronisation des Menschen und die Dethronisation des Mammons. Wenn aber einmal die Mammonsherrschaft abgeschüttelt ist, dann ist das Erdreich bereitet für die Entfaltung jeglicher echt menschlichen, sittlichen Freiheit.

Das ist das Ziel. Dazu führen mancherlei Wege. Einer von

ihnen heißt Organisation. Wir haben davon schon geredet. Gewiß scheint sie zunächst in jeder ihrer Formen eine Beschränkung der persönlichen Freiheit zu bedeuten. In Wirklichkeit ist sie das Mittel, sie zu retten, zu erhöhen. Das wird am deutlichsten an den Organisationen der Arbeiter. Was wäre die Arbeiterschaft ohne sie? Eine unorganische, stumpfe, elende Masse. Nicht „freie Persönlichkeiten" wären diese unorganisierten Proletarier, sondern Sandkörner, die der Wind dahin und dorthin bliese, arme Sklaven ohne Selbstgefühl und Selbstachtung, die in tierischem Genuß, Alkohol und geschlechtlicher Zügellosigkeit Vergessenheit für ihr Elend suchten oder auch in wildem Aufruhr gegen ihre Unterdrücker losbrächen. Die Organisation allein hat in diese dumpfe Masse schöpferische Bewegung gebracht. Sie hat sie aus der Verzweiflung herausgehoben, hat sie zum Verständnis ihrer Lage erzogen, ihnen Selbstachtung eingeflößt, ihnen Pflichten und Rechte gegeben, sie wieder zu Gliedern der Gesellschaft gemacht, ihr Haupt aufgerichtet. Ueber diesen erzieherischen Wert der Arbeiterorganisation herrscht unter Verständigen nur eine Meinung. Aus ihnen wachsen überall führende Persönlichkeiten empor, die es an praktischem Blick, sittlicher Reinheit, Tatkraft und Opferfähigkeit mit der sittlichen Aristokratie der bürgerlichen Gesellschaft wohl aufnehmen dürfen. Es ist hier eine persönlichkeitsbildende, menschenschöpferische Potenz ersten Ranges im Werden. Dieser offenkundigen Tatsache gegenüber haben einige Gewalttätigkeiten bei Streikbewegungen oder andern Anlässen wenig zu bedeuten, so wenig wir sie an sich billigen mögen. Wo in aller Welt laufen mächtige geschichtliche Neubildungen korrekt nach den Polizeireglementen oder den Paragraphen des Lehrbuchs der Ethik ab? Wer über den moralischen Auswüchsen dieser Bewegung die große neue Moral nicht sieht, die darin heranwächst, der gleicht dem Manne, der an der mächtig in die Höhe strebenden Eiche nur die Flechten und kleinen Pilze sieht, aber keine Freude hat an ihrem zum Himmel strebenden Wuchs. — Aehnliches gilt aber auch von den Organisationen der Unternehmer und der Bauern. Auch sie erzeugen Leben und Bewegung, sie rufen bisher schlummernde Kräfte auf, wecken neue Gedanken, neue Tatkraft und wirken so auch persönlichkeitsbildend.

Kurz, es gilt von dieser in der gegenwärtigen Gesellschaft wirkenden Organisationstendenz, wie von der ganzen Sozialisierung der Menschenwelt überhaupt: sie beschränkt scheinbar das Individuum, aber nur, um ihm das tiefe Erdreich für eine kräftigere Entfaltung zu verschaffen. Die Sozialisierung wird ein Mittel der Individualisierung. Sie ist eine notwendige Durchgangsform zu einer höheren Stufe des Menschentums. Wir dürfen nicht klagen, wenn dabei scheinbar viele „selbständige Existenzen" sich in der Organisation auflösen müssen. Das ist nun einmal die Art, wie die mächtige Schöpferhand in der Geschichte arbeitet. Durch Sichverlieren geht es zum Sichfinden. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Ent-

wicklung gewisse Strecken weit durch Revolution, Gewalt, Tyrannei führt; aber wenn wir nicht ganz umsonst etwas Geschichte gelernt haben, werden wir uns dadurch nicht irre machen lassen. Die Entwicklung der politischen und religiösen Freiheit hat durch den dreißigjährigen Krieg, die englische und französische Revolution geführt — wünschen wir, sie wäre unterblieben, weil es damals Gewalt und Schrecken gab? Pour faire des omelettes, il faut casser des œufs, — das ist nun eben vielfach das harte Rezept der Geschichte. Aber am Ende wird mehr Freiheit und Menschlichkeit stehen. Wir werden, wenn die jetzige Gährung vorüber ist, eine Menschenwelt haben, in der vielleicht weniger von Persönlichkeit und Individualität geredet wird, wo es aber viel mehr wirkliches persönliches Leben, viel mehr gesunde, starke Individualitäten geben wird. Denn diese werden sein wie Stämme im Wald, die in gutem Erdreich gewachsen sind.

Das Ziel, dem wir speziell auf wirtschaftlichem Gebiete zustreben, ist, kurz gesagt, eine Demokratisierung der Industrie. Nachdem sich das demokratische Prinzip in der formalen Politik durchgesetzt hat, schickt es sich an, auch das wirtschaftliche Leben zu erobern. Hier herrschte bis vor kurzem eine verhältnismäßig wenig zahlreiche Klasse, das Unternehmertum, über die große Menge des Volkes, das ihr gegenüber fast rechtlos war. Es war industrieller Feudalismus. Nun verlangt die Masse des Industrievolkes ihr Recht. Es ist auf dem sozialen Gebiete genau der gleiche Vorgang, der auf politischem sich in der französischen Revolution vollzog. Wie damals das Bürgertum dem feudalen Adel, so entreißt jetzt das Proletariat dem industriellen Magnatentum einen Teil seiner Vorrechte. In diesem Lichte betrachtet ist der Sozialismus einfach Fortsetzung und Erfüllung des Liberalismus.

Also die Demokratie im Wirtschaftsleben ist's, was kommt und kommen soll. Aber gerade diese Formulierung ist es, die für die Verteidiger der persönlichen Freiheit, die wir im Auge haben, von neuem Anlaß zu schweren Befürchtungen gibt. Das Wort „Demokratie" hat unter uns im stillen viel von seinem Kredit verloren. Die Aussicht auf noch mehr Demokratisierung der Gesellschaft ist für viele wenig tröstlich. Das bedeutet für sie nur vermehrte Herrschaft der Mittelmäßigkeit, fortschreitende Verflachung des Lebens. Dem gegenüber gilt es zunächst festzustellen, was wir unter Demokratie verstehen. Ist denn das Wesentliche an diesem Begriffe die Herrschaft der Masse, die mit Mangel an wirklicher Regierung so ziemlich identisch ist? Ich denke, es sei doch wohl das Gegenteil der Fall: Das Prinzip der Demokratie ist individualistisch; es besteht darin, daß jeder einzelne Bürger innerlichen Anteil am Staatsleben gewinnen soll. Die blinde, stumpfe Masse des despotischen oder aristokratischen Staates soll verwandelt werden in einen lebensvollen Organismus, wo jedes Glied sich seines Wertes in der Gemeinschaft bewußt wird. Mag dieses Ziel in den verschiedenen Demokratien auch nur unvollkommen erreicht worden sein, Tatsache ist, daß das demo-

kratische Prinzip Großes gewirkt, daß es wie kein anderes den Reichtum des Menschentums erschlossen und vermehrt hat. Oder wo ist ein so reiches, geistiges Leben emporgeblüht, wo ist eine solche Fülle großer Persönlichkeiten erstanden, wie im alten Athen, in Florenz, in den demokratischen Städtegemeinwesen des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika? Was hat größere persönlichkeitsbildende Kraft entfaltet, als die demokratische Kirchenorganisation des Calvinismus? Die Demokratie ist eine Schöpferin und Erzieherin reichen, freien Menschentums ohnegleichen, allerdings nur, wenn sie getragen von frischen, sittlichen Kräften.

In diesem Sinne meinen wir die industrielle Demokratie, die wir erhoffen. Sie soll nicht die allgemeine Gleichmacherei bringen, die Herrschaft der Masse oder umgekehrt einiger geschickten Demagogen, denen es gelänge, an die Spitze zu kommen. Demokratie ist nicht Anarchie oder Despotie. Industrielle Demokratie bedeutet, daß auch der letzte Handlanger Anteil habe an der Ordnung der Arbeit, die Arbeit als die *seinige* betrachten dürfe, weil er in der Arbeitsgemeinschaft *Bürger* ist, vielleicht ein wenig bedeutender Bürger, aber doch ein Bürger, allen andern prinzipiell gleichberechtigt. Es versteht sich, wie wir schon bemerkt haben, von selbst, daß die einen sich durch moralische und intellektuelle Eigenschaften eine leitende Stellung im Arbeitsstaat erwerben würden, während andere mit bescheidenen und allerbescheidensten Posten zufrieden sein müßten. Auch sehen wir nicht ein, warum nicht auch in einer solchen Ordnung persönliche „Initiative" einen reichen Spielraum haben sollte. Ist das nicht auch in den gegenwärtigen Verhältnissen auf allerlei Gebieten der Fall, wo der Gedanke an den Gewinn keine oder doch keine entscheidende Rolle spielt, zum Beispiel im Staatsdienst, in Wissenschaft und Kunst? Eine wahrhaft persönliche, d. h. aus sittlichen Motiven, aus dem innern Wesen des Menschen selbst erwachsene „Initiative" wird sogar nur dort möglich sein, wo nicht der Gedanke an den klingenden Lohn alles beherrscht. Wir dürfen im Gegenteil auch von der industriellen Demokratie das erwarten, was die politische geleistet hat: eine Entbindung wertvoller Kräfte, reichen und mannigfaltigen Lebens, ein Herauswachsen bedeutender Persönlichkeiten. Vor allem erwarten wir davon eine bessere Stellung des Menschen zur Arbeit, eine Wiedergeburt der Arbeit und damit eine Erfrischung aller sittlichen Kräfte, eine Erneuerung der *Grundlagen* alles persönlichen Lebens. Umgekehrt allerdings müssen wir auch zugeben, daß diese glücklichen Folgen nur eintreten können, wenn starke sittliche Kräfte mithelfen. Daß diese aus der Arbeit herauswachsen werden, daß es möglich sei, die Menschen dadurch höher zu bringen, daß man ihnen das Höhere zumutet, das ist allerdings ein *Glaube*. Aber die Demokratie ruht ja überall auf Glauben. Wer vom Menschen gering denkt, kann nie von Herzen demokratisch sein; er wird auf autoritäre Formen sinnen, die ihn

möglichst in Zucht halten; das macht umgekehrt die Größe der Demokratie aus, daß sie auf Vertrauen zum Guten in der Menschennatur und damit auch zu ihrem Schöpfer ruht. So mündet auch hier, wie überall, die tiefere Betrachtung der Dinge in die letzten Fragen der Weltauffassung aus.

Wir haben nicht Grund anzunehmen, daß die sozialistische Entwicklung der Gesellschaft, deren rasches Fortschreiten unleugbar ist, das Recht der Persönlichkeit in Frage stelle, trotz einzelner Gefahren, die sie mit sich bringt. So viel ist ja ohne weiteres klar, daß sie für diejenige Bevölkerungsklasse, die doch die große Mehrheit der Völker bildet, die sogenannten untern Stände, eine Befreiung großen Stils bedeutet. Dieser Tatsache gegenüber können die Bedenken einiger Geistesaristokraten doch nicht so sehr in Betracht kommen. Wir Angehörigen der sogenannten obern Stände, seien wir nun Lehrer, Aerzte, Pfarrer oder meinetwegen Rentier oder Unternehmer, sollten so viel Selbstverleugnung besitzen, ein Stück ungenierter Bewegungsfreiheit hinzugeben, wenn dadurch das Leben der Masse gehoben und erhellt wird.

Aber wir dürfen uns auch die Frage vorlegen, ob denn die persönliche Freiheit, die wir unter der heutigen Ordnung genießen, wirklich so groß sei, daß wir davon so viel Aufhebens machen müßten. Ist der Unternehmer frei? Hängt er nicht ab von der Mode, dem Geldmarkt, der Konjunktur? Geht nicht das selbständige Unternehmertum immer mehr im Unternehmerverband und Kartell auf? Scheinbar mehrt sich ihre Zahl, in Wirklichkeit wird ihre Abhängigkeit vom Großkapital immer größer, bis sie eines Tages eine fast völlige sein wird. Die Abhängigkeit von den Kunden, den Kniffen und Listen der Konkurrenz, ist auch kein leichtes Joch. Und schließlich stehen wir alle — ich wiederhole es — die Angehörigen der „freien Berufe“ in ihrer Art so gut wie die der Industrie, des Gewerbes und des Handels unter dem Druck einer am Geld orientierten Kultur und dieser Druck ist schwer genug. Es ist vielleicht doch weiser, wenn wir die Freiheit *vor* uns suchen, statt *hinter* uns.

Noch wichtiger scheint mir ein anderer Gesichtspunkt zu sein. Nicht nur müssen wir uns davor hüten, das Maß der persönlichen Freiheit, das uns gerade die gegenwärtige Gesellschaftsordnung gewährleistet, zu überschätzen, wir tun vielmehr auch gut daran, wenn wir unseren landläufigen Individualismus auf seinen wahren Wert prüfen. Ich komme damit auf Gedanken zurück, die ich schon mehrfach berührt habe. Wir haben in den letzten Jahrzehnten eine Flutwelle des Individualismus erlebt. Zuerst kam Ibsen, dann Nietzsche und teils von ihnen angeregt, teils unabhängig von ihnen eine nicht kleine Anzahl verwandter Geister. Das Wort eines von ihnen*): „Es gibt für den Menschen nur *eine* Schuld, die, nicht er selbst zu sein,“

*) Lagardes.

wurde zur Losung einer ganzen jungen Generation. Es will uns nachträglich vorkommen, als ob diese ganze individualistische Bewegung nur ein letztes Aufflackern vor dem Erlöschen gewesen sei. Sie hat gewiß Gutes, ja Großes geleistet, die Wahrhaftigkeit und Tiefe des Lebens mächtig gefördert, unsere Welt von viel Schutt und Wust gereinigt, viel Kulturschwindel beseitigt und neue Aussichten aufgetan. Und doch hat sich gezeigt, daß der Individualismus in seiner Einseitigkeit Bankrott machen muß. Er ist gut als Korrektiv nicht als Lebensprinzip. Durch die Schwärmerei für persönliche Kultur haben wir keine wirklichen Persönlichkeiten bekommen; die diesen Weg zu Ende gingen, sind in Aesthetizismus und Nihilismus hineingeraten und haben allen Lebensinhalt verloren. Unsere Erlösung ist — der Sozialismus, das Wort hier im tiefsten Sinne verstanden, als Hingabe an die Gemeinschaft. Das Ich kann nun einmal aus sich allein nicht leben. Wie es aus der Gemeinschaft emporwächst, so muß es mit ihr im Fühlen und Denken verbunden bleiben, wenn es seine Gesundheit behalten will. Es gilt auch hier das Weltgesetz: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden." Wer beständig an die Pflege seiner Persönlichkeit denkt, wird schwer eine solche werden, wohl aber hat der am meisten Aussicht darauf, der seine Seele verliert an eine Sache, die es wert ist. Wenn die Menschen wieder ergriffen, erschüttert, fortgerissen werden von wahrhaft großen Gedanken, wenn an die Stelle der blasierten oder resignierten Selbstbespiegelung wieder die Freude am Schaffen und Kämpfen erwacht, wenn wir wieder ein gesundes, reiches, bewegtes Volksleben bekommen, das alle Kräfte anregt und in Anspruch nimmt, dann werden wir auch eine quellende Fülle markigen, originellen Menschenlebens bekommen, dann aber wird niemand mehr davon reden. Das aber kann der Sozialismus leisten. Er ist die neue Lebenswelle, die an die Seelen herankommt, sie mitzunehmen; er will all die in unfruchtbarer Selbstkultur sich Erschöpfenden mitnehmen ins echte, gesunde, tiefe Leben und ihnen damit eine Wiedergeburt schenken; er will den Acker bereiten für neue Saaten; er bringt eine Fülle von Gedanken und Aussichten, die das Leben lebenswert machen können; er bringt vor allem auch Kampf. Und gerade der Kampf, dieser vielgeschmähte soziale Kampf unserer Zeit, ist unser größter Wohltäter. Er ist als heilsamer Sturm hineingefahren in dieses dumpfe Wesen, das die ablebende und sich auslebende individualistische Kultur erzeugt hatte. Er hat nicht nur aus dem stumpfen, halb servilen, halb trotzig verbitterten Proletarier einen aufrechten Mann gemacht, dessen Auge wieder leuchtet von Selbstachtung und Hoffnung, er hat auch dem Unternehmer wohl getan. Auch ihn stählt der heiße Ringkampf. Die ganze besitzende Klasse hat er aufgerüttelt zu größerem Lebensernst. Der Kampf ist immer der beste Menschenbildner gewesen und wird es bleiben.

Dieses Verhältnis zwischen Individualismus und Sozialismus

tritt uns am deutlichsten in der Entwicklung eines der größten ethischen Führer des deutschen Volkes, den wir schon früher genannt haben, Johann Gottlieb Fichtes, entgegen. Er ist Individualist wie kein anderer. Die Weltordnung hat jeden an seinen bestimmten Platz gestellt, jedem seinen besonderen Auftrag gegeben; jeder ist ein ganz einzigartiges wertvolles Glied des Geistesreiches. Aber gerade von dieser Wertschätzung des einzelnen aus gelangt Fichte zum Sozialismus. Denn der persönlich-sittliche Wert, dessen ich mir bewußt bin, muß ich auch dem Mitmenschen zuschreiben, er muß in meinem ganzen Verkehr mit ihm zum Ausdruck kommen und muß auch die Orientierung für die wirtschaftlichen Ordnungen sein. Als dann Deutschland unter die Herrschaft Napoleons kam, da hat Fichte die deutsche Jugend zum Kampf aufgerufen, damit sie in der Hingabe an die Bestimmung des Volkes sich selbst finde. Und sie hat es getan. Aber auch alle die andern Herrlichen jener Zeit, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, sind nur dadurch groß geworden, daß sie aus dem Kampf um das Selbst, der ihre Jugend erfüllte, herauskamen und in die Arbeit für die höchsten menschlichen Ziele traten. Das ist die Entwicklung, die wir jetzt werden durchmachen müssen, um vorwärts und aufwärts zu kommen.

* * *

Die sozialistische Entwicklung, die wir vor uns sehen, wird das Recht der Persönlichkeit nicht verkümmern, sondern es vielmehr fördern — das ist das Ergebnis unserer Untersuchung. Der Sozialismus erweist sich unter diesem Gesichtspunkt als der Weg — vielleicht nur als der Durchgangspunkt — zum wahren Individualismus. Es tritt uns also hier, wie auch sonst oft in der Geschichte, die Tatsache entgegen, daß eine geistige Bewegung schließlich Ergebnisse zeitigt, die das Gegenteil von dem zu sein scheinen, was sie ursprünglich wollte. Das ist die Ironie der Geschichte, eine göttliche Ironie. Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, was denn beanspruchen darf, als Endziel aller sittlichen Entwicklung zu gelten, die vollendete individuelle Persönlichkeit oder die vollendete Gemeinschaft. Das Problem, wie der einzelne und das Ganze, dem er eingegliedert ist, sich zu einander verhalten und verhalten sollen, gehört zu denen, die theoretisch und praktisch immer wieder von neuem gelöst werden müssen.*) Die soziale Bewegung der Gegenwart und Zukunft bedeutet offenbar eine besonders wichtige Phase in dieser Auseinandersetzung. Ich hege die Zuversicht, daß, wenn sie einmal abgeschlossen sein wird, sich die Summe der Freiheit in der Welt vermehrt hat. Die Entwicklung der Menschheit geht sicherlich nicht dem Herdentum, sondern der Herausbildung eines wachsenden Reiches sittlicher Persönlichkeiten entgegen. Aber diese

*) Ich darf vielleicht auf meine kleine Schrift über „Selbstbehauptung und Selbstverleugnung" hinweisen, in der ich es mehr vom Gesichtspunkte der individuellen Ethik und der Religion aus behandle.

Entwicklung vollzieht sich nicht mit mechanischer Notwendigkeit. Sie wird bestimmt durch den Willen, die Tat. Darum kommt es allerdings darauf an, wie das Geschlecht, das die sozialistische Periode erlebt, sich dazu stellen wird. Sie könnte ja schließlich der Vermehrung des Herdenmenschentums dienen — es fehlt dazu nicht, wie mehrfach gezeigt wurde, an Möglichkeiten —, soll sie aber zu einer Hebung persönlichen Lebens führen, so müssen möglichst viele Menschen an ihr teilnehmen, die die Freiheitsgedanken, die darin walten, verstehen, herausarbeiten und durchkämpfen. Dazu eignen sich allerdings nur solche, die glauben und hoffen können.

L. Ragaz.

Durch die Brandung.

Spätrot und Sternenschein.
Ein heller Ruf nach mir.
Und mögen Stürme nicht den Kahn bedräun,
Scheid' ich von hier;
Doch eine Flut, für Schaum und Wellenschlag
Zu voll, in Schlaf versenkt,
Wenn das, was einst im Schoß der Tiefe lag,
Sich heimwärts lenkt.

Zwielicht und Glockenklang,
Dann steigt die Nacht ans Land.
Und wende nicht mein Blick sich scheidebang
Zurück zum Strand.
Denn mag die uferlose Fahrt auch gehn
Aus Raum und Zeit hinaus,
So wird doch mein Pilot am Ruder stehn
Im Wellengraus.

Alfred Tennyson (verdeutscht von Dr. H. Byland, Chur).

Konfessionsloser Religionsunterricht.

Eine bemerkenswerte Debatte hat am 17. August im Schoß der aargauischen Lehrerkonferenz stattgefunden. Ein sehr ausführlicher Bericht darüber ist in der „Schweizerischen Lehrerzeitung" erschienen. Wir wissen heute noch nicht, was größer ist, unser Staunen oder unser Widerspruch. Mit unserem Nachwort werden wir nach einer Seite hin weh tun müssen, wo es offenbar nicht am guten Willen fehlt. Aber stillschweigend an der Sache vorüberzugehen, ist uns unmöglich.

Das war also in Zofingen auf dem kantonalen Lehrertag. Man erörterte die Frage des Religionsunterrichts in der Volksschule, allerdings nicht aus rein spontanem Interesse, sondern veranlaßt durch die bevorstehende Revision des aargauischen Schulgesetzes, die von den Katholiken in dem Sinn angestrebt wird, daß entgegen der bisherigen Uebung der Religionsunterricht vollständig in die Hände der Geistlichkeit zurückgegeben werden sollte. Zwei Lehrer referierten in sehr tüchtiger Weise, getragen von offenbarer Liebe zur vertretenen Sache. Vollständig einig gingen sie in der Hauptsache, daß um keinen Preis am bisherigen Status gerüttelt werden soll, der den Religionsunterricht als staatliches Schulfach ganz in die Hände der Lehrer legt (wie weit dies auch praktisch durchgeführt worden ist, können wir nicht sagen). Es lohnt sich, den Gedankengang zu kennen, durch den die Referenten und ihre zahlreichen Gesinnungsgenossen zu solchen Forderungen gelangen: Die Religion ist ein Erziehungsmittel von eminenter Wichtigkeit. Eine möglichst vollkommene Erziehung der heranwachsenden Jugend ist Lebensinteresse und Pflicht des Staates. Dieser aber steht über den Konfessionen und kann deshalb keinen konfessionellen Religionsunterricht wollen. Somit muß von den staatlichen Erziehungsorganen, d. h. von den Lehrern, eine interkonfessionelle oder konfessionslose Religion gelehrt werden. Den Plan eines solchen Unterrichts hat uns der zweite Referent entworfen. Daß er sich in der Auswahl der moralischen Themata stark an Förster anlehnt, ist selbstverständlich und keineswegs tadelnswert. Im übrigen aber bemerken wir schon hier, daß sich Herr Förster selbst wohl gegen eine solche Verwertung seiner Ideen für die Konstruktion eines konfessionslosen Religionsunterrichts verwahren würde.

Die „Neuen Wege" stehen wohl nirgends im Verdacht hochkirchlicher Tendenzen, und einer Mißachtung des Laienelements und seiner Mitarbeit am religiösen Leben haben wir uns nie schuldig gemacht. Auch hier zollen wir dem Eifer der aargauischen Lehrerschaft, vor allem den beiden Referenten, alle Hochachtung, sowie der Gründlichkeit, mit der sie ihr System aufbauen und verteidigen. Der Glaube an ihre Sache und die Ueberzeugung von ihrer absoluten Richtigkeit fehlt ihnen offenbar nicht, ist doch unter 546 anwesenden Lehrern ein einziger gewesen, der dagegen opponierte, und eine Resolution im Sinne der Referate ist mit dem wahrhaft imposanten Mehr von 482 gegen 64 Stimmen angenommen worden. Daß dabei politische Erwägungen und Befürchtungen mitspielen ist klar. Eine solche Geschlossenheit der rein religiösen Ueberzeugung ist auch im Lehrerstande des Kantons Aargau unmöglich. Aber das ändert nicht, daß Religionsunterricht Religionsunterricht bleibt. Und da können wir nicht ein Wort der energischen Abwehr und Aufklärung unterdrücken. Die Losung der aargauischen Lehrerschaft heißt „Niemals zurück!" Das ist löblich. Wie aber — wenn man einmal auf ein totes Geleise ge-

raten ist? Gilts dann einfach stehen bleiben bis in alle Ewigkeit? Auf einem toten Geleise aber stehen hier nach unserer Ansicht an die 500 Aargauer Lehrer. Es ist zweierlei, ob man vor dreißig Jahren und mehr da und dort einen konfessionslosen Religionsunterricht postulierte, oder ob mans heute tut. Wenns heute geschieht, können wir nicht anders als von einer bedauerlichen Rückständigkeit des religiösen Urteils sprechen. Auch die Zeit ist einen Schritt vorwärts gegangen und die Beurteilung religiöser Lebensäußerung mit ihr. Heute anerkennt man in maßgebenden Kreisen recht allgemein, daß es nicht nur kirchliche Dogmen gibt, sondern auch philosophische und politische, und wir können verlangen, daß man diese Konfessionen daheim läßt, wo man vom Religionsunterricht in der Volksschule redet.

Die Frontstellung der aargauischen Lehrerkonferenz haben wir bereits erwähnt. Offenbar handelt es sich um eine Abwehr katholischer Ansprüche — wenigstens in der Hauptsache. Aber glaubt denn irgend einer der Herren, daß damit der konfessionell-katholische Einfluß auf die schulpflichtige Jugend gebrochen sei? Wo ist die konfessionelle Spannung größer, als an den Orten, da die Jugend möglichst den Einflüssen der Geistlichkeit durch die Schule entrückt wird!

Doch dies nur nebenher. Viel wichtiger ist uns die andere Frage, *ob es wirklich eine konfessionslose Religion und einen konfessionslosen Religionsunterricht geben kann?* Sie ist in Zofingen am 17. August von zwei katholischen Geistlichen und einem dritten Votanten, dessen Konfession wir nicht kennen, *verneint* worden. Die Leute haben sich nicht ganz ohne Spott abfertigen lassen müssen. Wir stellen uns aber ohne Besinnen voll und ganz auf *ihre Seite*. Und dabei lassen wir uns nicht im Geringsten beirren durch den geistreichen Einfall der Diskussion, wie Herr Rektor Suter in Aarau den beiden katholischen Geistlichen mit der Frage zu Leibe rückte: „Sagen Sie, meine Herren, welcher Konfession hat denn Christus angehört?" Daß diese Kampfart nicht die gehörige Antwort gefunden hat, ist bedauerlich. „Sagen Sie, Herr Rektor, wer war denn Christus? Entweder, Sie haben keine Meinung darüber, was wir nicht hoffen, oder Sie haben eine. Dann ist das aber eben gar nichts anderes, als *Ihre Konfession!*" Wir haben bis heute nicht einen angetroffen, der konfessionslos über Christus reden konnte, am allerwenigsten vor Kindern. Daß hier nicht ein evangelischer Pfarrer den katholischen Geistlichen zu Hilfe kam aus reinem Gerechtigkeitsgefühl, verstehe ich nicht. Ueberhaupt hat sich die evangelische Geistlichkeit in der ganzen wichtigen Diskussion rein ausgeschwiegen. Oder ist es am Ende im Aargau möglich, daß 560 Lehrer zusammentreten zur Behandlung des Themas „Religionsunterricht in der Volksschule", ohne daß ein einziger protestantischer Pfarrer sich blicken läßt?

Doch vorbei an dem, so beschämend es im Grunde ist. Wir stehen noch einmal vor der Frage, ob es eine konfessionslose Religion gebe. Die Illustration der Antwort entnehmen wir der Zofinger Tagung

selbst. Der zweite Referent, Herr Lehrer Hunziker-Byland, hat u. a. den folgenden Satz formuliert: „Der sittlich-religiöse Unterricht soll ruhen auf den drei Grundpfeilern des Christentums: Allgemeine Menschenliebe, Erfahrung und Ueberzeugung." Wir lassen hier die Diskussion darüber, ob man aus rein formalen Dingen, wie Erfahrung und Ueberzeugung, Grundpfeiler machen kann. Es ist genug: Was Herr Hunziker-Byland hier aussprach, ist eben nichts anderes als eine Konfession, d. h. ein Bekenntnis, dem z. B. der Schreiber dieser Zeilen nicht von ferne zustimmen kann. Nehmen wir auch an, Herr Hunziker habe Recht, so wird er sich eben sagen lassen müssen: Wenn Sie so zu Ihren Schülern im Religionsunterricht reden, so erteilen Sie alles, nur nicht einen konfessionslosen Unterricht, mit der einzigen Einschränkung, daß Sie an die Stelle einer Gemeindekonfession Ihre eigene treten lassen.

Aber der Kern der Frage steckt viel tiefer, und er fällt uns nicht ein, sie dialektisch abzutun. Am Ende handelt es sich um nichts geringeres, als eben darum, was wir unter Religion verstehen. In diesem Stück haben nach unserer Meinung die drei vereinsamten Opponenten der Zofinger Konferenz mehr Urteil an den Tag gelegt, als die ganze erdrückende Majorität. Es frägt sich: Ist Religion etwas Abstrahiertes, ein Auszug aus so und so viel Konfessionen, ein Gedankengebilde edelster Art, gepaart mit Humanität — oder ist sie etwas ganz anderes? Die aargauische Lehrerkonferenz hat das erstere bejaht mit der Prätension: Es ist unsere Aufgabe, alle konfessionellen Reste sorgsam aus der Religion auszuscheiden. Was bleibt, ist konfessionslose Religion. Wir aber bejahen das Zweite.

Was bleibt denn übrig nach dem Vorgehen der aargauischen Lehrerkonferenz? Ein Rest, der, so edel er sich anschauen mag, doch nie und nimmer als lebendige Religion existiert hat, ein Extrakt, eine Art von pädagogischem Medikament. Wer aber wollte leben von Medikamenten! Ich bin zwar überzeugt, daß in Wirklichkeit bei den meisten aargauischen Lehrern viel mehr bleibt, als nach dem Schema ihres Religionsbegriffs theoretisch bleiben könnte. Das aber verdanken sie nicht ihrer philosophischen Theorie von der Religion, sondern ihrem Besitz an gesunder Lebenskraft und der Konfession, in der sie aufgewachsen sind, und den unaustilgbaren religionspsychologischen Gesetzen, die ihrer Theorie diametral entgegengehen. Doch auch bei denen, in welchen wenig bleibt, sehr wenig, wird das Wenige noch ein Stück Konfession sein, Bekenntnis, wenns überhaupt den Anspruch auf den Namen der Religion machen will.

Es ist nicht eine Entdeckung der jüngsten Tage, aber eine psychologische Tatsache, die eben in den letzten Jahrzehnten neu ins Licht gerückt worden ist, daß Religion nicht gemacht werden kann oder objektiv abstrahiert aus so und so vielen religiösen Meinungen und Erscheinungen. Sie ist eine Lebenserscheinung, die aus den Tiefen steigt und ihre ureigenen Gesetze des Werdens und Erscheinens

hat. Einige wenige Menschen haben schöpferisch Religion gehabt, sie gleichsam aus erster Hand genommen. Sie sind die Offenbarer gewesen, und was sie andern waren und mitgeteilt, ist zu allen Zeiten weiter gegeben worden in Form der Konfession. Daran wird auch die Zukunft nichts ändern. Konfessionslose Religion ließe sich allenfalls suchen bei solchen, die mit schöpferischer Kraft neue religiöse Werte und sittliche Impulse gebracht haben. Niemals aber bei den Millionen, die solche Größe nie besessen haben. Zu diesen Millionen gehören aber auch wir, vom ersten bis zum letzten. Für uns ist die konfessionslose Religion nichts als ein blutloses Gedankengebilde, der magere Ueberrest einer Zeit, die auf dem Glaubenssatz stand, daß der Durchschnittsmenschenverstand das Maß aller Dinge sei. Und das ist das tote Geleise, aus dem wir zurück müssen, wenn wir vorwärts wollen.

Auf dem letztjährigen deutschen Philologentag in Basel hat Professor Harnack in Berlin die Forderung aufgestellt, es sei an den oberen Mittelschulen (Gymnasien und Realgymnasien, ob er auch die Seminare meinte, wissen wir nicht) der Religionsunterricht in dem Sinn zu erteilen, daß Jahreskurse gegeben werden in Religionskunde und Konfessionskunde. Wie sehr eine solche Einrichtung auch für die Volksschullehrerbildungsanstalten zu begrüßen wäre, beweist nichts schlagender, als der Lehrertag in Zofingen. Je mehr wir eindringen in die psychologischen Werdegesetze der Religion und in ihre geschichtliche Erscheinung, wie sie über Jahrhunderte ausgebreitet vor uns liegt, destomehr wird uns zur absoluten Unmöglichkeit werden, von einer konfessionslosen Religion zu reden.

Die religiöse Erziehung den Konfessionen! Man verstehe uns richtig: Wir sagen nicht „den Pfarrern", sondern „den Konfessionen", denn wir wissen, daß schon mancher Volksschullehrer den bessern Religionsunterricht erteilt hat, als der Pfarrer. Wir gehen mit dieser Forderung noch nicht so weit, wie etwa Paul de Lagarde — und der war einer von denen, die ihrer Zeit voraneilen. Wem aber alles Konfessionelle zu subtil, oder so minderwertig, ja verhaßt sein sollte, daß er ihm jeden Eintritt in die Schule versperren will, der stelle sich lieber auf die Seite der Bremer Lehrerschaft. Sie hat wenigstens reinen Tisch gemacht und eine klare Situation geschaffen mit der Erklärung: „Es kann gar nicht Aufgabe der Schule sein, diese feinsten Seelenregungen und Ewigkeitsgedanken ins Auge zu fassen. — Wir wollen das nicht anstreben, wir wollen uns bescheiden mit einem Unterricht, der Welt- und Lebensanschauung bietet." Gewißlich wird die Zeit auch die Bremer ganz gewaltig korrigieren, und wir setzen für uns hinter das „bescheiden" ein großes Fragezeichen. Aber soviel muß man ihnen lassen: sie haben saubern Tisch gemacht.

Die 482, die den Zofinger Thesen zugestimmt haben, werden nur zum kleinen Teil mit den Bremern sympathisieren. Es verdient, nochmals ausgesprochen zu werden, mit welch' spürbarer Wärme und

sichtlicher Begeisterung für ihre Ideen die beiden Referenten gesprochen haben, und die Resolution am Schluß der Tagung, die lieber Verzicht leistet auf eine erhebliche finanzielle Besserstellung, als auch nur ein Jota markten zu lassen an der Integrität der Staatsschule als allgemeiner Bildungsanstalt, entbehrt eines großen Zuges nicht und verbietet wahrhaftig, gering zu denken vom Idealismus der aargauischen Lehrerschaft. Umsomehr müssen wir es bedauern, daß solche Begeisterung einer Sache gilt, die psychologisch rein unhaltbar ist und am letzten Ende doch nicht viel mehr erreichen wird, als ein umso schärferes Hervortreten der konfessionellen Gegensätze.

Die Religion ist da gewesen lange vor der Schule, und sie wird nie und nimmer sich durch die Schule meistern lassen. B. Hartmann.

Eine grosse Veränderung.

Nun erst wird die ganze Bedeutung dieser Theologie (des Paulus) klar: Durch das neue Christusprinzip wird die jüdische Kirche gesprengt und das Christentum Weltreligion, zugleich aber selber Kirche, exklusive Kirche, bloß mit Vertauschung des Prinzips: statt Gesetz Mosis und Beschneidung der Glaube an Jesus und die Jesussakramente. Aber damit stehen wir auch vor der gewaltigsten inneren Umbildung des paulinischen persönlichen Bekenntnisses zu einer objektiven Kirchenlehre, die nun einer dem andern weitergibt, auch wenn das Erlebnis, aus dem sie durch Verallgemeinerung und objektive Fixierung entsprungen ist, nur noch wie eine Sage nachklingen wird. Man muß beides sich klar machen, die Notwendigkeit dieser Apologetik für Paulus und seinen Missionarsberuf, wie das Verhängnis, das sie enthält. Nun wird, was für Paulus Erlebnis und persönliche Wahrheit war, eine Theorie von der Wahrheit des Christentums, der Heilsbedeutung Christi und seines Todes, der Rechtfertigung und Wiedergeburt 2c., eine Theorie, die vielleicht das Tiefste enthalten mag, was je ein frommer Mensch über Religion gedacht hat: zuvorkommende Liebe Gottes, Sündenvergebung, Trieb des Gottesgeistes als Wurzel des ganzen frommen Lebens und dieses selbst in der Freiheit, der Kindschaft, in Glaube, Liebe, Hoffnung — man darf sagen, es ist die Theorie der Religion — die aber gleichwohl als Theorie den Fehler nicht vermeidet, Gottes freies Wirken zu systematisieren, an einzelne Tatsachen, Reflexionen über Tatsachen, Sakramente 2c. zu binden, zu beweisen, daß er nur in dieser Vermittlung erlösend wirken kann, und die deshalb schon zu Lebzeiten des Paulus und von da an bis in die Gegenwart überaus vielen Tatsachen, da das Erlebnis ausblieb, widersprach und eine tiefe Unwahrheit über das Christentum gelegt hat. Und nun wird die Zustimmung zu dieser Theorie — unter dem Namen Glauben an Christus — das Kennzeichen des Christentums vor den andern falschen Religionen und das Kriterium am Gerichtstag, und setzt sich dieser neue Heilsweg des Glaubens an Christus — vollständig erst in der protestantischen Orthodoxie — an Stelle des sittlichen praktischen Kriteriums, das nicht bloß das Judentum, zu dessen Bekämpfung Paulus seine antithetischen Sätze geprägt hat, das Jesus selbst allein anerkannt hat. Man mache sich nur an dem einen Punkt: Glauben, die Verschiebung klar: welche Herrlichkeit des Gottesbesitzes er bei Paulus selbst in sich schließt, und was daraus wird, wenn man glauben soll, daß der Glaube selig mache.

(Aus Wernle, Einführung in das theologische Studium. S. 183.)

Umschau.

Zur Basler Pfarrwahl. Ich habe nicht im Sinne, mich über den Basler Wahlkampf im allgemeinen zu äußern. Man müßte ein Buch oder doch eine umfangreiche Broschüre schreiben, wenn man in all die Mißverständnisse und was schlimmer ist, all die Verleumdungen und Lügen hineinleuchten wollte, die gegen uns und besonders den Schreiber dieser Zeilen über die ganze Schweiz verbreitet worden sind und zwar, wie man deutlich sieht, nach einem bestimmten Plan und System. Ich beschränke mich nur auf einen Punkt, auf den es mir besonders ankommt, weil es mir leid täte, wenn meine Freunde unter der Reformpartei mich darin mißverstünden.

Man hat mir in allen Tonarten vorgeworfen, ich hätte in der Versammlung, die Liechtenhans Kandidatur beschloß, die Behauptung aufgestellt, er sei Täschler vorzuziehen, weil er „mehr Ernst und Tiefe" hätte als dieser und die Freisinnigen überhaupt. Diese Verdrehung des Sachverhaltes habe ich sofort öffentlich richtig gestellt („Nat.-Ztg." 2. Sept.), aber es gehört zum ganzen System, daß man dies ignorierte. Jeder, der hin und wieder öffentlich redet, weiß, wie leicht eine Aeußerung durch die verkürzte Wiedergabe entstellt werden kann. Man redet fünf Minuten über einen Punkt, der Berichterstatter zieht das Gesagte in zehn Worte zusammen und dann sieht alles ganz anders aus als im Zusammenhang. Wer das weiß, der handelt einfach illoyal, wenn er auf ein solches Fundament schwere Anklagen gegen einen Mann baut.

Die Sache verhielt sich so: Ich habe in jener Versammlung u. a. auseinandergesetzt, um was für eine Art von Theologie es sich handle, die beanspruche, in Basel auf der Kanzel auch gehört zu werden und zwar gerade bei diesem gegebenen Anlaß. Ich habe gezeigt, wie diese „modernen" Theologen in der Freiheit gegenüber Bibel und Dogma in keiner Weise hinter den Reformern zurückblieben, dann aber hinzugefügt, daß doch auch Unterschiede da seien. Es sei in der jüngeren Theologengeneration ein starkes Streben da, zu einem tieferen Verständnis der Religion vorzudringen und namentlich auch das Recht der von der eigenen abweichenden religiösen Denkweisen zu verstehen. Jeder Theologe weiß, daß ich hier die Betonung des irrationellen Elementes in der Religion und die sog. religionsgeschichtliche Methode im Auge gehabt habe. Ich habe dann hinzugefügt, daß sich bei diesen Theologen auch ein Streben zeige, mit der Anwendung der christlichen Ethik auf die Welt, besonders die soziale Umgestaltung, größeren Ernst zu machen und bin damit wieder auf das „Religiös-Sozial" übergegangen. Dabei habe ich mit keinem Wort von Täschler, Liechtenhan oder den „freisinnigen Kollegen" geredet. Es war eine prinzipielle Erörterung, wie sie in jenem Kreise einfach gegeben werden mußte, damit klar werde, was wir wollten. Wiederholt und stark habe ich gefordert, daß der Kampf rein als prinzipieller, nicht als persönlicher, geführt werden müsse. Daß ich auch nicht behaupten wollte, in der Reformpartei gebe es kein solches Streben, ist für jeden, der nicht mit bösem Willen liest, klar. Man findet in einem improvisierten Votum über so weitläufige und schwierige theologische Dinge vor einem z. T. aus Arbeitern bestehenden Publikum nicht

immer die tausend, „wenn, aber, freilich", die jedes Mißverständnis ausschließen sollen und es meistens doch nicht verhindern. Erst am Schluß bin ich kurz auf das Persönliche eingegangen, habe dabei Liechtenhan aber so wenig herausgestrichen und Täschler vorher so gelobt, daß man meine Rede direkt für Täschler gegen Liechtenhan ausgebeutet hat. (Vgl. „Nat.-Ztg." v. 3. Sept.)

Das war mein Vergehen. Wer Lust hat, mag auch an diesen Aeußerungen sich stoßen, wer aber zugleich die Wahrheit sehen will, erkennt leicht, daß sie doch einen ganz anderen Charakter hatten, als in der nachträglich zu Zwecken der Polemik zugestutzten Form. Daß ich zum Reden durch die Unwahrhaftigkeit des Wahlaufrufs des Münstervereins, der die Sache so darstellte, als ob er ganz im Einverständnis mit mir vorgegangen wäre, förmlich gezwungen wurde, bemerke ich nur nebenher.

Es ist überhaupt erbaulich, zu sehen, wie reformerische Blätter in sittlicher Entrüstung über einen Gegner machen, der zwar zwei, drei scharfe Wörtlein gebraucht, aber mit den reinsten Waffen gestritten und jede persönliche Befehdung ängstlich vermieden hat, während man kein Wort des Tadels für die Fülle von Gemeinheit findet, mit der wir bekämpft und übergossen wurden. Aber eben — sie stand im Dienst der Partei und das „decket der Sünden Menge."

L. Ragaz.

Büchertisch.

Nach dem bedeutsamen Wahlkampf in Basel, möchten wir hier nachdrücklich auf die Predigt von **Pfarrer Ragaz: Gottesdienst und Parteidienst**, aufmerksam machen, die am 13. September vor einer imposanten Zuhörerschaft im Münster gehalten und von Helbing und Lichtenhahn in Verlag genommen wurde. Sie redet von hoher Warte aus in ergreifender Sprache, wie der Kampf um die Münsterkanzel gemeint war und wird eines zahlreichen Leserkreises sicher sein. E. T.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Die unter dieser Rubrik verzeichneten Bücher werden gerne solchen, die sich darum bei Herrn Pfarrer Liechtenhan melden, übergeben, unter der Bedingung, daß sie dieselben in den „Neuen Wege" einer Besprechung unterziehen.

Verschiedenes. Weitere Plaudereien von D. August Kind, Pfarrer an der neuen Kirche in Berlin. Heidelberg, Evang. Verlag. 112 S. Preis Fr. 1. 65.

Homiletik und Katechetik von † D. Johannes Gottschick, Professor der Theologie in Tübingen, herausgegeben vom Stadtpfarrer R. Geiges in Heilbronn. Tübingen, J. C. B. Mohr. 196 S. Preis Fr. 6. 75.

Lesefrucht.

Es sind nur die niederen Menschen, welche das Gesetz, die Prämissen, für ihre Handlungen in andern Menschen, außer sich selbst, haben. Kieckegaard.

Berichtigung.

In meinem Tolstoi-Artikel ist ein ungeschickter Fehler durch meine Schuld stehen geblieben. Tolstoi's Gut heißt Jasnaja Poljana (nicht Polnaja). Dem freundlichen Basler Leser, der mich darauf aufmerksam machte, meinen besten Dank. Außerdem lies Sergejenko (nicht Sergenjenko). B. H.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Recht und Sittlichkeit.

Es ist in der kritischen Theologie fast zu einem Dogma geworden, Jesus habe die Ehescheidung schlechthin verboten. Aber hat Jesus Verbote aufgestellt? Sind seine Worte überhaupt als Gesetz zu verstehen? Die ausführlichere Begründung seiner Ansicht von der Scheidung in Mark. 10, 1—12 kann uns auf die rechte Fährte leiten.

Sein Gedanke ist folgender: „Völlige Einheit von Mann und Frau, sodaß sie sich ganz und für immer gehören, ist der Wille Gottes, seine ursprüngliche Schöpfungsordnung. Um der menschlichen Herzenshärte willen, d. h. weil die Menschen hinter diesem Ideal weit zurückblieben, hat das mosaische Gesetz Bestimmungen über die Scheidung aufstellen müssen. Glaubt aber nun ja nicht, Sünde sei erst da, wo ein Mensch seine Frau in rechtswidriger Weise, ohne die gesetzlichen Formalitäten, einfach fortjagt. Sondern sobald überhaupt die Scheidung in Frage kommt, ist das ein Zeichen, daß die Ehe dem Willen Gottes nicht entspricht, daß zum mindesten eines der Ehegatten gegen das göttliche Gebot der unbedingten, bleibenden Hingebung und Treue gehandelt hat. Unrecht im religiösen Sinn ist nicht erst da, wo gegen das geschriebene Gesetz gehandelt wird, sondern schon da, wo das Ideal völliger Einheit von Mann und Frau unerreicht bleibt." Es ist sicher für Jesus eine Frage von untergeordneter Bedeutung gewesen, ob da, wo solches Unrecht im religiösen Sinn vorlag, wo also die Ehe das Gegenteil von einer Einheit nach Gottes Herzen war, das schon zerstörte Verhältnis nun auch noch gesetzlich gelöst wurde. Natürlich verlangte er, daß jeder Versuch zur Versöhnung unternommen werde; aber wo er fehlschlug, war gewiß die rechtlich vollzogene Scheidung in seinem Sinn nicht mehr ein neu hinzu kommendes besonders schweres Unrecht. Darin, daß sie nötig war, nicht daß sie vollzogen wurde, lag für ihn die Sünde.*)

*) Die falsche, gesetzliche Auffassung von Math. 5, 31 ff. scheint mir wesentlich verschuldet durch die Klausel „es sei denn um Ehebruch," trotzdem sie als späterer Zusatz erkannt wird. Daß sie das ist, wird bei unserer Erklärung erst ganz deutlich; sie paßt absolut nicht zu der ethischen, ungesetzlichen Behandlung des Scheidungsproblems durch Jesus.

Wir können Jesu Urteil auf den Grundsatz zurückführen: Recht und Sittlichkeit ist zweierlei. Das Sittengesetz verlangt mehr als das Rechtsgesetz. Dieser Grundsatz ist der Nerv seiner ganzen Gesetzeskritik in der Bergpredigt (Math. 5, 17—48); wir haben das Beispiel von der Scheidung herausgegriffen, weil es besonders instruktiv ist. Es war der große Fehler des Judentums, daß sein heiliges Buch Rechtsgesetz und Sittengesetz zugleich, seine Schriftgelehrten Theologen und Juristen zugleich waren, wobei dann immer der Theologe dem Juristen im Wege stand und umgekehrt. Jesus hat das mit seinem unvergleichlichen sittlichen Taktgefühl sogleich empfunden. Sein „Ich aber sage euch" ist der Protest gegen diese Verwechslung von Recht und Sittlichkeit.

Das Rechtsgesetz kann immer nur, um das geordnete Zusammenleben zu regeln, einerseits ein unerläßliches Minimum von Pflichten vorschreiben und erzwingen, anderseits die rücksichtlose Willkür des sich selbst Durchsetzenwollens von einem bestimmten Maß an verhindern und bestrafen. Die obere und die untere Grenze liegen aber sehr weit auseinander. Die Sittlichkeit verlangt Erfüllung sehr vieler Pflichten, welche kein Recht erzwingen kann, und sie verurteilt viele Selbstsucht, welche von keinem Gesetz bestraft wird. Es war der Fluch des Pharisäismns, daß jeder sich für gerecht hielt, der alle durch das Rechtsgesetz vorgeschriebenen Pflichten erfüllt und mit Strafe bedrohten Delikte vermieden hatte. Es ist auch der Fluch unserer heutigen Durchschnittsmoral. Zwischen dieser untern Grenze der unerläßlichen, einklagbaren Pflichten und der obern der strafbaren Vergehen liegt die ausgedehnte gemäßigte Zone, in der sich der Gentleman angesiedelt hat. Wer noch keine dieser beiden Grenzen überschritten hat, ist nach der landläufigen Ansicht ein braver Mensch, der alle gesellschaftliche Achtung verdient und an dem — wenigstens nach seiner eigenen Meinung — der liebe Gott seine helle Freude haben sollte. Man vergißt aber, daß rechtliche Unbescholtenheit und sittliche Vollkommenheit zwei sehr verschiedene Begriffe sind, daß das Rechtsgesetz nur ein Minimum von Sittlichkeit verlangt, das Sittengesetz hingegen ein Maximum, ein absolutes Ideal. Das Recht vermag keine Sittlichkeit zu schaffen, es kann nicht die Erreichung eines sittlichen Ideals herbeiführen; es begnügt sich damit, das für ein geordnetes Zusammenleben Notwendige zu verwirklichen.

Ich greife aus dem neuen schweizerischen Civilgesetzbuch beliebige Artikel heraus, z. B. § 93: „Erleidet durch den Verlöbnisbruch ein Verlobter ohne sein Verschulden eine schwere Verletzung in seinen persönlichen Verhältnissen, so kann ihm der Richter bei Schuld des andern Verlobten eine Geldsumme als Genugtuung zusprechen." Demjenigen, der ohne triftigen Grund ein Verlöbnis gebrochen, wird also die Rechtspflicht auferlegt, auf Klage und richterliches Urteil hin dem geschädigten Teil Genugtuung zu leisten. Die sittliche Pflicht hingegen greift viel weiter; sie verlangt das Versprechen zu halten, soweit nicht die Grund-

lage, auf der es gegeben wurde, sich verändert hat. Zur Erfüllung dieser sittlichen Pflicht vermag aber kein Recht zu zwingen. Oder man mache sich etwa den Unterschied zwischen den Abschnitten des Civilgesetzbuches über die Gemeinschaft der Eltern und Kinder und über die elterliche Gewalt (§ 270 ff.) einerseits, dem entsprechenden Kapitel in einem Lehrbuch der Ethik oder einer Hausstandspredigt anderseits klar, und man wird sofort erkennen, wie grundlegend die Aufgabe des Rechtes von derjenigen der Sittlichkeit abweicht. Es kann einer alle Rechtspflichten gegen seine Angehörigen erfüllt haben und für das sittliche Urteil doch ein pflichtvergessener Familienvater sein. Es kann auch sehr unsittlich sein, die vom Gesetz garantierten Rechte geltend zu machen. Wer würde es billigen, wenn ein Millionär eine arme Familie, die wegen Krankheit des Vaters den Hauszins nicht zahlen kann, auf die Straße spedieren läßt! Und doch erlaubt es ihm das Gesetz, ja die Rechtsgewalt ist ihm dabei sogar behilflich.

Aber das Strafrecht hat doch eine eminent sittliche Aufgabe? Sehen wir auch hier näher zu! Verlangt es wirklich Bestrafung jeder groben Unsittlichkeit? Für das sittliche Urteil ist sicher kein Unterschied zwischen ausgeführtem Mord und mißlungenem Mordversuch, aber das Recht setzt nicht in beiden Fällen dieselbe Strafe. Und der mißlungene Selbstmordversuch bleibt ganz straflos. Ich darf das Blaue vom Himmel herunter lügen, und niemand krümmt mir ein Haar; gefährlich wird es für mich erst, wenn ich damit Ehre oder Kredit eines Andern schädige. Außerehelicher Geschlechtsumgang kann ungestraft ausgeübt werden, solange nicht eines der Fehlbaren verheiratet ist, List oder Gewalt angewendet, ein Abhängigkeits- oder Vertrauensverhältnis mißbraucht hat, also solange nicht das Interesse eines Dritten (des um die Treue betrogenen Ehegatten) geschädigt oder die Freiheit eines der Beteiligten beschränkt worden ist. Der Geizhals, der Faulpelz, der Windbeutel, der Waschlappen sind sittlich höchst minderwertige Typen und kommen doch mit dem Strafgesetz nicht in Konflikt, aber mir kann das passieren, wenn ich einen von ihnen mit diesen Namen tituliere. Kurz, das Strafgesetz bedroht nicht alles, was sittlich zu verurteilen ist, mit Strafe, sondern bloß das, was die Rechtsordnung stört; das will sagen, was die Sicherheit von Leib, Leben, Gesundheit, Familie, Ehre, Besitz eines Andern beeinträchtigt oder vernichtet.

Ließe sich dem eben genannten Uebelstand denn nicht durch eine Reform des Rechts im Sinne der Anpassung an das sittliche Urteil abhelfen? Man käme auch damit nicht zum Ziele. Denn die Unzulänglichkeit liegt nicht in der zufälligen Gestaltung des Rechts, sondern in seinem Wesen. Es kann es nur mit den sichtbar gewordenen Aeußerungen einer Gesinnung, also mit Worten und Taten zu tun haben, die sich in wissenschaftlich einwandfreier Weise konstatieren lassen. Die Sittlichkeit liegt aber in etwas zwar nicht weniger Wirklichem, aber eben doch Unsichtbarem, in der Gesinnung, in inneren Regungen, Gedanken,

Gefühlen, Wünschen, Absichten; die sittliche Qualität eines Menschen hängt von seiner inneren Verfassung ab, über die sich die Justiz kein Urteil zu bilden vermag.

Sicher kann das Recht manche wünschenswerte Tat herbeiführen und manche tadelnswerte verhüten. Aber damit hat es noch keine Sittlichkeit erzeugt, sondern erst äußere Legalität. Wer bloß eine Pflicht erfüllt oder ein Unrecht meidet, um nicht den Repressivmaßregeln des Staates anheimzufallen, handelt noch nicht sittlich. Ethisch wertvoll ist ja die Handlung erst, wenn ich sie vollbringe, weil mich mein Gewissen dazu trieb und mein ganzes Innere zustimmte und Freude daran empfand. Deshalb ist es seit den Tagen des Königs Josia, der 621 v. Chr. das 5. Buch Mose zum Staatsgesetz erhob, noch immer eine Illusion gewesen, wo versucht wurde, durch ein Rechtsgesetz Sittlichkeit zu schaffen.

Als ich einmal die sittliche Aufgabe des Rechtes retten wollte, entgegnete mir ein Jurist, hinter allem Recht stehe immer die Gewalt; es sei ein Armutszeugnis für uns Verkündiger ethischer Werte, wenn wir das Recht vor unseren Wagen spannen wollten. Das heiße den Büttel für Erreichung unserer Zwecke in Funktion setzen, statt auf die eigene Kraft der von uns vertretenen guten Sache zu vertrauen. Und ich glaube, er hatte recht. Die Sittlichkeit ist ein Kind der Freiheit.

Kann das Recht nicht Sittlichkeit erzeugen, so kann es vielleicht doch Unsittlichkeit strafen. Es ist ja die hergebrachte Ansicht, es habe das Unrecht zu vergelten und zu sühnen. Natürlich kommt hier einzig das Strafrecht in Frage. Mit echtem sittlichem Pathos hat Carlyle (sozialpolitische Schriften Bd. II, S. 112 ff.) diesen Gesichtspunkt geltend gemacht. Haß dem Schurken, Vernichtung dem Bösen, das ist nach ihm heilige Weltordnung, und die Menschheit werde zu Grunde gehen, wenn sie in weichlicher Sentimentalität das vergesse.

Die Strafe ist aus dem Rachegefühl hervorgegangen, das wird auch von Carlyle unverhohlen eingestanden. Da fragt sich aber zu allererst, ob wir Menschen das Recht haben, moralische Vergeltung zu üben und ob die nicht Gott für sich allein vorbehalten hat. Vollends die durch die orthodoxe Versöhnungslehre leider verdunkelte Erkenntnis, daß der Vater Jesu gar nicht die starre Sühneforderung, sondern väterliche Vergebung als sein Wesen in sich trägt, erschüttert die Zuversicht, mit unserer vergeltenden Strafjustiz der Sache Gottes zu dienen. Ist es nicht lächerliche Ueberhebung, wenn wir uns einbilden, mit unsern Kerkermauern die moralische Weltordnung stützen zu müssen? Schließlich, ist ein Unrecht damit gesühnt, daß man dem, der Andern ein Leiden zugefügt, nun dasselbe tut? Wird wirklich das Böse mit Bösem überwunden?

Aber selbst wenn wir vergelten dürften, können wir es? Ist unsere Weisheit nicht zu kurz, um wirkliche Gerechtigkeit zu stützen? Beim Bestreben, in der Vergeltung wirklich gerecht zu sein und darum die Größe der Schuld sicher abzumessen, stieß man auf den Begriff

der verminderten Zurechnungsfähigkeit. Zuerst bei den Jugendlichen, dann immer mehr auch bei Erwachsenen. Gerade je unnatürlicher ein Verbrechen war, umso deutlicher wurde es, daß der Verbrecher anormal war, daß er an moralischem Schwachsinn oder Wahnsinn litt. Die Psychologie lernte, immer achtsamer die sozialen Wurzeln des Verbrechens zu verfolgen, und so verlor man schließlich den Mut, auf den Verbrecher einen Stein zu werfen. Um die Schuld richtig abzuwägen, müßte man alles wissen; erbliche Belastung, Milieu, Lebensgeschichte, alle verborgenen Seelenkämpfe müßte man kennen, um sich dem Carlyleschen Vergeltungs-Enthusiasmus hinzugeben und als Stellvertreter Gottes mit gerechtem Haß und ohne Wimperzucken den Schurken zu verfolgen und den Diener Satans zu vernichten.

Nicht besser steht es mit der Forderung, das Recht müsse ein gewisses Rechtsbewußtsein pflanzen, es müsse durch sein Verpflichten und Erzwingen, sein Verbieten und Strafen den Leuten ethische Werte einprägen. Nach dem soeben Gesagten werden wir aber zu solcher moralischen Censurerteilung wenig Zutrauen haben, im Gegenteil nur eine unheilvolle Verwirrung der sittlichen Begriffe befürchten, eben die schon berührte Verwechslung von Legalität und Sittlichkeit. Es liegt viel Wahrheit in dem Sprichwort, daß man die kleinen Schelme hänge und die großen laufen lasse; natürlich nicht im Sinne eines Vorwurfs auf Parteilichkeit unseres Richterstandes, sondern im Sinne der Unmöglichkeit, die Schuld richtig abzumessen. Und die Rede vom Rechtsbewußtsein des Volkes ist mir immer als Phrase erschienen. Sie setzt Kenntnis der Gesetze voraus, und wer hat die? Wenn ich lese, wie viel Jahre ein Falschmünzer erhalten hat, so ist es mir keineswegs gegenwärtig, wie hart seine Strafe ist im Verhältnis zu derjenigen des Wüstlings oder des Brandstifters; ich vermag deshalb nicht am Strafmaß die ethische Schätzung der Tat durch das Gericht abzulesen. Und wer seinen ethischen Maßstab nicht schon von seiner Erziehung her mit sich trägt, wird ihn auch nicht aus den Händen der „waltenden Gerechtigkeit" in Empfang nehmen.

Kurz, es liegt gerade im ethischen Interesse, wenn sich die Justiz darauf beschränkt, die Rechtsordnung als unentbehrliche Grundlage des Gesellschaftslebens aufrecht zu erhalten. Sie wird damit auch vor dem Unsinn bewahrt, die gefährlichsten Subjekte, die mit verminderter Zurechnungsfähigkeit, relativ am wenigsten zu strafen und damit die Gesamtheit am wenigsten vor ihnen zu schützen. Sie kann selbstverständlich das „Strafen" nicht entbehren. Aber sie wird sich dabei nicht auf das moralische Roß setzen, sondern sich in aller nüchternen Bescheidenheit eingestehen, daß sie einfach dem Interesse der Gesamtheit dient.

Man wird mir einwenden, es liege doch auch im Interesse der Gesellschaft, den Verbrecher aus einem störenden Glied in ein nützliches umzuwandeln. Ganz gewiß. Von den Fällen abgesehen, wo Moral und Gesellschaftsinteresse kollidieren, ist doch der moralische Mensch ein

nützlicheres Gesellschaftsglied als der unmoralische, und deshalb sucht der Staat mit vollem Recht, durch religiös-pädagogische Einwirkung den Sträfling moralisch umzuwandeln.*) Aber man vergesse nicht, daß ihn dabei eigentlich kein moralisches, sondern ein ganz selbstsüchtiges Motiv leitet. Der Christ wird natürlich dieses Interesse mit Freuden benutzen und in den Dienst seiner religiös-sittlichen Ziele stellen; aber das Rechtsmotiv ist deshalb doch nicht sittlich, sondern utilitaristisch. Und diese ganze pädagogische Arbeit ist ja streng genommen nur Begleiterscheinung des Strafvollzugs, und nicht sein Zweck; die Strafe tritt auch da ein, wo, wie beim alten Gewohnheitsverbrecher, die moralische Einwirkung hoffnungslos ist.

Unser bisheriges Ergebnis lautet, daß das Recht keine Sittlichkeit schaffen kann, weil seine Motive und Ziele niedriger liegen als die des sittlichen Lebens. Die Sittlichkeit wird herniedergedrückt und das Recht zu verfehlten Versuchen getrieben, wo man das vergißt. Deshalb hat aber das Recht doch auch seine sittliche Bedeutung. Die Sittlichkeit eilt dem Recht weit voraus, aber sie soll auch immer mehr Einfluß auf das Recht gewinnen.

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer dieser zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille," sagt Kant. Das war ja auch die Voraussetzung unserer Kritik des Rechts; damit dieser Satz seine Geltung nicht verliere, protestieren wir gegen die Verwechslung von Recht und Sittlichkeit. Das Ziel ist ein Reich vollendeter sittlicher Persönlichkeiten, in denen auf Grund eines freien, nicht durch äußere Rücksichten, sondern durch die Freude am Guten herbeigeführten Entschlusses der Wille sich der Macht des Guten restlos hingegeben hat.

Aber dieser gute Wille schwebt nicht nur einem Luftballon gleich hoch über der gemeinen Wirklichkeit; er ist eher einer Wolke zu vergleichen, die zwar auch in lichten Höhen dahinschwebt, aber doch fruchtbringenden Regen auf die Fluren herniedersendet. Es liegt im Wesen des guten Willens, daß er die Wirklichkeit nach seinen Grundsätzen gestalten will, und sein Mittel ist die gute Tat. Die sittliche Qualität des Menschen liegt wohl in seinem Willen, aber dieser ist nur dann wirklich gut, wenn er zur Tat hindrängt. Er leitet die Berechtigung seiner Tat her aus der Ueberzeugung von der absoluten Geltung der Imperative, denen er sich unterworfen hat. Er betrachtet darum jede Gestalt der Wirklichkeit, der menschlichen Kultur und des Gesellschaftslebens, die diesen Imperativen widerspricht, als ein Uebel, ein Nichtseinsollendes, ein zu Beseitigendes. Und jede Annäherung der vorgefundenen an die nach seinen Grundsätzen zu fordernden Zustände ist ihm ein Gut. Er

*) Welcher Unsinn es ist, jugendliche Fehlbare mit alten Gewohnheitsverbrechern zusammenzusperren, wie kürzlich wieder gemeldet wurde, liegt auf der Hand. Wo das geschieht, sind alle Ausgaben für Zuchthauspastoration weggeworfenes Geld.

trachtet deshalb, solche Uebel zu beseitigen, solche Güter zu schaffen; er muß auf eine Versittlichung der Kultur hinarbeiten.

Nun findet der sittliche Wille eine menschliche Gesellschaft vor, die zu ihrer Selbsterhaltung eine Rechtsordnung hat aufstellen müssen, durch welche sie jedem einzelnen Glied seine Rechte und unumgänglichen Pflichten genau umschreibt. Hinter dieser Rechtsordnung steht die Gewalt, die den Einzelnen zur Erfüllung seiner Pflichten, zur Anerkennung der Rechte des Andern zwingt und ihn an der Ueberschreitung der Grenzen seiner eigenen Rechte hindert. Nun wäre es allerdings der Idealzustand, wenn dieser Zwang nie Anwendung finden müßte, sondern jeder nicht nur das Minimum der Rechtspflichten, sondern auch das Maximum der ethischen Pflichten freiwillig erfüllte. Aber um der menschlichen Herzenshärtigkeit willen ist dieser Rechtszwang unentbehrlich. Er bedarf zu seiner Anwendung, wenn er der Ordnung und nicht der Willkür dienen soll, fester Grundsätze. Ist es da nicht besser, dieselben entsprechen den Grundsätzen der Sittlichkeit, als sie schlagen ihnen ins Gesicht? Ist es nicht besser, dieser Zwang dient der Verwirklichung von Zuständen, die für das sittliche Urteil als ein wenn auch bloß relatives Gut zu betrachten sind und verhindert Verhältnisse, die als Uebel gewertet werden müssen, als wenn die Rechtsgrundsätze dem sittlichen Gefühl widersprechen? Es ließe sich ja sehr wohl ein Recht denken, das zu unsittlichem Verhalten verpflichtet und sittliches verbietet. Ja wer möchte für unser Kulturleben die Möglichkeit solcher Konflikte zwischen Rechtsforderung und sittlicher Ueberzeugung leugnen? Der sittliche Wille muß also das Recht, das nun einmal da ist, zu seinem Werkzeug machen, nicht um die Menschen zu sittlichen Persönlichkeiten zu bilden, sondern um die Wirklichkeit nach seinen Grundsätzen zu gestalten. Darauf verzichten hieße die absolute Geltung dieser Grundsätze preisgeben.

Jesus hat dem Gewissen der Menschheit für alle Zeiten den Grundsatz eingeprägt: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen!" Er kann natürlich niemals Rechtsforderung werden, aber als Grundsatz muß er dem Recht zu Grunde liegen. Das Rechtsgesetz muß das Verhältnis der Menschen zu einander so regeln, daß keiner den andern zu Pflichten zwingen darf, die er selbst nicht erfüllt, oder sich Rechte herausnehmen, die er dem andern vorenthält. Der sittlich ungebändigte Mensch ist dafür nicht zu haben, er möchte das Recht des Stärkeren durchsetzen und hat es tatsächlich getan, hat sich Privilegien erobert und Andere gezwungen, seiner Willkür zu dienen. Die Versittlichung des Rechtes besteht darum in fortschreitender Beseitigung aller Vorrechte, die bloß auf zufälligen Vorzügen, wie Abstammung, Stand, Besitz beruhen. Diese Entwicklung ist noch keineswegs am Ziele; der Besitzende genießt zwar keine verbrieften Privilegien mehr, wohl aber eine tatsächliche Uebermacht, gegen die es den Besitzlosen immer mehr zu schützen gilt. Es liegt weder im Zweck dieses Aufsatzes noch im Bereich meiner Fähigkeiten, hiefür

ein spezielles Programm aufzustellen. Ich konstatiere bloß die Notwendigkeit, die soziale Gesetzgebung immer mehr mit sittlichen Grundsätzen zu durchdringen. Es ist meine Ueberzeugung, daß spätere Generationen sich über viele unserer Zustände ebenso entsetzen werden, wie etwa wir über die Härten der Leibeigenschaft, über die Sünden der ersten industriellen Entwicklung oder die gegenwärtigen Verhältnisse auf den ostelbischen Rittergütern. Man wird einmal die Arbeiterschutzgesetzgebung, um die heute gekämpft wird, selbstverständlich finden und nicht begreifen, wie sich sittlich denkende Menschen dagegen sperren konnten. Man wird es unbegreiflich finden, daß Arbeitgeber ihre Arbeiter am Beitritt zur Berufsorganisation hindern durften. Man wird es als eine erstaunliche Inkonsequenz taxieren, daß wir den Begriff des strafbaren Wuchers und der Erpressung im Privatleben kennen, aber nicht auf gewisse Manöver der Spekulation ausdehnen. Die Aufgabe der Versittlichung des Rechtes ist noch groß.

Man redet in letzter Zeit viel vom Kinderschutz und begrüßt die Fortschritte, welche das neue schweizerische Civilrecht in diesem Punkte bringt. Es wird dadurch sicher kein Rabenvater im Geringsten anders. Und doch bedeuten diese Fortschritte eine Versittlichung des Rechtes. Der sittliche Gedanke, daß die Eltern schuldig sind, ihre Kinder zu sittlichen Menschen zu erziehen, hat auf das Familienrecht Einfluß gewonnen und die elterliche Willkür eingeschränkt, den Entzug der elterlichen Gewalt erleichtert. Der ethische Imperativ ist im Durchsetzen seiner Geltung einen Schritt vorwärts gekommen, und Zustände, die das sittliche Urteil als Uebel betrachtet, werden nun beseitigt.

Ist nicht ein ungeheurer Fortschritt von dem brutalen Männerrecht des Code Napoléon mit seinem berüchtigten Satz: «la recherche de la paternité est inderdite» bis zu den Bestimmungen des neuen Civilgesetzbuchs über das außereheliche Kindesverhältnis? Es wäre Unsinn zu glauben, daß die unehelichen Väter nun besser würden. Aber dem schreienden Unrecht, daß sie alle Folgen ihrer Tat von sich abschütteln, Mutter und Kind allein damit belasten können, wird doch energischer auf den Leib gerückt, und damit wird das Recht einige Schritte mehr der sittlichen Forderung angepaßt, deren Geltung anerkannt und manches Uebel verhütet.

Diese Beispiele dürften gezeigt haben, was ich unter Versittlichung des Rechtes verstehe. Die Spannung zwischen Recht und Sittlichkeit wird damit nicht beseitigt, sie bleibt und soll bleiben. Bis das Recht einen neuen Schritt dem sittlichen Empfinden angepaßt ist, ist auch dieses einen Schrit weiter verfeinert worden. Große Kulturumwälzungen, wie diejenige unseres industriellen Zeitalters bringen die Menschen zu einander in neue Verhältnisse und daraus erwachsen neue sittliche Forderungen. Diese müssen zu einer gewissen Anerkennung durchgedrungen sein, bevor sie im Recht ihren Niederschlag finden können. Aber unberechtigt ist die Meinung, die Anerkennung müsse vorerst allgemein geworden sein. Die Widerstrebenden werden sich auf

das alte Recht, das doch andern Zuständen angepaßt war, berufen, als ob es für ewig gegeben wäre. Nein, neue Zeiten fordern neue Rechte, und es ist kein Grund zur Entrüstung, wenn diese die Geltung erzwingen. Es kann sogar geschehen, daß sich die Träger der neuen sittlichen Forderung über das alte Recht hinwegsetzen. Wir beobachten diesen ganzen Prozeß z. B. beim Streikproblem. Und was ist nun schlimmer, wenn die Anhänger der neuen Forderung sich dem alten Recht unterwerfen müssen oder umgekehrt das neue Recht denen, die sich von der alten Urteilsweise nicht trennen können, aufgezwungen wird? Ohne Härte geht es in beiden Fällen nicht ab. Wir haben allein zu fragen, auf welcher Seite der Geist der Geschichte steht. Dort liegt auch das höhere Recht.

Der Zustand wird wohl nie verschwinden, daß der Einzelne sich in eine Rechtsordnung hineingestellt sieht, welche von andern Grundsätzen beherrscht ist als diejenigen sind, denen er das Herrschaftsrecht über sein sittliches Denken eingesteht. Wenn der christliche Gedanke der in der gemeinsamen Gotteskindschaft enthaltenen Bruderschaft der Menschen, der Gedanke, daß wir nicht gegen einander, sondern für einander da sind, sich uns mit verpflichtender Kraft aufdrängt, so sehen wir zugleich, wie wenig er das politische und wirtschaftliche Leben beherrscht. Es ist nun sehr leicht, darüber äußerst radikal zu reden und in seinem Herzen Tolstoianer zu sein. Wir werden auch demjenigen, der etwa aus religiösen Gründen den Militärdienst verweigert, eine gewisse Achtung nicht versagen. Wir werden uns aber auch klar machen, daß dieser Doktrinarismus in der Welt, wie wir sie vorfinden, als „Maxime einer allgemeinen Gesetzgebung" unmöglich ist, ohne die Existenz unseres Gemeinschaftslebens über den Haufen zu werfen und dabei ungleich härtere Leiden über die Gesellschaft zu bringen, als sie der gegenwärtige Zustand in sich schließt. Das Gebäude, in dem sich die Kulturmenschheit des 20. Jahrhunderts eingerichtet hat, ist mangelhaft; aber sollen wir, statt es auszubauen, es niederreißen und unterdessen die Bewohner zur nackten Obdachlosigkeit verurteilen? Mit andern Worten: Können wir unsere Kultur einfach zurückschrauben oder negieren? Geschichtlich denkende Menschen werden mit dem Gegebenen rechnen und darauf weiterbauen. Es kann da einfach nicht ohne Kompromisse mit der „Herzenshärtigkeit" der Menschen abgehen. Wir glauben auch damit dem Herrn der Geschichte zu dienen.

Aber allerdings, das andere ist darüber vielzusehr vergessen worden: Kompromisse abschließen heißt nicht paktieren, der unidealen Wirklichkeit recht geben, den absoluten Ernst der sittlichen Forderung vergessen. Wo das geschieht, geht eben die notwendige Spannung zwischen Recht und Sittlichkeit verloren und die blutlose Durchschnittsmoral legt sich als grauer, alle Kontraste verhüllender Nebel über das Kulturleben. Daraus erwächst dann jene Religiosität, welche die Welt preisgibt und sich in die sublimen Höhen eines durchgeistigten Innen-

lebens flüchtet, wo man nur von Gott und der Seele und durchaus nichts anderm wissen will. So lese ich eben in den Betrachtungen eines deutschen modernen Theologen über den Düsseldorfer Katholikentag: „Uns ist es ausgemacht, daß die ‚Welt' ihre Ordnung unabhängig vom Christentum hat; der Katholik will durch das Christentum Ordnung in die Welt bringen .... Wir wissen, daß die Offenbarung nur eine innere Mission hat für die einzelne Seele; der Katholik glaubt an ihre öffentliche Mission für die allgemeine Kultur." So entschieden wir uns gegen das sperren werden, was ein Katholikentag unter christlicher Ordnung der Welt versteht, so entschieden werden wir uns auch wehren, wenn dieses die Waffen strecken vor der gegenwärtigen Weltordnung als protestantischer Grundsatz proklamiert wird. Wenn wir mit den gegenwärtigen unidealen Ordnungen rechnen und uns in sie hineinstellen, so dürfen wir dabei niemals die Aufgabe ihrer Ueberwindung aus dem Auge verlieren; wir müssen sie unserm Bewußtsein beständig gegenwärtig halten. Wäre das mehr geschehen, würde die Christenheit weniger die unideale Wirklichkeit als unabänderliches Verhängnis betrachten, wäre mehr entschlossener Wille zur Verchristlichung der Politik und des Wirtschaftslebens vorhanden, wir wären sicher schon manchen Schritt weiter. Wir wissen allerdings wohl, daß wir die Welt nicht von heute auf morgen aus den Angeln heben und daß das, was wir erstreben, für den Augenblick unmöglich ist und auch die nächste Generation es noch nicht genießen wird. Aber sobald die Menschheit aufhört, das für den Augenblick Unmögliche zu wollen, verurteilt sie sich zum Stillstand. Sie wird in diesen Fehler verfallen, sobald sie nur etwas für die Seele tun will. Aber wo sie sich zur Mitarbeit Gottes berufen weiß, da wird sie auch Arbeit leisten, deren Frucht sie selbst nicht mehr genießt; denn das Ziel ist nicht ein Genuß, sondern Gottes Sache. Wo sie sich Gott verpflichtet weiß, da erwacht Mut und Wille, auch die Rechtsordnung den sittlichen Grundsätzen zu unterwerfen. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

R. Liechtenhan.

Christentum und Klassenkampf.

Im Laufe des Sommers ist unter obigem Titel von F. W. Förster ein Buch erschienen. Es zeigt uns die soziale Stellung des Verfassers. Mit großem Eifer hat er sich mit den ethischen Problemen befaßt, welche in den sozialen Erscheinungen unserer Zeit zu Tage treten. Das Buch enthält eigentlich nur zwei oder drei Kapitel, welche seinem Titel entsprechen (1. Klassenkampf und Ethik, 2. Psychologische und pädagogische Gesichtspunkte für Unternehmer und Betriebsleiter), andere scheinen ihm mehr zur Aufrundung angehängt, so z. B.: Die

Stellung des Geistlichen zur sozialen Frage, Die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen, und Der Bildungswert des häuslichen Berufes.

Der Verfasser gibt in seinen Abhandlungen manche beherzigenswerte Winke für Arbeiter und Arbeitgeber, er bringt interessante Einzelheiten aus den sozialen Verhältnissen von England und Amerika. Förster versteht es, in die Details ethischer Probleme einzudringen. Schade, daß er sich in diesen zu sehr verliert auf Kosten einer großen und allgemeineren Orientierung.

In der Arbeiterfrage steht Förster im allgemeinen für den Fortschritt ein. Die Organisationen sind ihm eine Notwendigkeit. Er redet unbedenklich bedeutenden Lohnsteigerungen und einer verkürzten Arbeitszeit das Wort und beweist uns an treffenden Beispielen, daß die Verwirklichung dieser Postulate keine Verminderung der Produktionsfähigkeit und der Arbeitsleistung nach sich ziehe. Förster hat auch ein Verständnis dafür, daß in der Arbeiterbewegung und in den Gewerkschaften große sittliche Faktoren liegen.

Dennoch vermag Förster zu der gegenwärtigen Arbeiterbewegung mit ihrem sozialistischen Gepräge kein positives Verhältnis zu gewinnen und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie auf dem Boden des Klassenkampfes steht. Die Polemik gegen diesen letzteren ist denn auch die Haupttendenz seines Buches. In immer neuen Wendungen wird uns die sozialistische Taktik in ihrer abschreckendsten Form vor Augen geführt und der verderbliche Einfluß eines Marx nachgewiesen. Diese einseitige Stellungnahme läßt den Verfasser nicht zu einem unbefangenen Urteil über die größte soziale Richtung der Neuzeit gelangen. Als ob der Sozialismus überhaupt in erster Linie Klassenkampf sein müßte. Sind es denn wirklich nur die niedrigsten haßerfüllten Kampfesinstinkte, auf welchen die Begeisterung von Millionen sozialistischer Arbeiter beruht?

Da hat ein Kalthoff tiefer geschaut, wenn er vom Sozialismus sagt: „Er ist eine Lehre, die ein Heilmittel gegen alle Schäden und Gebrechen des Lebens verheißt, die eine völlige Um- und Neubildung des Menschenwesens, eine Ueberwindung aller seiner schlechten, gemeinen, niederen Instinkte in sich schließen soll. Die Lehre ist zuerst noch das Zauberwort, das alle Menschheitsideale in sich aufnehmen und verwirklichen muß, das Wort, dem alle sehnenden und hoffenden Menschengeister entgegen jauchzen. Der Sozialismus besitzt die ungeheure Werbekraft, die Menschen auch unbewußt, ja gegen den eigenen Willen, in seinem Bann zu behalten, indem er das große Heer der Zukunftsmenschen, der schaffenden, vorwärts schauenden Geister um sich sammelt." Davon weiß Förster nichts. Er kann sich nun einmal keinen andern Sozialismus denken, als jenen, der sich mit den gemeinsten Kampfesmitteln eines verbitterten Proletariates identifiziert.

Förster ist in seiner Polemik auch viel zu sehr von der Idee eines wissenschaftlichen Sozialismus bestimmt. Wie könnte

er sonst sagen: „Ein sozialistischer Student ist ein Widerspruch in sich selbst, denn voraussetzungslose Prüfung ist das Wesen der Wissenschaft und ein Studierender, der mit dem Problem fertig ist, bevor er es wirklich allseitig hat durchdringen können, hat sich damit selbst des Rechtes begeben, ein Jünger der Wissenschaft zu heißen." Mit demselben Recht könnte man sagen: Ein Student dürfe sich nicht zum Christentum, jedenfalls nicht zum Protestantismus oder Katholizismus bekennen. So gut als im Christentum, so ist auch im Sozialismus eine Lebensmacht offenbar geworden, die weit über eine trockene wissenschaftliche Lehre hinausgeht. Die Studenten, welche Prof. Ragaz unter einem nicht enden wollenden Beifallssturm in Aarau zujubelten, brauchen durchaus keine wissenschaftlich überzeugten Sozialisten gewesen zu sein. Es kamen ihnen aber im Sozialismus große lebendige Wahrheiten zum Bewußtsein, die unmittelbar zum Herzen und Gewissen redeten. So ist es Tausenden gegangen. Die großen Gedanken einer Umgestaltung und Erneuerung, der ganze Ernst brüderlicher Liebe und Solidarität und der Kampf gegen die faulen Zustände der jetzigen Gesellschaftsordnung haben den Sozialismus für viele edle Geister so anziehend gemacht.

Im Einzelnen mögen die Abweichungen groß sein. Der Eine ist Marxist, der Andere ist Revisionist, der Dritte baut sich seinen besonderen christlichen Sozialismus, der Vierte ist Anhänger Tolstois. Manche nennen sich Sozialisten, obgleich sie kein festes Zukunftsbild vor sich sehen, aber sie erblicken im Sozialismus große, neue Richtlinien, denen sie freudig folgen.

Die einseitige, wissenschaftliche Betrachtungsweise Försters zeigt sich besonders deutlich in einer Kritik, die er einem Geistlichen zu teil werden läßt. Derselbe schrieb: „Der Mammon gedeiht nur, wenn die Tausende, die er sich untertan gemacht, auf der elendesten Stufe des Menschendaseins niedergehalten werden." Förster setzt hinzu: „Das ist eine Nationalökonomie, die nur noch auf der untersten Stufe der sozialistischen Parteiliteratur ihr Dasein fristet." Gewiß ist der Satz vom wissenschaftlich ökonomischen Standpunkt aus anfechtbar. Es entwickelt sich aus der modernen Technik eine Steigerung der ganzen Lebenshaltung des Arbeiters. Aber dennoch hat jener Satz die Tatsachen auf seiner Seite. Einstweilen ist es noch in tausend und aber tausend Fällen so, wie Kutter sagt.

Und übrigens: Hat der Sozialismus mit dem Augenblick sein Recht eingebüßt, wo die Entwicklung ihm in seinen schlimmsten Prophezeiungen Unrecht gegeben, oder wo ein wissenschaftliches Axiom, wie z. B. dasjenige von der Mehrwerts- und Verelendungstheorie unhaltbar geworden ist? Eben weil er für uns viel mehr ist als eine wissenschaftliche Theorie, weil er vielmehr von uns religiös umgewertet und bestimmt wird, behält der Sozialismus für uns seine Bedeutung in dem Glauben an eine gänzliche Umgestaltung und Erneuerung, die in ihm zum Ausdruck kommt. Wie wenig

es uns dabei darauf ankommt, beim traditionellen Sozialismus stehen zu bleiben, oder ihn zum ausschließlichen Ziele zu machen, das hätte Förster bei gutem Willen mit aller Deutlichkeit von Ragaz hören können. Derselbe sagt (in seiner Schrift: Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart): „Ich möchte nicht den Schein erregen, als ob nun doch die Sache Jesu mit einer bestimmten Gesellschaftsordnung solidarisch erklärt werden solle. Es muß durchaus die Möglichkeit zugegeben werden, daß, wenn der Sozialismus seinen Beitrag an die Aufwärtsführung der Menschheit geleistet hat, wieder neue und bessere Regelungen dieses Teiles der menschlichen Angelegenheiten kommen können."

Weil Förster den ganzen Sozialismus so äußerlich wissenschaftlich mechanisch auffaßt, so kann er auch in unserem Bekenntnis zu ihm nur eine Verflachung finden. Und diesen Vorwurf erhebt er besonders gegen die religiös-soziale oder radikal-soziale Gruppe der schweizerischen Geistlichkeit. Es berührt den unbefangenen Leser peinlich, hier einem Ton zu begegnen, der jeder anständigen Polemik Hohn spricht. Wir wollen das Urteil über die folgenden Kraftproben einem jeden selbst überlassen.

„Ein solches soziales Christentum kommt letzten Endes nur auf soziales Heidentum heraus." — „Warum interpretiert jener soziale Pfarrer nicht lieber das Evangelium, statt über die technischen Tendenzen des Kapitalismus zu philosophieren," — u. a. O.: „Alles andere ist bewußtes oder unbewußtes Staubrutschen vor der Sozialdemokratie," u. a. O.: „Verehrte Herren, glaubt ihr denn wirklich, daß ein solch' schwächliches Versteckspielen (oder wißt Ihr es nicht besser?) mit all' dem Ungeheuern, was Christus mehr ist, als ein bloßes Ehrenmitglied der Volksbewegung, daß solch' Versteckspiel ꝛc."

Bald redet er von unserer „kindlichen Hoffnungsseligkeit" und bald ist ihm die Art, wie Ragaz zu den Arbeitern redet, nur eine „peinliche Werbung um die Gunst von Elementen, denen man nicht mit dem Allerheiligsten nachlaufen soll." An einem andern Ort vergleicht er die sozialen Geistlichen mit Tramkutschern, oder er wirft uns vor, daß wir unsern Gemeinden nur ein ganz diesseitiges Christentum bieten, Karl Marx zum Propheten machen, „aber von dem einen, was Not tut, nur so viel zu sagen wissen, wie ein kleines Kind, das sich auf die Straße verirrt hat und nur noch den Namen seines Vaters rufen kann."

Es ist klar, daß ein Mann, der in einer Sprache gegen uns redet, die von Gift und Haß diktiert ist, kein Verständnis für unsere Bestrebungen haben kann.

Die Verständnislosigkeit kann man niemand übel nehmen, so weit sie nur ein Mangel an Fähigkeit ist, anderes und andere zu verstehen. Aber wir können Förster hier von dem Verdachte nicht freisprechen, daß er uns nicht verstehen *wollte*. Er hat unsere Ideen in so verdrehter Weise wiedergegeben, wie es ihm als Dozent der

Ethik nicht ziemte, wenn es ihm auch den Beifall Vieler eintragen wird. Soll ich noch weiter davon reden, wie Förster sich als Herzenskündiger der sozialen Geistlichen aufspielt, so z. B. wenn er sagt: „Die auswendigen Dinge nehmen in ihrem ganzen Empfinden und Denken einen so alles andere überschattenden Raum ein, daß ihnen jede Konzentration fehlt ꝛc." Oder a. O.: „Ihr ganzes Christentum ist so sehr nur soziale Gerechtigkeit geworden, daß das persönliche Leben fast ganz eliminiert ist, gar keine solide Nahrung mehr bekommt und absterben muß, wie ein Baum, der kein Wasser erhält."

Ist es fein, solche Urteile über das Innenleben von Mitchristen, die man gar nicht näher kennt, öffentlich auszusprechen? Wie kann Förster solche Aussagen mit dem innerlichen Christentum, das er so sehr betont, in Einklang bringen?

Aber Förster leistet sich noch mehr. Er gibt sich den Anschein, als kenne er auch unsere Art der Predigt und Wirksamkeit in unseren Gemeinden. „Bekehrt man die Seelen mit sozialen Anklagepredigten?" u. a. O.: „Statt diese transzendente Kraft des Christentums neu zu beleben, giebt man ein ganz diesseitiges Christentum, das drohend, scheltend und anklagend und mit großen reformatorischen Worten, die Dinge dieser Welt umkreist." U. a O.: „Diesen Eindruck habe ich mehrfach ganz besonders intensiv aus den Predigten jener Richtung über Jesus und den modernen Arbeiter erhalten." Ich möchte wissen, von wie vielen unserer Geistlichen Förster Predigten gehört hat und wie oft. Obwohl Förster unser Arbeiten in unseren Gemeinden gar nicht kennt, giebt er unter der Maske des Kenners seinen Lesern ein Bild von unserer pastoralen Wirksamkeit. Ich kann nur im Namen unser aller sagen, daß es eine elende Karrikatur ist.

Wie wenig man auf Kosten des Innenlebens die Umgestaltung der äußeren Verhältnisse betonen kann, das zeigt uns statt aller anderen Beweise in Worten die Abschiedsfeier einer dieser Geistlichen von seiner Gemeinde. In dem großen, gefüllten Zunftsaale bekannte eine große Anhängerschaft, unter denen kaum ein Dutzend Sozialisten waren, was sie an innerer Förderung gerade an den Predigten ihres Seelsorgers gehabt hatten. Ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß wir sozialen Pfarrer fast ausnahmslos in diesem Sinne zu wirken bestrebt sind. Diese Ausnahme macht in der Tat Pfarrer Kutter. Gewiß, Kutter ist einseitig. Aber dürfen wir nicht einem so originalen und starken Geist auch das Recht seiner eigenartigen und einseitigen Wirksamkeit einräumen? Wenn wir zugeben, daß eine neue, große Zeit schon eingeläutet hat, so versteht es sich von selbst, daß auch Wahrheiten gesagt sein müssen, die nur in ihrer Einseitigkeit die nötige Durchschlagskraft haben. Kutter würde es zu allererst ablehnen, wenn seine Art der pastoralen Tätigkeit in Zürich zum Muster unserer sozialen Wirksamkeit genommen würde.

Förster will und kann es einmal nicht verstehen, daß man mit unserem stärkeren Eintreten für neue Verhältnisse auch die Pflege des

inneren Menschen verbinden kann. Wenn dies in unserer Literatur nicht immer genügend hervorgehoben wurde, so liegt das zum Teil daran, daß wir es voraussetzten, zum Teil aber an der Tatsache, daß die lange Vernachlässigung des sozialen Evangeliums auch eine stärkere Betonung desselben notwendig machte. Wie wichtig uns auch der Individualismus ist, dafür noch ein Citat von Ragaz:

„Der eine Pol der Predigt Jesu ist der unvergleichliche Wert der Seele, denn der Mensch ist Gottes Kind, er wird durch die Verbindung mit dem Vater über Welt und Weltdienst emporgehoben zu königlicher Freiheit u. a." ... „Das ist die Tat Jesu, daß er die Seele frei gemacht und zur Herrin über die Welt erhoben hat. Sie ist das allein Wertvolle. Ueber ihr Verlorengehen ist Kummer, über ihr Gerettetsein Freude im Himmel. Damit hat Jesus den Menschen auf den Schild erhoben, den Menschen, ganz losgelöst von Stand, Bildung, Besitz, Nationalität, den Menschen als Kind Gottes. Diesen Individualismus des Evangeliums, diese königliche Freiheit und Herrlichkeit des Gotteskindes haben Paulus und Luther am besten verstanden und am großartigsten geschildert."

Wie macht sich neben diesen Aussagen die Behauptung Försters, daß man soziales Christentum gegen Seelenchristentum ausspiele? Das Letztere wird nur bekämpft, soweit es überschätzt, oder als rein erbauliche Betrachtung, Seelenkultus und Selbstzweck wurde. Auch aus Kutters Schriften läßt sich herauslesen, wie aus der Tiefe des Innenlebens die Kraft zur Umgestaltung unserer Verhältnisse gewonnen werden muß und wie weit entfernt er von jener Veräußerlichung im praktischen Christentum ist, die ihm Förster vorwirft. So, wenn Kutter sagt: „Tun können wir überhaupt nichts, empfangen müssen wir. Von Gott selbst empfangen, was uns fehlt. Wir haben neue Kräfte, neue Herzen nötig. Nötig, daß wieder aus der Tiefe unseres Geistes Leben aus Gott selbst sprudelt. Doch das können wir nicht machen. Diese Brunnen und Quellen gräbt Gott selbst auf. Aber ein Verlangen, einen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit sollen wir haben. Geistlich arm, Leid tragend, mühselig und beladen, sanftmütig, reinen Herzens und friedfertig, müssen wir sein. Suchende Menschen, Suchende, Bittende, Anklopfende" u. s. w. Was bedeutet dem gegenüber die Förster'sche Phrase, daß wir im Interesse der sozialen Frage die Beschäftigung mit der christlichen Religion in den Hintergrund treten lassen und daß wir an die Stelle der Seelsorge die praktische Arbeit setzten! Oder wie macht sich dem gegenüber „der Kern unseres Irrtums", daß wir nach Förster ein Gottesreich auf Erden wollen, ohne die Hervorbringung des inwendigen Zustandes, welcher doch die Hauptsache sei!

Aber abgesehen von all' dem, ist es denn nicht vom Standpunkt der Geschichte aus gerechtfertigt, vernachlässigte Wahrheiten stärker zu betonen? Es handelt sich nur um die Frage: Ist es wahr, hat die Kirche in ihrem bisherigen Schweigen gegenüber

den furchtbaren Ungerechtigkeiten in dem Erwerbsleben unserer Zeit eine Schuld abzutragen? Ueber diese für uns Pfarrer wesentlichste aller Fragen ist Förster mit gutem Grund hinweggegangen. Haben aber viele unter uns Geistlichen dieselbe bejaht, wohlan, dann dürfen wir dies auch laut, vielleicht auch einseitig, bekennen. Dann dürfen wir stark und rückhaltlos davon reden, wie groß unsere und die Schuld der ganzen Kirche sei im Hinblick auf die Not unserer Brüder.

Wenn ich gegen Jemanden gefehlt habe, dann habe ich nicht das Recht, ihm seine Fehler vorzuhalten. Wenn wir in sozialistische Versammlungen als Gäste und Redner kommen, so durchzittert uns nur der eine Gedanke: Wir sind eure Schuldner. Uns ist's, als säßen wir auf der Anklagebank. Können wir da von etwas anderem reden, als davon, daß uns dieses Gefühl der Schuld zu ihnen hintreibe, und daß wir etwas gut machen möchten? ꝛc. Ist das nicht auch psychologisch und pädagogisch das allein Richtige? Es gehört doch schon eine „pädagogische" Unverfrorenheit dazu, uns zuzumuten, diesen Leuten ihre Sünden vorzuhalten. Wir haben als Pfarrer ein Jahrhunderte langes Unrecht gut zu machen und werden noch lange recht leise von den Sünden der Massen, die eine beständige Anklage gegen uns sind, zu reden haben. Förster soll uns hier mit seiner Ethik vom Leibe bleiben. Er hat zur Genüge gezeigt, daß er unser tiefstes Sehnen und auch unsere Buße nicht verstehen kann.

Es erübrigt uns noch ein letztes Wort über unsere Stellung zum Klassenkampf. Für Förster und viele Andere stellt sich gerade im Klassenkampf das Heillose und Unchristliche der sozialistischen Arbeiterbewegung dar.

Das Typische des Klassenkampfes ist seine Systematisierung, das Zufällige ist sein Ausdruck in oft hetzerischen, aufreizenden Reden. Beides muß scharf auseinandergehalten werden. Der Ton in Agitationsreden, wie in der sozialistischen Presse ist, das müssen auch die heftigsten Gegner einräumen, im allgemeinen ein viel besserer geworden. Auch in der Streikbewegung zeigt sich eine oft staunenswerte Mäßigung und Selbstbeherrschung. Ethische Einflüsse machen sich überall in erfreulicher Weise geltend, und es läßt sich da noch Vieles hoffen. Was aber die Systematisierung des Klassenkampfes anbelangt, so ist dieselbe durchaus nicht unchristlicher, als jeder andere Kampf, und er ist auch durchaus nicht, wie Förster meint, das Produkt der marxistischen Lehre. Er ist nicht gemacht, sondern geworden. Er ist darum eine historische Größe und muß auch als solche gewertet werden.

Ohne die ganze Entwicklung des preußischen Militär- und Beamtenstaates wäre die einzigartige Schärfe des deutschen Klassenkampfes undenkbar. Man bilde sich doch nicht ein, daß ein in der Studierstube erfundenes System so ohne weiteres in den Massen von Millionen hätte Wurzel fassen können. Seine Anfänge sind nicht unten, sondern oben zu suchen, oben in dem Rangunterschied und in dem

Kastengeist der oberen Stände. Förster redet von der Selbstisolierung des vierten Standes gegenüber den andern. Ich meine, es wäre am Platze, davon zu reden, in welcher Weise sich die höheren Stände gegen die unteren abgeschlossen und isoliert haben. Hier nur einige Beispiele: Ein Apotheker kündet seine Teilnahme an christlichen, vom Pfarrer eines norddeutschen Städtchens veranstalteten Familienabenden, weil der Eintritt eines Kaminfegers in Aussicht stand. — Ein Gymnasiallehrer weigert sich, einer Einladung Folge zu leisten, weil auch ein Volksschullehrer geladen war. — Eine schweizerische Dame, die im Tram einer deutschen Stadt von einer ordentlich gekleideten Frau angeredet wird und sich mit ihr in ein Gespräch einläßt, wird von ihrer deutschen Freundin darauf aufmerksam gemacht, daß das nicht angehe, weil Jene die Frau eines Unterbeamten sei, mit der sie gesellschaftlich nicht verkehren könne. — Gegenüber diesem Kastengeist, an dem die höheren Stände Deutschlands kranken, ist es geradezu eine Ungeheuerlichkeit, den Sozialisten die Isolierung ihres Standes im Klassenkampf vorzuwerfen. Dazu hat man erst ein Recht, wenn man jenen Ständen, die das Christentum für sich in Anspruch nehmen, so lange Buße gepredigt hat, bis eine gründliche Besserung eingetreten ist.

Das Klassenbewußtsein der unteren Stände ruht in den Klassengegensätzen, welche die oberen geschaffen haben, und der Klassenkampf des Proletariates in der Machtsphäre der Besitzenden, welche mit Hilfe des Staates den Besitzlosen die Gleichstellung in den Rechten streitig gemacht haben und dies bis auf den heutigen Tag noch tun. Ich denke hier in erster Linie an deutsche Verhältnisse und erinnere an die Kämpfe um das allgemeine Wahlrecht, an die Einschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit, an die Ungleichheit in der Behandlung vor Gericht.

Zur Milderung der gegenwärtig sich so sehr verschärfenden Gegensätze, erwarten unsere bürgerlichen Kreise und mit ihnen auch Förster, die Umkehr der Arbeiterschaft von ihrem verbitterten Klassenkampf. Förster wünscht, daß „ihre Taktik eine pädagogische" werde. „Durch Großmut und Billigkeit sollte sie das Denken der Widerstrebenden (d. h. der Unsozialen) von dem Banne des Mißverstehens und Mißtrauens erlösen." Es ist erhebend, was für eine hohe, sittliche Stellung Förster hier den Arbeiterkreisen zuweist.

Weiß Förster, was für eine sittliche Riesenaufgabe er damit denjenigen zuteilt, die er eben noch als eine Klasse von Leuten geschildert, deren sittliche Bedürfnislosigkeit erschreckend sei und deren „Prügelpädagogik" (sic) er so scharf gegeißelt? — Erzieherischen Einfluß, Großmut und Billigkeit, Geduld im Ertragen ungerechter Behandlungen erwartet er in erster Linie von Leuten, die dem Christentum den Abschied gegeben haben. Was man von den Kreisen, die dasselbe für sich in Anspruch nehmen, nicht zu fordern wagt, dafür müssen sich die Ungläubigen opfern. Während Förster uns parteiisches Mitleid mit der Arbeiterschaft vorwirft, ahnt

er gar nicht, in welch einseitiger Weise er auf sittlichem Gebiete die Partei der besitzenden Klassen genommen hat.

Wir waren bis jetzt immer der Meinung, daß das Proletariat, oder sagen wir die arbeitende Klasse, durch die sittliche und religiöse Vernachlässigung auch in ethischer Beziehung die schwächeren seien. Ein Arbeiterkind hat mehr sittliche Gefahren zu bestehen, als das Kind eines gut situierten Bürgers. Um nicht zu stehlen, und um nicht in Gemeinheit und Rohheit zu verfallen, braucht es für ein Kind der Not mehr sittliche Widerstandskraft, als für ein Kind aus unseren Kreisen. Woher soll aber diese Widerstandskraft kommen, wenn es in der sittlich verwilderten Gegend eines Arbeiterquartiers aufwächst?

Angewandt auf die Arbeiterbewegung heißt das: Was wir von der unerzogenen Masse der Arbeiter an sittlichen Qualitäten fordern, fällt doppelt in die Wagschale gegenüber dem für sittliche und religiöse Einflüsse zugänglicheren Mittelstand. Was für eine sittliche Leistung trauen wir einem Arbeiter zu, der bei schlechter Löhnung ruhig und zufrieden bleiben soll, was für Kräfte der Selbstbeherrschung, wenn hungrige, ausgesperrte Arbeiter Monate lang im Elend geduldig ausharren sollen? Wahrlich, wenn sie die lautersten, besterzogenen Christen wären, in der geduldigen, selbstverläugnenden Nachfolge Jesu geübt, so wäre die Aufgabe immer noch schwer genug, die ihnen die bürgerliche Gesellschaft mit der Ermahnung zur Zufriedenheit zumutet. Eben deswegen können wir soziale Pfarrer nicht die Rute zur Buße gleichmäßig gegen die Gott entfremdete, verwahrloste Masse, wie gegen die bürgerlichen, christlichen Kreise schwingen. Wo die sittlich Schwächeren und religiös Vernachlässigten zu finden sind, da wird unser Bußruf schwächer. Wir können nicht viel sagen, wenn der gequälte und in Staub getretene Arbeiter die Faust ballt, wir müssen schweigen bei manch' heftiger Redensart, die aus dem verbitterten Gemüt eines Notleidenden kommt. Für uns ist es eine ausgemachte Sache, daß von denjenigen, die sich Christen nennen, der erzieherische Einfluß ausgehen sollte. Wenn aber hier der Geduldsfaden zuerst reißt und die Gereiztheit überhand nimmt bei jeder gesteigerten Lohnforderung und bei jedem Exzeß in der Arbeiterbewegung, so erheben wir unsere Stimme, um desto lauter zu sagen, daß dieses Christentum faul sei.

Wir wollen gerne glauben, daß viele gute Christen, die jetzt Rufer im Streite sind gegen den Klassenkampf und seine verbitternden Wirkungen, in der Lage der Unterdrückten geduldige Kreuzträger gewesen wären. Schade, daß sie keine Gelegenheit hatten, ihnen als leuchtendes Beispiel voranzugehen!

Ich habe mich länger in der Auseinandersetzung mit Försters Buch aufgehalten, als ich beabsichtigt. Aber seine Einwendungen gegen die sozialistische Arbeiterbewegung sind typisch für unsere bürgerliche Gesellschaft.

Im übrigen sind wir erstaunt, wie wenig orientiert Förster über die gegenwärtigen englischen Verhältnisse ist. Er bringt zwar mancherlei interessante Einzelheiten. Aber gerade das wichtige Ge-

samturteil über die sozialistische Bewegung jenes Landes ist so schief, daß es den Tatsachen ins Gesicht schlägt. Förster behauptet, daß der Sozialismus der Traum des industriell noch zurückgebliebenen europäischen Festlandes sei. In direktem Widerspruche hiezu veröffentlichte im Laufe dieses Sommers der „Daily Telegraph" einen Artikel von einem Mr. W. B. S. Smith, welch letzterer nach einer fünfjährigen Abwesenheit von England gesteht, daß unter allen vorgefundenen Veränderungen in diesem Zeitraume keine so bedeutend sei, wie das Anwachsen des Sozialismus. „Als ich im Jahr 1902—03 hier war, wurde ein Sozialist angesehen, wie ein Anarchist. Heute finden wir Sozialisten in jedem Stand der Gesellschaft" (in every rank of society). Smith, ein heftiger Feind des Sozialismus, erteilt dann Ratschläge, wie man seinem Ueberhandnehmen wehren könne. Weiß Förster nichts davon, daß der Sozialismus im Unterhaus seinen Einzug gehalten? Ist es ihm unbekannt, was für einen schweren Stand die „Trade Unions" hatten, sich gegen die politische Inanspruchnahme der Sozialisten zu wehren? Und was sagt Förster zu dem neulich abgehaltenen Sozialistenkongreß der Geistlichen oder zu der gewaltigen Propaganda, welche der bekannte sozialistische Prediger Red. Campbell durch seine Predigten und durch die Herausgabe eines christlich-sozialistischen Blattes — des „Christian Common Wealth" — für seine Ideen macht? Diesen Tatsachen gegenüber fragt man sich, ob Försters Unkenntnis oder seine Naivität größer ist, mit der er uns die idealen Zustände Englands schildert, wo man mit Hilfe von settlements auf einem ganz andern Wege die soziale Frage zu lösen suche. Ohne dieser Einrichtung ihr Verdienst und ihre Bedeutung absprechen zu wollen, müssen wir doch konstatieren, daß sie das Umsichgreifen des Sozialismus nicht zu hindern vermochte.

Nach solchen Proben oberflächlicher und irreführender Beurteilung kann Förster allerdings nicht erwarten, in dieser Materie als sachkundiger Führer anerkannt zu werden. Wie lächerlich ist es, wenn er unsere nationalökonomischen Kenntnisse bekritelt, während er sich selbst auf jeder Seite darin als Dilettant erweist. Und woher nimmt Förster das Recht, uns ex cathedra zu lehren, was Christentum sei, da er selbst noch ein Neuling darin ist? Was für eine Anmaßung gehört endlich dazu, uns beständig die mangelnde und nur theoretische Kenntnis der Arbeiterseele vorzuwerfen, während die Geistlichen unserer Richtung ausnahmslos 12—20 Jahre im Amt sind und fast täglich in persönliche Berührung mit dem Arbeiter und seiner Familie kommen? Durch unsere seelsorgerliche pfarr- und armenamtliche Tätigkeit stehen wir mit den Arbeitern, ihren Verhältnissen und ihrer Denkweise in viel näherem Kontakt, als dies Förster bei seinen früheren Besuchen von Gewerkschaftsversammlungen jemals möglich war.

Wenn aber Förster wünscht, von uns sozialen Pfarrern gehört zu werden, so muß er vor allem den Ton des sittlichen Taktes anschlagen, der die Voraussetzung jeder anständigen Polemik ist.

Em. Tischhauser (Pratteln).

Am Abend vor Allerheiligen.

Der göttliche Funke in römischer Flut
Und Weihrauchdunst zu ersticken drohte,
Da fachte ein Held die heimliche Glut,
Zum Himmel ein heiliges Feuer lohte,
Und mutig gab er, den Pfaffen ein Tort,
Statt toter Götzen, lebendiges Wort
Am Abend vor Allerheil'gen.

Den Zeiten zum Trotz die Form sich erhält,
Ob mählich das Wort auch zum Tode erstarret;
So sorglich die Saat einst wurde bestellt,
Vergebens die Menschheit der Ernte harret:
Des Sämanns wuchtiger Tritt ist verhallt,
Das Wachstum stockt, und die Luft weht kalt
Am Abend vor Allerheil'gen.

Doch siehe! Es regt sich jetzt da und dort
Im Saatfeld ein Sprossen, ein Wachsen und Dehnen,
Der Tat entgegen reifet das Wort;
Die hoffende Menschheit wartet mit Sehnen,
Daß der Wahrheit Keim durch die Schalen sich drängt,
Der Geist überlebte Formen zersprengt
Am Abend vor Allerheil'gen.

H. Luther (Braunwald, Glarus).

Pius X. und der Modernismus.

Die soeben erschienenen beiden Broschüren über den Modernismus („Antwort der französischen Katholiken an den Papst" und „Programm der italienischen Modernisten," beide verlegt bei Eugen Diederichs, Jena) zeigen dem Laien zum ersten Male in kurzer Fassung die Ziele, welche die Bewegung verfolgt und ihre Stellung zur katholischen Kirche. Besonders die Antwort der italienischen Reformer auf die im Herbst vorigen Jahres erschienene Enzyklika berührt ungemein sympathisch durch die Klarheit der Sprache und die sachliche Verteidigungsart. Sie ist frei von jeder persönlichen Schärfe gegen den Papst, hält sich an das Tatsächliche und überläßt das Urteil über die päpstliche Bannschrift und deren Verfasser den Lesern. Mit dieser Schrift wollen wir uns nachfolgend näher befassen.

Der Modernismus ist ein Erzeugnis unserer Zeit, der mit Naturnotwendigkeit ebenso sicher kommen mußte, wie die entsprechenden

Bewegungen in andern Religionen. Jedwede Kirche ist eben eine, für das Leben der Menschen notwendige Form, dazu geschaffen uns die absoluten göttlichen Wahrheiten näher zu bringen, um so die religiöse Entwicklung unseres inneren Menschen anzubahnen und zur Frucht zu bringen. Ebenso wie die ganze Menschheit und die Völker stetig fortschreiten, muß auch die Form der Religion den Fortschritt mitmachen. Dieser kann von Menschenhand wohl für eine Zeit lang aufgehalten werden, niemals aber dauernd. Wer allerdings weiß, wie gewaltig der Bau des Papsttums ist, der wird nicht so leicht den Optimismus einiger, besonders kampfesfroher Vertreter der Reformkatholiken teilen, welche an eine in absehbarer Zeit stattfindende, umfassende Wirkung ihrer idealen Bestrebungen glauben. Andererseits ist aber nicht anzunehmen, daß die jetzige, im Großen angelegte Bewegung wieder ganz zur Ruhe kommen wird. Pius X. hat vollkommen Recht, wenn er meint, „die Sicherheit des ganzen katholischen Wesens sei in Frage," er täuscht sich aber, wenn er glaubt, diese Sicherheit durch die Enzyklika wieder herstellen zu können. Nichts war besser geeignet, die modernistischen Ideen, die ja hauptsächlich von katholischen Priestern herstammen, in Laienkreise hineinzutragen, als diese, an die Zeit mittelalterlicher Inquisition stark erinnernde päpstliche Verordnung. Betrachten wir nunmehr einige reformkatholische Pläne und Pius X. Stellung zu ihnen.

Einen scharfen Tadel erhalten die Modernisten wegen der Behauptung, daß alle Religionen in sich etwas Wahres haben, daß sie sich somit in ihrem Werte nur dem Grade der Vollkommenheit nach unterscheiden. „Die gegenwärtigen und die vergangenen religiösen Formen stehen zum christlichen Bekenntnis nicht im Verhältnis der Gleichheit, sondern in dem des weniger Vollkommenen zum Vollkommenen." Die Enzyklika nennt das „Wahnsinnsträume". Nach der Ansicht ihres Verfassers ist die katholische Religion das absolut Wahre an sich, „ohne den geringsten Flecken des Irrtums." Zum Beweise dafür werden Ansprüche früherer Päpste angeführt. Dennoch behaupten die Modernisten, sich nicht im Widerspruch mit der Tradition zu befinden, und sie führen, zum Beweise dafür und zwar im vorliegenden Falle mit Erfolg, den hl. Justinus und den hl. Anselm an. Ueberhaupt ist der Umstand von besonderem Interesse, daß die italienischen Modernisten ganz allgemein vorgeben, weder gegen die Lehre der Kirchenväter noch die der Konzilien mit ihren Reformplänen zu verstoßen. Sie wollen wahre Mitglieder der katholischen Kirche sein und bleiben und augenscheinlich nur innerhalb der Grenzen, die ihnen als Kirchenmitglieder gesteckt sind, reformieren. Daß ihnen dies aber nicht immer gelingt, mag die Behandlung des folgenden Punktes zeigen, über den die päpstliche Schrift diskutiert.

Religion ist nach Ansicht der Modernisten nur eine Lebensform, und ihre Erklärung muß daher auch im Leben des Menschen gesucht werden. Wie alle Lebenserscheinungen, so ist auch die Religion auf

ein kategorisches Verlangen zurückzuführen, „dessen Befriedigung durch die in den Tiefen des Gemüts sich vollziehende Erfahrung vom Göttlichen in uns möglich wird." Alle die von der scholastischen Metaphysik geführten Gottesbeweise sind hinfällig. Nur auf dem Wege innerer Erfahrung kann Gott erkannt und der „Beweis von der Existenz Gottes kann nur von dem Bewußtsein und im Bewußtsein des Menschen geführt werden." Es ist nun sehr bezeichnend, daß der Verfasser der Enzyklika zur Widerlegung der verschiedenen modernistischen Behauptungen, lediglich Aussprüche von Päpsten und Dekrete von Konzilien heranzieht. Was dort gesagt würde, ist unfehlbar richtig und unbedingt verbindlich, das eigene Urteil auf gesundem Menschenverstand basierend, kommt daher überhaupt nicht zur Geltung. So wird denn auch hier den Reformern einfach eine Entscheidung des vatikanischen Konzils entgegengehalten. (De Fide can. 3): „Wenn jemand sagt, daß die göttliche Offenbarung durch äußere Zeichen nicht beglaubigt werden könne, und deshalb die Menschen nur durch die innere Erfahrung des Einzelnen oder individuelle Inspiration zum Glauben bewegt werden dürfen, sei er im Banne." Darauf antworten die Modernisten, daß sie gar nicht gegen diese päpstliche Bestimmung verstoßen, da ja hier nicht vom Glauben an Gotte sondern von der göttlichen Offenbarung die Rede sei, daß aber die Uebertragung dieser Offenbarung nur durch äußere Zeichen geschehen könne. Um näher zu zeigen, wie sie dies meinen, führen sie einen vortrefflichen Ausspruch des hl. Thomas an: „Der Lehrer erzielt beim Schüler weder das Licht des Verstandes noch die Begriffe, aber durch seine Belehrung eifert er den Schüler an, daß er seinerseits mit der Kraft seines eignen Verstandes in sich verständliche Begriffe bilde, von denen der Lehrer die äußeren Zeichen ihm vor Augen stellt." Wer unbefangen urteilt, muß trotzdem zugeben, daß diese Auslegung der Konzilbestimmung gesucht ist, und schließlich werden die Modernisten nicht gut anders handeln können, wie seinerzeit Luther durch seine, für damalige Zeit überaus kühne Behauptung, daß auch Konzilien irren können. Besonders scharf tritt die Enzyklika den Reformern wegen ihrer Auffassung über die Dogmen entgegen. Die Modernisten stützen sich darauf, daß die neueren kritisch-historischen Untersuchungen gezeigt haben, daß die Dogmen des Glaubens in ihrer Formulierung nicht bis zur ursprünglichen Lehre Jesu und seiner ersten Anhänger hinaufreichen. Die Dogmatik ist entstanden aus einem inneren Bedürfnis heraus, damit das durch das Evangelium hervorgerufene religiöse Bewußtsein Nahrung und Förderung finden sollte. Die Dogmatik ist somit ebenso wie die Kirche den Gesetzen der Entwicklung unterworfen. Daher ist eine Kritik der Dogmatik nicht nur erlaubt, sondern unter Umständen geboten. Es folgt dann eine eingehende kritische Behandlung der beiden für die christliche Kirche fundamentalen Dogmen, nämlich des trinitarischen und des christologischen. Es ist ganz natürlich, daß Pius X., der die neuen kritischen Untersuchungen nicht nur

nicht anerkennt, sondern aufs tiefste verdammt, diese ketzerischen Auffassungen scharf verurteilt. Für ihn gibt es nur eine Wahrheit, nämlich die von den Kirchenvätern und Konzilien verkündigte. Für ihn ist daher auch die Widerlegung im vorliegenden Falle recht einfach und klar vollzogen, wenn er sich folgender Bestimmung des vatikanischen Konzils bedient (Konstitution, Dei Filius, Kap. 4): „Denn die Lehre des Glaubens, die Gott geoffenbart hat, ist nicht wie eine Erfindung der Philosophie dem menschlichen Geiste vorgestellt worden, um durch ihn vollendet zu werden, sondern sie ward wie ein göttliches Depositum der Braut Christi übergeben, um durch sie treu bewahrt und ohne Irrtum erklärt zu werden. Daher ist auch jener Sinn der heiligen Dogmen immer fest zu halten, den die heilige Mutter, die Kirche, einmal erklärt hat, und niemals darf von diesem unter dem Scheine tieferen Verständnisses abgewichen werden." Auch über das Verhältnis der Theologie zu den andern Wissenschaften läßt sich die Enzyklika in sehr bezeichnender Weise näher aus durch Bezugnahme auf ein apostolisches Schreiben Leo XIII.: „Jedermann weiß, daß in der großen und mannigfaltigen Menge von Fächern, die sich dem wißbegierigen Geiste darbietet, die heilige Theologie so sehr den ersten Platz verdient, daß ein alter Spruch der Weisen sagt, die übrigen Wissenschaften und Künste hätten die Aufgabe, ihr nützlich zu sein und gewissermaßen nach Art von Mägden zu dienen."

Den härtesten Widerstand wird die katholische Kirche solange sie in ihrer heutigen Form besteht dem Modernismus bieten, wo es sich um Aenderung des Verhältnisses von Kirche und Staat, sowie der Aenderung der Kirchenverfassung handelt. Es ist töricht, sagen die Modernisten, heute noch über die übrig gebliebenen politischen Machtbefugnisse zu wachen und zu versuchen die alten wiederzugewinnen. Dadurch würdigt man die Kirche zu einer Bureaukratie herab. Und sie raten daher eindringlich etwa folgendermaßen: Laßt uns Kirche und politische Tätigkeit vollkommen trennen, nur so kommen wir zum wahren Christentum! Laßt uns ferner dahin wirken, daß die Regierung innerhalb der Kirche weniger zentralisiert sei und laßt auch den Laien bis zu einem gewissen Grade an der Regierung teilnehmen! — Wer nun jemals in katholischen Gemeinden gelebt hat, weiß, daß die Modernisten hier etwas vor der Hand noch Unmögliches verlangen. Der Katholik sieht noch heute in seinem Geistlichen eine absolute Autorität, einen Vertreter Gottes. Daher ist auch die Macht selbst der niederen Geistlichkeit ihren Gemeindemitgliedern gegenüber fast eine unumschränkte. Diese Macht wächst mit dem Grade der Stellung; sie, die ohne Zweifel auch ihr Gutes hat, im ganzen aber verderblich wirkt, zu brechen, wird auf dem Wege langsamen Fortschrittes wohl kaum möglich sein. Hauptsächlich aus diesem Grunde scheint es uns auch, daß der Modernismus vorläufig wenig Früchte zeitigen wird. Dazu fehlt, wie Prof. Holl mit Recht behauptet, „die entscheidende Parole, das hypnotisierende alles überschallende Feldgeschrei."

Zum Schluß mögen noch die Maßnahmen, die Pius X. in der Enzyklika gegen den Modernismus ergreifen zu müssen glaubte, kurz Erwähnung finden. Die Ursachen des Modernismus, sagt Pius X., sind „Neugierde und Stolz," die im Innern der Bekenner dieser falschen Lehren Fuß gefaßt haben. Darum sollen derartig stolze Menschen gedemütigt werden, indem man sie an möglichst niedrige Stellen setzt, wo sie weniger schaden können. Huldigen sie auch weiterhin modernistischen Ansichten, so sind sie ihres Amtes zu entsetzen.

Die Erziehung der Zöglinge an den Seminarien soll noch strenger scholastisch sein als bisher. Lehrfächer, die an einer katholischen Universität vertreten sind, dürfen an einer weltlichen Universität nicht gehört werden.

An allen Diözesen sollen amtliche Zensoren angestellt werden, die alle erscheinende Schriften lesen und sie für Katholiken entweder freigeben oder verbieten. Tagesblätter und Zeitschriften unterstehen, insofern sie von Katholiken herausgegeben werden, der Zensur.

Priesterversammlungen sind nur ganz selten zu gestatten und dann auch nur unter der Bedingung, daß keine Gegenstände behandelt werden, welche den Modernisten Gelegenheit geben könnten, sich über ihre Lehre auszulassen.

Endlich soll in allen Diözesen ein „Rat der Wachsamkeit" eingerichtet werden, der mit dem Bischof alle zwei Monate zusammenkommt, um über das, was sie etwa Modernistisches erspäht haben, zu berichten. Verhandlungen und Beschlüsse sind stets streng geheim zu halten. Die Bischöfe selbst müssen alle drei Jahre dem Papste Bericht erstatten über ihre Arbeit gegen den Modernismus.

Eine Erörterung über diese, in unserem Zeitalter getroffenen Bestimmungen gegen eine Geistesrichtung erübrigt sich. Pius X. ist dabei aber nur das Produkt der Verhältnisse. Die Modernisten nennen ihn „einen grundehrlichen pflichtgetreuen Mann," der nur das Gute will, allerdings ein Mann, der sein Leben gleichsam auf dem Lande in frommer Zurückgezogenheit verbracht hat, ohne das Leben unserer Zeit zu kennen und ohne auch nur je das Bedürfnis verspürt zu haben, es kennen zu lernen. Neugierde nennt er ein gefährliches Uebel; ihn hat sie, nach seiner eignen Aussage, nie geplagt. So hat er denn zu der Enzyklika, von seinen eifrigen Beratern verfaßt, allem Anscheine nach nur seinen Namen hergegeben, und wenn auch sicher die getroffenen Maßnahmen durchaus in seinem Sinne geschrieben sind, so ist er selbst sich wohl kaum bewußt, seiner Kirche, ohne es zu wollen, einen Schlag versetzt zu haben.

Jedenfalls dürfen wir behaupten, daß die modernistische Bewegung, gerade für uns, die wir uns Protestanten nennen, eine Fülle des Lehrreichen bietet. Möchten wir doch des Namens unserer Kirche eingedenk sein und Ursache und Wert des Kampfes erkennen, der in der Schwesterkirche entbrannt ist!

Otto Huppert (Davos).

Eltern und Kinder.*)

Woher kommt es, daß die Eltern so selten die Vertrauten ihrer Kinder sind? Voller Bangen müssen sich diese Frage alle Eltern stellen, denen die Erziehung ihrer Kinder ein heiliges Anliegen ist; aber oft werden sie die Antwort darauf nicht finden. Wir reden hier nicht davon, ob ein Kind, das seinen Eltern Ehrfurcht und Liebe entgegenbringt, in äußeren Angelegenheiten wie Berufswahl, Antreten einer Lebensstellung, Heirat u. s. w. Rat und Halt, wie es natürlich ist, bei ihnen sucht. (Die folgenden Ausführungen haben überhaupt nur rechte Eltern, und Kinder, die sie achten, im Auge.) Wir denken an die intimsten Fragen des innern Lebens, Herzensangelegenheiten wie Liebesgeschichten, Gewissensskrupeln, religiöse Zweifel und sittliche Probleme. Wie selten genießen hier die Eltern das volle Vertrauen ihrer Kinder! Wie oft suchen diese bei Fernerstehenden die Antwort auf die Fragen, die sie quälen! Woher rührt das? Es ist doch tatsächlich so, nicht immer, aber doch außerordentlich häufig, ohne daß es äußerlich im Verkehr zwischen Eltern und Kindern zum Vorschein kommen muß. Wie viele junge Eltern, welche die Eindrücke von ihrer eigenen Jugend her noch nicht weit hinter sich liegen haben, ängstigen sich über diese Erscheinung und suchen ihr auf den Grund zu kommen, voller Hoffnung, sie zu überwinden und doch ohne die peinigende Angst ganz los zu werden, daß es dennoch vergeblich sein könnte.

Uebrigens merken viele Eltern gar nicht, daß es so steht, oder wollen es nicht merken. Mit einer wunderbaren Gemütsruhe schicken sie sich drein, daß ihnen das innere Leben ihrer Kinder verschlossen ist, wenn es diese nur nicht an Achtung und Kindesliebe fehlen lassen. Es gibt sogar Dinge, die sie lieber gar nicht wissen, weil sonst ihr sittliches Zartgefühl verletzt oder ihr Gemüt aus dem Gleichgewicht gebracht werden könnte. Andere sehen mit großer Betrübnis, wie sich ihnen der Zugang zum innersten Herzen ihrer Kinder immer mehr verschließt, aber es fehlt ihnen an geduldiger Ausdauer oder an Takt und Feinfühligkeit, ihre Kinder dazu zu bringen, daß sie sich ihnen ganz anvertrauen. Andere stellen es zu plump an, und gerade die Versuche, um jeden Preis das Vertrauen ihrer Kinder zu erzwingen, verschließen ihnen endgiltig die Türe zu ihrem Herzen, und die innere Entfremdung nimmt fortwährend zu.

Auf welcher Seite liegt der Fehler? Ohne Zögern verlege ich den größeren Teil der Schuld auf die Seite der Eltern. Oft sind die Kinder verschlossen, wenig mitteilsam, ihr Wesen ist schwer zu erfassen und zu verstehen; dann liegt ein Teil der Schuld auf ihrer

*) Wir bringen hier die Uebersetzung eines Artikels aus Nr. 38 des in Lausanne erscheinenden Wochenblattes „L'Essor", das in seinen Bestrebungen dem unsern nahe verwandt ist. L.

Seite; aber auch dann sind in erster Linie die Eltern verantwortlich, welche trotz ihren eigenen Erfahrungen an dieser Klippe scheiterten.

Es ist immer peinlich, sich den Mißerfolg eingestehen zu müssen, und viele Väter und Mütter sind zu wenig aufrichtig oder zu wenig Menschenkenner, um es zu tun.

Der Irrtum der meisten Eltern besteht, wie ich glaube, darin, daß sie vergessen, wie ihre Aufgabe nicht darin besteht, ihre Kinder zu zwingen, besonders wenn sie schon in einem urteilsfähigen Alter stehen, sondern sie zu leiten; nicht starre Grundsätze einzubläuen, sondern die Entfaltung der sittlichen Kräfte im Geiste ihrer Kinder zu überwachen; nicht Furcht, sondern Achtung und Liebe einzuflößen. Wenn es in unserer bürgerlichen Gesellschaft so viele innerlich verkümmerte Männer und Frauen gibt, welchen es an Mut gebricht, mit ihrer Ansicht entschieden herauszurücken, um nicht durch etwas Eigenes aufzufallen, wenn anderseits so viele überhaupt an allem rütteln und geistige Revolutionäre werden, so liegt der Grund oft darin, daß ihre Eltern in der allerbesten Meinung, statt zu suchen, wie sie ihr Inneres entwickeln, ihren Verstand und ihr Urteil schärfen könnten, sie in die engen Schranken der Konvention eingezwängt haben. So kommt es, daß sie den schwachen Naturen, die sich mit der Gewinnung eigener Ansichten wenig abmühen und überhaupt wenig Trieb nach etwas Eigenem in sich tragen, die Individualität rauben und sie zu einer gekünstelten Persönlichkeit mit einem gemachten Wesen und angelernten Ansichten formen. Darum ist der Umgang mit solchen Leuten so unausstehlich langweilig. Die starken, lebhaften Naturen hingegen, die mit einem bohrenden Wahrheitsdrang begabt sind, die sich mit dem Hergebrachten nicht begnügen können und sich nicht mit Formeln abspeisen lassen, treiben sie in die Skepsis und umstürzende Zweifel hinein.

Das Ziel der Eltern soll nicht sein, daß das Kind gleich denke wie sie, dieselben Neigungen, Meinungen, Liebhabereien habe und vor allem in religiösen und sittlichen Fragen genau mit ihnen übereinstimme. Es soll sein eigenes Leben leben, seine eigenen Gedanken denken, es soll eine gesunde und starke Persönlichkeit aus sich herausbilden, statt bloß aus dem allgemeinen Schatz von Gedanken und Ueberzeugungen zu schöpfen, die ja gewiß nicht zu verachten sind, aber doch nur dann sittlichen Wert haben, wenn man ihnen aus freien Stücken beistimmt und im Leben mit ihnen ernst macht. Die Idealfamilie ist nicht diejenige, wo die Kinder sklavisch und ohne eigenes Urteil den Eltern alles nachmachen und zu ihrer genauen unveränderlichen Kopie werden, sondern diejenigen, wo jedes seinen Schatz von Erfahrungen und eigenen Ansichten herzubringt, mögen sie denjenigen der Eltern auch diametral entgegengesetzt sein. Harmonie durch Mannigfaltigkeit, nicht durch Gedankenarmut, eine Einheit, die Reichtum und nicht Einheitlichkeit ist!

Ich will den unbedingten Wert des Gehorsams nicht herab-

mindern. Es gibt Befehle und Anordnungen, die das Kind ausführen muß, ohne zu fragen, warum. Aber diese strikten Befehle sollen auf das unbedingt Notwendige und so viel als möglich auf das früheste Kindesalter beschränkt bleiben, wo der Verstand noch nicht so weit entwickelt ist, daß er unter den unbeantworteten Warum leidet.

Es scheint mir, hauptsächlich auf dem religiösen und sittlichen Gebiet muß man alle Umsicht walten lassen, um nicht unwiderrufliche Befehle zu erteilen, die man nicht begründen kann und für die man doch vom Kinde Gehorsam ohne Widerrede verlangt. Die Eltern müssen es sich zum Grundsatz machen, keine Urteile aufzuzwingen, sondern die Urteilskraft auszubilden. Ein Kind gelangt nie mit einem Schlag zur Reife des erwachsenen Menschen, und Eltern sollten sich nie entsetzen über die umstürzenden Gedanken und ketzerischen Ansichten, an deren Aeußerung die Jugend ein gewisses Gefallen findet. Die schiefen Urteile, die übrigens oft nur durch den Widerstand, dem sie begegnen, provoziert werden, sind meist nur eine Verstandesgymnastik, an der sich die Eltern freuen sollten, statt sie zu unterdrücken oder sie zu schelten.

Oft ist der Zweifel nur der Weg zu eigenem Glauben, und die endlosen Diskussionen sind ein Mittel, Licht in die Unklarheit zu bringen und uns von dem loszumachen, was ein fremder Bestandteil in unserm Innern gewesen war. Wohl den Eltern, die das verstehen und Weisheit genug besitzen, sich nie zu entsetzen und, ohne ihre Mißbilligung zu verbergen, doch der Diskussion nicht ausweichen; die bei aller Bestimmtheit der eigenen Ueberzeugung doch auch diejenige der andern anerkennen und begreifen! Das ist das sicherste Mittel, die vertrauensvolle Zuneigung ihrer Kinder sich zu bewahren und zugleich das Bedürfnis nach Erweiterung ihres Horizontes zu fördern.

Es gibt Eltern, die ihre Kinder vor schmerzlichen Konflikten mit ihrer Umgebung behüten möchten und deshalb in ihnen die Fähigkeit, selbständig zu urteilen und zu handeln, unterbinden. Sie geben sich meist nicht davon Rechenschaft, daß das für die Menschheit ein unersetzlicher Schaden ist, indem sie einer ihrer wertvollsten schöpferischen Kräfte beraubt wird: einer freigewachsenen und ihrer selbst bewußten Persönlichkeit. Auch davon geben sie sich nicht Rechenschaft, welchen Groll sie damit in den Herzen ihrer Kinder aufspeichern, wenn diese dann merken, daß sie die Bestimmung ihres Daseins verfehlt haben.

Vergessen wir nicht, daß, wie auf jedem andern Gebiet, so auch auf dem der Erziehung Opfer notwendig sind und daß wir viel seltener das Recht haben, einen Zwang auszuüben, als das Recht, selbst mit dem guten Beispiel voranzugehen und so sittliche Persönlichkeiten zu schaffen.

Anstatt unsern Kindern Vorschriften zu geben, wollen wir ihnen das vorleben, zu dem wir sie bringen möchten. Anstatt sie zu kritisieren, wollen wir sie zu verstehen suchen. Anstatt ihnen zu sagen: „Das mußt du tun! So mußt du denken!“ wollen wir sie zu einem

eigenen Urteil heranführen, indem wir alle ihre Fähigkeiten entwickeln. Weder durch unzufriedene Gesichter noch durch tadelnde Worte bringt man den widerspenstigen Willen oder ein zügelloses Denken ins rechte Geleise, sondern allein durch liebevolles Verständnis.

Schließlich haben die Dogmen und Glaubenssätze, alle die Lehren, die wir für unerschütterlich halten, ihren Wert nur im Zusammenhang mit der Zeit, in der sie wurzeln und für die sie darum auch eine gewisse Wahrheit besitzen. Wir reden hier nicht von den Grundwahrheiten, deren Nichtanerkennung das menschliche Gewissen überhaupt aufhebt, sondern von den zahlreichen Formeln und Lehrsätzen, in welche eine Reihe von Generationen die ewigen Wahrheiten eingekleidet hat, um sie schließlich ganz damit zu verhüllen.

Schaffen wir nicht Maschinen, welche unaufhörlich die alten Anschauungen produzieren, sondern Persönlichkeiten, welche neue Gedanken zu bilden vermögen! M. Jéquier de Montet.

Umschau.

Grauenerregend ist, was über die **Zustände am Kongo** neuerdings bekannt geworden ist. Jede Unmenschlichkeit gilt dort für erlaubt, die geeignet ist, die Eingeborenen zur Lieferung des verlangten Quantums Kautschuk zu zwingen. Es wäre verkehrt, die Schuld nur darin zu suchen, daß König Leopold II. bekanntermaßen zu den sittlich minderwertigsten Personen der Gegenwart zählt, und sich dabei zu beruhigen, daß in andern Staaten die Kolonialskandale doch nicht in dieser Weise zum Prinzip erhoben sind. Der Sünder heißt Mammonismus, und die Greuel am Kongo haben vielleicht das Gute, seine wahre Natur wieder einmal zu enthüllen. Hier zeigt sich, wozu er bereit ist, wenn er nicht durch eine gewisse gesunde Tradition der öffentlichen Meinung und eine starke Gegenpartei in Schranken gehalten wird. Dort, wo er sich um niemand zu kümmern braucht, enthüllt er seine ganze Brutalität. Dort zeigt er auch, wie er in denen, die sich ihm ergeben, alle Menschlichkeit ertötet. Für jene Funktionäre der Kongoregierung ist der Eingeborene tatsächlich zu nichts anderem da, als Kautschuk zu produzieren. Bei uns ist gottlob der Grundsatz, der Mensch sei da, Profit zu er-

zeugen, durch christliche Gegenwirkungen in Schranken gehalten; aber bleibt damit seine Verwerflichkeit nicht gleich groß?

Eine Liga zur Verteidigung der Einwohner des Kongostaates hat sich gebildet, um die öffentliche Meinung Europas zum Protest gegen diese Greuel zu veranlassen und auf Belgien, das ja jetzt seinem König seinen Kongostaat bereitwillig abnimmt, einen Druck auszuüben. Wir freuen uns über jeden Erfolg dieser Liga, aber viel versprechen können wir uns davon nicht. Moralischen Entrüstungskundgebungen gegenüber sind diese Mammonisten taub; ihnen kann man nur mit der Macht wirksam drohen. Den tiefsten Einfluß wird es doch erst haben, wenn bei uns die Macht des Mammonismus immer mehr gebrochen wird. Der Emanzipationskampf hier wird auch zum Befreiungskampf für jene unglücklichen Opfer. L.

Zur Illustration meiner Ausführungen in dem Aufsatz: **„Recht und Sittlichkeit"** diene folgende Zusammenstellung von vier Gerichtsurteilen aus jüngster Vergangenheit, die ich der Nr. 39 von „Fürs Heim" entnehme.

„Wegen Sittlichkeitsvergehen mit Arbeiterinnen ist der Sohn eines Fabrikbesitzers, zugleich Geschäftsführer, neben einer Buße im Betrage von 500 Franken noch zu vierwöchiger Gefängnisstrafe verurteilt worden. Ein Fabrikbesitzer, der wegen Unzuchtsversuchs angeklagt war, ist mit einer Buße von 400 Franken davongekommen. (Aus dem Bericht des Fabrikinspektors des III. Kreises.)

Im Juli dieses Jahres hat ein junger Mensch ein Velo gestohlen, das in Zürich wieder gefunden wurde. Strafe: Ein halbes Jahr Zuchthaus. Der Mann war nicht vorbestraft.

In Sch. (Aargau) erschlug ein schlechtbeleumdeter junger Mensch im Rausch einen ältern, gleichfalls betrunkenen Mann. Strafe: Anderthalb Jahre Zuchthaus.

In einer von Sch. benachbarten Gemeinde verursachte ein Familienvater in angetrunkenem Zustande einen kleinen Waldbrand. Gesamtschaden 200 Franken. Strafe: Zwei Jahre und acht Monate Zuchthaus." L.

Einem Bericht der „Chronik der Christlichen Welt" Nr. 40 **„Aus der anglikanischen Kirche"** entnehmen wir u. a. Folgendes: An dem pananglikanischen Kongreß, der im letzten Juni stattfand, nahmen bei den Besprechungen die sozialen und ökonomischen Probleme den breitesten Raum ein. Ehe, Wohnungs- und Alkoholfrage, Arbeit und Kapital, Monopole und Trusts, Christentum und Sozialismus. „Dabei war es geradezu auffällig, zu sehen, wie weit sozialistische, nicht bloß christlich-soziale Anschauungen sich Sympathie in christlichen Kreisen erworben haben." Ein sozialistisches Parlamentsmitglied fand außerordentlichen Beifall. Der greise Erzbischof von York schüttelte einem Redner die Hand, obwohl — so sagt der deutsche Berichterstatter — er sich in sozialistischem Sinne ausgesprochen hatte.

Die Church Socialiste League hielt ebenfalls im Juni ihre Versammlung; sie zählt nach einjährigem Bestehen 590 Mitglieder, wovon 1/8 Geistliche. Sie vertritt den reinen Sozialismus und steht in enger Verbindung mit der Indepent Labour Party und Social Democratic Federation. Für die Agitation, die hauptsächlich unter den Schülern der höhern Lehranstalten an Hand genommen werden soll, wurde ein Sekretär angestellt. Dem deutschen Berichterstatter fällt es besonders auf, daß anglikanische Geistliche in nicht ganz geringer Zahl sich offen zum vollen Sozialismus bekennen können, ohne von ihren Oberen deshalb angefochten zu werden. In Deutschland wäre das allerdings unmöglich. In England aber konnte sich sogar die Konferenz der anglikanischen Bischöfe in einem Hirtenbrief folgendermaßen aussprechen: „Die Konferenz erkennt die Ideale der Brüderlichkeit an, die der demokratischen Bewegung dieses Jahrhunderts zugrunde liegen, und indem sie an das Beispiel unseres Meisters erinnert, der den unermeßlichen Wert jedes menschlichen Wesens vor Gott aussprach, fordert sie die Kirche auf, Sympathie mit dieser Bewegung zu bezeigen, insofern diese darauf ausgeht, eine gerechte Behandlung Aller und die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins für Alle zu schaffen." L.

Zu dem in letzter Nummer von Wernle zitierten Satz aus meiner Schrift **„Soziale Religion"**, daß ich den Klassenkampf für die weltgeschichtliche Aufgabe halte,

seien zur Abwehr von Mißverständnissen einige Erläuterungen erlaubt.

Die meisten „Bürgerlichen" hören, wenn man von Klassenkampf redet, statt dessen gleich das Wort „Klassenhaß" heraus. Beides ist nicht dasselbe. Zwar wird die Forderung, den Kampf ohne Haß zu führen, ein unerreichtes Ideal bleiben. Aber darf man eine notwendige Aufgabe unerledigt lassen, weil die sündhafte Menschennatur allerlei verwerfliche Begleiterscheinungen hinzubringt? Natürlich können sich für den Christen schwere innere Konflikte ergeben, wenn er zwar den Kampf für notwendig hält, aber die haßerfüllte Kampfesweise seiner Genossen nicht billigen kann.

Ferner darf Aufgabe nicht mit Ziel verwechselt werden. Ziel ist natürlich nie der Kampf, sondern der Friede, also in diesem Fall, daß das Proletariat seinen gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft und seinen Anteil an den Kulturgütern erhalte. Ließe sich dieses Ziel ohne Kampf erreichen, so würde ich ihn nicht als Notwendigkeit bezeichnen. Aber ich gehöre nicht zu denen, die das noch erhoffen. Das ist die Meinung der gelben Gewerkschaften, während auch die deutschen christlichen Gewerkschaften diese Meinung preisgegeben haben. Der Weg zu diesem Ziel kann nur der Kampf sein; die Lage ist nun einmal so, daß wer den Frieden will, zuerst den Kampf wollen muß. Uebrigens wird der Friede viel solider sein, wenn sich das Proletariat seinen Platz als ein Recht erkämpft hat, als wenn er ihm als Gnadengeschenk zu teil geworden ist. Genauer will ich also meine Ansicht so formulieren: Weltgeschichtliche Aufgabe ist das Emporsteigen des Proletariats; sie kann nur auf dem Wege des Kampfes gelöst werden, Ziel aber ist der Friede zwischen den verschiedenen Klassen. Sachlich nehme ich damit nichts zurück. L.

In Nr. 40 der „Hilfe" bringt Naumann eine **Zusammenstellung über das Anwachsen des Eisenbahnnetzes** von 1890—1906. Es wuchs in

Europa	von	223,900 km	auf	316,100 km
Amerika	„	331,400 „	„	473,100 „
Asien	„	33,700 „	„	88,000 „
Afrika	„	9,400 „	„	28,200 „

In den letzten Jahren sind auf der Erde 320,000 km neue Bahnen gebaut worden. Naumann berechnet das Anlagekapital auf 180,000 Mark pro km; das ergibt, daß von 1890—1906 etwa 57 Milliarden Mark (70 Milliarden Franken) in Eisenbahnen angelegt worden sind. Diese Bahnen werden aber nirgends bloß für den Personenverkehr gebaut. In den Vereinigten Staaten kommen auf 14 Lokomotiven nur 12 Personenwagen, aber 496 Güterwagen, in Rußland auf 31 Lokomotiven 34 Personen- und 703 Güterwagen. In den Vereinigten Staaten bringt der km im Jahr durchschnittlich 28,000 Mark ein, davon 25 % aus dem Personenverkehr, in Rußland 26,000 Mark, davon bloß 14 % aus dem Personenverkehr. Diese Vermehrung des Eisenbahnnetzes bedeutet also eine ganz ungeheure Vermehrung des Welthandels. Naumann kommt von hier aus wieder auf einen seiner Lieblingsgedanken, daß sein Volk sein Heil nicht in der Massen-, sondern der Qualitätsproduktion suchen müsse und auch bei dieser Entwicklung dafür zu sorgen habe, daß es möglichst viele, möglichst gut ausgebildete junge Leute in dieses ungeheure Handelsgetriebe hineinstellen könne. L.

Ein Korrespondent aus **Konstantinopel** macht in Nr. 38 der „Chr. Welt" u. a. folgende interessante Bemerkung: „Es ist schon Umwälzung genug, wie die nationalen Gefühle zum Erwachen gebracht wurden. Bisher forderte man von jedem Untertan Treue gegen den Sultan; die Worte Patriotismus, Vaterland und dergleichen waren völlig verboten. Das Leben, die Ehre, das Vermögen jedes Untertanen hing ab von der Gnade seiner Majestät. Von der Gnade lebte man, durch die Gnade arbeitete man, durch die Gnade wurde die Ernte reich und reif, durch die Gnade des unbeschränkten Herrschers schien die Sonne, verschwanden Krankheiten, wurden die Straßen rein u. s. w. Jetzt hörte plötzlich diese Gnade auf, und an ihre Stelle tritt die menschliche Arbeit, das Zusammenwirken aller Nationen für die Blüte des allgemeinen Vaterlandes, des osmanischen Reiches."

Büchertisch.

Adolf Jülicher behandelt in „Paulus und Jesus“ ein Problem, das in letzter Zeit die Theologie stark beschäftigt hat. Nachdem uns schon Andere die Augen für den Unterschied zwischen beiden geöffnet, hat der verstorbene **Wrede** in dem religionsgeschichtlichen Volksbuch über Paulus den Gegensatz so stark herausgestellt, daß sozusagen nichts Gemeinsames übrig blieb. In besonnener Weise, aber ohne jemals die Achtung vor dem anders urteilenden Forscher zu verletzen, schränkt Jülicher die Darstellung Wredes wesentlich ein, den Gegensatz auf sein richtiges Maß zurückführend, das übersehene Gemeinsame beleuchtend und sehr stark betonend, daß Paulus fortsetzte, was schon vor ihm die Urgemeinde begonnen hatte. Die Kenntnis des Buches von Wrede und des von ihm aufgerollten Problems ist vorausgesetzt.

Karl Holl macht uns in ganz vorzüglicher Weise mit dem Modernismus bekannt. Was wir aus der Tageszeitung nur bruchstückweise erfahren haben, wird uns im Zusammenhange vorgeführt. Holl erörtert, warum gegenwärtig die Bewegung hervorgetreten und zur Krisis in der katholischen Kirche geworden ist, er charakterisiert die einzelnen führenden Geister innerhalb der verschiedenen Nationen. Daß der Gegenschlag nicht ausbleiben konnte, wenn sich die katholische Kirche nicht selbst aufgeben wollte, wird denen, die in protestantische Entrüstung ausbrechen möchten, einleuchtend dargelegt und auch das Verhalten der Gemaßregelten begreiflich gemacht. Von jener plumpen Schadenfreude, mit der manche polemische Literatur das Schicksal des Reformkatholizismus verfolgt und die auf den Ton gestimmt ist: „warum werden sie nicht Protestanten!“ finden wir nichts. Holl will weder schelten noch höhnen, sondern den Leser unterrichten und den Kampf zwischen Kirche und Modernismus verstehen lehren.

Aus der Sammlung der religionsgeschichtlichen Volksbücher sind uns einige Hefte zur Besprechung zugegangen: **C. H. Becker,** Christentum und Islam geht der Abhängigkeit zuerst Mohammeds, dann des spätern Islam vom Christentum nach und betont sie in so weitgehendem Maße, daß man sich fragt, was denn der Islam noch Originelles hinzugebracht habe. Am Schluß werden dann die Rückwirkungen des Islams auf das Christentum im Spätmittelalter (Kreuzzüge, Spanien) kurz skizziert. Eine populäre Schilderung der Person und des Wirkens Mohammeds sowie der spätern Entwicklung des Islams, in ähnlicher Weise wie sie Hackmann in derselben Sammlung so ausgezeichnet für den Buddhismus gegeben hat, hätte m. E. dem Zweck des ganzen Unternehmens besser entsprochen. Es ist doch nicht richtig, wenn Becker behauptet, darüber sei jedermann von der Schule her genügend unterrichtet.

Otto Schmiedel macht uns mit Richard Wagners religiöser Weltanschauung bekannt. Er verfolgt die äußerst wandlungsreiche religiöse Entwicklung Wagners, jedesmal im Zusammenhang mit seinen Lebensschicksalen und seinen Werken. Schon an sich interessiert uns ja die Stellung jedes bedeutenden Menschen zur Religion. Aber auch deshalb freuen wir uns, von einem gründlichen Kenner eine übersichtliche Darstellung zu erhalten, weil ja Wagner zu den geistigen Potenzen der Gegenwart gehört und darum auch den angeht, dem es wie mir versagt ist, in die musikalische Bedeutung des Meisters einzudringen. Und der Bewunderer seiner Werke wird erst recht diese knappe Zusammenfassung des Lebensganges und der innern Entwicklung Wagners begrüßen.

Paul Mehlhorn schreibt über die Blütezeit der deutschen Mystik. Ueber Mystik redet jeder und doch kennen sie Wenige wirklich. Wir sind deshalb dankbar, daß Mehlhorn die grundlegendsten Kenntnisse vermittelt und namentlich die berühmtesten Mystiker (Meister Eckehart, Tauler, Seuse, Johann von Ruysbroeck, den Verfasser der deutschen Theologie und einige mystische Nonnen) durch ihre eigenen Worte zu uns reden läßt. Der Leser wird sehen, daß noch nicht jedes wärmere religiöse Gefühlsleben Mystik ist, sondern erst ein Suchen nach Vergottung durch Aufgehen des individuellen Ich in der Gottheit auf dem Wege der Kontemplation. L.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Die unter dieser Rubrik verzeichneten Bücher werden gerne solchen, die sich darum bei Herrn Pfarrer Liechtenhan melden, übergeben, unter der Bedingung, daß sie dieselben in den „Neuen Wegen" einer Besprechung unterziehen. Im Uebrigen verpflichtet sich die Redaktion nicht zu einer Besprechung der hier angezeigten Bücher.

A. Heilmann, Wozu die Kirche? Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 15. S. Preis 40 Cts.

R. Wielandt, Der politische Liberalismus und die Religion. Ebenda. 30 S. Preis 65 Cts.

***H. Bauer,** Manneswürde und Mädchenehre. 2. Aufl. Ebenda. 22 S. 65 Cts.

***P. Gschwind,** Geschichte der Entstehung der christkatholischen Kirche der Schweiz. I. Bd. Geschichte des Bistums Basels. Bern u. Basel, K. J. Wyß. 208 S.

P. Maag, Der Weg zur Gesundheit. 2. Aufl. Zürich, Schultheß & Co. 257 S. Preis Fr. 3. 20.

U. Juzi, Fester Grund. Basel, Friedr. Reinhardt. 260 S. Preis Fr. 4. —.

***J. Wendland,** Monismus in alter und neuer Zeit. Basel, Helbing u. Lichtenhahn. 34 S. Preis 75 Cts.

***E. Grimm,** Theorie der Religion. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 237 S. Preis Fr. 6. 40.

Werde Licht, 11 Epiphanias- und Missionsfest-Predigten von Harnack, Rittelmeyer, Schultz, Smend, Niebergall, Herzog, Bassermann, Sulze, Häring, herausgegeben von E. Rolffs. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 108 S. Preis Fr. 1. 50.

R. Ernst, Wie ich ein moderner Theologe wurde. Ebenda. 95 S. Preis Fr. 2. —.

Die mit * versehenen Bücher sind schon zur Besprechung vergeben.

An unsere Abonnenten.

Mit dem Jahre 1909 treten die „Neuen Wege" ihren dritten Jahrgang an. Wir können, was die Zahl der Abonnenten anbelangt, mit dem bisherigen Stande der Zeitschrift zufrieden sein. Doch hält es schwer, bei der heutigen Menge alter und neuer Zeitschriften, gerade zu den Leuten durchzudringen, die an einem solchen parteifreien Boden zur Aussprache über religiöse Fragen im weitesten Sinne ihre Freude haben müssen. Erfahrungsgemäß wird uns der Jahreswechsel einerseits einen Rückgang der Abonnentenzahl bringen, manche werden anderes in unsern Blättern gesucht haben, als wir ihnen bieten konnten und wollten. Darum gelangen wir gerade an diejenigen Abonnenten, die unser Bemühen und unsere Absichten verstehen und billigen können, mit der Bitte: Helft uns, daß wir zu den Leuten gelangen, denen wir etwas bieten können. Wir kennen sie nicht alle. Aber mancher unserer Abonnenten wird uns einen oder mehrere Namen von Bekannten auf die beigelegte Adreßkarte schreiben können, an die wir mit Probenummern gelangen sollen oder die die „Neuen Wege" abonnieren wollen. Wir sind auf den Weg der Verbreitung unserer Zeitschrift angewiesen, der von Person zu Person geht, wir brauchen unsere Abonnenten als Mithelfer in diesem Punkte. Darum bitten wir nochmals dringend um Ausfüllung der beigehefteten Karte.

Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

Es kommt ein Schiff . . .

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an den höchsten Bord,
Trägt Gottes Sohn voll Gnaden,
Des Vaters ewigs Wort.

Das Schiff geht still im Triebe,
Trägt eine teure Last;
Das Segel ist die Liebe,
Der heil'ge Geist der Mast.

Der Anker haft't auf Erden,
Da ist das Schiff am Land.
Das Wort soll Fleisch uns werden,
Der Sohn ist uns gesandt.

In Bethlehem geboren
Im Stall ein Kindelein;
Giebt sich für uns verloren;
Gelobet muß es sein.

Und wer dies Kind mit Freuden
Umfangen, küssen will,
Muß vorher mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel,

Danach mit ihm zu sterben
Und geistlich auferstehn,
Das Leben zu ererben,
Wie an ihm ist geschehn.

Nach Tauler,

gest. 1361 als Dominikanermönch zu Straßburg; in seiner tiefen, evangelischen Frömmigkeit ein Vorarbeiter der Reformation.

Die Menschwerdung Gottes.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

Weihnachten naht und verkündigt die Botschaft, daß Gott unter den Menschen erschienen, Mensch geworden sei in Jesus von Nazareth, dem Christus. Das ist die echte Weihnachtbotschaft. So wird sie in der katholischen Kirche verkündigt, und zwar weniger wirksam durch abstraktes Predigtwort, als durch Lied und Bild. Das ist die „große Freude," die den heiligen Franz an jener berühmten Weihnachtsfeier im Walde bei Greccio im Jahre 1223, die das Vorbild der später in der ganzen Christenheit üblichen geworden ist, so überwältigte, daß seine Ergriffenheit und kindliche Seligkeit die kalte Winternacht wie eine Sonne zu erwärmen schien; das Luthers Weihnachtsglück, das wieder in Liedern aufglänzt und mit seinem Schein das Weihnachten der protestantischen Welt erfüllt und erwärmt bis auf diesen Tag; das spricht aus den alten Weihnachtsbildern und Weihnachtsliedern:

Des ew'gen Vaters einzig Kind,
Jetzt man in der Krippen find't,
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig Gut.

Das ew'ge Licht geht da hinein,
Gibt der Welt ein' neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Diese alte Weihnachtsbotschaft wird heute nicht mehr verstanden. Soweit die neuere Theologie gedrungen ist, wird sie vergeistigt, in eine ideale Wahrheit aufgelöst. Die protestantische Orthodoxie hat ein Dogma daraus gebildet und macht die Annahme dieses Dogmas zur Bedingung der Seligkeit, statt daß aus dieser Botschaft selbst Seligkeit strömte. Die katholische Kirche bewahrt, wie gesagt, in ihrer Weihnachtsfeier noch die alten Töne und Bilder, aber sie faßt ihren wahren Sinn auch nicht mehr. Wir haben die alten Noten noch, aber es will keine Musik mehr daraus werden; wir haben die alten Worte, aber sie sind uns Hieroglyphen geworden. Weihnachten ist ein Familienfest mit einigen ethischen und religiösen Zutaten geworden. Unsere Weihnachtsfreude nährt sich von einigen Außendingen. Sie ist nicht mehr eine helle Sonne, sondern künstlich gemachtes Licht. Wir alle müssen den Sinn der Weihnachtsfeier — und damit der guten Botschaft überhaupt — wieder entdecken. Er scheint mir aber darin enthalten zu sein, daß Gott Mensch geworden sei in Jesus Christus und Mensch werden wolle immer mehr in einer Gemeinde des Christus.

Gott ist Mensch geworden — wenn er das hört, blickt der moderne Mensch staunend auf. Wenn Einer das zu ihm sagt, und

zwar nicht nur als Meinung des alten Dogmas, sondern als seine eigene, dann schaut er ihn an mit der Frage im Blicke, ob er wohl einen Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, oder gar einen aus der Zeit der Konzilien von Nizäa oder Chalzedon vor sich habe, oder aus dem Grab erstanden sei. Dieses Wort ist ihm vom Moder der Vergangenheit und vom Zank der Theologen umgeben. Er kann sich nichts dabei denken, als ein hartes, verstaubtes, Ketzer verfluchendes Dogma. Wie sollte Gott, der „über allen Sternen" Thronende, Mensch werden können? Es ist, als ob dieser moderne Christ, der doch seine Klassiker kennen will, nie etwas von Goethe oder Schleiermacher gelesen hätte, keine Ahnung davon hätte, daß die idealistische Dichtung und Philosophie, die in Königsberg und Weimar vor hundert Jahren aufblühte, überall von dem Gedanken durchzogen ist, daß Gott im Menschengeist und in der Menschengeschichte hervortrete. Wir haben gelernt, Gott als Idee zu denken, oder als Gott des Jenseits, als Vorsehung, als Kirchengott und Stimmungsgott, nicht als menschgewordenen, menschwerdenden, und den Menschen, die Welt, zu denken als sein entbehrend. Da kommen denn die Freigeister und andere Leute und reden vom Christentum als von der Religion des Jenseits, von Gott als einer fremden Macht, die aus geheimnisvollen Fernen auf diese Welt herschaue, um sie zu lenken oder zu richten. Es geht hierin wie immer: die „Freigeister" denken genau so, wie die „Christen", nur daß sie leugnen, was diese behaupten. Dem Gott als bloße Idee, als Kirchengott, Stimmungsgott, Jenseitsgott setzen sie ihre Negation entgegen, indem sie das Diesseits, Natur und Menschentum, als ihren Gott proklamieren.

Dem steht die Tatsache gegenüber, daß zwar das späte Griechentum und Judentum Gott in entlegene Himmelsfernen entrückten, daß aber gerade das Besondere, Neue, Unerhörte, das mit dem Christentum in die Welt kam, in der Botschaft bestand: „Gott ist Mensch geworden; er ist auf Erden heruntergestiegen; er ist ins Fleisch eingegangen und will es immer mehr tun." Und das bleibt für alle Zeiten sein tiefster, sein eigentlicher Sinn. Wer ihn versteht, der allein versteht das Christentum, versteht die Weihnachtskunde. Jede Wahrheit des Evangeliums muß von dieser Sonne beschienen sein, um verstanden zu werden.

Wenn wir uns anschicken, diese eigentliche Weihnachtswahrheit wieder zu erfassen, so ist selbstverständlich, daß wir nicht meinen, sie sei an die Form gebunden, in welche das alte Kirchendogma sie gefaßt hat. Diese Fassung, die im dritten und vierten Jahrhundert nach Christus durch das religiöse Denken jener christlichen Generation mittelst der Denkformen vorgenommen wurde, die die griechische Philosophie zubereitet hatte, und die in der Trinitätslehre zu Ende kam, war damals wohl ein treffliches Gefäß für den kostbaren Inhalt. Aber aus dem Gefäß wurde eine Versteinerung, als das Denken ganz neue Formen angenommen hatte. Aus dem, was eine lebendige Geschichte

gewesen war und bleiben sollte, machte man eine Theorie und die Theorie wurde zur Hauptsache. Das Christsein wurde eine Sache des Intellekts. Die Menschwerdung Gottes wurde sodann nicht im sittlichen, sondern im metaphysischen Sinn gedacht, d. h. sie wurde magisch gedacht, als eine Vergottung der Menschennatur durch die Teilnahme am Christus vermittelst der Sakramente. Sie wurde ferner im wesentlichen in dem äußerlich Uebernatürlichen des Lebens Jesus gefunden: der übernatürlichen Geburt, den übernatürlichen Taten und der übernatürlichen Auferstehung; die Bedeutung des schlichten Lebens und Sterbens und der Botschaft Jesu trat dagegen immer mehr zurück.

Es ist klar, daß wir uns nicht diesen alten Formen der Wahrheit zu unterwerfen haben. Der Inhalt kann anders, kann auf neue und vielleicht bessere Weise gefaßt werden. Ja, die alte Form mußte zerbrechen und neue, die wir etwa bilden, werden zu ihrer Zeit ebenfalls zerbrechen müssen, damit die Wahrheit in ihrem reinen Sinn völliger ans Licht komme. Es ist eine Trübung der Wahrheit, die in dem Wort von der Menschwerdung Gottes liegt, wenn sie in einer äußerlich magischen Verwandlung der Natur, insbesondere der Menschennatur, oder bloß im äußerlich Uebernatürlichen gesucht wird. Gott ist Mensch geworden im Menschen Jesus Christus — das muß wahr sein, ja, wird erst recht wahr, wenn Jesus ganzer, echter, völliger Mensch war. Sonst bleibt Gott eben Gott und wird nicht Mensch. Nur in einem Menschen, der an allem Menschlichen teilnahm, „der versucht wurde allenthalben gleich wie wir," der unseren Kampf kämpfte, konnte Gott den Menschen ganz nahe kommen, konnte Gott den Menschen anschaulich werden.

Nur in einem echten völligen Menschen und Menschenleben konnte Gott den Menschen anschaulich werden. Darin liegt ein Teil der Wahrheit von der Menschwerdung Gottes. Es ist eine so einfache und doch so große Wahrheit, die ohne weiteres einleuchtet. Gott kann den Menschen nur verständlich werden, wenn er mit ihnen menschliche Sprache redet, und er spricht auf die deutlichste, ja, allein deutliche Weise menschlich zu ihnen, wenn er — Mensch wird. Es genügt nicht, daß Gott in der Natur zu uns spricht, diese Sprache verstehen wir nur ahnend; es genügt auch nicht, wenn er durch die Geschichte, die eigene oder die des Volkes, zu uns spricht — auch diese Sprache ist uns zu hoch, zu rätselvoll. So hatten ja die griechischen Denker — Plato an ihrer Spitze — und die Propheten Israels Gott erkannt, aber er war ein ferner Gott geblieben, ein nur dem Hochflug des Denkers, der prophetischen Erleuchtung, oder dem Gesetzesgehorsam erreichbarer. Es fehlte die Ruhe, die Sicherheit der Gottesgewißheit und Gottesnähe. Die Kluft war noch zu groß.

Das ist nun aber die große Weltwende, der Sonnenaufgang im Verhältnis des Menschen zu Gott, daß im Menschen Jesus, der dadurch der Christus wurde, Gott den Menschen ganz nahe getreten

ist. Hier ist die Vereinigung von Gott und Mensch vollzogen, nicht in mythischen, magischen Formen, sondern im hellen Wollen und Tun. Es ist schwer, dieses offene Geheimnis zu beschreiben; jede Beschreibung verdunkelt es nur. Es ist einfach eine Erfahrung, die der bisher führende Teil der Menschheit gemacht hat und die jeder einzelne von uns wieder machen kann: hier in diesem Menschen, diesem unserem hohen, heiligen und doch so schlichten und barmherzigen Bruder wird Gott uns anschaulich und traut. Aus seiner Reinheit leuchtet uns Gottes Heiligkeit an, aber sie vernichtet uns nicht; denn sie ist vereinigt mit der Liebe, die das Verlorene sucht, die auch uns sucht. Durch den Kampf der Passion, den auch er kämpft und der ihn auch durch die Gottesferne führt, ist die Kluft zwischen Gott und Mensch geschlossen worden. Denn gerade darin wird uns nun Gott offenbar; in den Tiefen des Leides, des Charfreitags, wird er uns sichtbar — als Liebe, die sich opfert, die nichts ist als Opfer. Am Kreuz sind wir dem Herzen Gottes so nahe, daß nun keine Macht mehr dazwischen kommen kann. Gott, der Unendliche, der Majestätische, der Vater in den Himmeln, wird unser Bruder. In allem Glanz, der von Jesus ausgeht, der aus seinem Menschlichen grüßt, auch aus dem Kleinen, wird Gott uns anschaulich, verständlich. So schließen Gott und Mensch sich zusammen, verstehen sich. So macht Gott Wohnung unter uns, redet unsere Sprache, teilt unser Los, leidet mit uns und für uns. Nun ist Gott nicht mehr in den fernen, hohen Himmeln, sondern mitten in den irdischen Dunkelheiten. Nun wissen es die Herzen, daß ihre menschlichen Gedanken, ihre menschlichen Schmerzen und Freuden verstanden sind. Das Elend der Gottesferne kann die Menschheit, nachdem sie Jesus gesehen hat, nicht mehr ganz überschatten; wir spüren durch alle Kälte hindurch einen Hauch dieser Wärme; auch die, welche nichts davon wissen wollen, leben davon. Darum ist von dieser Stelle jener unendliche Jubel ausgegangen, der im Weihnachtsfest nachhallt, der es wieder einmal ganz erfüllen sollte: „Gott ist zu uns gekommen, Gott ist da!"

Aber diese Menschwerdung Gottes in Jesus Christus würden wir ganz ungenügend verstehen, wenn wir sie verstehen wollten nur als eine einmalige Tat Gottes, gleichsam bloß als einen göttlichen Anschauungsunterricht für eine *Lehre* über Gott. Nein, wir wiederholen es: Gott wollte damit *Wohnung* machen auf Erden. Von diesem Gottesmenschen aus sollte Gottesschein und Gottestrost hereinströmen in die *ganze* Menschenwelt, bis nichts mehr wäre ohne Gott. Das ist der Vollsinn des Wortes von der Fleischwerdung Gottes. Er sollte der Anfänger einer neuen Art sein, der zuletzt die Erde gehörte. Seine Reinheit, seine Güte, seine Freiheit sollte sich wiederholen in vielen Brüdern und Schwestern. Gott will fort und fort Mensch werden in seinen Kindern, er will und muß fortwährend und immer mehr in Menschen den Menschen anschaulich werden. Das Gesetz und die Freiheit und Herrlichkeit dieser Gotteskinder schildert das

„Evangelium", nichts anderes. Aus dem in die Welt strömenden Leben Gottes soll werden das Gottesreich auf Erden. Dieses gestaltet die Erde um nach seinem Willen, schafft aus Streit Frieden, aus Jammer Freude, aus aller Knechtschaft die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Nicht in den fernen Himmeln ist Gott, er ist hier, unter uns; er ist in dir; er wartet nur bis du ihn fühlst, ihn siehst, an ihn glaubst, und dich erhebst in diesem Glauben, um für ihn, mit ihm zu arbeiten und in ihm frei und selig zu werden. Er wartet nur, bis die Christenheit, die Menschheit ihn sieht, ihn fühlt, an ihn glaubt und sich erhebt in diesem Glauben, um sein Reich zu erfassen und zu ererben bis wir ihn fühlen und schauen, den gegenwärtigen Gott. Gott will Wohnung machen auf Erden in einer Menschenwelt, die sein Wesen wiederspiegelt in Reinheit, Freiheit, Hoheit und Liebe, will, ohne sich aufzugeben, doch völlig in die Menschheit eingehen, daß sie seiner Herrlichkeit, seines Lebens, seiner Freude voll werde. Wenn daraus einmal eine sichtbarere, vollere Realität geworden ist als heute, wenn der Vater Jesu Christi offenbar geworden ist in einer freieren, gütigeren, reineren, stolzeren Menschheit, Jesus Christus offenbar in vielen Brüdern und Schwestern, dann können wir aufhören, Beweise für Gottes Dasein und für die Wahrheit Jesu Christi vorzutragen, die doch wenig fruchten, dann sehen ihn auch die, die ihn jetzt nicht sehen wollen. (Und mit Recht! Denn was sind Theorien?) Gott muß und will verständlich und anschaulich werden in einer Welt, einer Menschenwelt insbesondere, in der seine Heiligkeit und Liebe Fleisch geworden ist. Und er will es auch. Er hat es versprochen und hat es begonnen; er wird es vollenden.

Das, glaube ich, ist die alte, echte, große Weihnachtsbotschaft, gegen die gehalten alle schönen Gefühle und Gedanken, die wir zu Weihnachten aufbringen, nur sind wie schwelendes Lampenlicht vor der welterhellenden, welterwärmenden, weltbeseligenden Sonne. Ich habe nur andeutungsweise davon reden können und vielleicht nicht einmal verständlich zu machen gewußt, was ich meine. Aber es wird die Zeit kommen, wo man davon deutlicher zu reden versteht und das Verständnis wieder allgemein geworden ist; wo das Stammeln zu einem mächtigen Zeugnis wird, das gehört wird an allen Enden und alle Welt froh macht. Schon regt sich überall der Anfang dieser Erkenntnis. In der Sehnsucht nach einem höheren Menschentum, nach einer Neuordnung auch der materiellen Dinge lebt etwas von der Erwartung, daß der Geist auch in die Materie einziehen müsse, sie zu erhöhen, daß Gott Fleisch werden, daß er sich verkörpern wolle in einer erlösten Menschenwelt. Durch die Christenheit zuckt die Ahnung und ist da und dort, diesseits und jenseits des Ozeans, in katholischen und protestantischen Landen, ja über den Kreis der Christenheit hinaus schon helle, starke Erkenntnis und Forderung geworden, daß die in Jesus erschienene Wahrheit Gottes und des Gottesreiches aus Worten, Stimmungen, Träumen, Dogmen Wirklichkeit, greifbare, sicht-

bare, auch materielle Wirklichkeit werde. Ja, wir dürfen es hoffen, daß uns noch einmal wieder die alte, hohe Weihnachtsfreude aufgehen, daß noch einmal die Welt auflauschen, in Glück erzittern werde ob der neu verstandenen, vielleicht durch Gottes Gabe besser noch als früher verstandenen guten Botschaft: „Gott kommt, Gott ist da!“ L. Ragaz.

Heidenmission.

Für die überzeugten Anhänger der Heidenmission schreiben wir nicht. Am allerwenigsten für diejenigen, welche aus Anhängern Kenner des Werks geworden sind. Sie brauchen uns nicht und kennen ihre Missionszeitschriften, die weit besser orientieren, als wir es können.

Anders steht's mit den Zweifelnden und unsicher Schwankenden, die erst nach dem festen Punkt zur Beurteilung der Heidenmission suchen. Sie finden in den Missionszeitschriften wohl eine Menge von Details, in neuerer Zeit oft Artikel von bedeutendem wissenschaftlichem Wert, weit seltener aber ein liebevolles Eingehen auf ihre eigenen Gedanken und Bedenken. Nicht selten steht man beim Lesen von Missionsschriften und Traktaten unter dem Eindruck: diese Leute reden mit großem Eifer und rührender Liebe von denen, die „noch ferne sind“ vom Christentum, recht klein ist aber leider Verständnis und Rücksicht denen gegenüber, die in der Heimat noch ferne sind vom Missionsgedanken und noch wenig gespürt haben von der Wucht der Missionsverpflichtung.

Wir wollen nicht einen Vorwurf daraus ableiten. Die Leute, die in den letzten zweihundert Jahren trotz vielen Widerspruchs und hämischer Kritik von Seite ihrer Mitchristen den Missionsgedanken vertreten haben, verdienen sicher weit mehr Ehrfurcht als Vorwürfe. Und wenn sie da und dort fast in sektenhafter Weise sich zu ziemlich exklusiven Missionsgemeinden und Missionskirchen zusammengeschlossen haben, so ist's zum guten Teil eben die Schuld derer, die ihnen stumpfe Gleichgültigkeit entgegenbringen und ihre heilige Glaubenssache ein Pietistenwerk nannten. Es darf aber nicht so bleiben, und es wird Entgegenkommen von beiden Seiten brauchen zur Ueberwindung dieses Zustandes. Auch damit ist's nicht getan, daß man der Pietistenmission eine freisinnige gegenüberstellt. Das Entgegenkommen wird aber da anfangen müssen, wo am meisten gefehlt worden, d. h. bei denen, die Jahrzehnte lang stumpf geblieben waren für das größte Glaubenswerk unserer Zeit.

Man fürchte nun aber nicht, daß wir zu viel verlangen. Es handelt sich bei diesem Entgegenkommen um das denkbar Elementarste,

das nämlich, daß man sich die Mühe nähme, die bisherige Arbeit der Heidenmission wirklich kennen zu lernen. Wir hören so oft sprechen von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Problemen, in welche die Heidenmission hineinführe. Es sei ein Schaffen ohne Kalkulation u. s. w. Sind die Schwierigkeiten wirklich so groß? Gewiß sind sie groß, und je großartiger die Heidenmission in den letzten Jahrzehnten sich entwickelt hat, desto vielgestaltiger sind sie geworden. Aber unser persönliches Verhältnis zu dem Werk hängt zum kleinsten Teil daran. Wo wäre Luther einst hingekommen, wenn er damit hätte beginnen wollen, vorerst jedem einzelnen Fragezeichen seines Werkes nachzugehen? Und gegenüber den sozialen Fragen unserer Zeit gibt's ja nichts Billigeres, als sich zu verschanzen hinter Schwierigkeiten und allfällige Konsequenzen. Am allerbeschämendsten aber ist's, sich hinter Probleme zu flüchten, wo es sich um eine Sache handelt, wie die protestantische Heidenmission, d. h. ein Werk, das mittlerweile zweihundert Jahre alt geworden ist und sich bereits durch Berge von Hindernissen hindurch gearbeitet hat, ein Werk endlich, von dem eine so vorsichtige und jedem Rühmen im Innersten abgeneigte Missionsgesellschaft wie die Basler in ihrem neulichen Adventszirkular sagen konnte, es führe jährlich — wohl mit Einrechnung der katholischen Missionen — bei 150,000 Menschen dem Christentum zu. Wir brauchen gar nicht mehr den Glauben, der Berge versetzt, ohne den das Werk nie begonnen worden wäre. Wir brauchen nur den viel leichteren Glauben, der sich an Gottes und der Menschen Taten in einer zweihundertjährigen Missionsgeschichte orientiert. Und was am meisten fehlt in all den Kreisen, die zur Stunde der Missionsarbeit gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, ist unseres Erachtens in erster Linie einfach die Kenntnis der Sache. Es ist beschämend genug, daß es bei uns noch kaum als Schande empfunden wird, die Missionsarbeit nicht oder nur ganz oberflächlich zu kennen. Liest man heute etwas vom glückseligen Dasein eines heidnischen Naturvolkes — man glaubt's, stößt man morgen in einem alten Schulbuch auf Seumes: „Ihr Wilden seid doch bessere Menschen", oder auf eine Anpreisung der sittlichen Höhe des Buddhismus — man glaubt's, und tönt es am dritten Tage in einem Zeitungsblatt von politischen Umtrieben der Missionare in China oder Deutsch-Südwestafrika, so glaubt man's wieder, ohne lange zu forschen, woher die Rede kommt. Nicht minder oberflächlich wird geurteilt über Methode und Erfolg der Mission. Kaum daß man annähernd ein Bild besitzt von ihrer gegenwärtigen Ausdehnung. Wie schon gesagt, man schämt sich gar nicht, unwissend zu sein über ein Gebiet menschlicher Arbeit, das nachgerade unmeßbar groß geworden ist und durch die unerhörte koloniale Entwicklung der letzten Jahrzehnte uns anfängt auf den Leib zu rücken. Und doch wäre gerade hier Wissen gleichbedeutend mit Ueberzeugtwerden. Versuchen wir zuerst einmal das Allereinfachste; nehmen wir uns die Mühe, ein wenig einen Einblick zu bekommen in Motive, Umfang

und Art der Heidenmission, und das Resultat kann gar kein anderes sein, als daß wir beschämt dastehen, wo nicht überzeugt.

Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß die Stimmung der Mission gegenüber sich neuerdings zum Bessern gewendet hat. Die scheußlichen Zustände im Kongostaat, die von mutigen Missionaren aufgedeckt wurden, in neuester Zeit auch öffentliche Anerkennung, welche die Missionare durch den deutschen Kolonialdirektor Dernburg erfuhren, und verschiedenes andere, was in den letzten Jahren gesprochen wurde, haben vielen zu denken gegeben. Dazwischen aber kommen immer wieder geringschätzige Worte von Kolonialkaufleuten und — was oft am allermeisten verwirrt — oberflächlich-optimistische Schilderungen des Heidentums durch Weltbummler, die der Welt erzählen, was sie alles „gesehen" hätten, und wir stehen verwirrt da. Warum verwirrt? Weil wir nie ernstlich in die Sache eingedrungen sind, vor allem gerade den zuverlässigsten und berufensten Beobachtern heidnischen Volkslebens nie ein Ohr geliehen haben — den Missionaren. Wir ahnen gar nicht, wie unglaublich wenig der Durchschnittseuropäer, der einige Jahre draußen in den Kolonien oder auch in China und Japan als Kaufmann oder Verwaltungsbeamter gestanden hat, den wirklichen Zustand dieser Völker kennt. Die Allerwenigsten unter diesen Leuten lernen ja nur die Volkssprache, und das Klima sowohl als der Zweck ihrer rein aufs materielle gerichteten Arbeit lassen sie trotz jahrelangem Aufenthalt oft kaum mit dem Volk in wirkliche Berührung kommen. Diese Leute sind einfach nicht kompetente Beurteiler — wobei wir natürlich einzelne Ausnahmen gelten lassen. Nur ganz wenige sind so in Volk und Sprache eingedrungen, wie der holländische Resident Dekker vor 50 Jahren (Multatuli). Der aber ist bekanntlich zum Resultat gekommen: „Aber der Javane wird mißhandelt."

Genug davon. Es ist uns selbst bemühend, daß wir uns so lange dabei aufhalten mußten. Wir hättens nicht getan, wenn wir nicht wüßten, wie oft von wohldenkenden Leuten die Autorität irgend eines oberflächlichen Weltreisenden oder eines Kolonial-Kaufmanns gegen Notwendigkeit und Erfolg der Heidenmission ausgespielt wird. Nun wollen wir nicht sagen, daß der *Missionar* berufen sei, über den *Erfolg* seiner Arbeit ein unparteiisches Urteil abzugeben. Wir haben auch noch nie einen Missionar angetroffen, der nicht sehr zurückhaltend geworden wäre, wo dieses Thema angeschlagen wurde. Darauf werden wir später noch zu sprechen kommen. So viel aber muß uns einfach feststehen, daß das *Volksleben* heidnischer Völker von keinem Menschen sicherer beurteilt werden kann, als von dem, welchen weder eine zufällige Laune, noch wissenschaftliche Forschungszwecke, noch Geschäfts- und Handelsverbindungen in das Land führten, sondern eben das menschliche Interesse an dem Volk selbst und gerade an seinen geringsten und gedrücktesten Existenzen. So kommen wir zum Alten zurück: Das höchste Mittel in unseren Tagen, um ein persönliches Verhältnis zur Mission zu gewinnen, ist nicht das theo-

retische Hin- und Herwälzen von Bedenken und Problemen, die wir der Sache entgegentragen, sondern das, was uns leider im Allgemeinen noch so sehr fehlt: Die Kenntnis der Missionsarbeit. Es heißt da für uns weit weniger: Herr, stärke mir den Glauben! als: Herr, gieb mir den guten Willen, die Sache kennen zu lernen!

Doch weiter. Wir haben uns anheischig gemacht, unsern Lesern einige der Haupteinwände ins Licht zu rücken, die uns bewegen, wo uns die Missionssache entgegentritt. Alte Missionsfreunde werden erstaunt sein, wenn wir mit der Missionsverpflichtung beginnen. Sie kennen keine Diskussion darüber. Es ist ja klar und deutlich, was Jesus zu seinen Jüngern sprach: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker." Aber die Sache ist so einfach doch nicht, weder von ihrem noch von unserem Standpunkt aus. Gewiß, das wird ewig Geltung haben: Den ersten starken Impuls zu unserer protestantischen Heidenmission hat dieses Jesuswort gegeben, und Gott sei dank, daß es so war. Aber auf der einen Seite gilt, daß unsere Vorfahren in der Reformationszeit gewißlich bibelgläubige Christen waren und dennoch von diesem Wort nicht zur Heidenmission begeistert wurden. Von der andern Seite aber lassen wir uns ruhig sagen, es sei ja neuerdings sehr in Zweifel gezogen worden, ob wirklich Jesus diesen Missionsbefehl erlassen habe. Wir selbst glaubens, nach dem wir zeitweilig auch daran gezweifelt. Aber er hängt nicht dran. Das ist das Eigentümliche unserer gegenwärtigen Zeit, daß uns die Missionsverpflichtung nicht minder groß und überwältigend erscheint, ob Jesus selbst sie ausgesprochen hat oder nicht. Wir könnens ruhig jedem überlassen, wie er über Matth. 28, 19 und 20 denken will.

Wer die Missionsverpflichtung unserer Tage erfassen will, braucht nichts zu tun, als einen Blick zu werfen auf die riesenhafte Entwicklung des Handelsverkehrs und des Kolonialwesens. Wenn man übrigens genau zuschaut, kann man leicht erkennen, daß die protestantische Mission von ihren ersten Anfängen an die Kehrseite der Kolonialpolitik war, auch zu Zeiten, da das enthusiastische Element in ihren Missionaren durchaus überwog. Ein weitschauender Politiker wie Cromwell hat den Gedanken unter den Ersten vertreten, und unter dem Schutz, ja auf die Veranlassung eines Kolonialmonarchen wie Friedrich IV. von Dänemark sind die ersten deutschen Missionare nach Ostindien gegangen (1706). Es liegt einfach im Wesen des wirklichen Protestantismus, den Pflichtenkreis ständig zu erweitern in dem Maß, als neue wirtschaftliche Aufgaben und Pläne auf der Bildfläche erscheinen.

Und nun die Wandlungen der letzten Jahrzehnte! Wir die wir uns selbst noch zur jüngeren Generation zählen, haben sie ja miterlebt. Was ist aus Afrika geworden seit Stanleys Reisen, die wir noch als Allerneuestes in Knabenbüchern verfolgten. Es ist buchstäblich aufgeteilt von den europäischen Staaten. Aber nicht nur das. Die wirtschaftliche Nutzbarmachung dieses aufgeteilten Riesenlandes schreitet

voran in fieberhafter Eile. 30 Jahre liegen zwischen uns und Stanley, und die kurze Spanne Zeit hat genügt, um in Afrika Handelsverbindungen zu schaffen, die eigentlich kein geographisches Hindernis mehr kennen. Man mache nun den Versuch, sich in die Lage der Völker zu versetzen, die dadurch erschlossen und fast mit einem Schlag in Verbindung gebracht wurden mit europäischem Wesen und Unwesen. Nun gehören wir keineswegs zu denen, die in sentimentaler Unkenntnis dieser heidnischen Völker ihre politische Annexion durch Europa und ihre Aufrüttelung aus dem sogenannten stillen Frieden des Naturzustandes beklagen. Wir wissen zu gut, was schon allein die europäische Schutzherrschaft für die meisten dieser Stämme Gutes bringt. Frieden statt ewigen Stammesfehden, Gewöhnung an Arbeit statt Raub und Raubbau u. s. w. Aber wo kann irgend jemand im Ernst bezweifeln, daß hier, gerade in Afrika, Europa vor einer neuen sittlichen Aufgabe steht. Es ist schon oft genug gesagt worden: In den Kolonien entscheidet sich das Geschick der europäischen Staaten, wie einst das Schicksal Roms, in den Jahrhunderten nach Christi Geburt. Dies aber weit weniger in dem Sinn, wie sich die einzelnen Staaten um den Besitz ihrer Kolonien streiten werden, als vielmehr, wie sie sich ihrer sittlichen Aufgabe den Untertanenlanden gegenüber gewachsen zeigen werden. Das ist an und für sich nichts Neues. Bei einigem Nachdenken erinnert man sich ja einmal ans alte Rom, sodann an den ungeheuern Bankrott der ersten europäischen Kolonialstaaten neuerer Zeit, voran Spanien und Portugal, mit einer gewissen Beschränkung müssen wir aber auch Dänemark und Holland hier nennen. Es war der Hauptsache nach eben ein sittlicher Bankrott. Man zeigte sich der Verantwortung gegenüber nicht gewachsen, die man für diese unterworfenen Völker auf sich trug.

Nur quantitativ ist die Aufgabe eine andere, vor der wir stehen. Man denke an Afrikas Ausdehnung. Von Asien ganz zu schweigen. So ungeheuer groß ist diese sittliche Aufgabe geworden, daß man mit Recht in den letzten Jahren von einer neuen Aera der Heidenmission geredet hat, wie sie in der christlichen Zeit höchstens einmal da war, vor 400 Jahren nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien. Vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, hat man damals die Stimme der Zeit nicht gehört und eine Reihe von blühenden europäischen Ländern sind zu Grunde gegangen an — ihren Kolonien.

Sollen wir schildern, welch rücksichtslose Macht der Handel ist? Wir verzichten darauf. Wers nicht weiß, mag den Max Havelaar des Holländers Dekker (Multatuli) lesen oder auch die Akten des Kongostaates, und wenn ihm diese Beispiele zu kraß sind, mag er fragen, wie viele Fässer Branntwein von ersten deutschen Handelsfirmen in Kamerun jährlich importiert wurden, von Englands schnödem Opiumhandel mit China ganz zu schweigen. Wir werden wohl nie dazu kommen, den Handel im engeren Sinne zu versittlichen. Der

Verfasser dieses Aufsatzes wenigstens enthält sich eines Urteils darüber, wie weit dies möglich ist. Es ist ganz recht, wenn wir uns laut entrüsten über rücksichtslose Handelsgrundsätze, wie sie am Kongo sich blutig verewigt haben. Aber etwas anderes ist unseres Erachtens noch besser. Das, daß wir uns klipp und klar sagen: Hier muß ein Gegengewicht geschaffen werden, so wahr wir selbst etwas Höheres kennen, als Handelsverbindungen und Gelderwerb.

Draußen in den Kolonien und in all den noch nicht christianisierten Ländern, mit denen wir Handelsverbindungen pflegen, entscheidet es sich in künftigen Jahrzehnten, was die europäischen Völker der Gegenwart sittlich sind und was ihr Christentum noch wert ist, keineswegs etwa nur in der sozialen Krise der Heimat. Die haben vollkommen Recht, welche neuerdiugs sagen: die Heidenmission ist in ein neues, ungeahntes Stadium getreten. Sie ist vollständig hinausgewachsen über das Stadium enthusiastischen Christentums, das Berge versetzt und ferne Länder erobert für Gott. Sie ist zu einer Sache geworden, mit der die Völker Europas stehen und fallen. Vor fünfzig Jahren war es noch denkbar, daß ein Mensch mit christlicher Ueberzeugung diesem Werk kühl gegenüberstand. Heute nicht mehr. Heute kanns nur noch eine Entschuldigung geben: Nichtwissen und Gedankenlosigkeit. Wo der Kaufmann seinen Fuß hinsetzt, muß auch der Missionar hinkommen, ja wir müssen sagen: wohl dem Lande, in dem der Missionar seine Arbeit beginnen konnte, ehe der Kaufmann kam und der Regierungsbeamte!

Wir sprachen von „sittlichen" Aufgaben. Das mag den Anschein erregen, wir wünschten jenen Völkern und Ländern in erster Linie den Import christlicher Sittlichkeit. Aber ich denke, wir brauchen uns nicht des Breiten darüber aussprechen, daß wir eine solche Sittlichkeit für absolut untrennbar halten von unserer Religion, von dem Gottesglauben, den wir durch Jesus Christus haben. Das führt uns einen Schritt weiter. Es ist je und je Zweifel daran geäußert worden, daß die christliche Religion überhaupt für alle Völker der höchste Ausdruck der Gottesfreude und der Sittlichkeit sein könne. Diese Zweifel können sehr theoretisch sein. Wer hinter dem Ofen sitzt, kann ja unsicher werden an allem. Und es ist auch bezeichnend — wir sprechen aus eigener Erfahrung — daß die theoretischen Zweifel an der Universalität unseres Christenglaubens stets am meisten denen aufsteigen, die am wenigsten Fühlung haben mit der Heidenmission.

Aber es erhebt sich hier noch ein praktisches Bedenken, das wir selbst ernster nehmen eben darum, weil wir schon mehrfach aufs jähste mit ihm zusammengestoßen sind. Wir habens bereits früher angetönt. Man sagt: Wozu denn Völker aus ihrer geistigen Ruhe aufschrecken, die vielleicht gar kein Verlangen haben nach einer anderen religiösen Welt? Wozu eine christliche Sittlichkeit hineintragen in Länder, die in ihrer Art abgeschlossen von jedem europäischen Einfluß eine mehr

oder minder hohe Sittlichkeit hervorgebracht haben? Dabei denkt man in erster Linie an die Chinesen, aber auch Seumes „Wilde" spucken mehr als billig in den Köpfen. Wir selbst haben uns vor einigen Jahren lange umtreiben lassen durch die Bemerkung eines jungen Naturforschers, der uns berichtete, er habe die Beobachtung gemacht, daß der javanische Dajake ein grundehrlicher Mensch sei und das Lügen erst vom Europäer lerne. Sehr stark in diesem Kapitel der Idealisierung heidnischen Gefühlslebens ist auch der mehrfach zitierte Dekker gewesen, dessen Verdienste um die Eingeborenen von holländisch Indien niemand bestreiten wird. Das Höchste ist geleistet worden in der Verherrlichung des Buddhismus und des chinesischen Volkslebens. Wir haben den Eindruck, das hier die Aufklärung bitter not tut. Wir erleben hier Aehnliches, was unsere Väter vor 150 Jahren. Eine von Kultur übersättigte menschliche Gesellschaft schlägt jählings um in die Verherrlichung der lieben Unschuld derer, die von sittlicher und technischer und ästhetischer Kultur nie etwas gewußt, oder auch in die Lobpreisung einer Kultur, die weit, weit abliegt von unserem eigenen alltäglichen Weg.

Nun aber müssen sich alle diese Lober vor allem Eines sagen lassen. Es giebt eben zur Stunde kaum mehr ein Volk, das vollständig abgeschlossen lebt von unserer europäischen Kultur und unserem gesellschaftlichen Treiben. Jedenfalls vermindert sich von Minute zu Minute die Möglichkeit eines solchen abgeschlossenen Daseins. Es handelt sich also nicht mehr um das allein, wie jene Völker denken und sich wohl fühlen, sondern wie ihre geistige und sittliche Verfassung sich da bewährt, wo sie zusammenstößt mit europäischem Denken und unsern Sitten und Unsitten. Man lasse sich erzählen, was in Hongkong, Singapore, Batavia geschieht. Wie viel Ungezählte, wie man sagt „fromme" Heidenexistenzen, hier vollkommen wehrlos versinken in dem Strudel des Zusammenflusses von europäischem und heidnischem Wesen und Unwesen. Gesetzt, ihre Idealisierung des Heidentums sei wahr, so ist sie nur ein Beweis mehr, wie ungeheuer unsere Verantwortung ist, wo wir nicht neben dem europäischen Kaufmann den Missionar und die Diakonissin gehen lassen.

Aber sie ist eben nicht wahr, diese Idealisierung. Sie gehört zu den allerpopulärsten Irrtümern, die in der gegenwärtigen Zeit unter uns umgehen. Wir können die Missionare nicht ganz freisprechen von der Schuld daran. Sie haben zeitweilig soviel und so ohne psychologisches Verständnis immer nur vom finstern Heidentum und von den Greueln der Abgötterei geredet, daß ja der Rückschlag sich einstellen mußte. Aber der Rückschlag hat sich selbst überschlagen und ist zur Karrikatur geworden. Wir aber kehren zurück zum Missionar, der seinerseits auch etwas gelernt hat in der Zwischenzeit, und lassen uns von ihm, im Grunde doch dem einzigen Kenner, erzählen, wies in Wirklichkeit steht mit diesem gepriesenen Buddhismus und Chinesentum und mit der frommen Einfalt der Halb- und Ganzwilden auf

Sumatra, im Innern Afrikas und bis an die Enden, wo auch heute noch kein Europäerfuß hingedrungen ist. Und dann hört alle törichte Schwärmerei auf, aber es wird heiß in unserem Innern vor Scham, daß man solchen Dingen aus der Ferne kühl zuschauen kann ohne die Bitte: Ach Herr, gieb, daß wir unsere Pflicht erkennen, ehe es zu spät ist! B. Hartmann.

(Schluß folgt.)

Nach der Schöpfung.

Als Gott der Herr die weite Welt erschuf
Durch seiner Schaffenskraft allmächt'gen Ruf,

Da lag die Erde nach dem sechsten Tage
In reicher Schönheit, ohne Qual und Frage.

Doch als die Nacht entstieg dem Meeresstrand,
Da zog ein Schauer durch das weite Land.

„Nun, da die Welt vollkommen, bleibt die Nacht?
Hat auch der Mensch kein ew'ges Licht gebracht?

Und ist sie ihrer Mutter einz'ges Kind?
Hat sie nicht Brüder, die noch finstrer sind?"

Gott aber ging im Winde durch die Flur,
Und sprach das Vaterwort zu der Natur:

„Ich habe Licht und Finsternis geschieden.
Durch Nacht zum Tage. Geht und ruht im Frieden."

Gottfried Bohnenblust.

Mut.

Ist es tapfer, auf den weiten windgewölbten Wellenwassern
Seines eignen Willenskahnes Wesenswunsch für nichts zu achten,
Ohne Grollen, ohne Wollen, ohne Weh und ohne Wanken
In den alten Grund zu gleiten?
Ist es alles, nichts zu hoffen?

Nein, solang das Morgenleuchten jeden Tag im Meer sich malet,
Nein, solang vom Nachbarnachen andre Wellenwandrer winken,
Nein, solang die eignen Ziele unsrer hehrsten Herzenstiefen
Unerreicht, doch fern erspähbar,
Ist uns Mut das trotz'ge Fahren. Gottfried Bohnenblust.

Gleichnisse und Symbole.

Durch viele solche Gleichnisse redete er zu ihnen das Wort, wie sies eben verstehen konnten; ohne Gleichnis aber sprach er nicht zu ihnen," erzählt Markus (4, 33 f.) von Jesus. Er hat sich diese Tatsache auf eine eigentümliche Art zurechtgelegt. Er fährt fort: „aber im vertrauten Verkehr mit seinen Jüngern gab er von allem die Auflösung." Markus glaubt, die Gleichnisse sollten der unverständigen Masse den Sinn von Jesu Botschaft verhüllen. Deshalb hat er ihm auch weiter oben die Worte in den Mund gelegt: „Euch ist das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben; jenen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen zu teil, damit sie sehend sehen und doch nicht schauen, und hörend hören und nicht verstehen, auf daß sie sich nicht bekehren und ihnen vergeben werde." *)

Das Mißverständnis des Markus beruht auf der Meinung, daß Jesu Gleichnisse „Geheimnisse des Himmelreiches" enthalten, d. h. Weissagungen der großen messianischen Katastrophen. Bei den Juden zirkulierten zahlreiche Schriften, die in seltsamen Bildern und Symbolen die „letzten Dinge" beschrieben, die sogenannten Apokalypsen. Beispiele dafür sind das Buch Daniel im Alten und die Offenbarung des Johannes im Neuen Testament. Die Deutung ihrer Symbole, z. B. der verschiedenen Reiter, Schalen, Posaunen in der Offenbarung des Johannes war Geheimwissen. Als solche apokalyptische Weisheit verstand Markus Jesu Gleichnisse, und seine eigene Deutung derselben (die er Jesus in den Mund legt) beruht auf diesem Irrtum; sie faßt die einzelnen Größen der Gleichniserzählung als Symbole für religiöse Dinge. In diesen Bahnen ging auch die christliche Auslegung; alles was im Gleichnis vorkam, sollte etwas bedeuten, z. B. die zwei Geldstücke, die der barmherzige Samariter dem Wirt gab, das Alte und das Neue Testament. Hauptsächlich durch das Verdienst des Theologen Jülicher ist die heutige Bibelwissenschaft über dieses Mißverständnis hinaus. **)

Jesu Gleichnisse dienten nicht dem Zwecke des Verhüllens, sondern sie wollen gerade dem Verständnis nachhelfen, sie wollen anschaulich und deutlich machen. Daß Jesus in Gleichnissen sprach, ist gar nicht auffallend, es ist vielmehr natürlich. Denn man kann von religiösen Dingen überhaupt nicht anders als in Bildern und Gleichnissen reden.

Das religiöse Erlebnis, auf dem alle lebendige Religion beruht, ist Erfahrung einer überlegenen Macht, mag sie nun aus dem Uni-

*) Uebersetzung von Joh. Weiß in „Die Schriften des Neuen Testaments," neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. 2 Bände. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

**) Populäre Darlegung der Frage von Weinel, die Gleichnisse Jesu in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt." Leipzig, B. G. Teubner.

versum, in das wir uns gestellt sehen, auf uns eindringen, mag sie aus dem menschlichen Gemeinschaftsleben und seiner Geschichte heraus uns erfassen, mag sie sich in den Nötigungen unseres inneren Lebens kund tun. Das Erlebnis ist bewundernde Anschauung, ehrfürchtige Versenkung, freudige Hingebung, erschütternde Ueberwältigung beim Zusammentreffen mit dieser überlegenen Macht. Wie aber läßt sich dieses Erlebnis in Worte fassen, wie mitteilen? Denn unmittelbar mit ihm verbunden ist das Gefühl: es geht nicht nur mich an, sondern durch mich will sich diese Macht auch meiner Umgebung kundgeben und auf das Gemeinschaftsleben einwirken. Alle lebendige Religion ist gemeinschafts- und geschichtsbildend.

Wie also läßt sich das Erlebnis mitteilen? Eng verbundene Seelen können einander etwa das, was durch sie hindurchgeht, ohne Worte fühlbar machen. Aber nicht immer ist das möglich und nie gegen Fernerstehende. Ausdrücke besitzt die Sprache nicht für das Nochnichtdagewesene; gerade als Eröffnung unbekannter Tiefen des Seins ist das religiöse Erlebnis unaussprechlich. Es bleibt kein anderer Weg, als es mit Bekanntem zu *vergleichen*, für das verständliche Worte zur Verfügung stehen. Das Bild ist die unentbehrliche Brücke für Uebertragung religiösen Lebens.

Es ist die *Phantasie*, welche die zutreffendsten und sprechendsten Vergleiche zu finden vermag. Darum ist sie für das religiöse Leben ganz unentbehrlich, eine Vorbedingung alles religiösen Redens und Gemeinschaftslebens. Man erschrecke nicht. Sie ist nicht nur die Schöpferin nichtwirklicher Gebilde, und wenn wir ihr in der Religion ihren Platz einräumen, so heißt das nicht die Religion zur Illusion machen. Die Phantasie ist auch die Schöpferin von plastischen Bildern, von einleuchtenden und zum Gemüte sprechenden Vergleichen; sie hat immer eine reiche Anschauungswelt vor ihrem Auge gegenwärtig und weiß das passende Bild heraus zu greifen, um das Unaussprechliche, wo auch nicht begreiflich zu machen, so doch ahnen zu lassen. Darum sind die bahnbrechenden Heroen der Religion, die Religionsstifter, immer Propheten und Dichter zugleich. Propheten sind sie, weil sie die Realitäten, die über dem Menschen stehen und in sein Leben eingreifen, viel intensiver empfinden; Dichter, weil ihnen die Gabe der Phantasie leicht die Bilder zufließen läßt, um ihre überragenden Erlebnisse mitzuteilen.

Der Fortschritt in der Religion besteht darum einesteils in immer tieferer Empfindung der göttlichen Realität, anderenteils auch in immer zutreffenderer Abbildung des Erlebten in Gleichnissen. So ist nicht das an Jesus das Bedeutsame, daß er in Gleichnissen sprach, sondern daß er neue Gleichnisse geprägt hat, als die alten längst abgegriffen und zu bloßen Worten geworden waren. Und daß er eine neue religiöse Bildersprache schaffen konnte und mußte, läßt uns erkennen, daß er eben tiefere Erlebnisse Gottes in sich trug.

Die Juden der Zeit Jesu stellten sich Gott wie einen orientalischen

Despoten vor, der, von einem ungeheuren Hofstaat umgeben, in unzugänglicher Ferne thront. Wenn Jesus dem das Vatergleichnis gegenüberstellte, so war das nichts absolut Neues; Gott wurde auch schon „Vater" angeredet. Jesus hat diesen Vergleich in neuer Weise so in den Mittelpunkt gestellt, daß auch das Königsgleichnis, das er ebenfalls brauchte, z. B. in dem Ausdruck Reich, wörtlich Königsherrschaft Gottes, einen andern Sinn bekam. Wenn Jesus Gott mit einem Vater vergleicht, will er damit nicht die Schwere oder absolute Giltigkeit der göttlichen Forderung abschwächen oder behaupten, daß den Menschen sein Unrecht nicht von Gott trenne. Aber er sagt, daß Gott den Menschen nicht wie ein Staatsanwalt aufpaßt und nicht wie ein pedantischer Richter ihre einzelnen Taten gegeneinander abwägt, sondern daß er selbst den Menschen helfen will und seinerseits beständig bereit ist, die trennenden Schranken, welche die menschliche Sünde aufgerichtet hat, zu beseitigen, sobald der Mensch seine feindselige Gesinnung aufgiebt. Er will sagen, daß Gott, fordernd und vergebend, dem sittlichen Streben des Menschen ebenso gegenüberstehe, wie ein Vater dem seines Sohnes. Wo das Verhältnis so erkannt und dargestellt ist, da bedeutet auch Königsherrschaft Gottes nicht mehr den Vergleich mit Despotie und blindem Gehorsam, sondern mit einer Familiengemeinschaft, deren Haupt mit den Gliedern durch Liebe und Freude verbunden ist. So sind schließlich alle religiösen Begriffe, wie Vorsehung, Schuld, Erlösung, Versöhnung Vergleiche; sie werden nur dann im christlichen Sinne verstanden, wenn sie auf Grund des Vatergleichnisses Jesu erfaßt werden.

Alle dogmatischen Versuche, uns diese Bilder als „wahren Glauben" aufzuzwingen, beruhen auf dem Irrtum, sie seien zutreffende Beschreibung der Wirklichkeit statt bloßer Gleichnisse des Unfaßbaren. Wie viel wird doch immer noch gestritten, ob Jesus Gottes Sohn sei. Das kann ursprünglich nur geheißen haben, daß das Verhältnis Gottes zu Jesus dem eines Vaters zu seinem Sohn vergleichbar sei. Aber schon sehr früh hat man es als zutreffende Beschreibung aufgefaßt und gar nicht gemerkt, wie man dabei Gott herunterzog ins Menschliche bis zur Behauptung physischer Zeugung Jesu durch den göttlichen Geist.

Nicht anders ist es bei den verschiedenen Versöhnungs- und Erlösungslehren gegangen. Wenn Jesus seinen Tod als Lösegeld bezeichnet hat, so wollte er die Gesinnung, in der er seinem Geschick entgegen ging, mit der Gesinnung desjenigen vergleichen, der sich selbst in die Sklaverei verkauft, um Andere davon loszukaufen. Er wollte seinen Tod als Opfer im sittlichen Sinne bezeichnen. Daraus wurde aber dann ein wirklicher Vorgang, ein Handel Gottes mit dem Teufel gemacht. Statt einfach die Gesinnung, die Jesus mit jenem Bildwort verdeutlicht hatte, auf die Herzen wirken zu lassen, wurden alle möglichen Dogmen daraus herausgesponnen und zur alleinseligmachenden Lehre ausgestaltet. Zudem beruhen diese Dogmen zum Teil auf vor-

christlichen Opfersitten und Rechtsanschauungen. Das kultische Opfer setzt den Vergleich Gottes mit einem tyrannischen Herrn voraus, dessen Gnade man mit Geschenken erkaufen muß. Darum kranken alle Theorien, die den Tod Jesu durch den Vergleich mit einem kultischen Opfer begreifen wollen, daran, daß sie mit vorchristlichen Bildern für die Gesinnung Gottes statt mit dem Vatergleichnis Jesu operieren. Auch der Apostel Paulus ist diesem Fehler nicht entgangen. So hat man auch den Wegfall des kultischen Opfers im Christentum damit erklärt, daß für den Christen das Opfer im Tod Jesu ein für alle mal vollbracht sei, statt sich einfach darauf zu berufen, daß der Gott Jesu keinem Despoten, sondern einem Vater gleicht und darum keine solchen kultischen, sondern allein sittliche Opfer verlangt. Oder diese Theorien vergleichen Gott mit einem Richter, der die Unerbittlichkeit des Gesetzes repräsentiert und unter allen Umständen Sühne des Deliktes verlangt, sodaß sie ihm schließlich zuschreiben, was ein irdischer Richter nur in barbarischen Zeiten zuläßt, eine Leistung der Sühne durch einen Andern als den Schuldigen, nur damit die Sühne stattfinde. Oder sie vergleichen ihn mit einem Herrn, der in durchaus vorchristlicher Weise Genugtuung für seine beleidigte Ehre haben will.

Wo wir den Gleichnischarakter aller religiösen Aussagen erkannt haben, sind wir von allem Schrecken vor solchen Dogmen los. Ja auch den Aufklärungsfanatismus werden wir los, der vom Widerspruch gegen diese Dogmen lebt und seine Kraft in dieser bloßen Negation sucht. Wir werden die Dogmen ansehen als Versuche, die christliche Gotteserfahrung darzustellen, aber als Versuche, die deshalb mißlingen mußten, weil sie vorchristliche Gleichnisse verwandten und die Vergleichung mit der Beschreibung verwechselten. Trotzdem aber werden wir zugeben, daß auch diese unzulänglichen Bilder Träger und Leiter wirklichen religiösen Lebens sein konnten und immer wieder sein werden.

Die Bilder, die das Unaussprechliche verständlich machen, sind immer dem Kreis des bekannten und vertrauten Kulturlebens entnommen. Das zwingt uns zu der Frage, ob unsere Zeit mit ihrer so viel komplizierteren Kultur nicht auch andere Bilder braucht als die Zeit Jesu. Einige kulturhistorische Erläuterungen vermögen Jesu Bilder und Gleichnisse, soweit sie nicht ohne weiteres einleuchten, dem Verstande leicht faßbar zu machen. Aber vermögen sie, wo sie zum Verständnis solchen archäologischen Apparates bedürfen, auch mit derselben Lebendigkeit unser Gemüt zu ergreifen? Leuchten sie noch ebenso zwingend ein? Ich denke nein. Es wäre dazu ein historischer Sinn, eine Kunst des sich Versetzens nötig, die nun einmal nicht jeder hat.

Zum Glück steht nun allerdings die Sache so, daß die wichtigsten Bilder Jesu zeitlos sind, von dem Menschen reden, der immer derselbe bleibt. Zwar hörte ich neulich behaupten, auch das Vatergleichnis rede zu unserer Zeit, wo sich das Familienleben immer mehr auflöse, nicht mehr mit derselben Unmittelbarkeit. Aber so schlimm steht es denn doch nicht. Auch wer selbst keine rechte Elternliebe genossen hat,

weiß doch, wie sie sein sollte, und gerade weil er sie entbehrt, kann ihm das Bild von der Vaterliebe Gottes besonders frohe Botschaft werden.

Aber andere Bilder haben für unsere Zeit nicht mehr dasselbe Leben. Wir denken zwar nicht daran, sie der Vergessenheit preiszugeben. Es sind nun einmal klassische Worte und wir werden uns alle Mühe geben, sie den Kindern unserer Zeit immer besser nahe zu bringen. Aber in der eigenen religiösen Sprache treten sie zurück. Hat z. B. eines der beliebtesten Gleichnisse der biblischen Bildersprache, das vom Hirt und von den Schafen, nicht seinen Gemütswert ganz verloren? Das Schaf ist nun einmal der Typus dummer Gutmütigkeit und schwächlicher Hilfsbedürftigkeit geworden, sodaß man sich mit ihm nicht gern vergleichen läßt. Um das Unglück voll zu machen, hat der Pietismus dieses Bild noch ganz zu Tode geritten, sodaß wir, wenn wir es heute brauchen, fürchten müssen, der nur zu sehr verbreiteten Meinung Vorschub zu leisten, Christ sein heiße möglichst viel vom Wesen des Schafes an sich tragen, das Christentum bedeute saftlose Süßlichkeit und kraftlose Unselbständigkeit, eine Sache der alten Weiber und Kinder. Oder denken wir an den Mißbrauch, der sich schon an das Bild von Braut und Bräutigam für das Verhältnis der Seele zu ihrem Erlöser gehängt hat.

Deshalb bleibt die Aufgabe, auch neue Bilder zu suchen. Das ist nun nicht jedermanns Sache. Dazu braucht man Dichter, und zudem solche mit lebendigem religiösem Empfinden und festem Wurzeln in unserm Kulturleben, nicht Verfertiger geistlicher Verse, die bloß die alten Bilder in neuen Reimen abwandeln. Einer, der diese Gaben besitzt, Walter Classen, hat den Versuch gemacht in einem Büchlein: „Jesus heute als unser Zeitgenosse“ (München, bei C. H. Beck). Einiges ist sehr gut geraten, einiges aber auch ganz mißlungen, und so speziell dem Leben der großen Hafen- und Handelsstadt entnommen — das ist natürlich auch wieder ein Vorzug — daß es für uns Bewohner des Binnenlandes wieder eine Uebersetzung nötig hat. Aber der von Classen beschrittene Weg ist richtig. Vorerst brauchen wir eine Frömmigkeit von der Art Naumanns, die Gott im Zeitalter der Maschine zu finden weiß. Aus ihr werden auch Dichter erwachsen, welche die alten Wahrheiten in Bilder für unsere Zeit zu gießen verstehen.

Aber bedeutet die Einsicht in den Gleichnischarakter unserer religiösen Aussagen nicht die Aufhebung ihrer Wahrheit? Müssen wir nicht das Bildliche immer mehr abstreifen, um durch das rein Begriffliche in die Wirklichkeit einzudringen? Ich hörte neulich jemand darlegen, daß auch die modernen Theologen mit ihrem religiösen Reden selbst Laien, die ihnen Vertrauen entgegenbringen, nicht mehr zu packen vermögen. Der Redner führte aus, daß wenn wir von Gottes Persönlichkeit, von seinem Willen, seiner Freude, seinem Wohlgefallen u. s. w. reden, das den Laien stoße, weil es eine Vermenschlichung Gottes bedeute und wir im Ernste dem unendlichen Gott nicht solche

menschlichen Gemütsregungen zuschreiben könnten. Auch von einem Jenseits wollte er nichts hören, da doch kein gebildeter Laie von einer Grenze im Weltraum, hinter welcher der „Himmel" zu suchen wäre, mehr wissen wolle, und doch setze das Wort „das Jenseits" immer noch eine solche Vorstellung voraus. Mit Recht wurde entgegnet, daß diese Vorwürfe den Gleichnischarakter aller dieser Ausdrücke übersähen. Wenn wir von Gottes Persönlichkeit reden, so wissen wir wohl, daß das ein Bild ist, das lange nicht an die Wirklichkeit heranreicht. Wir nennen aber damit das Höchste, womit wir Gott vergleichen können. Wir wollen damit ausdrücken, daß er die Kraft persönlichen Lebens ist und persönliches Leben will; daß wenn wir uns sein Wesen verständlich machen wollen, sich unsere Gedanken in der Richtung dessen, was wir Persönlichkeit nennen und darüber hinaus bewegen müssen. Man hat dafür schon das Wort gebraucht: Gott ist überpersönlich, das ist aber ein bloßes Wort, das uns in der wirklichen Erkenntnis von Gottes Wesen keine Spur weiter bringt. Oder wenn wir sagen: er ist bewußter, wollender Geist, so haben wir Persönlichkeit nur umschrieben, das eine Bild mit einem andern vertauscht. Wenn wir Gott unsere menschlichen Gemütsregungen: Freude, Wohlgefallen, Zorn ꝛc. oder unsere Tugenden: Liebe, Treue, Geduld ꝛc. zuschreiben, so wissen wir sehr wohl, daß wir damit nicht sein innerstes Wesen zureichend beschrieben haben, sondern wir meinen wieder das Höchste, womit wir sein Verhältnis zu uns vergleichen können.

Wenn wir vom Jenseits reden, so wissen wir sehr wohl, daß damit nicht ein örtlicher Begriff, irgendwo im Weltenraum, gemeint ist, sondern ein Dasein, für das die Schranken von Raum und Zeit aufgehoben sind. Das vermag sich aber unsere von den Sinnen abhängige Phantasie nicht vorzustellen und vergleicht jenes höhere Dasein mit einem fernen Gestade. Sie denkt etwa an ein Volk, das am Meere wohnt und weiß, daß weit jenseits des Meeres ein anderes Land sein muß, von dessen wunderbarer Welt schon einzelne Trümmer durch die Wellen ans Ufer geschwemmt wurden, von dem auch die alten Leute behaupten, man könne an ganz hellen Tagen die Umrisse seiner Berge sehen, das zu suchen sich schon Einzelne aufs Meer hinausgewagt haben, ohne jedoch wieder zurückzukehren. Ich male mit Absicht aus, um zu zeigen, daß auch das Wort Jenseits ein Bild ist. Etwas anderes steht uns nun einmal nicht zur Verfügung, wo wir vom Transscendenten reden; ja auch dieser Ausdruck (das unsere Erfahrungswelt „Uebersteigende") ist wieder ein Bild.

Wir mögen uns wenden, wie wir wollen, wir werden das Bildliche nicht los. Gerade je mehr wir uns von der gemeinen Wirklichkeit entfernen, um so mehr gehen uns die Worte aus und umso nötiger haben wir die Bilder. Glauben wir wirklich, wenn wir diese auf der Seite lassen und dafür bloße Abstraktionen, philosophische Kunstausdrücke brauchen, seien wir der Wahrheit näher gekommen? Nein, höchstens unlebendiger sind wir geworden und nur noch für eine Elite

von solchen verständlich, die sich das Gehirn verrenken gelernt haben. Ans Herz werden wir keinem mehr dringen. Und der Wahrheit sind wir immer dann am nächsten gekommen, wenn wir den zutreffendsten Vergleich, das zum Gemüt am vernehmlichsten sprechende Bild gefunden haben. Wir wollen bei den Bildern bleiben und darum auch weiter von Gottes Liebe, Treue, Gnade, Geduld u. s. w. sprechen. Denn so lange wir an diesen Leib mit seinen Sinnen gebunden sind, schauen wir durch einen Spiegel in ein Rätsel und warten, bis die Decke von unsern Augen genommen ist und wir Gott schauen von Angesicht zu Angesicht.

* * *

Mit dem Gleichnis darf nicht, wie oft geschieht, das Symbol verwechselt werden. Auch es hat in der Religion stets eine Rolle gespielt, namentlich im Kultus. Vor allem ist es in der Kunst zu Hause, aber auch im täglichen Leben findet es Verwendung. Es ist nicht Vergleichung, sondern Abkürzung. Eigentlich jedes Wort ist ein Symbol, diese bestimmte Reihenfolge von Lauten repräsentiert einen bestimmten Gegenstand; der geschriebene Buchstabe ist ein Symbol des Lautes. Irgend ein Wort, das Bild eines Gegenstandes repräsentiert eine abstrakte Größe, ist deren Symbol. Wer das Wort hört, das Bild ansieht, soll an den symbolisch bezeichneten Begriff erinnert werden. Das Symbol sagt aber nur dem etwas, der seine Bedeutung kennt, es leuchtet nicht unmittelbar ein wie das Gleichnis. Es beruht nicht auf Evidenz, sondern auf Vereinbarung und ist darum oft Geheimsprache oder -Schrift. So war es eben in der jüdischen Apokalyptik (siehe oben). Oft ist das Symbol mythologischen Ursprungs, oft beruht es auf einem Vergleich, aber es muß nicht dem bezeichneten Begriff möglichst ähnlich sein, sondern es hat bloß einen oder zwei Vergleichungspunkte. Zwischen dem Bild einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und der Ewigkeit, deren Symbol sie ist, liegt der Vergleich bloß in dem „ohne Anfang und Ende"; niemand behauptet, daß die Ewigkeit im Ganzen der Schlange gleiche. Oder, um ein gegenwärtig naheliegendes Symbol zu wählen, der Christbaum repräsentiert Christus; aber das heißt nicht, daß Christus einem Tannenbaum mit Lichtern gar ähnlich sei, sondern der Vergleichungspunkt liegt darin: Wie der Baum mit seinen Lichtern durch die dunkle Nacht strahlt, wie seine grünen Zweige einen Gegensatz bilden zur winterlich toten Natur, so ist Jesus als Licht und Leben dem Volk aufgegangen, das in Finsternis und Todesschatten saß. Dieser Vergleichungspunkt soll die Gedanken von dem Baum hin zu Jesus lenken. Daß der Christbaum ursprünglich ein heidnisches Symbol ist und die jetzige Bedeutung erst später erhielt, ändert an dem Gesagten nichts.

Das Symbol ist nicht ein Hilfsmittel der Erkenntnis, wie das Gleichnis, sondern bloß ein solches der Gedankenassoziation, es will Gedanken und Gefühle in einer bestimmten Richtung lenken. Und da

der Kultus die Gedanken erheben, Stimmungen und Gefühle wecken will, arbeitet er besonders gern mit dem Hilfsmittel des Symbols. Wie aber das Gleichnis um seine Wirkung gebracht wird, wenn man es als Symbol auffaßt, so auch das Symbol, wenn man es mit dem Gleichnis verwechselt.

Auch das Christentum hatte schon frühe seine Symbole, die beiden „Sakramente" Taufe und Abendmahl. Die reinigende und erfrischende Wirkung des Wassers auf den Untertauchenden lenkt die Gedanken hin auf die reinigende und erneuernde Kraft der göttlichen Gnade, damit das Herz von dem Eindruck derselben ergriffen werde. Die Abendmahlselemente, Brot und Wein, repräsentieren durch den Vergleichungspunkt des Brechens und Gießens den Tod Jesu, sollen die Gedanken auf das Brechen seines Leibes und das Vergießen seines Blutes hinlenken. Wohl dieselbe Bedeutung hat das Symbol des Kreuzes, die Gebärde des Kreuzschlagens.

Aber wie im Gleichnis immer die Gefahr liegt, daß es für zutreffende Beschreibung gehalten und zum Dogma gemacht werde, so wird beim Symbol der repräsentativen Bedeutung leicht die Meinung untergeschoben, es diene wirklicher Kraftübertragung, die Taufe vermittle wirklich Gottes Gnade, im Abendmahl werde die Wirkung des Todes Jesu angeeignet, das Kreuzschlagen bedeute wirklich einen Schutz. Alles Gewicht wird dabei auf die Ceremonie gelegt, nach der psychologischen Vermittlung nicht gefragt. Das ist der Mißbrauch der magischen Auffassung, bei welcher der Ernst und die Innerlichkeit der Religion völlig abhanden kommt. Dieser magische Mißbrauch hat schon vielen auch den vernünftigen Gebrauch des Symbols verleidet. Man muß sich überhaupt fragen, ob das Symbol nicht in eine weniger reflektierte Zeit gehöre. Es ist eigentlich ein Unding, wenn man sich sagt: ich will mir das Symbol vor Augen stellen, um mich dadurch auf das, was es repräsentiert, hinweisen zu lassen. Wo man so reflektiert, hat man das Symbol nicht mehr nötig. Es gibt sicher noch Leute, denen es noch etwas sagt. Aber denen, die nichts damit anzufangen wissen, soll man es nicht aufzwingen. Es kann sein, daß eine neue Zeit auch neue Symbole schafft. Aber es darf nicht so gehen, daß man sie sucht, sondern sie sollen sich von selbst aufdrängen und mit Freude ergriffen werden, sonst leiten sie nicht zu den wirklichen Quellen der Kraft hin. Und darauf kommt es in der Religion an; sie zu eröffnen, dazu wollen Gleichnisse und Symbole dienen.

R. Liechtenhan.

Das Urchristentum und die untern Schichten.

So lautet das Thema des prächtigen Vortrages, den der kürzlich nach Berlin berufene Neutestamentler Prof. Deißmann auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß in Dessau gehalten hat. Er ist es wert, daß wir unsern Lesern nach dem gedruckten Protokoll*) darüber kurz referieren.

Das Problem des Verhältnisses des Urchristentums zu den untern Schichten ist namentlich durch Kautsky und Kalthoff nahe gerückt worden; sie haben das Urchristentum wesentlich als Produkt der Emanzipationsbestrebungen des Proletariates in der römischen Kaiserzeit, als eine Schöpfung der kommunistischen Vereine jener Epoche aufgefaßt. So entschieden ihre Anschauung als phantastische Geschichtskonstruktion abzulehnen ist, so richtig haben sie doch die enge Verflochtenheit des Urchristentums mit den untern sozialen Schichten herausgefühlt. Diese Schichten hat man erst neuerdings kennen gelernt. Die Literaturdenkmäler, die Schriften der klassischen Autoren, machen uns nur mit der Kultur einer dünnen Oberschicht bekannt und die Unterschicht lassen sie uns höchstens durch die Brille jener Oberschicht kennen. Nun haben uns aber die Funde zahlreicher Inschriften, Papyrusfetzen und Thonscherben (das vulgäre Schreibmaterial) in den letzten Jahrzehnten mit der Kultur jener untern Schichten bekannt gemacht, und Deißmann gehört zu den ersten Kennern dieser unliterarischen Dokumente des antiken Volkslebens. Er hat sie studiert, um von da aus manches Licht für das Verständnis des Neuen Testamentes zu erhalten; das Ergebnis seiner Studien hat er in einem großen Werk: „Licht von Osten" niedergelegt. „Freilich, darf er mit einem gewissen Stolze sagen, nicht jeder Forscher hat schon die Augen, um dieses Material lesen, und die Gesinnung, um es würdigen zu können. Noch immer giebt es Antiquare, die den verstümmelten Rest eines banalen alexandrinischen Hexameters für interessanter halten, als den Originalbrief einer armen Witwe oder den Originalvertrag über den Verkauf eines Sklaven." Mit Recht hat nachher in der Diskussion Naumann darauf hingewiesen, daß uns die soziale Bewegung unserer Tage für diese Dinge die Augen geöffnet hat; und nicht umsonst ist Deißmann, der unter den deutschen Theologen einer der eifrigsten Anhänger Naumanns ist und sich sozialpolitisch, z. B. als Stadtverordneter in Heidelberg, fleißig betätigt hat, gerade von diesen Problemen angezogen worden.

---

*) Erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Preis Fr. 2. 70. Enthält außerdem die Vorträge von Prof. Ernst Francke in Berlin über die gemeinnützige Rechtsauskunft und von Schulrat Wychgram aus Lübeck über die soziale Bedeutung der Mädchenschulreform, nebst den stenographisch aufgenommenen Diskussionen.

Das Ergebnis seiner Forschungen ist der deutliche, ja geradezu überwältigende Eindruck von der innigen Verflochtenheit des Urchristentums mit den untern Schichten. Die Sprache des Neuen Testamentes ist die Volkssprache jener Zeit; es gehört zu den wissenschaftlichen Verdiensten Deißmanns, den Wahn zerstört zu haben, als habe es jemals ein besonderes „biblisches" Griechisch gegeben. Die Vorstellungs- und Begriffswelt Jesu ist durch und durch volkstümlich und auch von Paulus gilt das mehr als man gewöhnlich annimmt. Viele seiner Bilder, die heute den Theologen viel Kopfzerbrechen verursachen, wie Rechtfertigung, Erlösung, Annahme an Sohnesstatt, waren damals für den einfachen Mann leichtverständlich.

Jesus und Paulus gehören diesen untern Schichten an und fühlen sich in ihrem Wirken zu ihnen hingezogen. „Das Urchristentum in seinen Führerpersönlichkeiten und in der überwiegenden Zahl seiner Bekenner ist eine Bewegung der untern Schichten. Nicht herabgesickert ist das Wasser des Lebens von der Oberschicht zu den Vielen und Kleinen, sondern emporgesprudelt ist es aus den Tiefen einer göttlich schlichten Seele; getrunken haben es zuerst Verirrte und Verschmachtende von der großen Karawane der Unbekannten und Vergessenen; wieder ein Schlichter war es, der die unversiegbare Quelle hinausgeleitet hat in die Welt, um Schlichte trinken zu lassen. Laßt zwei, drei Menschenalter vergehen, dann werden auch die Weisen und Klugen sich zu dem Born herandrängen."

Aber wenn auch von den untern Schichten getragen, ist das Urchristentum keine proletarische Emanzipationsbewegung mit kommunistischen Tendenzen. Nirgends hat es durch Organisation des Proletariats auf dem Weg des Kampfes um die politische Macht den Zukunftsstaat herbeizuführen gesucht. „Alles, was kommen sollte — und man hat viel erwartet — hat man von Gott erwartet." Das Urchristentum ist eine religiöse Bewegung. In der Masse stehend und mit der Masse sympathisierend, hat es in der Masse den Einzelnen entdeckt und der Einzelseele unerhörte Werte und Aufgaben gegeben, die den Einzelnen zu einem neuen Organismus, zu einem heiligen Bruderbund mit seinesgleichen zusammengeschlossen.

„Fern im Osten, auf galiläischer Erde, wächst aus der dichtgedrängten Schar der Vielen und Kleinen, der Schwachen und Verlorenen und Unmündigen eine Erlösergestalt empor, die Masse der Niederen und das Häuflein der Oberen weit überragend, und doch nicht von der Masse sich sondernd oder die Masse verachtend; die Masse vielmehr mit ganzer Seele umfassend, Alle zum Reiche Gottes entbietend; aber in der Masse den Einzelnen heraushebend, den Einzelnen zur Seele machend, die Seele in Kontakt bringend mit der obern Welt und sie für die gewaltigen Güter des Reiches, die Gott den Seinen schenken wird, rüstend und heiligend."

Damit erhalten wir aber auch für heute das Gesinnungsprogramm, das der Technik sozialpolitischer Arbeit die Richtung vorschreiben soll:

„mit der Masse in Kontakt zu treten, die Masse zu verstehen, wie sie ist und wie sie geworden ist, was sie leistet und was sie nicht leisten kann, die Masse lieb zu gewinnen, wie man die Mutter Erde und das breite Kornfeld lieb hat und den weiten Wald und die unendliche See — dann in der Masse den Einzelnen zu entdecken, den Einzelnen aus der Gefährdung durch die Massenexistenz zu retten, den Einzelnen über die Masse zu erheben, durch Hebung des Einzelnen die Masse zu veredeln und dadurch unsern großen sozialen Gemeinschaften, Staat, Gesellschaft und Kirche ihr natürliches Fundament zu sichern," so formuliert Deißmann dieses Gesinnungsprogramm.

Es sei erlaubt, auch kurz auf die Diskussion einzugehen. Während die Herren Professoren hier und dort in dem von Deißmann gezeichneten historischen Bilde die Lichter und Schatten anders verteilten, hielten sich die Praktiker mehr an die Gegenwartsprobleme. Das Interessanteste hat hier wieder einmal Naumann ausgesprochen. Nachdem er mit einiger Befriedigung konstatiert, die Wissenschaft gebe nachträglich der Erfahrung seiner eigenen politischen Entwicklung, daß sich aus dem Neuen Testament kein sozialpolitisches Programm herausholen lasse, völlig Recht, führt er aus, die Deißmann'sche Art, das Neue Testament zu lesen, bringe denen, die nicht mehr an die morgendliche Verwirklichung der großen Utopie glauben können, einen Ersatz für die entstandene Leere, und zwar diejenigen Elemente des Neuen Testamentes, „wo in der Masse die Einzelseele hervorgehoben und gesucht wird in ihrem Werte ... Das ist es ja, wonach einst jene alten Leute, deren Scherben heute wieder Sprache bekommen haben, suchten im Grunde, was alle armen Leute heute noch suchen: warum es sich verlohne, in der untern Schicht Mensch zu sein ... Dort, wo das Leben Mühe und Arbeit und Eintönigkeit und Regelmäßigkeit ist, da liegt die Frage sehr schwierig: warum macht und trägt man denn das alles nun eigentlich? Warum und wozu? Um jener Zukunft willen, die vielleicht einmal die Kinder haben werden, von der man aber nichts Sicheres weiß? Oder deshalb, weil jede Person als solche vor Gott und Menschen einen Wert hat? Es mag wohl bald die Zeit kommen, wo der Persönlichkeitsgedanke die Unterschicht beschäftigt. Es deutet vieles darauf hin. Dann aber wird man wieder von neuem suchen und lesen in dem Neuen Testament der armen Leute."

Für mich das ergreifendste Votum ist dasjenige von Pastor Herz aus Chemnitz. Er wirft die Frage auf: „Wie steht es heute mit unserm Christentum und den untern Schichten?" Und er antwortet: „Noch nie hat das Christentum in seiner Geschichte der Masse gegenüber so mit leeren Händen dagestanden, wie in unsern Tagen." Es wird von einer dünnen Oberschicht getragen; es bietet keine Massenideale, es hat die Massengesinnung, das persönliche, religiöse und ethische Einsgefühl mit der Masse verloren. Wir können nicht mehr volkstümlich reden und schreiben, wir können uns gar nicht richtig hineindenken in das Fühlen der Masse. „Wir können es nicht, wir werden es

auch vielleicht nie können. Wir sind einfach festgeschraubt auf unsere Bildung, auf unsere ganze Entwicklung, auf unser ganzes Milieu. Darum muß noch etwas anderes geschehen. Aus der Masse selber heraus müssen dem Christentum Führer geboren werden. Ich weiß aus meiner Arbeit in Chemnitz: es sind in der Masse große, lebendige religiöse Kräfte vorhanden. Die gilt es herauszuholen. . . . An diesem Problem wird es sich nach meiner Einsicht entscheiden, ob das Christentum, das Kirchenchristentum unserer Tage sterben oder neu leben wird."

Ich möchte hinzufügen: Die Entscheidung wird auch davon abhängen, ob die Vertreter der Kirche solche lebendige religiöse Kraft zu sehen, neidlos anzuerkennen und selbstlos zu fördern vermögen. Wenn sie aber die eigene Ehre suchen, so wird die neu erwachende Kraft an ihnen ein Gericht vollziehen. R. Liechtenhan.

Umschau.

Im „Freien Schweizer Arbeiter" hatte ein Einsender die **Verteilung von Bibelteilen an die Soldaten** während der Manöver getadelt. Es sei gar nichts Gutes gewirkt, sondern nur der rohe Spott der Soldaten herausgefordert worden. Darauf meldete sich ein Verteidiger der Bibelverteilung zum Wort. Er fand das Benehmen dieser Wehrmänner tief empörend und warf dem ersten Einsender Feigheit vor, daß er jene Spötter nicht zurechtgewiesen habe und nicht für die Sache des Evangeliums trotz Spott eingestanden sei. Nun äußerten sich noch mehrere Stimmen pro und contra. Daß wir das Spott treiben mit den verteilten Bibeln nicht billigen, ist selbstverständlich. Aber wir stellen uns entschieden auf die Seite derer, die diese Kolportage übel angebracht finden. Daß sie voraussetzt, diese Soldaten seien Heiden und die Absicht einer „Bekehrung" deutlich verrät, wird eben nur reizen und den Spott herausfordern. Vor allem aber leben diese Verteiler in völligen Illusionen über die Wirkung der Bibel. Wo sie wirken soll, da muß immer schon eine gewisse Ehrfurcht vorhanden sein. Man wende nicht ein, in katholischen Bevölkerungen habe sie doch schon eigene religiöse Bewegungen hervorgebracht. So wurde der Gründer der evangelischen Militärgemeinde in Rom durch die Lektüre einiger zerrissener Blätter des neuen Testamentes für den Protestantismus gewonnen. Aber Voraussetzung ist hier doch Ehrfurcht für Jesus, den man in der katholischen Kirche verehren, aber nicht kennen lernt. Und bei Heiden wird das Gefühl der Ueberlegenheit des weißen Mannes auch seinem Buche gegenüber eine gewisse willige Lernbegierde wecken.

Anders steht es aber bei Leuten, welche die Bibel als Schullehrmittel einst brauchten und ihr jetzt mit der Stimmung gegenüberstehen — durch eigene und fremde Schuld — das seien olle Kamellen. Der Eindruck von der Ueberlegenheit christlicher Lebenshaltung, etwa bei einem Kameraden, der ihre Spöttereien und Zoten nicht mitmacht und doch ein fröhlicher Geselle voll jugendlicher Frische und ein männlicher Charakter ist, muß vorangehen, ehe die Gemütsverfassung sich einstellt, der die Bibel etwas zu bieten vermag. Und gerade im Militärdienst, wo der Einzelne so oft unter dem Einfluß eines frivolen Herdengeistes steht, sind die psychologischen Voraussetzungen für eine Wirkung der Bibel besonders ungünstig. Ja, ist aber die Gegenaktion da nicht besonders nötig? Doch, aber sie soll von Soldaten ausgehen, die dem Geist ihres Milieus Widerstand entgegensetzen; gegen diese Bibelkolportage aber hat der Redaktor des „Freien Schweizer Arbeiter" mit Recht das Wort Jesu zitiert: Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Säue werfen. L.

Unser deutsches Nachbarvolk macht schwere Zeiten durch. Es ist schlimm, wenn ein Volk das Vertrauen zu seiner Regierung verloren hat. Und hier steht es noch schlimmer, als wenn man etwa befürchtet, eine Regierung könnte ungeschickte Gesetze erlassen oder unfähige Beamte anstellen. Derartiges kann wieder korrigiert werden; aber wenn die Unüberlegtheit des Monarchen seinem Volk das Ansehen bei den Nachbarn raubt, ja bei aller Friedensliebe plötzlich einen Brand entzünden könnte, so schafft das eine Unruhe, die niederdrückt.

Aber die Not bringt auch manche Tugend an den Tag. Wir Republikaner spüren nicht, welche sittliche Kraft in der Offenheit liegt, mit der geredet worden ist. Ich denke jetzt gar nicht bloß, welche Gefahr für die Karriere oder welche Möglichkeit eines Majestätsbeleidigungsprozesses eine ungeschminkte Sprache in sich schließt. Wer in Deutschland gelebt hat, weiß, welchen Gemütswert für viele der Besten der Kaiser und die Pietät gegen seine Person bedeutet. Wer bei uns über diese Regung spottet, vergißt ganz, daß wir für unser republikanisches Fühlen nichts können. Es ist für den monarchisch Fühlenden eine Pein, so über seinen Kaiser reden zu müssen. Trotzdem dieses Reden dem Herzen so weh tut, doch nicht zu schweigen, bedeutet eine sittliche Tat, die wir nicht gering anschlagen dürfen.

Daß sich der Kaiser so über das Denken und Empfinden seines Volkes hinwegsetzen durfte, hat Einsichtigen die Augen über ein Krebsübel geöffnet: die Gesinnungszüchterei. Natürlich kann nur die hohlköpfigste Einbildung meinen, in Deutschland gebe es nur Fürstenknechte und bei uns lauter freie Menschen. Aber das Kommandieren staatserhaltender Gesinnung, die Abhängigkeit der Karriere von der Bekundung der oben erwünschten Gesinnungstüchtigkeit — letzterer Uebelstand ist ja auch bei uns nicht unbekannt — drohte immer mehr überhand zu nehmen. Zu welcher Korruption das mit der Zeit führen muß, ist klar. Auf diese Wunde wird nun von aufrechten Männern der Finger gelegt, und wenn die Vorgänge der letzten Wochen dahin führen, daß der Kampf gegen diese ganze Liebedienerei nach oben mit neuer Wucht aufgenommen wird, so dünkt uns auch das Opfer, mit dem dieser sittliche Fortschritt erkauft werden mußte, nicht zu groß. Und wenn nun der Kaiser den Wünschen des Volkes entgegenzukommen verspricht, so ist nur zu hoffen, daß damit der Eindruck von der Krisis her nicht wieder verwischt werde und diese sittliche Frucht bleibe. Und eine erste Frucht ist doch schon da, daß der Kanzler mit dem Monarchen so offen reden durfte und daß dieser seine Erklärung erließ, ist doch beides eine sittliche Tat. Ob eine solche Erklärung eine wirkliche Garantie bietet, fragen wir hier nicht. Sie abzugeben forderte ein großes Maß von Selbstüberwindung, und damit hat der Kaiser seinem Volke gezeigt, daß sein Unrecht einzugestehen charaktervoller ist, als auf dem Begonnenen zu beharren. Das ist auch wieder erfreulich. L.

In einem Aufsatz im deutschen „Protestantenblatt" über **„Die Stellung des freien Protestantismus zur Sozialpolitik"** setzt Naumann auseinander, daß im Gegensatz zum Katholizismus und einem im Grunde katholisch orientierten Protestantismus (Christlich-Soziale), der konfessionell organisierte Sozialpolitik treibt, der freie Protestantismus wesent-

lich eine Gesinnung gibt, welche vor allem den Menschen erhalten und heben will, ohne sich mit einer bestimmten Sozialpolitik zu identifizieren. „Es gibt eine Sozialpolitik, die nach Rom schaut. und eine andere, die in eine neue Welt der Humanität hineinschaut." Wir geben aus dem Artikel folgende Stelle in extenso wieder:

„Es giebt vielleicht drei Arten, wie man die Stimmung der Menschen in sozialen Dingen beeinflußt. Die eine heißt Geduld unter allen Umständen. Das ist die Verkündigung von Tolstoi. Das ist: laß dir alles gefallen, und je mehr du dir gefallen läßt, desto seliger wirst du sein; denn du wirst selig sein, indem du das Leiden erduldet hast. Das ist die Auffassungsweise, die der sozialen Hilfstätigkeit am allerweitesten entfernt ist. Dann kommt die andere: sieh du die Menschen an wie Kinder, hilf ihnen und diene ihnen aus Mitleid und Barmherzigkeit nach der Geschichte vom barmherzigen Samariter. Diese Auffassung ist teilweise richtig, nämlich für die, die sich wirklich nicht helfen können, für alle, die wirklich da liegen und brauchen fremder Pflege. Darüber hinaus kommt die andere Verkündigung, daß man im Menschen die Persönlichkeit achten soll und für den einzelnen das Recht der Freiheit, das Recht des Kämpfens und Ringens feststellen soll. Das ist das schwierigste Problem: soll man vom christlichen Standpunkt aus ringen um freiere Lebensverhältnisse, um höhere Löhne? Das fordernde Ringen, das organisatorische Ringen, soll man das anerkennen als sittliche Leistung? Im freien Protestantismus erkennt man dieses aktive Ringen an als christliche Arbeit, nicht wartend auf das Jenseits, sondern die Welt umwandelnd." L.

Nicht weil ich der Sache so große Wichtigkeit beimesse, sondern bloß um nicht etwas anderes zu scheinen als ich bin, muß ich erklären, daß die Bemerkung von Pfarrer Tischhauser, **die religiös-sozialen Pfarrer** seien ausnahmslos schon mindestens 12—20 Jahre im Amte und kämen täglich mit dem Arbeiter und seiner Familie in Berührung, auf meine Person nicht zutrifft. Ich bin überhaupt noch nicht so lange im Amt und wirke in einer reinen Bauerngemeinde. Da der Passus erst in der Korrektur eingefügt wurde, konnte ich ihn nicht rechtzeitig berichtigen. Daß die Anklage auf mangelnde Kenntnis der Arbeiterseele nicht gegen die religiös-sozialen Pfarrer im allgemeinen erhoben werden darf, daran ändert sich nichts, wenn schon Tischhausers „ausnahmslos" unrichtig ist. Denn die Ausnahme bestätigt die Regel.
L.

Büchertisch.

R. Liechtenhan: Soziale Religion. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1908. Preis Fr. 1.25.

Diese Schrift unseres Freundes hätte schon lange in den „Neuen Wegen" angezeigt werden sollen. Sie ist inzwischen durch ihre Beziehung zu der Basler Münsterpfarrwahl rasch zu einem Stück „historischer Berühmtheit" gelangt. Diese Beziehung war keineswegs beabsichtigt. Ich benutze die Gelegenheit gern zu der Versicherung, daß die Herausgabe dieser drei Vorträge längst geplant nnd in die Wege geleitet war, bevor jemand an eine Kandidatur Liechtenhans für die Münsterkanzel denken konnte. Es wäre auch wenig diplomatisch gewesen, wenn sie extra für diesen Anlaß publiziert worden wären. Denn es ließ sich leicht voraussehen, daß sie Liechtenhan die Stimmen derer kosten würden, denen schon das Wort „sozial" zuviel und vollends der Sozialismus ein Greuel ist. Wie skrupellos der Gegner sie dann ausgenützt hat, ist schon in der letzten und vorletzten Nummer der „Neuen Wege" gezeigt worden.

Das Schriftchen hat inzwischen an Aktualität nicht verloren. Werden doch die „religiös-sozialen" Pfarrer gegenwärtig sozusagen mit allen Hunden gehetzt. Da mögen denn solche, denen es darum zu tun ist, die Wahrheit über diese Missetäter zu vernehmen und die darum gern hören möchten, was diese selbst sagen, nicht ihre

Gegner über sie, zu diesen drei Vorträgen greifen. Ihre Titel lauten: Prophetische und kirchliche Religion in ihrem Verhältnis zur sozialen Bewegung. Christentum und Sozialismus. Die Arbeit als Gottesdienst in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Der erste ist an der „religiös-sozialen Konferenz," die im Frühling 1908 in Zürich stattfand, der zweite im Grütliverein Frauenfeld und der dritte im Verein sozialdemokratischer Kirchgenossen von Außersihl gehalten worden. Ich möchte dem ersten die Palme reichen. Er ist eine nach meiner Ansicht ausgezeichnete Darstellung der religiösen Motive, die unsere soziale Haltung bestimmen und damit zugleich eine Widerlegung vieler Vorurteile, die gegen diese im Schwange sind. Der zweite und dritte schließen sich dem ersten als Erläuterungen und Ergänzungen an, haben aber zugleich ihren selbständigen Wert.

Diese Vorträge eignen sich vorzüglich als Einführung in die religiös-soziale Bewegung. Nichtsozialistische Christen werden durch sie der Gedanken inne werden, die von der Religion zum Sozialismus, nichtchristliche Sozialisten derer, die vom Sozialismus zur Religion führen. Was Liechtenhan zu einem trefflichen Dolmetscher der beiden streitenden Brüder macht, ist seine ruhig abwägende, gediegene, klare und grundehrliche Art. Wer dafür überhaupt Sinn hat, muß es spüren, daß hier ein Mann redet, den Kopf und Herz gleichmäßig zu seiner Verbindung von Religion und Sozialismus gebracht haben, und dem es nun ein heiliges Anliegen ist, andere von der Möglichkeit und Notwendigkeit dieser Synthese zu überzeugen.

Man möge dabei nicht vergessen, daß der Verfasser in diesen drei Vorträgen nicht sein ganzes religiöses und soziales Glaubensbekenntnis geben wollte und konnte. So naheliegend diese Erwägung ist, wird es vielleicht doch nicht ausbleiben, daß auf Grund dieser Vorträge da und dort einer sagen wird: „Sehet, das und das steht drin nicht, nichts von der Sünde, von der Gnade, vom Opfertod Christi!" Für andere aber wird diese Schrift eine Freude sein, eine Erweiterung des Gesichtskreises, ein Ansporn zum Weiterdenken, eine Stärkung des Glaubens an das Schaffen Gottes in der Gegenwart. L. R.

Auf zwei Bücher erbaulichen Inhalts, die gerade noch vor Weihnacht erscheinen, möchten wir unsere Leser jetzt schon aufmerksam machen, bevor eine eingehendere Besprechung möglich ist. Es handelt sich nicht um Erbauungsliteratur gewöhnlichen Stils, die einige feierliche Töne am Ohr vorrüberrauschen läßt und dann wieder vergessen wird, sondern um Anregung für Geist und Herz; es ist etwas für solche, die sich etwas möchten sagen lassen und Kräfte spüren wollen. Das erste der beiden Bücher ist die Predigtsammlung unseres Mitarbeiters Prof. Ragaz, unter dem Titel „Dein Reich komme", bei Helbing & Lichtenhahn in Basel erschienen (Preis Fr. 6.—). Unsere Leser bedürfen keiner besonderen Empfehlung des Buches mehr. Das andere Buch sind die Morgenandachten für das ganze Jahr, dargeboten von Freunden der Christl. Welt. Preis Fr. 6.75, geb. Fr. 8.80 (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen). Da eine größere Zahl von Verfassern mitgearbeitet hat, sind die einzelnen Betrachtungen nach ihrer Art verschieden; aber es ist überall derselbe freie und fromme Geist, der aus ihnen spricht. L.

Offenbarung und Wunder von Prof. W. Herrmann in Marburg. Gießen, A. Göpelmann. Preis Fr. 1.75.

Diese beiden Vorträge enthalten gerade diejenigen Gedanken des berühmten Marburger Theologen, die ihm ganz besonders am Herzen liegen und durch die er gerade auf eine Reihe unserer Pfarrer, die zu seinen Füßen gesessen haben, Einfluß gewonnen hat: Offenbarung kann für uns nicht irgend eine Summe von Lehren sein, denen beizustimmen wir uns entschließen, auch nicht eine historische Ueberlieferung, die wir für wahr halten, sondern nur das, was uns aus der Verlorenheit unseres bisherigen Zustandes, unserer Anfechtung, unserer Haltlosigkeit und dem Selbstgericht der Schuld erhebt. Inhalt der Offenbarung kann ganz allein Gott sein, und er tritt uns entgegen in Jesus, dadurch daß Jesus eine geistige Macht über uns wird; und das wird er durch das, wodurch er uns Vertrauen abgewinnt, daß wir uns dieser Macht unterwerfen und hingeben. Daß es nicht darauf ankommt, was wir über Jesus

denken, sondern wie er auf uns wirkt, wird in aller Schärfe betont.

Befremdend wird manchen die starke Hervorhebung des Wunders als einer religiös unentbehrlichen Tatsache anmuten. Doch wird man bald sehen, daß Herrmann unter dem Wunder nicht das Mirakel, irgend ein historisch überliefertes einmaliges Ereignis versteht, das als geschehen anzusehen die christliche Religion von uns fordern würde. Er verlangt, daß wir Wunder selbst erleben sollen. Wunder ist das, was uns die höhere Wirklichkeit Gottes erschließt, die über der sichtbaren Wirklichkeit der in den gesetzmäßigen Kausalzusammenhang eingespannten Dinge steht. Wunder ist für ihn schließlich dasselbe wie Offenbarung, und wenn er es verteidigt, so liegt ihm hauptsächlich zweierlei am Herzen. Zuerst der Gegensatz gegen den Rationalismus, der Gott auf dem Wege der verständigen Ueberlegung, des logischen Schlusses finden will; Herrmann will das Irrationale des Glaubens hervorheben, daß er Erlebnis, Berührtwerden von einer Wirklichkeit ist. Und gegen den Monismus hält er daran fest, daß Gott nicht in der Welt, sondern über ihr gesucht werden muß, eine höhere Wirklichkeit ist, wie er sich ausdrückt. Wir stimmen darin bei, daß christliche Gotteserfahrung das Berührtsein von einer Macht ist, die uns über das Dasein als bloße Naturwesen hinaushebt; Gottesglaube in christlichem Sinn ist Erlösungsglaube. Aber wir können nicht darauf verzichten, diesen überweltlichen Gott nun doch in der Natur, die allein ihn uns nicht erschließen konnte, zu suchen und die kausal bedingte Welt als eine Kundgebung dieses Gottes hinzunehmen. Wir finden die Brücke in dem Gedanken, daß eine Betrachtung derselben Erscheinungsreihe nach Ursachen und eine solche nach Zwecken einander nicht ausschließen, sich vielmehr ergänzen; die erstere ist die Betrachtung von hinten her, die letztere diejenige nach vorn.

Wir haben uns etwas in philosophische Fragen verirrt, das mag zeigen, daß Herrmanns Schrift keine ganz leichte Lektüre ist. Sie wird aber den, der sich die Mühe dazu nimmt, schon belohnen, auch da, wo er Widerspruch erheben möchte. L.

J. Wendland: Monismus in alter und neuer Zeit. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel 1908.

Alle Welt spricht heute vom Monismus. Da sind gewiß viele dankbar dafür, wenn sie eine kurze und doch zuverlässige geschichtliche und systematische Orientierung über das Problem dieser Diskussion bekommen. Ist es doch recht schwierig, sich auch nur klar zu machen, was denn unter „Monismus" überhaupt zu verstehen sei. Diese Orientierung gibt mit großer Klarheit und in schöner, allgemein-verständlicher Sprache die kleine Schrift von Prof. Wendland in Basel, und nicht nur eine Orientierung über das Problem, sondern auch eine Lösung desselben, oder wenigstens eine Wegleitung dazu, die zum Weiterdenken anregt. Ich möchte darum die (aus einem akademischen Vortrag entstandene) Schrift nicht nur Theologen, sondern vor allem auch philosophisch angeregten Laien angelegentlich empfehlen. L. R.

Die Welträtsel und ihre Lösung. Populäre philosophisch-naturwissenschaftliche Vorträge von Joh. Hauri. Berlin, bei Conrad Skopnik, 1909.

Wir haben die Freude, unserm Leserkreis vom Erscheinen eines Buches zu berichten, auf das wir seit Jahren mit Sehnsucht gewartet haben. Als wir vor zwei Jahren das Programm unserer Zeitschrift schrieben, hat uns ein Ziel vor Augen geschwebt, dem dieses Buch mit mustergültiger Sachkenntnis und seltener sprachlicher Treffsicherheit entgegenarbeitet. Es will nicht Propoganda machen für irgend eine bestimmte Glaubensrichtung oder religiöse Stimmung, sondern einfach Raum machen für die Welt unseres Geistes und energisch die Grenze ziehen, an der die so viel gepredigte und gefürchtete Allmacht der Naturwissenschaft aufhört. Im engern Sinn mit religiösen Fragen beschäftigt sich eigentlich der kleinste Teil des Buches, aber wenn irgend eines gibt es uns Mut und Sicherheit des Glaubens zurück in einer Zeit, die so furchtbar unter dem Bann der Naturwissenschaften gestanden hat.

Kein Thema wohl ist in den letzten Jahrzehnten so viel besprochen worden, wie das Verhältnis unserer religiösen Gedankenwelt zu den Naturwissenschaften

und ihren Resultaten. Aber einmal hat der Theologe zu sehr vorgestochen, einandermal — und das wohl am häufigsten — wurde verfahren nach der bekannten Methode, die der Naturforschung die Lücken ihres Wissens ablauert, um Platz zu schaffen für Gott und göttliche Weltregierung, ein kleinlicher Verteidigungskrieg, bei dem man zehn mal denken muß: Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren. Oder endlich in einem dritten Fall spürte man wohl die souveräne Glaubenszuversicht des Sprechenden, aber man vermißte einen tieferen Einblick in Methode und Ergebnisse der Naturforschung.

Nun haben wir endlich ein Buch, das *ein Theologe schreibt, der zugleich Naturforscher ist* und mit der Sicherheit einer *wirklichen philosophischen Schulung* das Problem voranstellt, das in unseren Tagen unzählige auch unter den akademisch Gebildeten kaum mehr kennen, das Erkenntnisproblem überhaupt, d. h. das Rätsel unseres Bewußtseins und seines Verhältnisses zur Körperwelt. Und endlich — nicht zuletzt — haben wir eine Zusammenfassung der wichtigsten philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen, die jedermann lesen kann und die auch komplizierte Dinge jedem zugänglich macht, der einige Uebung im Denken sich erworben hat. In entzückender Klarheit geht der Fluß der Gedanken dahin durch alle die sieben Welträsel hindurch, die Häckel wieder in aller Leute Mund gebracht hat, und häufig schlagen die Wellen dieses Flusses in feinem Humor an die Ufer. Da erfährt man, *um was es sich handelt*, was Häckels Monismus geben will, ohne es zu können, was der Darwinismus ist und seine Korrekturen durch die neuere Forschung; ein fröhliches Kapitel orientiert über das Seelenleben der Tiere und das vernünftige Denken der Menschen, ein praktisch reich illustriertes über die schwierige Frage der Willensfreiheit. Zum Wertvollsten des ganzen Buches beim Gedanken an die ratlose Unsicherheit vieler ehrlich suchenden Menschen der Gegenwart zählen wir das 13. Kapitel: Wie gewinnt man eine Weltanschauung? Ein Vortrag über Gott und Unsterblichkeit schließt die ganze Serie.

Die Absicht, das Buch unsern Lesern noch vor Weihnachten anzuzeigen, nimmt uns leider die Möglichkeit, es ausführlich zu besprechen, aber *wir können nicht dringend genug darauf aufmerksam machen*. Wer je mit Menschen in Berührung kommt, die sich mit Erkenntnisfragen beschäftigen — und welcher unter der jüngeren Generation gehört nicht zu ihnen! — „Glauben und Wissen", „Willensfreiheit", „Körper und Geist", „Entwicklung und Schöpfung" u. s. w., der weiß von Stund weg, welches Buch er solchen Leuten in die Hand geben kann, ohne die Befürchtung, sie möchtens nach einigen mühevollen Stunden gequält auf die Seite legen und wieder in den Bann der Theorien geraten, die in ihrer Einfachheit so sehr bestechen und doch so durchaus unbefriedigt lassen. Wir bedauern nur das eine, daß Dr. Hauris Buch nicht schon ein Jahrzehnt früher erschienen ist, ohne unsern Dank dafür herabzusetzen, daß wirs nun haben. B. H.

H. Bauer, **Manneswürde und Mädchenehre.** 2. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Preis 70 Cts.; 12 Exempl. Fr. 6.40, 50 Exempl. Fr. 20.25.

Ich hörte den Verfasser neulich über „Seelsorge an den Jugendlichen" reden und war ergriffen von dem tiefen Ernst und der warmen Liebe, die aus seinen Worten herausleuchteten. Davon spürt man auch etwas in diesem Schriftchen. Von dem Gedanken der Manneswürde und der Mädchenehre aus wird geschlechtliche Reinheit gefordert. Der naturalistische wie der asketische Standpunkt werden mit gleicher Entschiedenheit abgelehnt. „Nicht in den Ausbrüchen und Folgen sündiger Leidenschaften, so böse sie sind, liegt die höchste Gefahr. Das eigentlich seelenmörderische, das unsere sittlichen Zustände im Tiefsten zersetzende Gift ist die *Lüge*, mit der man das Begangene oder zu Begehende, das sich dem Gewissen als Schuld kundgibt, als ein Natürliches, Unvermeidliches, als ein Entschuldbares oder gar Berechtigtes darstellt, oder es abschüttelt, als berühre es nicht das sittliche Selbst." Dieser Lüge geht Bauer vor allem nach, den Abscheu vor ihr weiß er zu pflanzen. Er jagt den Gefallenen nicht in Verzweiflung, aber er verlangt, daß er seine Schuld nicht mit solcher Lüge bemäntele,

sondern sich in ehrlicher Reue draus erhebe. Das Schriftchen ist durch und durch gesund; natürlich halte ich es nicht für das Schriftchen, das dem jungen Mann gegeben werden soll; es bedarf ja nicht jeder dasselbe; die Sexualpädagogik kann nicht mehr fehlen, als wenn sie alle über einen Leist schlägt. Aber jedem Erzieher sei es empfohlen, damit er prüfe, ob es nicht das ist, was gerade sein Schützling braucht. L.

Ein Weihnachtsspiel, betitelt **Gottesgaben**, hat unser Mitarbeiter H. Luther in Braunwald, Kt. Glarus, im Selbstverlag erscheinen lassen. Preis 25 Cts. Der Verfasser bringt darin vor allem die sozial versöhnende Bedeutung der Weihnacht zum Ausdruck. Die Verse sind schlicht und leicht verständlich. L.

Berichtigung. In letzter Nummer Seite 351 ist unter „Büchertisch" aus Versehen der Satz „Aus der Sammlung der religionsgeschichtlichen Volksbücher sind uns einige Hefte zur Besprechung zugegangen" statt an die Spitze in die Mitte zu stehen gekommen; die besprochenen sind also alle „religionsgeschichtliche Volksbücher" (Tübingen, J. C. B. Mohr).

Lesefrucht.

Das Christentum geht wesentlich darauf aus, sich zu verweltlichen, d. h. sich von der kirchlichen Form, die es bei seinem Eintritt in die Welt anlegen mußte, zu entkleiden und die allgemein menschliche... Lebensgestalt anzutun. Richard Rothe.

An unsere Leser.

Wir machen nochmals auf die letzter Nummer beigegebenen Karte aufmerksam, und bitten sehr, sie mit Adressen ausgefüllt der Buchdruckerei R. G. Zbinden einzusenden; sie werden immer noch gerne entgegengenommen. Ein Abonnement auf die „Neuen Wege" ist auch ein schönes Weihnachtsgeschenk.

Ein Abonnent hat auf der Karte einige Leserwünsche an die Adresse der Redaktion eingesandt. Wir danken bestens und bitten um weitere derartige Aeußerungen. Wer etwas auszusetzen hat, der möge statt im Stillen zu schimpfen, uns seine Wünsche mitteilen (aber nicht anonym!). Daß wir es nicht Allen recht machen können und wollen, brauchen wir nicht besonders zu versichern. Wir versprechen auch nicht, daß wir allen Uebelständen abhelfen können, wollen aber unser Möglichstes tun. Am liebsten ist es uns aber, wenn unsere Leser, statt zu tadeln, selbst mit Hand anlegen, um es besser zu machen. Vor allem sollen die Laien nicht die Theologen allein reden lassen.

Mannigfache Umstände haben die bedeutende Verspätung dieser Nummer verschuldet. Wir bitten um freundliche Entschuldigung und versprechen Besserung.

Die Fortsetzung (und wenn möglich der Schluß) der Kontroverse Förster-Tischhauser soll in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs erfolgen.

Die Redaktion.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; Lic. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz**, Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.

GTU Library
3 2400 00334 7840

v.2
1908

Neue Wege

v.2
1908